P4 400

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

8 9123
17/7/08.

Band CXXXI.

(April — Mai — Juni 1907.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Socecŭ & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg,** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **Shanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama,** Max Nößler & Co. Windler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 131

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundeinunddreißigsten Bande (April — Juni 1907).

		Seite
I.	Der Efeu. Sardinischer Dorfroman von **Grazia Deledda.** III. (Fortsetzung)	1
II.	Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69. Von **Paul Güßfeldt.** I.	42
III.	Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. Zu ihrem hundertjährigen Todestage. Von **Eleonore von Bojanowski**	63
IV.	Altes und Neues von der Zoologischen Station in Neapel. Von **Wilhelm Giesbrecht**	76
V.	Aus der Provence. Von **Theodor Birt.** IV. (Schluß)	93
VI.	Persönliche Eindrücke von amerikanischen Universitäten. Von **Alois Brandl**	116
VII.	Altorientalische Nachdichtungen. Von **Hermann Gunkel**	135
VIII.	Beiträge zur Kulturgeschichte des Rheinlandes. Von **P. D. Fischer**	141
IX.	Wilhelmine von Graevenitz. Die „Landverderberin". Von **Marie Kirschner**	143
X.	Politische Rundschau	147
XI.	Aus der Welt der Arbeit	153
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Der Efeu. Sardinischer Dorfroman von **Grazia Deledda.** IV. (Schluß)	161
XV.	Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69. Von **Paul Güßfeldt.** II. (Fortsetzung)	199
XVI.	Väter und Söhne. Eine sozialpädagogische Studie aus der deutschen Gegenwart. Von **Friedrich Paulsen**	225

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Einige Ergebnisse und Probleme aus dem Gebiete der neuen Strahlen. Von **Walther Löb** 239
XVIII. Eine staatswissenschaftliche Denkschrift für den Kalifen Harun al-Raschid. Von **Wilhelm Riedel** . . 254
XIX. Das Klima der Mittelmeerländer und seine Folgewirkungen. Von **Theobald Fischer** 274
XX. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 290
XXI. Politische Rundschau 305
XXII. Zwei Romane 311
XXIII. Ferdinand Freiligrath 314
XXIV. Literarische Notizen 317
XXV. Literarische Neuigkeiten 320
XXVI. Der Bibelhase. Eine Begebenheit aus der Fridericianischen Zeit. Von **Ernst von Wolzogen.** I./V. 321
XXVII. Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69. Von **Paul Güßfeldt.** III. (Schluß) 351
XXVIII. Ernst Zahn. Eine Charakteristik von **Erich Schmidt** . . . 378
XXIX. Marsch und Dünen an den Küsten Nordfrieslands. Von **J. Reinke** 386
XXX. Die Sprache des Kindes. Von **Ernst Tappolet** . . . 399
XXXI. Auf den Spuren der tropischen Eiszeit. Von **Wilhelm Bölsche** 412
XXXII. Ḳuṣejr ʿAmra. Von **H. Brentano** 428
XXXIII. Die Waldfrau. Von **M. P. Tschistjakòw** 436
XXXIV. Englische Hofschauspieler in Berlin. Von **A. Brandl** 458
XXXV. Politische Rundschau 464
XXXVI. Neue Musik-Literatur. Von **Carl Krebs** 470
XXXVII. Literarische Notizen 478
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten 479

Der Efeu.

Sardinischer Dorfroman

von

Grazia Deledda.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Jedes Jahr hatte Donna Rachele einige Frauen aus der Nachbarschaft kommen lassen, die Annesa helfen mußten, das Mittagsmahl für die Armen herzurichten.

Doch dieses Jahr hatte Annesa erklärt, daß sie keine Hilfe haben wolle. Es sei schon zuviel dafür ausgegeben worden, an die dreißig Lire, wie sie sagte, „weggeworfen für die Hunde und die Raben."

Auch Paulu hatte jedes Jahr dagegen geeifert, und jedesmal, wenn der Tag der Armenspeisung wieder gekommen war, hatte er gescholten: er wolle nicht, daß seine Mutter sich so abquäle und sich erniedrige, sechs elende Bettler zu bedienen.

Aber Donna Rachele in ihrer frommen Geduld hatte die Kinder schmälen lassen, und fast ängstlich erwartete sie diesen für sie so gesegneten Tag. Sie dachte:

„Unser Herr Jesus wusch den Armen die Füße. Ach, könnte ich es ebenso machen mit den Armen, die an meinem Tische sitzen."

Seit vielen Jahren mußte eine Dama Decherchi die heilige Pflicht erfüllen, mit eigenen Händen sechs verschämte Arme, deren Dürftigkeit möglichst wenig bekannt war, zu bedienen. Seit vielen Jahren, vielleicht schon seit Jahrhunderten. Donna Rachele hatte sich immer gesträubt gegen den Verkauf der Tanka, auf der diese Verpflichtung ruhte; und so war sie die letzte geblieben. Jetzt aber mußte man sich in die unerbittliche Gewalt der Ereignisse fügen und Geduld haben. Paulu war noch nicht zurückgekommen, und die letzte Hoffnung Donna Racheles und der Großväter knüpfte sich an ihn.

„Im nächsten Jahre lebe ich vielleicht nicht mehr. Denken wir also daran, in diesem Gutes zu tun und unsre Pflicht zu erfüllen," sagte die fromme Frau zu der unruhigen, nervösen Annesa.

Fast alle Jahre waren es dieselben Sechs, die heimlich zum Essen kamen. Aber trotz der Heimlichkeit, die dieses Mahl umgab, wußte doch der größte Teil der Einwohner von Barunei, daß an dem und dem Tage und zu der und der Stunde die bewußten Sechs mit Silbergabeln aßen und von einer Dama bedient wurden. Und jedes Jahr, nachdem das Armenessen stattgefunden hatte, machte sich der halbverrückte Messo den Spaß, an den Häusern der sechs Armen vorüberzugehen, sie herauszurufen und sie mit ihren silbernen Gabeln und Löffeln zu necken.

Auch Tante Anna, die Base von Donna Rachele, hatte Annesa ihre Hilfe angeboten.

„Dann kann ich mir vielleicht einen Mann unter euren reichen Gästen aussuchen," sagte sie scherzend.

Aber Annesa achtete nicht auf die Tante. Sie kochte, und ihre angstvollen Gedanken waren bei Paulu, der schon seit drei Tagen abwesend war. Wo war er denn? Warum kam er nicht zurück? Immer wieder mußte sie an seine Worte mit der finsteren Drohung denken: „Es ist meine letzte Reise. Entweder ich finde was, oder . . . ich kehre nicht zurück."

Jedesmal, wenn sie auf dem Gäßchen den Tritt eines Pferdes hörte, zitterte sie. Aber es war niemals der Schritt des braunen Pferdes. Die Hoffnung schwand, die Unruhe wuchs.

Tante Anna plauderte, Annesa schwieg und hing ihren traurigen Gedanken nach.

Sie war wie immer hübsch und sauber gekleidet, mit Sorgfalt gekämmt. Donna Rachele, die hin und her ging, vom Zimmer in die Küche, von der Küche in den Hof, wo Annesa das Feuer angezündet hatte, um die Maccheroni zu kochen und das Fleisch zu braten, bemerkte etwas Ungewöhnliches und Fremdartiges an dem jungen Mädchen.

„Manchmal bist du blaß, und dann wieder glüht dein Gesicht," sagte sie und streifte mit den Fingern ihre Stirn. „Was hast du? Bist du krank, bist du müde?"

„Nein, es ist nichts. Es ist die Hitze des Herdes," sagte Annesa gereizt.

Auch Tante Anna sah sie an und scherzte nicht mehr. Aus den traurigen Augen Annesas war die Sanftmut geschwunden, manchmal funkelten sie wild, dann wieder blickten sie starr, wie irre, wie die Augen einer Verzückten.

„Sie ist heute schlecht gelaunt, lassen wir sie in Ruhe. Sie ist erzürnt, weil sie nicht wollte, daß wir in diesem Jahre das Mahl geben," vertraute Donna Rachele der Base.

Und Tante Anna gab Annesa recht. Wenn in einigen Tagen die Tanka zur Versteigerung kommen sollte, war es Unsinn, die fromme Pflicht zu erfüllen. Aber sie sagte nichts, sie drehte den Spieß über den rauchenden Kohlen weiter.

In dem Zimmer des Kranken war schon der Tisch gedeckt, auf dem gelblichen Leinentuch lagen neben den weißen, rotgeblümten Tellern die letzten sechs Silberbestecke. Zwei Eingeladene waren schon gekommen, zwei alte Brüder, Chircu und Pedru Pira; sie saßen am Bette des Asthmatikers. Es

waren zwei unglückliche Alte, aus guter Familie, die alles Mögliche schon versucht, alles Mögliche unternommen hatten, und denen nichts geglückt war. Sie waren anständig städtisch gekleidet, aber ihre fahlen, eingefallenen Gesichter, die abgemagerten Hände, die traurigen Augen erzählten eine lange Geschichte von Leiden und Elend. Sie waren wirklich zwei verschämte Arme, deren Armut jedoch allgemein bekannt war; Donna Rachele hatte sie eingeladen, um Onkel Zua eine Freude zu machen, weil der jüngere der Brüder, Chircu Pira, stets sein guter Freund gewesen war.

Während sie auf die andern Gäste warteten und Donna Rachele mit Annesa unter dem Dach des Hofes stand, schimpfte Onkel Zua über seine Verwandten. Durch das angelehnte Fenster des halbdunklen Zimmers drang ein grauer Lichtschimmer und der Duft von feuchten Blättern. Alles hier drinnen war trostlos: der leichenhafte Alte, der gedeckte Tisch mit dem vergilbten Linnen, die beiden in Barchent gekleideten Brüder mit den spärlichen Haaren und den Gesichtern, bleich vor Hunger.

Und Onkel Zua schimpfte über alle, sogar über Rosa, die er einen Hohlkopf nannte.

„Cosimu Damianu ist aufs Feld gegangen, heute! Er will arbeiten, der alte Faulpelz! Jetzt, jetzt, wo er mit einem Fuß im Grabe steht! Jetzt will er arbeiten, nachdem er sein ganzes Leben auf Kosten andrer gelebt hat! Und Don Simone ist spazieren gegangen, er muß sich ein wenig Bewegung machen, der alte Kavalier, um Appetit zu bekommen! Ja, geh nur spazieren, mein Lieber, im nächsten Jahre wirst du zum Armenessen eingeladen . . . eingeladen vom neuen Herrn deiner Tanka."

Die beiden Alten lächelten traurig, aber der Älteste, dem das gehässige Geschwätz des Kranken unangenehm ward, sagte, um ihn zu ärgern:

„Paulu wird viel Geld heimbringen. Man sagt, er sei nach Nuoro gegangen, wo . . ."

„Schweig!" unterbrach ihn der Onkel und versuchte sich aufzurichten; beim Gedanken an Paulu ward er noch erregter. „Den Teufel wird er mitbringen, der Vagabond, der Landstreicher. Wer wird dem Kredit geben? Alle lachen über ihn, alle, alle . . ."

Der Zorn erstickte ihn. Der alte Pira stand auf und machte ihm das Kissen hinter seinem Rücken zurecht.

„Ärgere dich nicht, Zua, du schadest dir."

„Ja, ich ärgere mich, weil . . . siehst du, weil alle glauben, daß er wegen seiner Geschäfte verreist sei, um . . . Genug . . . statt dessen . . ."

„Statt dessen streicht er umher, um sich zu amüsieren, wir wissen es," sagte Chircu Pira, um den alten Freund zu beruhigen. „Wir wissen es."

„Ja, mein Alter — ja, so ist's. Er ist zum Fest des heiligen Isidoro gegangen. Dort will er sich Geld leihen. Er denkt nicht daran, daß binnen fünf Tagen das Haus und die Tanka versteigert werden. Er denkt nicht daran, niemand denkt daran . . . Sie sind alle lustig, sie pfeifen darauf, die! Seht nur Don Simone! Er geht spazieren, um sich Appetit zu machen! Sie hoffen wohl, daß ich in diesen fünf Tagen sterbe, aber ich habe ein hartes

Fell, und sieben Seelen stecken darin, wie bei der Katze. Ich sterbe nicht, meine Alten, und wenn ich sterbe, dann ist jemand da, der kommen und sehen wird . . ."

„Wer wird kommen und sehen? Zua, ärgere dich nicht," wiederholte der alte Freund. „Du schadest dir."

Aber der Bruder drängte: „Wer wird kommen und sehen?"

Doch der Kranke hatte seine Worte schon bereut, er sagte nichts mehr.

„Ah, die Fliegen!" fing er wieder an, langsam die Hand, an der der Rosenkranz hing, hin und her bewegend. „Was für ein abscheulicher Tag! Wenn es so schwül ist, leide ich noch mehr. Und dieses Geschöpf, diese Annesa! . . . Das ist auch eine! Die hat der Teufel hergebracht. Sie sieht mich immer an, als wollte sie . . . Ah, da kommen sie!"

Die Tür wurde geöffnet. Man hörte auf dem Flur das melancholische Lachen Rosas, der Riesenkopf, die lebhaften Augen und das rot und blaue Kleid des Kindes tauchten auf; und hinter ihr der schwarze Rock, der Stock und die Mütze von Don Simone.

Der alte Edelmann schien noch heiterer als gewöhnlich. Er scherzte mit dem Kinde, zog sie am Zipfel ihres Kopftuches und sagte:

„Vorwärts, kleines Füllen, lauf, lauf!"

Onkel Zua schaute ihn verächtlich an. Alsdann kamen die andern Eingeladenen, darunter ein noch ganz Junger, der seit der Kindheit blind war. Don Simone setzte sich mit den Armen zu Tisch, was er noch nie getan hatte, Rosa an seiner Seite.

„Donna Rachele," rief er, „wir sind bereit! Aber Ihr habt Euch verrechnet. Statt sechs habt Ihr in diesem Jahre sieben Arme eingeladen; ja sogar sieben und einen halben."

Donna Rachele trat ein. Sie sah streng und bleich aus in ihrer schwarzen Tracht. Sie trug eine große Schüssel Maccheroni herein und versuchte zu lächeln. Aber als sie den alten Schwiegervater bei den armen Tischgästen sitzen sah, fuhr sie zusammen, Tränen traten ihr in die Augen. Er aber schaute sie vergnügt an, und sie dachte:

„Er sieht aus, als hätte er mir was zu sagen. Vielleicht eine gute Nachricht? Ob ihm Paulu geschrieben hat?"

Die Gegenwart Don Simones schüchterte die Eingeladenen ein wenig ein; er scherzte während des Essens mit allen, neckte sie und zog in gutmütiger Weise Matteu Corbu auf, den alten Fresser, der sich rühmte, einmal ein ganzes Lamm verzehrt zu haben.

Das erheiterte die Gäste. Sie fingen nun auch an, dem Beispiel des Hausherrn folgend, sich über den Alten lustig zu machen.

„Was war doch dein Lieblingslied, als du jung warst, Matteu?" fragte Onkel Chircu. „Weißt du's nicht noch?"

Aber der Alte, der wie der heilige Petrus en miniature aussah, kahlköpfig, mit langen Haaren im Nacken, aß ruhig weiter und schwieg. Neben ihm saß der blinde Niccolinu, er betastete das Tischtuch und lächelte.

„Weißt du's nicht mehr? Na, aber Matteu! Bist du taub? Ich kenne dein Lied noch ganz gut:

Wenn die Berge Maccheroni wären
Und die Täler geriebener Käse . . .“

Rosa hatte begierig gelauscht, plötzlich brach sie in Lachen aus und flüsterte Don Simone etwas ins Ohr.

„Was willst du, Rosa? Ich verstehe dich nicht.“

„Komm, ich werde dir's in der Küche sagen.“

Schwerfällig stieg sie von ihrem Stuhl hinunter und zog den Großvater so lange am Rock, bis er aufstand und ihr folgte.

„Laß ihn noch einmal das Maccheronilied singen, Großvater,“ bat sie.

„Darum hast du mich hergezogen, du kleiner Wildfang?“

Sie entschlüpfte ihm, er lief ihr nach bis in den Hof. Tante Anna war in der Küche, Annesa ins Zimmer getreten, um den Kranken zu bedienen, und Donna Rachele im Hof beugte sich über den Spieß und wollte ihn eben vom Herde nehmen, als Don Simone auf sie zuging und ihr rasch ins Ohr flüsterte:

„Pfarrer Virdis hat mir etwas anvertraut, aber es ist ein großes Geheimnis. Er hat Zua dahin gebracht, das Haus und die Tanka anzukaufen. So kann noch alles gut werden. Aber rede um Gotteswillen mit niemandem darüber, nicht einmal mit Annesa.“ Dann sagte er zu dem Kinde: „Komm, nun wollen wir wieder hineingehen, Rosa; sie sollen das Lied noch einmal singen.“

Als die Witwe wieder eintrat und den Braten brachte, sahen alle, daß ihr Aussehen sich verändert hatte; eine fast fieberhafte Freude belebte sie, und Worte der Liebe und Sanftmut flossen von ihren leicht gefärbten Lippen. Auch Annesa sah Donna Racheles Erregung, aber sie schob sie auf das mystische Vergnügen, das die fromme Frau beim Bedienen der Armen empfand, und ihre Traurigkeit und Unruhe wuchsen. Manchmal dachte auch sie schlecht von ihren Wohltätern. Ja, fürwahr, man konnte rasend werden, sie am Vorabend ihres völligen Ruins so sorglos und lustig zu sehen. Und Paulu kam nicht zurück! Wo war er? Annesas Gedanke suchte ihn, folgte ihm in der grenzenlosen Öde der Tankas, durchwanderte mit ihm die stillen Wege unter dem düsteren, drohenden Himmel, der auch über ihr, über ihrer betrübten Seele lag, und der sie drückte wie eine Felsenlast.

Die Tischgenossen sprachen von dem blinden Niccolinu.

„Er sagt, daß er seit einiger Zeit, an gewissen Tagen, einen leichten Schimmer zu sehen meint. Bis zu seinem dritten Jahre ist er nicht blind gewesen, er wurde es erst nach einer schweren Krankheit. Neulich ist er zum Feste des Erlösers nach Nuoro gegangen, und nun glaubt er das Augenlicht langsam wieder zu bekommen. Ist dem nicht so, Niccolinu?“

Der Blinde machte das Zeichen des Kreuzes als einzige Antwort.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes,“ rief Donna Rachele, sich ebenfalls bekreuzigend. „Gott ist allmächtig. Er kann alles. Sein heiliger Name sei gepriesen!“

Sie legte ihre Hand auf Niccolinus Schulter, als wollte sie ihm damit zeigen, daß auch sie bis zu diesem Augenblick blind gewesen sei und nun anfange, einen fernen Hoffnungsschimmer zu gewahren. Ach ja, sie glaubte wieder an die menschliche Güte, und dieser Glaube machte sie glücklich. Sie hätte sich gern an das Bett des Kranken gesetzt und ihm gesagt: „Onkel Decherchi, ich danke dir, nicht weil du uns das Haus und das letzte Stückchen Erde erhalten willst, sondern weil du gut bist, während wir dich alle für schlecht gehalten haben.“ Aber Don Simone blickte sie an, und sie verstand, daß sie das Geheimnis bewahren solle.

Und sie bewahrte es; aber an den Aufmerksamkeiten, die sie während des ganzen Nachmittags an ihn verschwendete, merkte der alte Bösewicht, daß sie etwas wissen müsse, und er ärgerte sich noch mehr. Und seine Gereiztheit regte Annesa noch mehr auf.

Der Tag wurde immer düsterer, immer trauriger. In der Ferne, hinter den dunklen Bergen grollte der Donner. Etwas Bedrückendes, Unheimliches lag in der Luft.

Nach dem Essen gingen die Armen, und alles kam wieder in die gewohnte Ordnung und das melancholische Schweigen. Nur Onkel Zua stöhnte von Zeit zu Zeit, und wenn Annesa durch das Zimmer ging, wurde das Ächzen fast zu einem Zähnefletschen.

Sie arbeitete und schwieg, räumte das Geschirr und die Bestecke weg, kehrte die Küche und den Hof, und dann ging sie zum Brunnen, mit dem Krug auf dem Kopf; lange blieb sie am Eckstein stehen und schaute in die Ferne, in das Tal hinab. Unter dem grauen Himmel, der von dunklen, beinahe erdschwarzen Wolken durchzogen wurde, war alles düster. Das Tal senkte sich wie ein ungeheurer Abgrund in die Tiefe, die Felsen schienen sich zu senken, als wollten auch sie hinunterstürzen. Der schwarze, regungslose Bergwald vermischte sich mit den immer tiefer dahin jagenden Wolken.

Und Paulu kam nicht. Annesa hatte rasende Kopfschmerzen, ihr war, als sei der Krug einer jener Felsen, die sie in ihrem Schwindelanfall sich bewegen und stürzen sah; und der Donner marterte ihr Hirn mit seinem unaufhörlichen Grollen.

Eben wollte sie zurückgehen, als sie den Hirten Santus mit drei Männern und einem Jungen um die Straßenecke biegen sah; fieberte sie, oder war der Junge, der da kam, dem zwei alte Männer voranschritten, und dem der Vater und ein andrer Bauer folgten, wirklich der verlorene Sohn des Hirten Santus? Die Neugierde ließ sie einen Augenblick ihren Kummer vergessen, sie nahm den Krug vom Kopf, stellte ihn auf den Eckstein und wartete. Die Gruppe kam näher, Santus' helle Stimme klang immer deutlicher auf dem stillen, einsamen Gäßchen.

„Weiß Gott, jetzt bring ich ihn gleich zum Brigadier, wenn er dann entwischen will, mag er meinetwegen entwischen und zum Teufel gehen.“

Der Junge schwieg. Annesa betrachtete ihn neugierig und wunderte sich nicht, als Santus ihr zurief:

„Anneſa! Heda, Anneſa! Sieh, da iſt das entſchlüpfte Vögelchen! Siehſt du es? Sieh es dir genau an. Auch du kannſt bezeugen, daß er es iſt.“

„Und wo biſt du die ganze Zeit geweſen?“ fragte Anneſa, als die Bauern neben ihr ſtanden. Der Junge ſah ſie ſtarr an mit ſeinen böſen, blauen Augen, aber er antwortete nicht.

„Wir ſind Don Paulu begegnet,“ ſagte der Hirt. „Heute kommt er nicht mehr nach Hauſe. Erwartet ihn nicht.“

Anneſa, die ſich eben den Krug wieder auf den Kopf geſetzt hatte, zitterte am ganzen Leibe; um ihre Beſtürzung zu verbergen, ließ ſie die Bauern ſich erſt entfernen, ehe auch ſie weiterging. Dann war ihr, als habe Santus ſich umgewandt, als bleibe er ſtehen, um auf ſie zu warten.

„Er wird mir etwas ſagen wollen,“ dachte ſie und holte ihn ein. Die andern gingen weiter. „Wo haſt du Don Paulu geſehen?“ fragte ſie, vor ſich hinſchauend.

„Auf den Anhöhen von Magudas; er war eben aus dem Dorfe gekommen. Er behändigte mir auch einen kleinen Brief für dich — vielleicht um ihn Don Simone zu geben,“ fügte der Hirt hinzu, der ein guter Kerl war, aber nicht ohne ein bißchen Bosheit. „Er hat mir jedoch eingeſchärft, ihn dir allein zu geben. Da haſt du ihn.“

Er gab ihr den Brief, den er aus der Taſche des Gürtels herauszog. Anneſa preßte das Stückchen Papier in der Hand zuſammen. Eine glühende Kohle hätte ſie nicht mehr brennen können.

Es vergingen ein paar Sekunden. Der Hirt redete, ſie hörte nichts. Sie hörte nur das Rollen des Donners, das immer näher kam, und ihr war, als hätte ſie nicht ein Stückchen Papier in der geſchloſſenen Hand, ſondern ein zuckendes Menſchenherz, eine Seele, die aufſchrie, die verſchmachtete. Was war geſchehen? Paulu hatte ihr noch nie geſchrieben. Warum ſchrieb er ihr heute? War es eine gute oder eine ſchlechte Nachricht? Sie zweifelte nur einen Augenblick: die Nachricht mußte traurig ſein. Sie fürchtete ſich, ſie zu früh zu erfahren.

Eine kleine Frau, die rittlings auf einem weißen Pferde ſaß, holte die Geſellſchaft ein; als ſie Santus' Jungen erkannte, ſchrie ſie erſtaunt und freudig:

„Da iſt er ja, da iſt er ja! O, wie ich mich freue! Nein, das war nicht möglich! Ein Mann aus Barunei konnte nicht ſeinen eigenen Sohn töten! Nein, unſer Dorf würde ja verrufen bleiben! Auch in den Liedern der fahrenden Sänger würde unſer Barunei verſchrien und verläſtert werden.“

„Schweig, Anna Pica!“ rief Santus, „deine Zunge ſchneidet wie ein Meſſer!“

Unwillkürlich blieb Anneſa ſtehen, auch die andern waren ſtehen geblieben. Sie hörte nur das Rollen des Donners, und in ihrer Hand fühlte ſie den verhängnisvollen Brief; nichts andres war für ſie vorhanden. Die übrigen machten ſich wieder auf den Weg zum Dorfe, und ſie folgte der Menge, die ſich nach und nach um den Hirten verſammelt hatte; ſie lauſchte, blieb ſtehen.

Ein plötzlicher Blitz, ein starker Donnerschlag und ein paar Regentropfen verjagten die Leute, sie liefen auseinander. Annesa war allein in der Gasse, die zum Hause ihrer Wohltäter führte, nun fing auch sie an zu laufen. Donna Rachele war mit den Großvätern und Rosa in die Kirche gegangen, und das Haus war wie ausgestorben. Man hörte nur das Stöhnen des Alten, der an diesem Tage noch mürrischer und aufgeregter war als gewöhnlich. Das metallische Licht der Blitze erhellte ab und zu das dunkle Zimmer, den stillen Flur. Annesa setzte den Krug ab, sie preßte noch immer in ihrer Hand den Brief, dann trat sie in den Hof, und endlich las sie die traurige Botschaft:

„Denke an das, was ich dir vor meiner Abreise sagte . . ."

Ein schauerlicher Blitz zuckte vom Himmel, von krachendem Donner begleitet. Sie glaubte, der Blitz sei auf sie herabgeschleudert. „Er hat nichts gefunden, er wird sich töten. Diesmal . . . diesmal gewiß. In zwei, drei Tagen, wenn keine Hoffnung mehr ist, wird er sterben . . ."

Ein neuer, fürchterlicher Donnerschlag, der blendende Schein eines Blitzes und wieder krachender Donner erleuchteten den Hof und füllten ihn mit Schrecken. Wütend prasselte der Regen nieder. Annesa trat wieder in die Küche und lehnte die Stirn an die geschlossene Tür; sie dachte, daß Paulu, wenn er jetzt unterwegs sei, ganz durchnäßt werden würde, und eine Zeitlang beunruhigte dieser Gedanke sie mehr als die Drohung des Briefes. Ein heftiger Schauer schüttelte sie; sie fühlte den Regen über ihre Schultern rinnen, über ihren Rücken, über ihre ganze Gestalt, bis auf die Füße. Und sie konnte nicht schreien, sie konnte nicht weinen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Und draußen wütete das Gewitter immer heftiger, der Regen klatschte gegen die Tür, der Donner dröhnte, und Annesa, den Kopf an die Tür gedrückt, dachte an Paulu, der in dieser schrecklichen Sturmnacht umher irrte, umtobt von der Wut des Orkans, als ob auch die Natur sich jetzt mit dem Schicksal vereinige, um den Unglückseligen zu vernichten. Draußen, drinnen, im Hause, außer dem Hause, auf den weiten Feldern, überall ein Heer von feindlichen Mächten, die ihre Lust daran hatten, ein einzelnes Wesen, einen schwachen, unglücklichen Mann grausam zu verfolgen. Und keiner half ihm, keiner verteidigte ihn, nicht einmal die Mutter, die über seine Abwesenheit nicht trauerte, die lächelte, weil die Armen an ihrem Tische saßen, während der Sohn, ärmer, elender als der geringste dieser Bettler, von Dorf zu Dorf irrte, um Hilfe zu suchen und Rettung.

„Keiner! Keiner!" sie stöhnte auf, sie rieb die Stirn an der Tür wie das kranke Schaf an dem Stamm einer Eiche. „Keiner, keiner! Nur die Magd denkt an dich, Paulu Decherchi, unglückseliges Kind! Aber was kann eine Magd gegen den Herrscher aller menschlichen Geschöpfe? Gegen das Schicksal!"

Da schrie Onkel Zua, der seit einer Viertelstunde vergebens gerufen hatte: „Annesa, Verfluchte, so mach doch Licht an!"

Annesa ging ins Zimmer, aber sie zündete die Lampe nicht an. Eine trübe Dämmerung drang durchs Fenster, zog einen grauen Lichtkreis, der

kaum bis an das Fußende des Bettes reichte; nur ab und zu erhellten die Blitze das Zimmer. Dann sah es aus, als ob die Gestalt des Alten emporschnelle und wieder in das geheimnisvolle Dunkel zurückfalle.

Anneſa blickte ihn lange mit irren Augen an, sie glaubte, der Verhaßte sei schon tot, aber er schrie und tobte immer weiter. Und von diesem Augenblick an wurde sie von einem teuflischen Gedanken gepackt: „Geh zu dem Alten, erwürg ihn, laß ihn endlich schweigen, laß ihn für immer in den dunklen Abgrund zurückfallen, aus dem er so oft schreiend wieder emporgetaucht ist.“

Sie blieb an der Küchentür stehen, streckte die Arme aus, zog die Finger zusammen, und ein Stöhnen drang aus ihrem Munde. Der Alte glaubte, daß sie Furcht vor dem Gewitter habe und mäßigte seine Stimme.

„Anneſa,“ bat er, „so zünde doch Licht an! Sieh, du fürchtest dich auch. Warum machst du mich so rasend? Sieh, wie sie mich allein gelassen haben ... Wer weiß, wo die sein mögen! Auch Rosa ist draußen; sie werden alle bis auf die Haut naß werden.“

Anneſa ging in die Küche zurück und zündete die Lampe an. Sie erinnerte sich, daß Paulu den Regenmantel mitgenommen habe, und der Gedanke, daß er sich damit bedecken könne, tröstete sie. Bevor sie die Lampe in das Zimmer brachte, sah sie nach, ob der lange Regenmantel, der immer an der Wand, in einer Ecke des Flurs, zu hängen pflegte, noch da sei. Gott sei gelobt, der Regenmantel war nicht da. Sie seufzte erleichtert auf, wie Kinder, wenn sie hören, daß der Held des Märchens, der vom Sturm überrascht wird, ein kleines Haus im Walde gefunden hat. Und sie trat mit der Lampe in das Zimmer des Alten.

Sechstes Kapitel.

Das Gewitter wütete bis zum späten Abend, dann heiterte sich plötzlich der Himmel auf; die Wolken, wie zerteilt vom letzten Donnerschlag, öffneten sich, zerrissen, und versanken hinter den Bergen. Der Mond stieg groß und trübe über dem Walde auf und herrschte allein in der Stille der feuchten, melancholischen Nacht.

Donna Rachele und die Großväter waren mit dem Kinde in der Kirche geblieben, bis der Regen aufgehört hatte; dann kamen sie zurück, aßen und begaben sich bald darauf zur Ruhe.

Anneſa blieb allein in der Küche, wo sie ein Feuer anzündete, weil der wolkenbruchartige Regen alles überschwemmt hatte. Ihr war, als ob es Winter sei ... Der Feuerschein beleuchtete die braunen Wände und zitterte auf dem feuchten Fußboden. Es schauderte sie vor Kälte, sie gähnte nervös. Nachdem sie in der Küche alles wieder in Ordnung gebracht hatte, ging sie ins Zimmer zurück und zündete die Nachtlampe an, die sie in eine Ecke hinter der Tür stellte. Und da war wieder das Gesicht des Kranken; er war eingeschlafen, aber ruheloser und schwerer atmend als sonst, schien er schon in der Dämmerung

zu versinken. Annesa bewegte sich vorsichtig, lautlos im Zimmer, sie ging mehreremal auf das Bett zu, dann machte sie ihre Decken auf dem Sofa zurecht; aber sie legte sich noch nicht nieder. Sie hatte noch etwas zu tun. Was? Was? Sie wußte es nicht, sie konnte sich nicht besinnen, oder vielmehr sie suchte dem ungeheuerlichen Gedanken zu entfliehen, der seit ein paar Stunden ihr im Hirne tobte, wie das Zusammenkrachen von Ruinen.

Sie ging wieder hinaus nach dem Herde, setzte sich nieder, beugte sich über die Flamme und las Paulus Brief noch einmal, dann verbrannte sie ihn. Lange blieb sie so sitzen: die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht zwischen den Händen, so starrte sie mit glasigen Augen in die Kohlen, in denen der Brief schwarz ward, sich wie ein trockenes Blatt zusammenrollte und langsam verbrannte. Ihr war, als ob auch in ihrer Seele etwas verbrenne und zu Asche werde. Das Gewissen und die Vernunft hatten sie verlassen, ein Schleier hatte sich auf sie herabgesenkt, sie von der Wirklichkeit des Lebens geschieden, sie mit Nacht und Grausen umhüllt.

Nie konnte sie sich mehr erinnern, wie lange sie so in diesem halb bewußtlosen Zustand zugebracht hatte.

Sie glaubte zu träumen, sie rang, sie wollte wach werden, aber der Alp war stärker als sie.

Einmal glaubte sie aufgestanden und an die Stubentür gegangen zu sein. Der Alte schlief, aber um den Tisch saßen die sechs Armen, und alle richteten die Blicke auf sie. Besonders der blinde Niccolinu starrte sie mit seinen großen, weißlichen Augen an, die von schweren Wimpern beschattet wurden. Sie hatte den ganzen Tag an den Blinden gedacht, von der Nachricht erregt, daß er das Augenlicht wieder gewinnen werde.

„Selbst die Blinden können das Licht wiedersehen," dachte sie. „Nur ich allein werde immer Finsternis um mich haben."

Immer, immer Finsternis. In der Vergangenheit und in der Zukunft. Unglücklicher als Niccolinu, der gesagt hatte, daß er sich des Lichts und der Farben wie eines fernen Kindheitstraums erinnere, wußte sie nichts mehr von ihren ersten Jahren, nicht eine Stimme drang zu ihr aus dem tiefen Dunkel ihrer Herkunft, nicht eine Gestalt zeigte sich ihr aus der fernen Vergangenheit.

„Ich habe keine Mutter, keinen Vater, keine Verwandten; selbst meine Wohltäter sind, ohne es zu wollen, meine Feinde geworden. Um mich wird niemand weinen," dachte sie in ihrem Fieber. „Ich habe nur ihn, wie er nur mich hat. Auch wir sind Blinde, wir müssen uns gegenseitig stützen: aber er ist stärker als ich, — wenn ich auch falle, er fällt nicht."

Sonderbare Geräusche brausten ihr in die Ohren, als ob der Regen noch immer gegen die Tür prassele, und der Donner die Nacht mit Schrecken erfülle, als ob der Sturm das Haus anpacke und hinein dringen wolle wie eine Räuberbande, um alles zu vernichten.

Dann trat eine Gestalt aus dem Zimmer des Alten, strich an der Wand hin und setzte sich neben den Herd. Annesa vermochte nicht, sich umzuwenden; aber sie fühlte das Gespenst neben sich. Erst glaubte sie, es sei der Blinde,

dann aber fühlte sie plötzlich, wie eine harte, warme Hand die ihre streifte, und sie glaubte, es sei die Hand Gantines.

Bis zu ihrem Gesicht schlich sich die Hand hinauf, streichelte sie, berührte ihr Kinn, preßte ihre Kehle. Vor ihr schnellte ein gelbes Gesicht auf, zwei rote Augen funkelten sie an, und ein schwarzer, verzerrter Mund mit grauem, feuchtem Bart öffnete sich . . . Es war Onkel Zua. Sie hatte ihn erdrosselt.

Entsetzt wachte sie auf, und lange, von unsagbarem Grauen gelähmt, blieb sie regungslos; dann stand sie auf und horchte wieder hinter der Tür.

Die Gestalten der armen Tischgäste waren verschwunden, der Alte schlief ungewöhnlich ruhig, er schien tot zu sein. Das einzig Lebendige in dieser Grabkammer war das Flämmchen der Nachtlampe, das sich hinter der Tür zu verstecken schien, um zu horchen, wie Anneja horchte.

Sie trat wieder ein, ging auf das Bett zu und blickte lange den Alten an. Er saß wie immer aufrecht im Bett, den Rücken und den Kopf an die Kissen gelehnt, die Hände auf den Bettdecken.

Nur ein Augenblick, ein wenig Kraft, ein wenig Mut und alles ist aus . . . Aber die Kraft und der Mut fehlten ihr. Ein kalter Schauer kroch an ihrem Körper hinauf, krampfte ihr die Finger zusammen . . .

Nein, sie konnte es nicht, sie konnte es nicht. In einem Nu jagten ihr tausend Gedanken durch den Kopf. Aus der Tiefe ihres Gewissens stiegen tausend vergessene Stimmen empor, eine Flamme schlug in ihrer toten Seele auf, wie das Flämmchen der Nachtlampe, das, so klein es auch war, doch das große, finstre Zimmer erhellte.

„Du sollst nicht töten. Du sollst nicht andern tun, was du nicht willst, daß sie dir tun!"

Und wieder ging sie in die Küche, öffnete die Tür und trat in den Hof hinaus. Mit Erstaunen sah sie, daß das Gewitter aufgehört hatte.

Der Mond war hell am dunklen Himmel aufgegangen, er leuchtete wie ein klarer Kristall; die Scheiben der Fenster, die Kieselsteine auf dem Hofe, die Ziegel des Daches glänzten in seinem Silberschimmer. In der tiefen Stille hörte man nicht einmal das Zirpen der Grillen, auch nicht die Nachtigall, die jede Nacht im Walde, hinter dem Garten, im Traume zu singen schien. Die verheerende Gewalt des Sturmes hatte auch den leisesten Laut ausgelöscht. Selbst aus dem Dorfe, das dunkel und feucht unter dem Monde lag, schienen die Bewohner verschwunden zu sein, wie ihre sagenhaften Nachbarn aus dem zerstörten Dorfe. Aber diese lautlose Stille, dieses Absterben alles Lebenden erregte das Mädchen mehr, als es sie beruhigte.

Niemand konnte sie belauschen, niemand konnte sehen, was sie tat. Die Außenwelt mit ihren Gefahren und ihren Warnungen war nicht mehr da, und in ihrer Innenwelt herrschte Finsternis.

Der teuflische Gedanke packte sie mit erneuter Gewalt, sie fiel in den fieberhaften, halb bewußtlosen Zustand zurück. Nach einer Weile fuhr sie fort, gegen den Drang zu kämpfen, der sie vorwärts trieb. Sie ging wieder ins Zimmer, wieder in den Hof. Sie ging und kam, wie eine Spule, die immerwährend an einem entsetzlichen Gewebe spinnt, an einem Netz, in das sie, wie

sie instinktiv fühlte, selbst verwickelt und in entsetzlicher Weise gefangen bleiben würde.

Sie setzte sich auf ihr Lager, sie legte sich angekleidet nieder; aber der entsetzliche Gedanke kam wieder — „erwürg ihn, zerbeiß ihn wie eine giftige Schlange."

. . . Eine kleine Anstrengung, eine Hand auf den Mund des Kranken, und alles ist aus, und niemand wird jemals erfahren, daß der Tod eine willige Magd zu seiner Verfügung gehabt hat. Annesa zitterte, sie wollte die teuflische Versuchung zurückstoßen und wartete . . .

Ihr Warten war wie das des Meuchelmörders, der im Buschwald lauert, und die Ungewißheit, die Furcht, die Hoffnung, alles, was ein Menschenherz erbeben läßt, pochte in dem ihren.

„Es genügt schon, wenn ich ihm beim Aufrichten helfe; er wird sterben, er muß sterben," dachte das Mädchen. „Es genügt, wenn ich ihm das Beruhigungsmittel nicht gebe. Er muß heute nacht sterben, sonst stirbt der andre. Paulu muß morgen wissen, daß der Alte tot ist. Es ist Zeit! Es ist Zeit!"

Ihr Verlangen wurde so heftig, daß es ihr unmöglich schien, es könne sich nicht verwirklichen. Und da der Alte sterben mußte, mußte es gleich geschehen. In zwanzig Tagen, in zehn Tagen war es zu spät. Vielleicht war es schon in wenigen Stunden zu spät. Paulu mußte die Nachricht seines Todes so rasch wie möglich haben. Der eine oder der andre!

Lag nicht das Schicksal dieser unglücklichen Familie in ihren Händen? In ihrem Wahnsinn glaubte sie ein noch größeres Verbrechen, als dieses, begehen zu können, um Paulus Tod und den Zusammenbruch dieses Hauses zu verhindern.

Der eine oder der andre! Der eine oder die andren! Ihr war, als ob ein unsichtbares Wesen mit einem Hammer gegen ihre Schläfen schlüge und unaufhörlich diese Worte wiederhole. Und ihr Warten wurde grauenhaft.

Der Alte schlief ruhiger als sonst, und nicht einmal sprach er im Schlafe, wie er häufig zu tun pflegte. Ab und an vom Gäßchen her der Tritt eines müden Pferdes, dann wieder tiefe Stille.

Und die Zeit ging hin. Müdigkeit, Fieber, Unruhe, Erwartung — alles begann wieder zu rasen. Die sechs Armen hatten wieder ihren Platz am Tische eingenommen, die weißen Augen des Blinden starrten auf das Krankenbett, Rosas riesiger Kopf schwankte auf dem schmächtigen Halse des Kindes, Donna Rachele kam mit einem Teller in der Hand auf sie zugeschritten.

„Was wollen alle diese Leute von mir? Sie sehen mich an, auch der Blinde sieht mich an. Werden sie denn nicht gehen?"

Aber sie gingen nicht, und Annesa wartete noch immer. Worauf wartete sie? Wer mußte kommen? Sie wußte es recht gut. Sie wußte, der Tod mußte kommen, und sie mußte ihm helfen, wie die Magd dem Herrn hilft. Aber sie wartete auch noch auf andre grauenhaftere Gespenster, und sie wußte, daß auch andre, gräßlichere Dinge geschehen müßten. Und ein Schmerz zerriß ihre Seele, die in der Finsternis des Bösen versank — ein Schmerz, der alle

von ihr erlittenen Schmerzen noch übertraf, der größer war als die Demütigung ihrer Lage, schwerer als die Verstellung, mit der sie sich stets, wie mit einer Maske, verhüllt hatte, tiefer als die Liebe zu der Familie ihrer Wohltäter, stärker als die Furcht, daß Paulu eines elenden Todes sterben könne. Es war ein namenloser Schmerz, es war die Angst des Schiffbrüchigen, der im weichen und bitteren Abgrund des Wassers versinkt . . .

Und wieder der Tritt des Pferdes in dem Gäßchen.

Anneſa raffte ſich aus ihrer Betäubung auf, ſie nahm die Decke vom Geſicht und lauſchte. Mein Gott, mein Gott, war's möglich? Der Tritt klang ſtark und ruhig, er kam näher, es war der Tritt von Paulus Pferd. Sie ſprang vom Sofa auf, ſchleppte die Decke hinter ſich her, und wie eine Wahnſinnige ſtürzte ſie an die Tür — aber das Pferd ging vorüber.

Der Alte war unverſehens erwacht, er ſah Anneſas Decke mitten im Zimmer zu Boden geworfen und das Mädchen angekleidet, und er erſchrak.

„Anneſa!" rief er leiſe; dann ſchrie er: „Anneſa? Anna, was gibt es?"

Dieſer Schrei rief Anneſa in die Wirklichkeit zurück.

„Ich glaubte, es ſei Don Paulu," ſagte ſie mit heiſerer, verſchlafener Stimme. — „Wünſcht Ihr etwas?"

Die Verſuchung, die Angſt, das Entſetzen packten ſie wieder. Sie glaubte, der Alte hätte im Halbdunkeln ihre Gedanken erraten und wäre davon entſetzt erwacht.

„Gib mir ein wenig Waſſer."

Anneſa nahm das Glas, das neben dem Bette ſtand, und reichte es ihm. Ihre Hand zitterte.

„Mir träumte . . . mir war, ſie hätten mir die Medaille weggenommen. Aber da iſt ſie . . ."

„Wirklich! Jetzt ſtehlen ſie Euch auch noch den Dreck," antwortete Anneſa verächtlich.

Der Alte erhob den Kopf.

„Ohe, Mädchen, gib acht auf das, was du ſagſt! Wenn ſie meine Medaille nicht ſtehlen, können ſie die Läuſe deiner Herrſchaft ſtehlen!"

„Ich habe keine Herrſchaft! Schlaft, ſchlaft, damit Ihr beſſer werdet. Nicht einmal des Nachts laßt Ihr den Leuten Ruhe."

„Du haſt keine Herrſchaft? Ja, das iſt wahr; morgen werdet Ihr alle Knechte ſein," fuhr der Alte immer erregter fort. „Knechte, ja Knechte. Auch dein ſchöner Landſtreicher kann mit Hacke und Schaufel auf der Schulter gehen, wenn er leben will."

Es war weder das erſte- noch das tauſendſtemal, daß er Anneſa das Elend ihrer Herrſchaft vorwarf. Beide, der Alte und das Mädchen, wußten, wo ſie einander am beſten treffen konnten, und ſie blieb ihm nichts ſchuldig. In dieſem Augenblick aber ſchwieg ſie; ſeine Worte ſtachen Anneſa wie mit glühenden Nadeln.

Der Alte brummte weiter.

„Ja, ich lasse euch nicht einmal des Nachts Ruhe? Geh doch zu Bett! Auf deinen Landstreicher brauchst du nicht mehr zu warten, der kommt nicht mehr; der denkt nicht mehr an dich!"

Annesa fuhr auf. „Was? Was?" rief sie. „Was sagt Ihr?"

„Nichts! Ich sagte . . . die Medaille können sie mir stehlen, aber die Augen nicht, die Ohren nicht . . ."

„Fahrt fort!" sagte sie drohend.

„Ich bin zu Ende. Geh zu Bett, sag ich dir, und mache mich nicht dafür verantwortlich, wenn dein Landstreicher nicht kommt. Ich habe dir's gesagt, er denkt nicht an dich."

Es war zu viel. Ein Schleier legte sich über ihre Augen, halb bewußtlos stürzte sie sich auf den Alten, warf sich über ihn, legte ihm die Hände an den Hals.

Aber der Alte hatte die Kraft, sich von den Händen, die ihn ersticken wollten, los zu machen, und er schrie: „Hilfe! Hilfe!"

Die Unglückliche konnte nichts mehr unterscheiden, sie merkte nur, daß der Alte Furcht vor ihr habe, und auch sie hatte jetzt Furcht vor ihm.

„Morgen zeigt er mich an," dachte sie und blickte ihn starr, mit kaum noch menschlichen Augen an. „Ich bin verloren. Er zeigt mich an, dann schaffen sie ihn fort von hier, und dann ist alles aus . . . Was tut's, wenn ich verloren bin," dachte sie weiter. „Aber die andern, die andern — er oder die andern. Er oder die andern!"

Aber sie konnte nicht, sie konnte nicht. Ihre Hände sträubten sich vor der entsetzlichen Tat. Sie versuchte, den Alten zu beruhigen, beugte sich über ihn, sprach unzusammenhängende Worte. Aber ihre Stimme klang heiser, drohend, sie schien aus einer finstern Welt zu kommen, die von grauenhaften Wesen, von Dämonen bevölkert war.

Vielleicht fühlte der Alte, daß diese Stimme nicht mehr wie eine Menschenstimme klang, vielleicht hörte er sie nicht einmal und lauschte nur der Stimme seiner Angst; und abermals klang ein Schrei durchs Zimmer: „Hilfe! Hilfe!"

Ein Peitschenhieb hätte Annesa nicht mehr treffen können, als dieser verzweiflungsvolle Schrei. Nun verlor sie den letzten Rest ihrer Vernunft. Mit einem Sprung stürzte sie auf den Alten, warf ihm die Decke über den Kopf und drückte ihn mit ihrer ganzen Schwere nieder.

Ein dumpfes Stöhnen, ein verzweifeltes Ringen unter der Decke, dann nur noch ein Zucken, ein leichtes Röcheln, dann nichts mehr . . .

Wie viel Zeit war vergangen? Sie glaubte, es müßten zwei oder drei Minuten gewesen sein, und sie wunderte sich über den geringen Widerstand ihres Opfers. Sie fürchtete, daß der Alte sich wieder verstelle, und drückte sein Gesicht mit ihren Händen. Sie preßte den Kopf gegen das Kissen. Und wieder vergingen einige Minuten.

Allmählich gewann sie etwas von dem fieberhaften Halbbewußtsein wieder, das sie bis zu dem Augenblick des Verbrechens gehabt, und jetzt wußte sie, was sie getan hatte. Nun packte sie die Angst, bei ihrem ruchlosen Werk überrascht zu werden. Es konnte jemand das Geschrei des Opfers gehört

haben; jeden Augenblick konnte Onkel Cosimu, Don Simone oder Donna Rachele kommen und fragen, was geschehen sei . . .

Sie lauschte, manchmal wandte sie das entsetzte Gesicht um und blickte nach der Tür hin. Aber das Schweigen des Todes herrschte jetzt in dem halbdunkeln Zimmer, alles war still, regungslos, nur das Lämpchen brannte weiter; ruhig spähte es in seinem Winkel wie ein Zeuge, der sehen will, ohne selbst gesehen zu werden.

Ihr war, als ob in dem Dämmerlicht alle Dinge Furcht vor ihr hätten, und sie war es doch vielmehr, die Furcht vor ihnen hatte; wenn in diesem Augenblick ein Möbel geknarrt hätte, sie würde kreischend entflohen sein.

Endlich bewegte sie sich und trat in den Flur hinaus. Was tun? Einen Augenblick dachte sie daran, um Hilfe zu rufen, zu sagen, daß der Alte gestorben sei. Sie stieg die Treppenstufen hinauf und wollte eben an Donna Racheles Tür klopfen, als ihr einfiel, daß sie die Decke über ihrem Opfer hatte liegen lassen und die Angst, daß der Alte noch nicht tot sei, ergriff sie aufs neue.

Sie stieg wieder hinunter, und ein neues, krankhaftes Empfinden ergriff sie. Sie konnte die Decke nicht aufheben, sie konnte das Gesicht ihres Opfers nicht ansehen.

Doch sie mußte etwas tun. Sie mußte rufen, sich verstellen, sie mußte sagen, daß der Alte infolge eines Erstickungsanfalles gestorben sei.

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte sie, indem sie mit beiden Händen sich zweimal die Haare glatt strich.

Sie setzte sich aufs Sofa. Ihr Herz klopfte nicht mehr. Aber sie war müde, so müde, sie glaubte nicht mehr aufstehen zu können. Sie wollte sich so gern niederlegen und schlafen; es war ja doch alles aus, jetzt konnte sie schlafen, fest schlafen.

„Ich werde sagen, daß er gestorben ist, während ich schlief. Warum soll ich sie jetzt wecken? Es ist noch Zeit . . . es ist noch Zeit . . ."

Sie neigte den Kopf und schloß die Augen; sofort stand das Gesicht des Alten wieder vor ihr.

Da klang ein Schritt in der stillen Nacht, auf den nassen Steinen des Gäßchens, und Annesa erschrak aufs neue; sie meinte Paulus Schritt zu hören. Das Gesicht des Alten verschwand, sie dachte nur an die entsetzliche Möglichkeit, in ein paar Augenblicken dem Witwer gegenüberzustehen, von ihm überrascht zu werden.

Der Schritt kam näher.

Sie sprang auf, nahm die kleine Lampe, beugte sich über das Nachtlämpchen und horchte mit steigendem Entsetzen. Das konnte nicht Paulu sein, er mußte doch auf jeden Fall mit dem Pferde wiederkommen. Und doch, dieser etwas lässige Schritt war der seine . . .

Der Schritt kam näher, Annesas Angst wuchs. Sie hatte Angst, an das Bett zu gehen, sich zu überzeugen, daß alles aus sei, Angst, sich zu rühren, Angst, da zu bleiben.

Da hörte der Schritt auf. Es ward an die Tür geklopft. Nun zweifelte sie nicht mehr. Das war Paulu. Paulu klopfte. Was tun? Was tun?

Rufen, sich stellen als wäre der Alte gerade in diesem Augenblick verschieden? Sie ging bis zum Flur, aber sie konnte nicht schreien, sie konnte nicht rufen.

„Annesa, mach auf. Ich bin es!" rief Paulu und klopfte wieder an die Tür.

Sie mußte sich entschließen. Sie kehrte ins Zimmer zurück, schritt auf das Bett zu und hob die Decke auf. Ja, der Alte war tot. Sein Kopf war auf die Kissen zurückgefallen, mit geballten Fäusten lag er da, die Augen, der Mund weit offen; er schien unheimlich zu lachen.

Paulu klopfte noch einmal.

Sie warf die Decke aufs Bett zurück, breitete sie aus und bedeckte den Alten bis zum Halse; dann ging sie hinaus, stellte die Lampe auf die Treppe und öffnete.

„Annesa, was machst du?" fragte Paulu hinter der Tür.

„Ich habe mich angezogen. Bist du es, Paulu? Und das Pferd?"

Paulu, in den langen, durchnäßten Mantel gehüllt, trat ein. Er war bleich, aber er lächelte, und seine Augen leuchteten.

Und Annesa, die ihn im Traume mit dem Tode hatte ringen sehen, fühlte jetzt eine Sterbensangst, als sie ihn so ungewöhnlich fröhlich sah.

Er sagte scherzend: „Das Pferd habe ich verkauft!" Dann fügte er ernst hinzu: „Hast du mich nicht eben vorbeireiten hören? Ich dachte, der Platzregen würde den Stall überschwemmt haben, da habe ich das Pferd zu Onkel Gastigu gebracht, der es morgen auf die Weide führt."

Paulu zog den Regenmantel aus, und sie half ihm; als sie fühlte, wie schwer und durchnäßt er war, dachte sie wieder an die Sorge, die sie während des Gewitters um ihn gehabt hatte.

„Mein Herz sagte mir, daß du unterwegs sein müßtest," sprach sie leise, als ob der Alte sie noch hören könne. „Aber wir erwarteten dich nicht. Im Gegenteil. Ich habe ja deinen Brief bekommen. Welcher Schrecken! Ich hatte Fieber."

„Ich sehe, daß du zitterst," flüsterte er. „Aber jetzt mußt du wissen, daß ich Geld bekommen habe. Wart einen Augenblick. Ich gehe hinauf und bin gleich wieder da."

Annesa machte eine heftige Bewegung, mit weit aufgerissenen Augen blickte sie ihn an; er umarmte sie, drückte sie an sich, küßte sie auf die Lippen und wiederholte:

„Ja, ich habe bekommen. Ich habe bekommen. Wart auf mich . . ."

Er nahm die Lampe und stieg in seine Kammer hinauf. Annesa hatte nicht seine Umarmung, nicht seinen Kuß gefühlt; nur zwei Dinge hatte sie verstanden. Er hatte Geld bekommen, er war vorbeigeritten, bevor sie das Verbrechen begangen hatte.

Sie setzte sich im Dunkeln auf eine Treppenstufe, den schweren, nassen Regenmantel auf dem Schoß, der sie drückte wie eine Riesenlast.

Er war vorbeigeritten und hatte ihr nichts gesagt. Er war gerettet, sie war verloren. Doch in diesem Augenblick tiefster Verzweiflung fühlte sie,

daß die geheimnisvolle Macht des Schicksals sie gelenkt habe; unwillkürlich lehnte sie sich auf gegen den Schmerz, gegen die Gewissensbisse, gegen die Angst, gegen alles Furchtbare, das sie umhüllte und erstickte, wie die Decke den Alten erstickt hatte.

Sie stand auf, ließ den Mantel fallen, ging über den Flur und öffnete die Tür, die zum Garten führte. Der Mond stand am Himmel, sein Silberschein lag auf dem dunklen Walde. Sie atmete auf.

„Ich habe alles für ihn getan," dachte sie, die Hände krampfhaft ineinander schlingend. „Ich war blind. Ich sah nicht, ich hörte nicht. Und er ist vorbeigeritten und hat mich nicht gewarnt! Er hat mir geschrieben, daß er sterben wolle, und statt dessen hat er noch gehofft . . . Er hat mich getäuscht . . . Er hat mich getäuscht."

Auf der Schwelle der weit geöffneten Tür überraschte Paulu sie; er glaubte, sie habe die Tür aufgemacht, um mit ihm in den Garten zu gehen, wie sie häufig zu tun pflegten.

Er ging auf sie zu, umschlang sie und zog sie mit sich. Die Erde war feucht, die Nacht frisch; das Wasser im kleinen Graben hinten im Garten war durch den Wolkenbruch angeschwollen und trübe, es glänzte gelblich im Mondschein; aus dem Walde kam ein frischer Duft von Gras und Erde. Anneſa gewahrte nichts, aber Paulu, wiewohl von der Reise ermüdet, empfand doch die Lieblichkeit der Nacht, und wollte seine Freude der Geliebten mitteilen. Er hätte sie gern auch gleich den andern mitgeteilt, aber der Wunsch, einen Augenblick mit Anneſa allein zu sein, war stärker. Sie hatte ihm ja manches Unrecht zu verzeihen!

„Du wirst sehr erschrocken gewesen sein," sagte Paulu, sie immer fest an sich gepreßt haltend. „Ich habe den Brief so sehr bereut, aber ich war in Verzweiflung. Ich will dir jetzt alles erzählen. Hast du dich sehr erschreckt, sag?"

Anneſa antwortete nicht; sie war empört.

„Nun dann, verzeih mir. Sei jetzt vergnügt! Höre, was mir begegnet ist! . . ."

„Es ist spät, sehr spät," flüsterte sie, und versuchte sich aus seiner Umarmung los zu machen.

„Wart ein wenig, Anneſa" . . . und er küßte sie, glühender noch als sonst; es schien, als ob er in Gefahr gewesen sei, als ob er gefürchtet hätte, sie nie wiederzusehen, und jetzt, da er sie wiedersah, fühlte, daß er sie mehr liebe, als er je geglaubt.

Sie erschauerte, sie zitterte, aber nicht von seinen Küssen. Immer sah sie das blaurote Gesicht des Alten vor sich, und immer noch dachte sie, daß er wieder ins Leben zurückkehren könne.

„Wir rufen vielleicht den Arzt," dachte sie.

„Anneſa, was hast du? Du fieberst," fragte Paulu. „Du sollst gleich zu Bett gehen; ich will dir nur noch sagen, was ich versuchte, nachdem ich den Brief an dich geschrieben hatte. Ich bin in Don Peus Dorf zurückgekehrt; er hatte mich mit einer Brigadierswitwe bekannt gemacht, einer gewissen

Zana, die Geld auf Zinsen leiht. Das erstemal hatte sie mir's abgeschlagen, aber von der Verzweiflung getrieben, bin ich noch einmal zu dieser Witwe gegangen, und sie sagte . . . nein, sie sagte nicht gleich . . ."

Er log und er fühlte, daß er schlecht log; aber Anneſa merkte es nicht einmal. Die Geschichte, die er ihr erzählte, interessierte sie nur bis zu einem gewissen Grade, ihr gingen jetzt andre Dinge durch den Kopf. Und doch fühlte sie eine gewisse Verachtung gegen die Witwe, die sich gleich von Paulus Reden hatte rühren lassen, und ihm sofort sechshundert Scudi zu zehn Prozent geliehen hatte.

„Ist sie jung oder alt?" fragte sie.

„Wer weiß es? Sie scheint jung zu sein, aber genau betrachtet, . . . schließlich," verbesserte er sich rasch, „kommt nichts darauf an; das, worauf es ankommt . . ."

„Laß mich," bat Anneſa erschrocken. „Mir ist, als hätte ich ein Geräusch gehört. Donna Rachele muß aufgewacht sein, du hast soviel Lärm gemacht . . ."

„Sie schlafen alle, sei ruhig."

„Laß mich gehen, Paulu. Ich fürchte mich! . . . Es ist so spät."

Paulu ließ sie gehen. Er hatte die kleine Lampe im Flur stehen lassen, sie nahm sie; auf den Fußspitzen, wie von einer geheimnisvollen Macht angezogen, schlich sie ins Zimmer, in dem der Tote lag.

Anneſa blickte ihn an, es schien ihr unmöglich, daß er tot sei. Sie hätte ihn gern geschüttelt, ihn angerufen, aber sie fürchtete sich. Auf den Fußspitzen schlich sie wieder hinaus zu Paulu, der sie leise fragte: „Ist er nicht aufgewacht?"

„Nein, nein," antwortete sie, „er schläft, er ist nicht einmal aufgewacht, als du anklopftest. Er scheint tot zu sein . . . Mir ist so bange . . ."

„Wäre er es doch!" sagte Paulu gleichgültig. „Übrigens haben wir ihn jetzt nicht mehr nötig. Das heißt, wenn er stürbe, würde ich mich doch freuen, dann könnte ich meine Schuld an die Frau, an diese Brigadierswitwe gleich abtragen . . . Indessen . . ."

Anneſa hätte Paulu gern gebeten, zum Arzt zu gehen, aber sie fürchtete, daß man die schreckliche Wahrheit dann entdecken würde, und sie bereute schon die gesprochenen Worte.

Auch Paulu wechselte die Unterhaltung. Sie hatten beide etwas zu verheimlichen und, damit beschäftigt, merkten sie nicht, daß sie sich gegenseitig belogen. Aber Anneſa sah ein, daß sie sich heiterer zeigen müsse, sie machte eine gewaltsame Anstrengung, sich zu beherrschen.

„Ich bin so froh, daß du Geld bekommen hast," sagte sie und klammerte sich an Paulus Hals. „Ich hoffe, du gehst nun nicht wieder fort. Dein Brief hat mir solche Angst gemacht! Ich glaubte wirklich, daß du dich töten wolltest . . ."

„Reden wir nicht mehr davon! Ich bin nun hier und denke nicht daran, so bald wieder fort zu gehen. Ich habe immer an dich gedacht, Anneſa . . . Jetzt werden wir ein wenig aufatmen können. Ich will arbeiten, ich will . . .

Ja, ich will irgend etwas anfangen. Es ist Zeit, an meine Angelegenheiten zu denken. Don Peu hat mir ein Geschäft vorgeschlagen. Er besitzt in den Bergen von Lula eine Grube, die will er untersuchen und dann bearbeiten lassen. Ich habe ihn scherzend gefragt, ob er mich mit sich nehmen will, als Aufseher oder Kantinenwirt der Arbeiter. Ich sagte ihm, daß ich gern eine Zeitlang aus diesem Dorfe fort möchte, wo alles mir verhaßt ist. Und er nahm an . . ."

„Du Kantinenwirt? Du!" sagte Anneſa.

„Ja, ich; was ist denn Schlimmes daran? Es ist keine Schande, zu arbeiten, Anneſa. Und es würde nicht einmal eine Arbeit sein. Mit tausend Lire könnte ich die Schenke gründen und würde tausend Prozent verdienen. Ich habe mir die Sache wohl überlegt und bin froher darüber als über das erhaltene Geld. Wer weiß, Anneſa, vielleicht ist das Schicksal jetzt müde, mich zu verfolgen. Doch sprich nicht darüber, nicht einmal zur Mutter. Ich muß vorher unsre Angelegenheit hier in Ordnung bringen. Ah, weiß Gott, ich freue mich," wiederholte er, immer erregter. „Ich freue mich auch wegen dieses alten, vermaledeiten Teufels. Ich werde ihm zeigen, daß wir ihn ganz und gar nicht nötig haben, und wenn er fortfährt, uns zu quälen, werde ich ihn aus dem Hause jagen. Nein, wir haben ihn nicht mehr nötig. Aber du zitterst ja, mein Herz. Willst du nicht etwas nehmen? Auch ich möchte etwas haben, mich friert."

„Soll ich dir bringen, was vom heutigen Armeneſſen übrig ist?"

„Nein, essen nicht, aber trinken. Ich gehe sogleich in den Keller. Auch mit meiner Mutter möcht ich reden, ihr sagen, daß ich Geld bekommen habe."

„Du willst durch das Zimmer gehen?" rief Anneſa erschrocken aus.

„Nun ja, was tut's, wenn er aufwacht? Kann ich nicht in meinem Hause machen, was ich will? Ich fürchte mich nicht mehr vor ihm . . ."

„Nein, warte, ich bringe dir, was du haben willst, aber geh nicht durch das Zimmer, wecke Donna Rachele nicht. Sie ist so müde, sie hat so viel gearbeitet."

Sie wollte gehen, aber er hielt sie zurück.

„Laß, bleib hier. Ich will nicht trinken. Ich will nicht mehr trinken. Ich habe gestern abend getrunken, auch heut ein wenig."

„Und morgen wieder," murmelte Anneſa, die wohl wußte, was auf Paulus Versprechungen zu geben sei, auch auf die, sich eine Beschäftigung zu suchen und arbeiten zu wollen.

„Du glaubst mir nicht!" beteuerte er. „Aber du wirst sehen, von morgen an bin ich ein andrer!"

„Morgen," dachte Anneſa, sie schauerte zusammen; „was wird morgen geschehen?"

„Du glaubst nicht, daß ich mein Versprechen halten werde?" fuhr Paulu fort. „Ich bin kein Knabe mehr. In diesen letzten Tagen habe ich viel über mein Leben nachgedacht und bin entschlossen, allen Torheiten ein Ende zu machen."

„Also . . . auch mit mir . . ."

„Ja, auch mit dir," sagte er sehr ernst. „Höre, Anneſa, ich wollte vorher mit meiner Mutter reden, ihren Rat hören, aber ich weiß, ich fühle es, daß ſie mir nur raten wird, meine Pflicht zu tun, . . . du wirſt mich verſtanden haben . . ."

„Ich? Ich habe nichts verſtanden," ſagte ſie, indem ſie die Augen aufſchlug, die, wie vom Schlaf übermannt, bis jetzt geſenkt waren.

„Du haſt nicht verſtanden? Ich will dich heiraten, Anneſa. Ich will dich mit mir nehmen. Wir gehen in das Bergwerk, niemand mehr wird ſich zwiſchen uns ſtellen."

Er ſagte nicht, vielleicht weil er es ſich ſelbſt nicht geſtanden hatte, daß bei ſeinem Entſchluß ein wenig Berechnung mit im Spiele war. Er brauchte Geſellſchaft, um die Einſamkeit, das Troſtloſe eines Aufenthaltes in den öden Bergen von Lula zu ertragen, und er brauchte eine Frau, die ihm bei dem elenden Geſchäft einer Kantinenwirtſchaft half. Übrigens, um die Wahrheit zu ſagen, hatte der Gedanke, Anneſa zu heiraten oder einfach ſie mit ſich zu nehmen, ihn ermutigt, das Anerbieten Don Peus anzunehmen. Jedenfalls hatte er von ihrer Seite eine lebhafte Freudenäußerung erwartet, doch ſie ſchien ihn nicht zu verſtehen oder vielmehr ſeinen Worten nicht zu glauben.

Zum zweiten Male bekam ſie den Anfall von Schwindel, wie ſie ihn gehabt hatte, als ſie von Paulu hörte, er ſei einige Minuten vor dem Verbrechen ganz in ihrer Nähe geweſen, ohne daß ſie's gewußt. Es war nur ein Augenblick. Dann ſah ſie ihn wieder im Schatten des Schuppens vor ſich.

„Was haſt du?" fragte Paulu erſtaunt. „Du glaubſt mir nicht? Du fieberſt. Laß uns morgen weiter reden."

Er machte ein paar Schritte, dann blieb er wieder ſtehen und ſagte etwas ironiſch:

„Du haſt wohl keine Luſt, mit mir in die Grube zu gehen?"

Sie antwortete nicht, ſie klammerte ſich an ihn und brach in Weinen aus; und alles, was es nur Bitteres und Schmerzliches im menſchlichen Weinen geben kann: Verzweiflung, Gewiſſensbiſſe, Haß gegen das Schickſal, das ſich über unſre Qualen grauſam freut, bebte in ihrem Weinen.

Paulu war gewöhnt, ſeine wenig heitere Freundin weinen zu ſehen; manchmal wurde er davon gerührt, manchmal aber ärgerte er ſich. Jetzt, da er ſich ihre Erregung nicht erklären konnte, ſchob er ſie auf die Freude, auf die Hoffnung, die Leidenſchaft, die ſie in dieſem Augenblick empfinden mußte. Aber wenn er fröhlich war, liebte er auch, die andern fröhlich zu ſehen.

„Anneſa," ſagte er, „hör auf. Du weißt, ich mag dich nicht weinen ſehen. Wir haben genug geweint; jetzt faſſe Mut. Sag mir ein gutes Wort, dann gehen wir zur Ruhe. Es war ein langer, ſchwerer Tag heute, aber jetzt iſt alles vorüber. Mädchen, was weinſt du noch? Glaube mir, nun iſt alles zu Ende. Jetzt kommt Ruhe für alle."

Anneſa weinte noch immer, das Geſicht an ſeine Bruſt gedrückt. So hätte ſie ſterben, ſich in Tränen auflöſen, für immer einſchlafen mögen. Eine tödliche Müdigkeit laſtete auf ihr. Jedes Wort von Paulu traf ſie, es war ſüß und qualvoll zu gleicher Zeit.

Er redete immer weiter und sagte immer dasselbe. Dann suchte er sich von ihr los zu machen, aber er konnte es nicht. Ganz leise zog er sie mit sich bis zur Küchentür. Aber als sie die Lampe auf der Erde neben dem Herde stehen sah, zitterte sie wieder und klammerte sich noch fester an ihn.

„Ersticke mich nicht," sagte er ihr scherzend ins Ohr.

Da ließ sie ihn los; sie schien zu phantasieren.

„Warte, ich habe dir etwas zu sagen. Ich brauche nicht bis morgen damit zu warten . . . Ich gehe mit ins Bergwerk. Wenn du willst, gehe ich morgen mit dir, heute nacht, wenn du willst. Ich gehe mit. Wie kannst du daran zweifeln! Ich sage dir, du kennst mich nicht! Als ob du nicht wüßtest, daß ich mit dir in die Verbannung gehen würde, weit, weit weg in andre Länder, in andre Weltteile. Ja, ich würde mit dir ins Zuchthaus gehen, wenn du ein Verbrechen begangen hättest, ich würde Ketten tragen, dich niemals lassen. Meine Hand würde ich zwischen dich und die Ketten legen . . ."

„Hoffen wir, daß das niemals geschehen wird!" entgegnete Paulu bewegt.

„Höre, Paulu, höre. Ich muß dir etwas sagen . . . warte . . ." fuhr sie fort, eine Hand an die Stirn legend. „Ja, jetzt weiß ich's. Ich will nicht, daß du mit deiner Mutter über unsre Heirat redest. Mit niemandem, hörst du, mit niemandem rede darüber."

„Fürchtest du dich vor Gantine?"

Sie hatte an ihn nicht einmal gedacht und machte eine verneinende Bewegung.

„Ich werde ihm nur sagen, daß du ins Bergwerk gehen willst, daß du mich mitnimmst als — Magd, weil du dort oben nicht allein leben kannst. Sie werden mich gehen lassen, ja, und nachher, wenn es sein muß, können wir uns heiraten. Ich verlange es nicht, weißt du. Was kommt darauf an! Mir ist's genug, wenn du mich nicht verläßt! Wenn es einen Gott gibt, wird er uns verzeihen. Die Priester sprechen alles frei, nicht wahr? Pfarrer Virdis wird auch mich freisprechen . . . ich weiß es, ja, er wird mich freisprechen."

„Meine Mutter wird lieber sehen, wenn wir uns heiraten, als so zusammen an den fernen Ort zu ziehen."

„Es tut mir leid, aber ich werde gehen, auch wenn sie es nicht will. Ich küsse die Hände meiner Wohltäter, aber . . . ich gehe mit dir, Paulu. Ich werde fliehen, wenn du mich verläßt," fuhr sie fort, seinen Arm heftig an sich pressend. „Aber du läßt mich nicht hier! Denke daran, daß du es versprochen hast! Ich will nicht, daß du mich heiratest, aber ich will, daß du mich mit dir nimmst . . . Du hast es versprochen, Paulu, du hast es versprochen . . ."

„Ja, ich habe es versprochen, und ich werde mein Versprechen halten. Aber was ist dir? Merkst du nicht, daß du Fieber hast? Wenn ich das gewußt, hätte ich dir heute abend nichts gesagt."

„Ist das Bergwerk weit?" fragte sie, ohne auf seine Worte zu achten.

„Nein, es ist nicht sehr weit. Von Nuoro aus muß man bis dahin noch fünf oder sechs Stunden reiten. Aber jetzt geh schlafen, Christenmensch, wir sprechen morgen darüber. Komm, Anneſa, mach mich nicht böse."

Er küßte sie noch einmal, aber er fühlte nur den salzigen Tränengeschmack auf ihren Lippen; dann ging er leise durch die Küche. Sie hatte eine fast freudige Aufwallung, als sie merkte, daß er kein Licht mit nahm.

Mit verhaltenem Atem, die Augen weit offen, lauschte sie; doch sie hörte nichts mehr, nachdem er in die Kammer getreten war, und in dem Schweigen der mondhellen Nacht schien sie allein zu sein, von allen verlassen, allein an der Schwelle einer Pforte, die zu einem Orte des Grausens und des Todes führte.

Nach einem Augenblick des Zögerns trat auch sie ins Haus und schloß es. Aber sie hatte nicht den Mut mehr, noch einmal ins Zimmer zu gehen, obwohl es sie mit geheimer Macht hinzog. Sie setzte sich neben den Herd, an den Platz, an dem sie vor ein paar Stunden zögernd gesessen hatte, und stöberte in der Asche mit einem Stückchen Holz. Das Feuer war längst ausgegangen; es fror sie, aber sie wagte nicht oder hatte nicht die Kraft mehr, sich zu bewegen.

Sie stützte die Ellbogen auf die Knie, das Gesicht in die Hände; der Kopf schien ihr in wirbelnder Bewegung zu sein. Sie meinte, sie hätte sich während der ganzen Nacht nicht von diesem Platz entfernt und alles sei nur Traum gewesen, zuerst schrecklich, dann traurig und süß. Sie glaubte, der Alte schlafe noch und Paulu sei noch unterwegs in seinem durchnäßten Regenmantel. Die Fiebererscheinungen kamen wieder, umringten sie, tauchten auf und verschwanden wie Nebelgebilde. Manchmal erkannte sie in diesen Phantasiegestalten den Onkel Castigu, den Pfarrer Virdis, Rosa und Gantine, aber dann verwandelten sie sich seltsam in dem Nebeldunst. Onkel Castigu lächelte mit dem kindlichen Munde ihres Verlobten, aus der Soutane von Pfarrer Virdis blickte das traurige Gesicht Rosas, und die schwarze, verkappte Gestalt, die auf einem phantastischen Gaule hinten in der verschleierten Nacht ritt, war nicht Paulu, nein, es war ein wunderliches Wesen, ein alter Bettler, der nach dem Bergwerk von Lula wanderte, um ein verirrtes Kind zu suchen ... Annesa hätte so gern das Gesicht des geheimnisvollen Wanderers gesehen. Sie schluchzte, sie wimmerte, sie versuchte alles mögliche, um die Aufmerksamkeit des Alten auf sich zu lenken, aber er stand nicht still.

Im Traume vernahm sie ihr Schluchzen und wußte, daß sie träume; aber so sehr sie sich auch anstrengte, es gelang ihr nicht, sich zu ermuntern.

So schlief sie ein paar Stunden, von wunderlichen Träumen gequält, in denen aber Onkel Zuas Gesicht nicht mehr erschien. Doch als sie endlich erstarrt aufwachte, war der Alte ihr erster Gedanke. Sogleich erinnerte sie sich alles dessen wieder, was geschehen war, und mit plötzlicher Geistesklarheit dachte sie an das, was ihr zu tun blieb.

Das Fieber schien verschwunden. Weder Grausen noch Furcht, noch Unentschlossenheit empfand sie mehr. Sie war wieder ganz das Wesen, das im Kampf mit dem widerwärtigen Schicksal sich verstellen konnte und zu schweigen wußte. Warum zittern? Warum den Mut sinken lassen? Sie hatte nichts zu verlieren, wenn nur ihren Wohltätern nichts Böses geschah. Für sich erhoffte sie nichts in dieser Welt, an die andre glaubte sie nicht.

Sie stand auf, sie schauderte vor Kälte. Es war dunkel, aber man hörte schon die Hähne krähen, und auf der feuchten, stillen, vom Monde beschienenen Gasse klang fernes Wagenrollen. Die Öllampe brannte noch, aber der verkohlte Docht verbreitete einen schwarzen, beißenden Rauch.

Wie ein alter Verbrecher dachte sie daran, alles vorzubereiten und dann erst die andern zu rufen.

Sie füllte die Lampe bis zur Hälfte mit Öl, schnitt den verbrannten Docht ab, und dann trat sie vorsichtig in die Stube. Vor allem sah sie nach, ob das Sofa genügend in Ordnung sei, dann hob sie die Decke vom Bette des Toten. Lange stand sie da und schaute ihr Opfer an. Der Alte lachte noch immer sein schreckliches Lachen, aber sein Gesicht war grau geworden, und die Augen waren halb geschlossen.

So erschien es wenigstens Annesa, die ihn unaufhörlich anblickte und sich fragte, ob dies Gesicht in seiner unheimlichen Gräßlichkeit die Zeichen eines gewaltsamen Todes zeige. Sie hätte den Leichnam schütteln, ihm eine andre Lage geben mögen; aber sie wagte nicht, ihn anzurühren; er erregte ihr einen unbesiegbaren Widerwillen.

Endlich riß sie sich los. Sie zog ihr Mieder aus, nahm die Schürze ab und legte sie auf einen Stuhl; dann brachte sie ihre Haare in Unordnung, fuhr mit den Händen übers Gesicht, über die Augen, als wolle sie eine Maske der Gleichgültigkeit vornehmen, stieg in den ersten Stock hinauf und klopfte an Donna Racheles Stubentür. Die Männer schliefen im obersten Stock, Onkel Cosimu hatte sich sein Bett sogar in der Dachstube zwischen Getreide- und Gemüsehaufen hergerichtet.

Donna Rachele pflegte sich in ihrem Zimmer einzuschließen. Sie schlief nur wenige Stunden nachts, aber sie hatte einen festen Schlaf; Annesa mußte dreimal klopfen, ehe sie aufwachte.

„Donna Rachele, öffnen Sie; es geht Onkel Zua schlecht. Er liegt im Sterben."

„Jesus Maria, laufe schnell zum Pfarrer Virdis. Rufe meine Väter . . ." schrie die Witwe, indem sie die Tür öffnete.

Rosa, die bei der Großmutter schlief, war aufgewacht und fing an zu weinen. Annesa trat mit der Lampe in das Schlafzimmer und sagte ruhig, während Donna Rachele sich mit zitternden Händen ankleidete: „Erschrecken Sie nicht. Ich glaube, Onkel Zua ist tot."

„Was sagst du!" rief die Witwe entsetzt. „Tot! ohne Sakramente, ohne irgend etwas! Herr, mein Gott, was werden die Leute sagen! So haben sie ihn sterben lassen! Aber warum hast du uns nicht gerufen?"

„Ich habe nichts gemerkt. Erst jetzt, vor ein paar Minuten, bin ich aufgewacht und dann . . ."

Donna Rachele hörte nichts mehr. Barfuß, im kurzen Unterrock war sie im Dunkeln die Treppe hinunter geeilt.

„Ohne Sakramente!" jammerte sie. „Herr, mein Gott, ohne Sakramente!"

Rosa weinte noch immer. Don Simone pochte mit dem Stock auf den Fußboden seiner Kammer, Paulu machte die Tür auf und fragte

„Was gibt es, Annesa? Mutter . . ."

Annesas Angst fing wieder an, aber sie hatte jetzt volles Bewußtsein von dem, was sie getan hatte, und von dem, was geschehen konnte; sie beherrschte sich gewaltsam, beruhigte Rosa und sagte zu Paulu:

„Gehen Sie sofort hinunter. Rufen Sie die Großväter. Onkel Zua ist tot."

Paulu kleidete sich rasch an und lief zu Don Simone, der immer stärker auf den Boden pochte, um das Kind zum Schweigen zu bringen. Annesa zündete Donna Racheles Licht an und sagte zu Rosa:

„Sei still. Onkel Zua geht es schlecht, ich werde ihm Arznei geben . . ."

Aber Rosa hatte der Großmutter Worte gehört und rief weinend:

„Er ist gestorben ohne Sakramente! . . . Er ist tot, was werden die Leute sagen? . . . Du hast uns nicht gerufen."

„Willst du still sein!" schalt Annesa gereizt. „Wehe dir, wenn du nicht augenblicklich schweigst."

Sie lief die Treppe hinunter, sie wurde immer unruhiger, aber sie war entschlossen, sich nicht zu verraten. An der Tür blieb sie stehen, sie sah, wie Donna Rachele sich über den Toten beugte, seinen Kopf aufrichtete und seine Arme schüttelte. „Nein, nein! Er ist wirklich tot. Wie konnte das nur geschehen, Annesa? Gott, mein Gott, was werden die Leute sagen!"

„Jetzt müssen wir still sein. Sie brauchen nicht zu wissen, daß er gestorben ist, ohne daß wir es merkten . . ."

„Ja, ja, wir sagen, daß wir alle bei ihm waren," erwiderte Annesa lebhaft. „Ah, da ist Don Paulu."

Als sie die Tritte des jungen Mannes hörte, erbleichte sie und zitterte, aber sie bezwang sich und biß die Lippen aufeinander. Doch Paulu achtete nicht auf sie. Auch er hatte die Lampe in der Hand und betrachtete den Toten. Sein verschlafenes Gesicht drückte weder Schmerz noch Freude aus.

„Ja, er ist dahingegangen! Er ist tot, was können wir dabei machen?" sagte er; ihm war der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß der Alte während seiner Unterredung mit Annesa gestorben sein könnte.

Donna Rachele hatte nichts verstanden; sie ging durch das Zimmer hin und her und schien etwas zu suchen. Die Gewissensbisse, daß sie den Alten ohne Sakramente hatten sterben lassen, quälte sie. Sie meinte, ihn in den Flammen des Fegefeuers zu sehen, mit erhobenen Armen, mit offenem Munde, nach Licht und Frieden verlangend.

Endlich fand sie, was sie suchte, ein kleines schwarzes Kruzifix, das an der Wand hing. Sie legte es dem Alten auf die Brust.

„Wir müssen ihn waschen und ankleiden," sagte sie etwas ruhiger. „Annesa, geh, zünde Feuer an, stelle Wasser auf. Was stehst du so da? Annesa, Annesa, woran denkst du?"

Dieser Vorwurf, wie sanft auch immer, traf Annesa tief. Jedes Wort hatte jetzt doppelte Bedeutung für sie. Sie ging in die Küche, zündete Feuer an und wiederholte sich immer, daß sie stark sein würde, gefaßt auf alles. Da hörte sie Don Simones Stimme.

„Ist er wirklich tot? Warum hat Annesa uns nicht gerufen?"

„Wie kann denn sie dafür? Laßt sie doch in Ruhe!“ sagte Paulu ärgerlich, weil Donna Rachele wieder zu klagen anfing. „Er ist tot, Frieden seiner Seele.“

„Aber das ist es ja gerade, Paulu . . .“ antwortete sie.

„Lassen Sie's gut sein, Mutter! Glauben Sie denn, daß er ins Paradies gekommen wäre, wenn er gebeichtet hätte?“

„Paulu!“ sagte der Großvater ernst und traurig „Ehre wenigstens den Tod!“

Paulu antwortete nicht. In der Stille, die plötzlich eingetreten, hörte man Rosas Weinen, und gleich darauf trat Onkel Cosimu Damianu ein, das Kind auf dem Arm; auch er fragte:

„Wo ist Anneſa? Sagt ihr, daß sie auf das Kind achte. Was geht hier vor? Was hat Anneſa getan?“

Anneſa und immer Anneſa! Alle hatten etwas gegen sie, und sie war entschlossen, mit allen zu kämpfen. Sie ging in den Hof hinaus und schöpfte Wasser zum Waschen der Leiche; da sah sie mit erneuter Angst, wie der bleiche Himmel schon mit leichtem Schein die nahe Morgenröte verkündete. Groß und melancholisch sank der Mond hinter der Hofmauer nieder, die Sterne zitterten und verhüllten sich, als wären sie ungeduldig, davon zu gehen. Auch die frische Luft kündete schon den Morgen an. Anneſa wäre es lieber gewesen, wenn die Nacht noch nicht zu Ende ging; sie fürchtete sich vor dem Tageslicht, vor den Leuten, die nun aufwachen und sich böswillig in die Sachen andrer mischen würden. Die Leute? Sie haßte sie. Für diese Leute hatte sie auf den Traum aller sittsamen Mädchen verzichten müssen, auf den Traum, den Geliebten zu heiraten. Für diese Leute, ihres Geredes wegen, der Marter wegen, die diese Leute Paulu hätten erdulden lassen, wenn er Großväter und Mutter aus dem Hause der Ahnen jagen ließ, hatte sie ein Verbrechen begangen. Und nun, binnen kurzem würden die Leute aufwachen und würden in die Kammer eindringen, wo der Tote lag; sie würden sehen, prüfen und vielleicht die schreckliche Wahrheit entdecken . . .

Etwas später saßen Don Simone, Onkel Cosimu und Paulu um das Herdfeuer.

„Ja,“ sagte Don Simone, „jetzt werden sie kommen und uns plagen. Gerade bei solchen Gelegenheiten, wenn man die größte Ruhe nötig hat, kommen sie. Die Alten begruben ihre Toten im Hause und brauchten keine Leichenfestlichkeiten zu bereiten. In den Nuraghen[1]), in denen sie wohnten, haben sich die Knochen der Toten gefunden.“

„Na, hört,“ brach Paulu aus, „Onkel Zua würde ich nicht in meinem Hause begraben! Frieden seiner Seele, aber er hat uns zu sehr gequält!“

„Lassen wir dreißig Tage für einen Monat gelten!“ erwiderte Don Simone. „Mäßige deine Worte, Paulu. Rede nicht etwa vor den Leuten so!“

„Ich bin aufrichtig, Großvater Decherchi. Ich versichere Euch, der Tod des Alten tut mir leid, aber weinen kann ich nicht!“

„Du hängst zu sehr am Leben, mein Sohn,“ sagte Onkel Cosimu. „Nicht einmal der Anblick des Todes flößt dir Ehrfurcht ein!“

[1]) Turmartige Bauten in Sardinien aus vorrömischer Zeit.

Es war vielleicht zum ersten Male, daß Onkel Cosimu so zum Enkel sprach. Paulu ärgerte sich mehr über die ermahnenden Worte des mütterlichen Großvaters als über die beständigen Vorwürfe Don Simones.

„Am Leben hängen?" sagte er bitter wie zu sich selbst; er erinnerte sich, daß er gestern an Selbstmord gedacht hatte. „Wenn ich so wäre, wie Ihr sagt, ich würde . . . doch jetzt ist keine Zeit, von solchen Dingen zu reden!"

„Dann schweige! Dort liegt ein Toter. Denke lieber daran, daß wir alle sterben müssen. Er war kein Feigling! Er war ein tapferer Mann, und vor allem war er ein ehrenhafter, fleißiger und gerechter Mann. Das körperliche Leiden hatte ihn rauh gemacht. Oft liegt in den bitteren Worten, die gesagt werden, Wahrheit. Und die Wahrheit gefällt uns nicht!"

Paulu antwortete nicht sogleich. Er war trotz allem immer ein respektvoller Sohn und Enkel gewesen und hatte niemals mit seinen Alten gestritten, immer aber alles nach seinem Belieben getan, sich immer seinen einfachen Großvätern in Wissen und Intelligenz unendlich überlegen gefühlt. Onkel Cosimus ungewöhnlich scharfe Worte in dieser Trauerstunde trafen ihn tief, sie verdrossen ihn; aber vielleicht dachte er doch, daß der Großvater diesmal recht habe, und er antwortete nach einem Augenblick:

„Ein Gerechter! Jedoch den Tod des Gerechten ist er nicht gestorben!"

„Schweig," sagte nun auch Don Simone, der angefangen hatte, laut zu beten. „Du weißt nicht, was du sagst! Warum ist er nicht den Tod des Gerechten gestorben? Ist er nicht in seinem Bett und eines natürlichen Todes gestorben? Weil er nicht gebeichtet hat? Der Herr ist barmherzig und seine Wage wägt die guten und schlechten Taten besser, als wir sie wägen können."

Annesa ging ein und aus, sie hörte die Worte des alten Herrn. Wenn sie hätte lächeln können, sie, die nicht an Gott und an eine göttliche Gerechtigkeit glaubte, sie würde gelächelt haben, aber sie dachte an andres.

Indessen erwiderte Paulu:

„Meine Worte drücken den Toten nicht mehr, aber ich glaube, die göttliche Wage wird die ganze Barmherzigkeit des Herrn nötig haben, um . . ."

„Sohn des heiligen Antonio," unterbrach ihn Onkel Cosimu heftig, „hast du noch nicht begriffen, daß es dir nicht ziemt, so zu sprechen. Hüte dich!"

„Was habe ich schließlich zu fürchten?" brach Paulu aus. „Ich hoffe, sie werden nicht sagen, daß ich ihn getötet habe?"

„Ja, das könnten sie dennoch sagen," antwortete der Alte, die Stimme senkend. „Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Es handelt sich jetzt darum zu beten oder . . . still zu sein."

„Und dann! Und dann!" sagte Don Simone, heftig mit den Händen gestikulierend. „Er war gar nicht so schlecht, nein! Er wollte uns Gutes tun. Vielleicht haben wir nicht verstanden, ihn zu behandeln, ihn nicht gekannt. Wir haben ihn jeden Tag mehr vernachlässigt, wir haben ihn allein gelassen, uns seiner nur erinnert, wenn wir ihn brauchten. Ja," fügte er leiser hinzu, „wir liebten ihn nicht, wie er es vielleicht verdiente. Und er . . . jetzt kann ich es sagen, er wollte uns Gutes tun . . . Er hatte Pfarrer Virdis beauftragt, das Haus und die Tanka anzukaufen . . ."

Lebhaft erhob Paulu den Kopf, er sah Annesa, die hinten in der Küche stand und starr auf Don Simone blickte. Sie sah wie versteinert aus.

„Genug. Laßt uns beten," schloß der alte Edelmann; „urteilen wir niemals über unsern Nächsten, bevor wir ihn richtig kennen."

Aber Paulu haßte auch noch den toten Onkel Zua; er hielt den Augenblick für günstig, seinen Großvätern zu sagen, daß er die Hilfe des alten Geizhalses nicht mehr nötig habe.

„Lassen wir ihn in Frieden," sagte er, „aber wenn er uns wirklich Gutes tun wollte, hätte er mir vielen Verdruß ersparen können. Er hätte mir's ersparen können, die ganze Umgebung abzulaufen, bei Sonne und bei Regen . . . und mich zu erniedrigen vor allen Wucherern, vor allen gemeinen Frauenzimmern, vor allen groben Kerlen, denen ich begegnet bin. Ihr wollt, ich soll nicht reden, aber ich kann nicht schweigen. Nur ein paar Worte noch. Gestern Nacht bin ich spät gekommen, ich wollte euch nicht wecken. Hört! Ich habe Geld erhalten, aber unter welcher Demütigung! Von einer Witwe mit zweideutigem Rufe habe ich es leihen müssen . . . und ich habe es genommen. Was sollte ich machen?" fügte er hinzu, als wollte er sich vor Vorwürfen schützen, an die die Alten gar nicht dachten. „Das Wasser stand mir an der Kehle. Es fehlte nicht viel und ich wäre ertrunken."

„Was heißt das? Was geht dich der Ruf der Witwe an, wenn du das Geld zurückerstattest?"

„Gewiß werde ich es zurückerstatten, und, glaubt nicht etwa mit der Erbschaft des Toten. Nein, Ich will euch auch das noch sagen. Ich habe eine Beschäftigung gefunden. Ich gehe ins Bergwerk . . ."

Beide Großväter sahen ihn an. Don Simone schüttelte den Kopf, auch Onkel Cosimu trotz seiner gewohnten Güte und Nachsicht, machte eine ungläubige Bewegung. Er glaubte nicht an die Worte des Enkels.

Aber Paulu antwortete nicht mehr, er hatte gesagt, was die Großväter wissen sollten, und als diese wieder anfingen zu beten, beugte er den Kopf über die Hand und versank in Gedanken. Im Grunde machte der Anblick des Todes, obwohl er ihm nicht neu war, ihn traurig, und tausend Fragen, wie die Welt sie immer wieder zu lösen versucht, beschäftigten seinen Geist.

Endet alles mit dem Tode? Haben wir wirklich eine unsterbliche Seele? Wo bleibt diese Seele nach dem Tode? Wo ist die Seele des Alten? Lebt er wirklich, der Gott unsrer Väter, auf Wolken thronend, der alte, gerechte, der furchtbare Gott, der Gott mit der Wage, der von den Großvätern so sehr geliebt und verehrt wird?

Paulu dachte an den Tod seines Vaters, an den Tod seiner Frau: damals hatten Verzweiflung und Schmerz solche gewaltige Fragen nicht aufkommen lassen. Jetzt befand er sich in einer ganz andern Seelenstimmung; er fühlte sich jung, stark, voll guter Vorsätze. Die Zukunft erschien ihm fast rosig, und er war geneigt, an die Existenz Gottes zu glauben, an seine Wage und seine Gerechtigkeit.

Annesa dagegen, nachdem sie gehört, daß der Alte der Familie hatte Gutes tun wollen, war noch finsterer, noch schweigsamer geworden.

Donna Rachele indessen erfüllte die Trauergebräuche mit einer Art religiöser Ekstase; sie betete und seufzte, und manchmal murmelte sie: „So ist er gestorben! Annesa, so ist er gestorben!“

Aber dieser Vorwurf rührte Annesa nicht. Sie schwieg, und als die Leiche bekleidet und mit einem gelblichen Damasttuch bedeckt worden war, als das grünliche Morgenlicht, das durch das Gartenfenster drang, sich mit dem rötlichen Schein der Kerzen vermischte, die auf den alten Goldleuchtern brannten, sah ihr regungsloses Gesicht in dem Rahmen des schwarzen Tuches wie eine Maske von Wachs aus.

Siebentes Kapitel.

Kaum war es Tag geworden, so ging Annesa, um den Pfarrer Virdis zur rufen. Er verschob die erste Messe und eilte in das Haus, in dem der Tod eingekehrt war.

„Annesa hat mir erzählt ... daß ihr alle zugegen waret, als Zua starb. Ach, heilige Engel, warum habt ihr nicht zu mir geschickt! Wie übel habt ihr gehandelt.“

Donna Rachele legte ein Päckchen auf den Tisch und hielt, obwohl mit Widerstreben, doch an Annesas Lüge fest.

„Er hatte fast jeden Abend solche Anfälle“, sagte sie; „der Arzt hatte ein Beruhigungsmittel verschrieben, das immer gute Wirkung tat. Doch heute Nacht ist das Leiden so plötzlich und so heftig gekommen, daß Annesa nicht einmal Zeit hatte, das Mittel in ein Glas zu schütten. Dies Päckchen haben wir unter der Matratze gefunden, wir haben es nicht geöffnet, wir warteten auf Sie.“

„Öffnet nur,“ sagte der Pfarrer. „Er hat mir seine Papiere und sein Testament anvertraut.“

„So ist alles in guten Händen,“ murmelte Donna Rachele, indem sie das gefundene Päckchen öffnete.

Aber Paulu geriet in heftigen Zorn.

„Was!“ stieß er hervor; „er hat das Testament aus dem Hause gegeben. Er hielt mich wohl für fähig, es zu fälschen! Für so niederträchtig hat er mich gehalten! Auch Sie, Pfarrer Virdis, auch Sie haben mich für so niederträchtig gehalten!“

„Denken wir an andres,“ antwortete der Priester. „Ich habe seinen Wunsch erfüllt, das ist alles. Denken wir jetzt daran, ihn zu begraben. Du, Paulu, benachrichtige den Gemeindevorstand. Ich werde an das Begräbnis denken.“

„Ich!“ schrie Paulu, indem er sich mit den Händen auf die Brust schlug. „Ich bleibe nicht hier. Mich hat gestern abend niemand zurückkommen sehen, niemand wird mich vermissen. Nein, ich bleibe nicht. Der Alte beleidigt mich noch nach dem Tode.“

„Paulu, wir haben an andres zu denken!“ warf Donna Rachele ein.

Aber Paulu fühlte sich zu schwer gekränkt, und der Gedanke, vor den Leuten einen Schmerz zu heucheln, den er nicht fühlte, steigerte noch seine Erregtheit.

„Ich gehe," rief er.

„Geh doch, geh, schlechter Christ, geh! Der Fuchs wechselt das Fell, aber nicht das Herz. Geh, geh," sagte der Pfarrer und wedelte mit seinem Taschentuch, als wollte er Fliegen verjagen.

Und Paulu ging; auch das Flehen Annesas, die hinter ihm hereilte, bewegte ihn nicht.

„Geh nicht, Paulu! Was werden die Leute sagen?"

„Wenn mich jemand sieht, komme ich zurück," versprach er. „Jetzt laß mich!"

Er ging, aber er kam nicht zurück. Und nun füllte sich das Haus mit Leuten: Nachbarn, Verwandte, Freunde kamen. Auch die beiden alten Brüder kamen, die den Tag vorher am Armenessen teilgenommen hatten. Und der Freund des Verstorbenen sagte:

„Wie rasch man doch stirbt! Gestern noch war Zua voll Leben! . ."

Und dann kam der Tischler mit dem Sarge, in den der Tote mit seiner Medaille und dem schwarzen Kruzifix hineingelegt wurde.

Eine alte Verwandte schlug vor, dem Toten zu Ehren ein Klagelied anzustimmen, aber Don Simone widersetzte sich. Er war gewiß ein altmodischer Mann, er hing an alten Gebräuchen, aber er sah doch ein, daß gewisse Zeremonien sich überlebt hatten, und er befahl Annesa, das Mittagsessen herzurichten, obwohl man gewöhnlich in den Häusern, in denen ein Toter liegt, kein Feuer anzündet. Das Mädchen zog sich in ihren Winkel zurück, froh, der Aufmerksamkeit der neugierigen Menge entfliehen zu können, die aus und ein ging unter dem Vorwand, Donna Rachele und den Großvätern ihr Beileid zu bezeugen.

Der Hof war leer, und die Zeit ging dahin. Annesa wurde immer ruhiger. Nur noch eine kleine Weile, und die stumme Erde tut sich auf und verschlingt das entsetzliche Geheimnis . . . Da, auf einmal hörte sie einen tiefen Seufzer. In der Ecke hinter der Tür stand der blinde Niccolinu.

„Was machst du da?" fragte Annesa beunruhigt. „Die Leute sind oben im Zimmer. Geh hinauf."

„Und du, was machst du?"

„Ich bereite das Mittagessen," antwortete sie und nahm einen Teller aus dem Schrank.

„Ah, die Toten essen nicht mehr, aber die Lebenden essen noch."

„Gewiß, so lange sie noch einen Mund haben. Was geht es dich an?" antwortete sie trocken. „Hast du nicht gestern auch hier gegessen und getrunken? Und ist dein Vater nicht tot?"

„Ja, ich habe hier gegessen und getrunken," antwortete der Blinde. „Eben darum . . . Doch genug. Wo ist Gantine? Wird er heute nicht zurückkommen?"

„Weder heut noch morgen. Er ist weit weg, bei den Erdarbeiten auf dem Hügel von San Matteo."

„Und wo ist Don Paulu?"

„Aber was geht das dich an?" wiederholte Annesa. „Ich habe nicht Lust, mit dir zu schwatzen. Niccolinu, tu mir den Gefallen und mach, daß du fortkommst."

„Annesa", sagte er noch einmal, ohne auf die ärgerlichen Antworten des Mädchens zu achten. „Wo ist Don Paulu? Wenn er zurückkommt, sag ihm, daß nicht alle, wie ich, gestern geglaubt haben, das heilige Abendmahl in diesem Hause zu empfangen. Es gibt böse Leute in der Welt, viele böse Leute."

„Mag sein. Ich weiß es, die Brüder Piras haben uns verleumdet, nachdem sie hier gegessen und getrunken. Aber heute haben wir keine Zeit, an solche Dinge zu denken."

„Man sollte Don Paulu warnen," antwortete der Blinde hartnäckig.

„Er braucht keine Warnung. Laß mich in Frieden, Niccolinu."

Paulu warnen? Wovor? Vor den Verleumdungen der alten Müßiggänger? Paulu würde gelacht haben. Er liebte den Klatsch nicht.

Dennoch hätte sie den Blinden fragen mögen, was die Brüder Piras gesagt hatten. Aber Niccolinu war gegangen. In der Stube hörte man den Tischler klopfen, der die Silbertressen auf das schwarze Sargtuch nagelte. Der unheimliche Hammerschlag klang für das Ohr Annesas fast angenehm. Jetzt konnte niemand mehr den Toten sehen, jetzt hütete der schwarze Sarg mit seinen Tressen, seinen Nägeln das Geheimnis, wie sie es hütete . . .

Nun schwieg der Hammer, und eine Stimme hinter der Tür sagte: „Wir können zum Essen gehen."

Und nach und nach entfernten sich die Leute, die alten Großväter und Donna Rachele aßen wenig nur, aber ruhig, wie Menschen, die ein gutes Gewissen und das Bewußtsein haben, ihre Pflicht erfüllt zu haben.

Um drei Uhr wurde der Tote fortgetragen, und endlich wurde das Haus ruhig.

Annesa setzte sich auf die Stufen der Treppe, die zum Garten führte und blickte auf die Berge. Die Wälder, die sich unbewegt und schweigsam vom Rande des Gartens bis zum Gipfel des Gebirges hinaufzogen, schimmerten rötlich, wie von einer fernen Feuersbrunst beleuchtet. Das Laub der immer grünen Steineichen zeichnete sich scharf vom grau-violetten Himmel ab. Alles war Frieden und Stille, aber Annesa fühlte sich todmüde, und obwohl sie noch immer in dem Zimmer nebenan die Stimme des Alten zu hören meinte, hatte sie doch das Gefühl, als wären Jahre und Jahre seit dem fürchterlichen Gewitter des gestrigen Abends vergangen. Sie konnte nicht glauben, daß in einer Nacht und in einem Tage sich so viel ereignet hatte. Und ihr war, als sei sie gealtert.

„Nun ist alles zu Ende," dachte sie. „Nun muß ich gehen. Wenn ich hier in diesem Hause bleibe, werde ich nie mehr imstande sein, zu lachen, zu sprechen, zu arbeiten. Ich habe die andern von ihrem Peiniger befreit, aber ich habe mir eine Last auf die Schultern geladen . . . Ja, da ist sie. Hier auf meine Schultern . . ."

Immer mehr verschleierten sich ihre Gedanken, wie sich der Himmel immer mehr verdunkelte. Sie blickte nach der Richtung hin, in der Paulu kommen mußte. Sie wollte aufstehen, aber ihre große Müdigkeit hinderte sie daran, sie gähnte, und mit einem Male lief es ihr eiskalt über den Rücken.

„O!" sagte sie laut. „Das fehlte noch, daß ich krank würde." Ein qualvoller Gedanke packte sie: „Wenn die Phantasien kommen und ich spreche! Nein, meine Lippe schweigt. Jetzt, da die Erde das Geheimnis verschlungen, sollte ich selbst es enthüllen?"

Sie gähnte wieder; sie hielt beide Hände vor den Mund, dann stand sie auf; sie mußte sich bewegen, mußte den bösen Halbschlummer abschütteln. Sie machte Feuer, wollte zum Brunnen gehen, sie holte den Krug — da wurde sie von einem neuen Schwindelanfall gepackt, sie mußte sich an die Wand lehnen, um nicht zu fallen. Donna Rachele hatte bemerkt, daß Anneſa sich schlecht fühle; sie nahm ihr den Krug aus der Hand und sagte: „Folge mir, meine Tochter, begib dich zur Ruhe."

Aber Anneſa zeigte in die Ferne und sagte mit verschleierter Stimme: „Ich muß gehen."

„Du mußt zu Bett gehen, Kind! Merkst du nicht, daß du Fieber hast?"

„Lassen Sie mich gehen," drängte sie.

Sie nahm einen Krug und ging hinaus.

Der Abend war klar und milde, an dem noch blauen Himmel, jenseits der schwarzen Dorfhäuser, funkelten die Sterne des Großen Bären. Die Bauern kamen auf ihren kleinen müden Pferden von der Arbeit, und durch die weitgeöffneten Türen der kleinen Häuser sah man die Frauen Feuer anzünden und die armseligen Mahlzeiten ihrer Männer herrichten.

In der Nähe von Tante Annas Häuschen fing Anneſa an, sich über Paulus lange Abwesenheit zu beunruhigen. Sie blieb einen Augenblick stehen und spähte, ob nicht ein Hirt den Bergpfad heruntersteige. Aber sie sah niemanden. Sie trat in den offenen Hof und dann in das Häuschen von Donna Racheles Base.

Es war das einfache Haus armer Leute; in der Küche über der Tür war eine Art Dachboden, auf dem Tante Anna ihren Holzvorrat, Stroh und Gerste aufbewahrte.

„Anneſa, bist du's? Rosa ist mit Ballora und den Kindern zum Brunnen gegangen," sagte die lange, magere Frau, die gerade auf den Dachboden gestiegen war, um ein wenig Holz zu holen. „Warte einen Augenblick."

Sie stieg langsam die Sprossenleiter herunter, während Anneſa aus dem Eimer, der auf einem Steine stand, Wasser in ihren kleinen Krug goß.

„Ich nehme mir etwas Wasser. Ich bringe es Euch morgen wieder, Tante Anna."

„Aber mit Zinsen, mein Herz," sagte Tante Anna scherzend. Dann fragte sie: „Haben sie das Testament geöffnet? Ist es wahr, daß er es Pfarrer Virdis in Verwahrung gegeben hatte? Ah, dies alte Stachelschwein! Meine Worte sollen ihn nicht mehr drücken als ein Rosenblatt, aber filzig war er und mißtrauisch. Heute hat sich das Gerücht verbreitet, Paulu hätte ihn so lange geschlagen, bis er tot war . . ."

„Was?“ schrie Annesa auf und dachte an die Worte des Blinden, „das sagt man?“

„Geschwätz, mein Herz! Aber was hast du?“

Annesa zitterte vor Fieber und vor Angst, aber sie durfte sich nicht verraten, und sie antwortete ruhig: „Es ist nichts, ich bin nur müde. Seht, Tante Anna, der Rücken ist mir wie zerbrochen, als hätten sie auch mich geschlagen . . . Gute Nacht, wir plaudern ein andermal.“

„Ich komme noch zu Euch, mein Herz,“ sagte Tante Anna; sie begleitete Annesa bis zu dem Pfade, der den Felsabhang hinunterführt. Jenseits hob sich, schwarz zu dieser Stunde, das Kirchlein vom Sternenhimmel ab. „Wenn du Ballora triffst, sag ihr, sie solle sich beeilen, es ist schon spät,“ rief die Frau und kehrte vor der kleinen Kirche um.

Annesa beeilte ihren Schritt, in der Hoffnung, Paulu schon zu Hause zu finden; aber auf der Hälfte des Weges, in einem einsamen Gäßchen hörte sie Balloras Stimme und Rosas Weinen.

„Still, still, mein Liebchen,“ sagte Ballora, aber ihre Stimme bebte.

„Rosa, Rosa!“ rief Annesa; sie setzte den Krug auf die Erde und stürzte auf Tante Annas Nichte zu, die Rosa auf dem Arme trug und der zwei erschrockene Kinder folgten. „Was gibt's? Was gibt's?“

Rosa klammerte sich an ihren Hals und lehnte den schweren Kopf an ihre Schulter, der ganze kleine Körper zitterte krampfhaft.

„Kehr um,“ sagte das Mädchen, „die Karabinieri suchen dich. Sie sind da, in eurem Hause. Sie haben alle verhaftet . . . Alle, auch Tante Rachele . . .“

„Auch Tante Rachele?“ stammelte Annesa, ohne zu wissen, was sie sagte.

Ballora und die Kinder, von panischem Schrecken ergriffen, fingen wieder an zu laufen, als müßten sie einem gefährlichen Orte entfliehen.

Mechanisch nahm Annesa den Krug und folgte ihnen. „Was? Was?“ fragte sie atemlos.

„Ich weiß nicht . . . Wir waren schon an eurer Tür . . . wir wollten Rosa nach Hause bringen . . . Und vor eurer Tür waren Leute . . . viele Leute . . . und eine Frau sagte mir: die Karabinieri sind drin; sie verhaften alle . . . alle, sie suchen Annesa. Da bin ich weggelaufen. Wir müssen Tante Anna warnen. Und du mußt dich verstecken, Tante Annesa, verstecke dich . . . verstecke dich . . .“

Annesa dachte an nichts andres; ihr fiel sofort Tante Annas Dachboden ein. In ihrer Angst, vom Selbsterhaltungstrieb überwältigt, glaubte sie, daß sie, die Schuldige, allein in Gefahr sei. Die andern waren unschuldig, die hatten nichts zu fürchten. Sie sagte kein Wort mehr, ihr kam nicht einmal in den Sinn, umzukehren, sich zu überzeugen, ob Ballora sich nicht getäuscht und die Gefahr übertrieben habe. Der Instinkt stachelte sie, zwang sie zu laufen, sich zu retten. Hinter ihr her liefen Ballora und die Kinder; es schien, als ob sie alle von den Karabinieri verfolgt würden.

Mehrere Frauen traten vor die Haustüren, und eine sagte: „Es sind kleine Mädchen, die kriegen spielen.“

Und die Fliehenden kamen ungestört vor Tanta Annas Häuschen an. Die Frau war abwesend, alles war still.

Anneſa ging in die Küche und wollte gleich auf den Dachboden ſteigen, aber Ballora hielt ſie zurück.

„Hier kannſt du nicht bleiben, Anneſa. Hier nicht. Gerade hier werden ſie dich ſuchen. Verſteck dich wo anders."

„Wo? Wo?"

„Geh fort, Anneſa," drängte die andre, „geh fort. Ich glaube, ſie kommen ſchon." Und nun, blind vor Furcht, wollte Anneſa nichts mehr wiſſen, ſah ſie nichts mehr. Ungeſtüm machte ſie ſich von Roſa los, ſie riß ſie ſich vom Halſe, vom Arme, wie man ein Brombeerblatt, das ſich nicht löſen will, abreißt. Glücklicherweiſe war der Platz leer, niemand ſah die Fliehende, oder vielmehr, ſie ſah niemanden; ſie flüchtete ſich in den Hof der Kirche und von da über die Steintreppe zum Belvedere, wo in den Feſttagen die Prioren ſich verſammelten, um friſche Luft zu ſchöpfen und Karten zu ſpielen. Es war eine Art dreibogige Loggia mit einem Rohrdach gedeckt und von einer ſteinernen Bruſtwehr umgeben. Hier kniete Anneſa nieder und barg das Geſicht zwiſchen zwei Steinen; über ihrem Haupte funkelten die Sterne, alles war Schweigen, Frieden, Dunkel.

Das Herz ſchlug ihr krampfhaft. Das Fieber vermehrte ihre Furcht. Sie wähnte, daß die gräßlichen Phantaſiegeſtalten ſie verfolgten, ſie an ſich reißen, ſie an einen ſchauerlichen Ort werfen wollten, geheimnisvoller, grauſiger noch als die Hölle, an die ſie doch nicht glaubte. Das Chaos war um ſie her, ein Dunkel, eine Finſternis, ein Nebel, eine qualvolle Nacht ohne Ende.

Und es wurde eine qualvolle Nacht, grauenhafter, als die des Verbrechens. Aus ihrem Verſteck konnte ſie den Platz, den Felsabhang und Tante Annas Haus ſehen. Lange brannte in dem kleinen Hauſe Licht. Anneſa glaubte die Schatten, die ſich hin und her bewegten, erkennen zu können, ſie glaubte Roſas Weinen und undeutliches Rufen zu hören, aber dann wurde alles ſtill. Ein Mann ritt über den Platz; gegen Oſten wurde der Himmel heller.

Ein wenig ſicherer geworden, ſtand ſie auf, ſchüttelte ſich und überlegte. Wo war Paulu? War er zurückgekommen? War er auch verhaftet? Und die andern? Wenn Ballora ſie getäuſcht hätte?

„Es iſt alles nur ein Traum," dachte ſie. „Ballora muß ſich getäuſcht haben. Nein, nein, man verhaftet nicht Leute, ſo plötzlich, in einem Augenblick. Ich phantaſiere, das Fieber quält mich."

Aber dann erinnerte ſie ſich, daß ſie auch in der vorigen Nacht geglaubt hatte zu träumen, während doch alles, alles ſchreckliche Wahrheit geweſen war.

„Ich, ich bin an allem ſchuld! Ich, Verfluchte! Was ſoll ich jetzt tun? Warum bin ich geflohen? Wovor fürchte ich mich? Die Gefangenſchaft erwartet mich, das wußte ich vorher. Warum fliehe ich nun? Mein Gott, mein Gott, alles iſt verloren!"

Sie ſetzte ſich auf die oberſte Treppenſtufe nieder und verſuchte ihre Lage beſſer zu prüfen. Und nach und nach verminderten ſich ihr Entſetzen und ihr Schmerz; ein Lichtſtrahl tauchte in ihrer verdunkelten Seele auf. Sie wurde

wieder das, was sie immer gewesen war: der Efeu, der nicht leben konnte ohne seinen Stamm.

„Ich muß sie retten." Sie stand auf und stieg in den Hof hinunter. „Ich stelle mich freiwillig, und wenn es nötig ist, sage ich alles."

Sie kehrte zu Tante Annas Häuschen zurück, sie hatte keine Furcht mehr, sie konnten sie festnehmen, sie fesseln, sie an den Ort ewiger Qualen werfen, sie würde kein Wort sagen, wenn nicht zugunsten ihrer Wohltäter.

Sie klopfte, Tante Anna öffnete.

„Bist du's?" sagte diese, die Hände erhebend. „Was willst du hier? Sie suchen dich, weißt du. Sie haben in allen Nachbarhäusern gesucht und jeden Augenblick fürchte ich, kommen sie hierher. Darum bin ich nicht zu Bett gegangen, ich war sicher, daß sie kommen würden."

„Es ist also wahr?" fragte Anneſa mit dumpfer Stimme. „Und Paulu?"

„Paulu ist nicht nach Hause gekommen. Die andern sind alle verhaftet, auch Donna Rachele."

„Auch sie!" schrie Anneſa auf, und wie vom Blitz getroffen von dieser schrecklichen Nachricht fiel sie nieder.

Tante Anna glaubte, sie sei ohnmächtig und beugte sich über sie, um sie aufzurichten; aber Anneſa stieß sie zurück, stand auf, schlug mit der Faust auf den Mund, als wollte sie ihn hindern zu reden und wandte den Rücken. Die Alte hielt sie zurück.

„Höre meine Tochter, wohin willst du gehen?"

„Wohin meint Ihr, daß ich gehen soll? Nach Hause? Wer ist darin?"

„Ein Karabiniere, der auf Paulu wartet. Aber Paulu kommt sicher nicht zurück. Irgendeine gute Seele wird ihn gewarnt haben. Höre, Anneſa, ich merke deine Absicht, du willst dich verhaften lassen. Hüte dich, wenn du etwas weißt! Du bist eine Frau, bist schwach, sie werden dich zum Reden bringen."

„Also Ihr . . . Ihr glaubt auch?"

„Ich weiß nichts! Aber das ganze Dorf sagt, daß Paulu den Alten getötet hat, und daß du und ihr alle seine Helfer waret. Wenn es nicht wahr ist, brauchst du dich doch nicht verhaften zu lassen. Versteck dich, wenn du einen sicheren Ort kennst. Du sollst sehen, morgen wird alles wieder beigelegt sein."

„Gerade darum will ich mich stellen. Wohin sollt ich auch gehen, Tante Anna? Ich bin kein Mann, der in die Wälder fliehen kann. Laßt sie nur kommen, ich will sie hier erwarten. Nein, nein, ich will nicht hinein gehen, die Kinder sollen sich nicht fürchten. Ich will hier warten."

Und sie setzte sich auf die Mauer des Hofes.

Ringsum herrschte noch immer das tiefe Schweigen der klaren Nacht; groß und gelb tauchte der Mond über den Bergen auf, ein melancholisches Morgenlicht beleuchtete schon den Platz und die kleinen Häuser, die sich an die Kirche lehnten. Tante Anna lauschte, spähte, dann ging sie zu Anneſa zurück und legte ihr eine Hand auf den Kopf.

„Höre mich," sagte sie leise. „Ich kenne Paulu länger, als er glaubt. Er ist der Ruin seiner Familie gewesen. Höre mich, mein Herz. Wenn das Gericht sich hinein mischt, muß irgend etwas vorgefallen sein."

Annesa brauste auf: „Seid still . . ."

Aber dann schüttelte sie den Kopf und sagte nichts weiter. Wozu? Nein, sie wollte keine unnützen Worte sprechen. Sie wollte nur ihre Wohltäter retten. Aber Tante Anna fuhr ernst und geheimnisvoll fort: „Höre mich, du mußt wissen, was geschehen ist, das Gericht sucht gerade dich, weil sie hoffen, daß du reden wirst. Nimm dich in acht! Lasse dich nicht festnehmen, das sag ich dir noch einmal. Wenn du Paulu lieb hast, er ist ja wie dein Bruder, wenn du ihn nicht verlieren willst, so rede nicht. Vielleicht wird noch alles wieder gut, aber ihr müßt still sein. Schweigen müßt ihr wie die Steine!"

„Wenn es nötig ist, sage ich, daß ich die Schuldige bin . . . ich allein," entgegnete sie leise. Aber Tante Anna legte ihr die Hand auf den Mund.

„Siehst du? Siehst du? Nun redest du schon! Still, Tochter, still wie die Schnecke sollst du sein! Du darfst nicht reden, darfst niemanden anschuldigen, auch dich nicht. Sie würden dir doch nicht glauben, aber zwingen würden sie dich, zu sagen, was du gesehen hast! Und dann verlierst du sie, Tochter, dann verlierst du sie!"

„Nein, nein, sprecht nicht so!" flehte Annesa, die Hände faltend. „Treibt mich nicht zur Verzweiflung!"

„Still . . ." sagte die Frau und neigte den Kopf vor. Annesa schwieg — sie lauschte, sie hörte laute, schwere Tritte aus dem Gäßchen, jenseits des Platzes, und obwohl zu allem bereit, zitterte sie doch und sprang auf.

Aber die Tritte verloren sich; es wurde wieder still unter dem großen, gelben Auge des Mondes.

„Ihr glaubt also, daß Paulu da oben geblieben ist?" fragte Annesa und blickte gegen die Berge.

„Ja, ich glaube es," sagte Anna, und Annesa dachte: „Wenn ich ihn sehen könnte! Wenn ich mit ihm sprechen könnte!"

Was würde sie ihm sagen? Die Wahrheit nicht; aber das Verlangen, die Notwendigkeit, Paulu zu sehen, ihm zu erzählen, was geschehen war, mit ihm zu überlegen, wie man sich am besten verteidigen, sich retten könne, trieb sie nach den Bergen hin.

Wie eine Schlaftrunkene machte sie sich auf den Weg.

„Wohin gehst du? Wohin gehst du?" rief Tante Anna, ihr mit den Augen folgend.

Annesa antwortete nicht. Sie dachte an die Worte des Blinden, an das Verhalten des Pfarrers und an die höhnischen Blicke der Brüder Piras. Ja, so war es; seit heute morgen wußten die Leute, daß eine infame Verleumdung über Paulu im Umlauf war, und irgendeine gute Seele, wie Tante Anna gesagt, vielleicht der blinde Niccolinu, hatte dem Witwer eine Warnung gesandt.

Da oben, zwischen Felsen und tausendjährigen Wäldern, waren Grotten und Schlupfwinkel, unzugänglich für jeden; nur die Hirten kannten diese Labyrinthe. Besonders Onkel Castigu wußte da Bescheid; er hatte sich manch-

mal gerühmt, „der König der Grotten" zu sein. Ohne Zweifel hielt Paulu sich da oben auf und wartete, bis die Verleumdungen, die von den Freunden des Verstorbenen ausgingen, verstummt waren.

Und Annesa machte sich auf den Weg, ihn zu suchen. Hinter dem Häuschen, da, wo der Bergpfad begann, blieb sie noch einmal stehen, lauschte und spähte nach dem Dorfe hin. Sie glaubte verfolgt zu werden, aber sie hörte nichts, sie sah niemanden.

Der Mond leuchtete hell über den kleinen schwarzen und grauen Dorfhäusern, die aussahen, als wären sie aus Kohle und Asche gebaut; der weite Horizont, von einem milchweißen Blau, machte den Eindruck eines fernen Meeres. Die Schatten der Felsen und Gesträuche hoben sich scharf von dem gelblichen Boden ab. Alles war blau und schwarz, mild und geheimnisvoll in dem großen Schweigen der warmen Nacht. Und das Mädchen fing an, sich sicherer zu fühlen. Gleichsam, als ob die Nacht, der Mond, das Dunkel und das Schweigen ihre Freunde geworden wären.

Sie wanderte, wanderte. Sie begann den Anstieg gerade an der Stelle, wo ihr erster Reisegefährte gestorben war, der Bettler, der sie in diesen Erdenwinkel getragen hatte, wie der Wind den Samen an den Rand des Abgrundes trägt.

Sie ging weiter. Das Schicksal fuhr fort, sie zu verfolgen. Der Wind des Todes trieb sie vorwärts. Weiter, weiter. Sie wußte nicht, wohin sie kommen würde, wie sie nicht wußte, woher sie gekommen war.

Hinauf! Hinauf! Von Fels zu Fels, von Busch zu Busch. Plötzlich verlor sich der Pfad in einem Dickicht von Farnen und Brombeergestrüpp, das die Bergabhänge bedeckte; dann führte er durch Wachholdergebüsch und dann in den hohen, tiefen Wald. Hier und da glänzten bläuliche Wasserflecken, die unter den schwarzen Binsen aussahen wie die melancholischen Augen des Berges, die noch nicht eingeschlafen, aber schon schläfrig und in einen Halbtraum versunken sind.

Der Mond setzte seinen Lauf fort, er drang in den Wald und überflutete mit seinem Silberlicht die Abhänge; aber wenn die hohen Felsen ihn verdeckten oder die Schatten den Pfad verdunkelten, versperrten gräßliche Gestalten den Weg. In der Ferne sah man wunderliche Gebäude, phantastische Mauern, und die Büsche waren kauernde Ungeheuer; von den Zweigen der Steineichen streckten sich schwarze Tatzen und Schlangenköpfe. Eine Traumwelt, in der die farblosen unförmlichen Dinge Furcht erregten durch ihre Regungslosigkeit und ihre Undeutlichkeit, breitete sich im Walde, im stillen Dunkel aus.

Das Mädchen wanderte weiter. Sie glaubte schon früher durch dieses Dunkel gekommen zu sein, diesen unbeweglichen Spuk zu kennen, keine Furcht mehr zu haben vor unbekannten Gefahren, die ihr vorangingen und ihr folgten; und doch genügte schon das Knirschen ihrer Tritte auf den trockenen Blättern, um sie zusammenfahren zu lassen.

Und plötzlich, auf halbem Wege, sah sie oben auf einem Abhang ein wunderliches Wesen, das sich bewegte, wie ein Mensch, aber mit einem großen Medusenhaupt, schwarz in der Mondeshelle.

Anneſa verbarg ſich hinter einem Felſen, da ſah ſie ein Mädchen, barfuß mit einem Holzbündel auf dem Kopfe, mit großen, lautloſen Schritten vorübergehen und verſchwinden. Das mußte Roſa Bitta ſein, ein kleines Mädchen, das vom Holzdiebſtahl lebte. Anneſa beneidete die kleine Diebin mit den ſchmutzigen Füßen, die ſo gut zur Flucht geeignet waren. Und ſie ſetzte ihren Weg fort.

Hinauf! Hinauf! Da zeichnete ſich auf dem weißlichen Hintergrunde eines fernen Geländes eine andre Geſtalt ab: ein Kentaur, der pfeifend gegen den dunſtigen Horizont dahinjagte. Es war ein Hirt zu Pferde . . . Dann nichts mehr. Wie eine bläuliche Silberwolke erſchien das Meer am äußerſten Rande des Himmels, und rechts vom Pfade, auf dem ſteinigen Abhang, ſah man den Umriß des ſchwarzen Kirchleins.

Einen Augenblick blieb Anneſa ſtehen und horchte. Man vernahm das eintönige Schellengeläute einer Herde. Das mußten Caſtigus Schafe ſein.

Von dem melancholiſchen Klange geführt, durchquerte ſie die Ebene, die ſich unter dem Abhang hinzog, und kam zur Hütte des alten Hirten. Es war niemand da. Aber der Hund fing an zu bellen, und nun kam ein Mann raſch auf Anneſa zugeſchritten.

Beide, der Hirt und das Mädchen, hatten ſich erkannt. „Anneſa, biſt du es, meine Seele," rief Onkel Caſtigu aus. „Was iſt paſſiert?"

Aber das Mädchen öffnete den Mund nicht eher, bis ſie ihm ganz nahe war. „Wo iſt er?" fragte ſie. „Wo iſt er?"

Der Hirte blickte ihr ins Geſicht: es war von einer grünlich grauen Farbe, ſie ſchien um fünfzig Jahre gealtert. Er glaubte, ſie ſei wahnſinnig geworden.

„Wer?" gab er zurück.

„Wer? Paulu!" ſagte ſie faſt trotzig.

„Paulu," erwiderte der Alte betroffen. „Wer hat ihn geſehen?"

Anneſa glaubte zuerſt, daß der Alte es ihr verheimlichen wolle. „Sagt mir, wo iſt er? Mir könnt Ihr es ſagen, meine ich! Ich bin ſeinetwegen gekommen. Ich muß mit ihm ſprechen."

„Aber Anna, was iſt geſchehen? Ich ſchwöre dir, daß ich Don Paulu nicht geſehen habe."

Sie taumelte, ſie ſchien wirklich wahnſinnig zu ſein.

„Wo iſt er?" ſchrie ſie laut auf, als ob ſie ihre Frage an den Himmel, an die Nacht, an das unſichtbare, unheimliche Schickſal richte, das ſie verfolgte, ſie immer täuſchte, ſein grauſames Spiel mit ihr trieb. „Mein Gott, wie ſchrecklich! Ich glaubte, er ſei hier. Sie ſuchen ihn. Sie ſuchen auch mich . . . Sie haben alle verhaftet, ſie ſagen, wir haben Onkel Zua getötet . . . Wo iſt Paulu? Wo iſt er? Wo iſt er?"

„Was ſagſt du!" rief Caſtigu aus. „Mein Neffe Ballore war heute früh hier und erzählte mir, daß Don Paulu ſich das Pferd geholt habe und fortgeritten ſei. Ich habe ihn nicht geſehen."

„Gott, Gott, wie entſetzlich! Was ſoll ich nun tun? Wo ſuche ich ihn? Wohin iſt er gegangen?"

„Sage mir alles," bat der Alte. „Träume ich nicht? Ist wirklich wahr, was du sagst? Bist du nicht . . . krank?"

„Nein, ich bin nicht verrückt, Onkel Castigu. Ich wollte, ich wär's! Aber ich bin es nicht!" erwiderte das Mädchen voll Verzweiflung. Und sie erzählte, was sie von der Verhaftung ihrer Wohltäter wußte.

„Auch Donna Rachele! Auch Donna Rachele! In was für einer Welt leben wir! Ist denn das Gericht toll geworden? Und du, Annesa, du weißt wirklich nicht mehr?" fragte der Mann, sie mit tiefem Schmerze anblickend.

Annesa zögerte noch; aber mit einem Male packte sie der Gedanke, daß nur sie allein wirklich in Gefahr sei, während die andern, die Unschuldigen, Mittel und Wege finden würden, sich zu retten; sie klammerte sich an den Alten und sagte flehend:

„Onkel Castigu! Onkel Castigu! Um die Seelen Eurer Toten willen, verberget mich! Wo sind die Grotten! Bringt mich dorthin! Ich muß mich verstecken. Versteckt mich! Niemand darf meine Stimme hören, bis sie gerettet sind . . . Onkel Castigu! Onkel Castigu!"

Sie preßte seinen Arm, warf sich auf die Erde, umklammerte seine Knie, kauerte sich zusammen, als wolle sie sich unter seinen Füßen bergen.

Er blickte auf sie herunter. Ein Gedanke, hell und jäh wie ein Blitz, fuhr ihm durch den Kopf.

„Du weißt . . . du weißt . . . du hast es getan, oder du hast es gesehen . . ." murmelte er.

Das Mädchen hatte es gehört, aber sie stellte sich, als habe sie es nicht verstanden.

„Verberget mich!" fing sie wieder an. „Sie haben mir alle geraten, mich nicht fangen zu lassen. Verberget mich! Verberget mich, Onkel Castigu!"

„Alle . . ." wiederholte er . . . „alle?"

„Alle . . . alle . . . lieber Onkel Castigu! Ihr wollt doch nicht . . . nein, nein, versteckt mich."

„Soll ich dich in meine Tasche stecken?" rief er ungeduldig, beugte sich nieder und packte sie an der Schulter. Bei dieser Berührung zitterte sie am ganzen Leibe. Wie ein Rückschlag fühlte der Alte dieses Zittern, und wieder blitzte die Wahrheit ihm durch den Kopf. Aber er fühlte mehr Traurigkeit als Entsetzen, und die einfältige, schüchterne Seele des einsamen Mannes wurde barmherzig und heroisch vor dem Schmerze und der Furcht des schuldbeladenen Mädchens, das sich zu seinen Füßen wand wie ein verwundetes Lamm.

Er forschte nicht weiter. Er dachte nicht an das Unheil, das er seiner geliebten Herrschaft zufügen könnte, wenn er Annesa beschütze; er fragte sie nicht, ob das, was er glaubte, die Wahrheit sei oder eine abscheuliche Vermutung. Er sagte einfach:

„Steh auf und komm mit mir. Wenn du nicht schuldig bist, brauchst du dich nicht zu fürchten."

Sie stand auf, blickte umher und gewann das Bewußtsein ihrer Lage und ihren Willen wieder; aber sie hatte das Bedürfnis, den schlichten Mann

um Rat zu fragen; in dieser Stunde der Not galt er ihr mehr als alle Advokaten der Welt.

„Onkel Castigu, sagt Ihr mir, was ich tun soll!"

„Schweigen, meine Tochter," antwortete er und legte sich die Hand an den Mund. „Schweigen, für den Augenblick, schweigen. Ich will dich verbergen, wie du es wünschest. Und du bleibst da, wohin ich dich bringe. Bis ich zurückkomme, wirst du schweigen wie die Steine. Ich stecke dich zwischen zwei Felsen," fügte er hinzu, „und werde dich so verstecken, daß sie dich sicher nicht finden werden, auch wenn sie dich suchen würden, wie man eine Nadel im Meere sucht . . . Ich bringe dir zu essen und zu trinken. Ich werde der Rabe sein, der dem Elias Brot brachte."

So redete er, aber seine Stimme verlor sich in dem Schweigen der klaren Nacht, und Anneſa hörte ihn nicht mehr.

„Paulu! Paulu! Wo mag er sein? Werden sie ihn verhaftet haben?"

Sie konnte nichts andres denken.

Onkel Castigu ging in die Hütte, holte einen Kürbistopf und ein Gerstenbrot und zwang Anneſa, ein wenig Milch zu trinken. Dann schritt er dem Walde zu. Das Mädchen folgte ihm. Und wieder glaubte sie, diese baumlose Lichtung, mit trockenen Disteln und Gras bedeckt, schon einmal durchwandert, schon einmal diese Waldlinie, die sich wie eine schwarze Wolke am Silberhimmel ausbreitete, gesehen zu haben.

Der Mond glänzte noch immer hell, aber in der Ferne stiegen schon breite, lichte Dunststreifen auf. Als der Hirt und das Mädchen die andre Seite der Lichtung erreicht hatten, sahen sie durch die Baumstämme ein Meer von Silbersand, aus dem hinten, weit, weit ein blauer Riesenfelsen in Form einer Pyramide aufragte.

Anneſa fuhr zusammen. Ja, jetzt wußte sie es. Das war derselbe Weg, den sie damals, am ersten Tage ihrer Liebe, mit Paulu gewandert war.

Und zum ersten Male kam ihr eine religiöse Empfindung: „Wir waren in Todsünde! Gott legt seine Hand auf uns und züchtigt uns."

Da tat sich plötzlich der Wald auf, und rechts erschien das Gigantengrab, groß und geheimnisvoll in dem Schweigen der Mondnacht.

Und wie getrieben von dem Schicksal, das Anneſa leitete, führte Onkel Castigu sie denselben Weg; er kletterte von Stein zu Stein, das Mädchen mit sich ziehend, das blind war von Schmerz und von Tränen.

„Warum weinst du noch? Ich sage dir, du brauchst dich nicht mehr zu fürchten. Geh langsam. Gib acht, daß du nicht fällst . . ."

Anneſa senkte den Kopf, sie sah nichts mehr; aber sie fühlte die Steine unter ihren Füßen schwanken wie damals, und wie damals meinte sie auch jetzt jeden Augenblick, in den Abgrund zu stürzen.

In der Tat gingen sie hart an einem Abgrund vorüber, kletterten dann bis zu dem Felsen hinauf, der von unten und aus der Ferne wie ein Sarg aussah, stiegen am andern Abhang des Berges hinunter und schritten dann zwischen zwei Felsmauern weiter. Der Mond stand im Zenit und leuchtete über ihrem Engpaß. Noch immer schritt der Hirt vorsichtig voran, die

Wände streifend. Plötzlich taten sich die Felsen auf, ein andrer Bergabhang wurde sichtbar, und Täler und wieder Täler, Berge und immer wieder Berge, Schatten und Dünste, und über allem der Silberglanz des Mondes.

Anneſa trocknete die Tränen und schaute um sich. Onkel Castigu sprang auf den untenstehenden Fels und half ihr beim Absteigen. Dann kletterten sie eine Art Treppe, die über dem Abgrund zu schweben schien, hinunter, und endlich blieben sie vor der niedrigen, breiten Öffnung einer Grotte stehen.

„Schau her, wenn du hineingegangen bist, lege ich einen Stein davor und ein wenig Laub," sagte der Hirte, „und niemand kann dich da entdecken."

„Ich fürchte mich," sagte sie.

„Wovor? Nur der Teufel kann dich da finden. Komm!"

Er bückte sich und verschwand. Auch Anneſa bückte sich, auf allen vieren kroch sie; der Hirte half ihr von innen, faßte sie bei den Armen und zog sie hinein.

Es war nicht eine niedrige, dunkle Grotte wie fast alle andern Grotten des Gebirges, sondern eine Art Kammer, aus wunderbar zusammengefügten Felsstücken geformt.

Jenseits des Einganges öffnete sich eine Spalte zwischen zwei Felsen, genügend breit, um einen Männerkopf hindurchzulassen. Kaum hatte Anneſa sich aufgerichtet, so ging sie mißtrauisch darauf zu. Da sah sie unter sich einen fürchterlichen Abgrund, der bis fast ins Tal hinunterreichte. Zwischen den im Mondschein schwarzblauen Spalten reckten sich Büschel dunkler Steineichen auf, die aussahen wie die Mähnen versteinerter Ungeheuer.

Ein blasser Schimmer drang durch die Öffnung, dennoch brannte Onkel Castigu ein Streichholz an, hob es empor, senkte es und warf es weg.

Anneſa hatte sich von der Spalte zurückgezogen; da sah sie, daß das Streichholz auf einen Haufen schwarzer Asche gefallen war, und daneben entdeckte sie einen Stein an den Felsen gelehnt. Es waren also schon andre Geschöpfe in diesem weltverlassenen Winkel gewesen, die ihren Schmerz und ihre Furcht dahin getragen und etwas davon zurückgelassen hatten.

Sie setzte sich auf den Stein wie auf einen Bußschemel, und als der Hirte gegangen war, fühlte sie sich nicht allein, weil ihr Fuß die Reste eines Feuers streifte, das einst einen Schmerz oder eine Verirrung, ähnlich den ihren, beschienen hatte.

Die Stunden gingen dahin.

„Ich bin nicht allein schuldig," dachte Anneſa. „Wie viele andre, Männer und Frauen, haben gesündigt, haben Verbrechen begangen, Böses getan. Aber nicht alle werden so bestraft wie ich. Warum mir dieses Schicksal? Warum?"

Sie dachte nicht mehr an das, was ihr zu tun blieb. Sie erwartete nichts mehr. Onkel Castigu würde ihr einen Rat geben. Und wenn es nötig war, würde sie sich dem Gerichte stellen. Und dann . . . und dann? Sie konnte nicht an das „dann" denken, sie war müde, der Schlaf übermannte sie. Aber wie konnte sie schlafen! Vielleicht hatte sie sich auf den Stein gesetzt, auf dem andre Mörder, andre Verbrecher gesessen.

„Wie kann ich hier schlafen ... während meine Wohltäter in eine Höhle gesperrt sind, ärger als diese?“ dachte sie. Aber schon hatte sie ihre Frage vergessen, ihr war, als ob der Stein sich bewege, als ob der Eingang sich auftue und hinter dem Felsen eine bärtige Gestalt hereinschaue ...

Sie versuchte, sich zu rühren, aber sie konnte nicht, und dann vergaß sie auch das. Sie sah wieder den Silbernebel hinten im Walde, die Gonarepyramide, das Gigantengrab ...

Sie meinte nicht zu schlafen, aber plötzlich — nachdem sie viel sonderbare Dinge gesehen, nachdem sie gewandert und mühsam auf furchterregende Berge gestiegen war, riß sie die Augen auf und es schauderte sie.

Das violette Morgenlicht erhellte ihr Versteck. Sie stand auf und schaute zur Öffnung hinaus. Tiefe Stille. Der Himmel war bedeckt, breite, weiße Nebelstreifen durchfurchten wie Flüsse hier und da die Täler und die Berge. Aus der Tiefe der Schlucht stieg ein klagender Schrei empor. Erschrocken zog Anneſa sich in die Höhle zurück.

Wieder vergingen Stunden. Wieder saß sie da und wartete, ein Stein unter Steinen. Sie hatte noch immer Fieber, und wie sie im Traume schreckliche Dinge gesehen, als seien sie wirklich, so sah sie sie auch in der Wirklichkeit noch schrecklicher als zuvor im Traume. Unbestimmte wirre Bilder zogen an ihr vorüber. Das Felsprofil an der Öffnung war das graue Profil des Alten ... Ja, er lebte noch, war noch gesund und saß draußen vor der Haustür mit Don Simone und Onkel Cosimu zusammen. Und in seiner zänkischen Weise erzählte er seine Kriegsabenteuer.

... Da wirbelte mit einem Male eine Trommel, dann eine zweite, dann tausend ... „Das ist der Weltuntergang, der Tag des Jüngsten Gerichts; nun steigt Christus auf die Erde herab, und die Berge tun sich auf, alle Seelen stehen bereit, das Gericht beginnt ...“

(Schluß folgt.)

Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug,

nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868|69.

Von

Paul Güßfeldt.

I.

Niemand vermag das Geheimnis seiner Lebensentwicklung zu durchschauen. Die meisten Zufälle im Menschenleben sind Samenkörner, die nicht aufgehen. Wenn aber der Zufall eine Persönlichkeit trifft, die ihn zu gestalten weiß, so wird er zu einem Eckstein ihrer irdischen Laufbahn; und wenn wir alt geworden sind und zurückblicken, so erscheinen uns diese Ecksteine als leuchtende Punkte in der dämmernden Vergangenheit unsrer Existenz.

Von einigen solcher Zufälle, die mich selbst betroffen haben, vermag ich Rechenschaft zu geben und möchte ein Stück der Kette hier aufrollen. Es handelt sich dabei vornehmlich, aber nicht ausschließlich, um meinen Eintritt in die preußische Armee während ihrer Mobilmachung und um meine Teilnahme an dem deutsch-französischen Kriege, vom Beginn desselben bis zu seinem Ende.

Ich darf mit gutem Gewissen an meine Aufgabe herantreten. Denn abgesehen von den stets lebhaft gebliebenen Erinnerungen sind die schriftlichen Quellen, aus denen ich schöpfe, rein und lauter. Das Material für meine Kriegserlebnisse besteht in einem, allerdings in knappsten Ausdrücken geführten Tagebuch und in Briefen, die ich an Ort und Stelle unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten an meine Mutter gerichtet habe.

Die fürsorgende Liebe der edlen Frau hatte alle diese Briefe in ihre treue Hut genommen, desgleichen alle, die ich ihr vor und nach dem Feldzug während meiner Reisen sandte; sie gehen zurück bis auf das Jahr 1865 und schildern die lange Reihe meiner großen Alpenexpeditionen, die Eindrücke einer siebenmonatigen Reise in Italien, eines zweimaligen Aufenthaltes in Ägypten und in der Arabischen Wüste, endlich meiner zweijährigen Explorations-

tätigkeit im tropischen Westafrika. Wenige Jahre vor ihrem im Jahre 1880 erfolgten Tode, ehe ich von neuem auf Reisen auszog, übergab mir meine Mutter das verschlossene Paket: es glich einem wohlgeordneten Archiv.

Das Bündel der im Felde geschriebenen Briefe habe ich erst im August 1906 eröffnet. Das wäre nicht geschehen, ohne einen jener „Zufälle", von denen ich oben sprach.

Auf der achtzehnten Nordlandreise, die Kaiser Wilhelm II. im Juli 1906 unternahm, wurde ich mit dem Oberstleutnant Dickhuth vom Großen Generalstabe zusammengeführt. Er hielt während der vierwöchigen Fahrt, die sich bis zum Nordkap erstreckte, eine Reihe kriegsgeschichtlicher Vorträge vor dem Kaiser und dessen Gästen. Zwei der Vorträge schilderten Friedrich den Großen als Feldherrn, das heroische Handeln und das ungebeugte Ausharren des Königs während der furchtbaren Wechselfälle des Siebenjährigen Krieges. Die weitaus größere Zahl der Vorträge beschäftigte sich mit dem ersten Abschnitt des deutsch-französischen Krieges. Die Darstellung gab eine Analyse der Schlachten von Vionville — Mars la Tour und Gravelotte — St. Privat und schloß mit der Kapitulation von Sedan.

Wohl selten ist eine große geschichtliche Aktion mit so viel Feuer und dichterischer Klarsicht, mit so scharfer Zeichnung der rasch wechselnden, blutigen Vorgänge, mit so kühler Abwägung dessen, was geschah, und dessen, was hätte geschehen sollen, geschildert worden.

Zum ersten Male erhielt ich einen Einblick, wie die Dinge sich wirklich abgespielt hatten, wie viel auf die Entschlüsse und die Standhaftigkeit der höheren Führer ankam, nachdem ihnen der Befehl des Großen Hauptquartiers zugegangen war; an wie feinen Fäden der Erfolg hing; wie das Hin- und Herwogen des Kampfes ununterbrochen neue Situationen schuf, denen unsre besonnenen, todesmutigen Generale sich stets von neuem gewachsen zeigten; wie der grimme Tod seine Ernte hielt, während die Überlebenden vorwärts stürmten.

Da erinnerte ich mich, daß ich doch auch dabei gewesen war; und gerade der Gegensatz zwischen den Schilderungen Dickhuths, der das Schicksal von Armeen aufrollte, und dem Inhalt meines Kriegstagebuches, das von den Schicksalen eines einfachen Soldaten handelt, wurde der Anlaß zu der folgenden Darstellung.

Für die Kriegsgeschichte werden die Individuen zu Schemen, Glieder eines Truppenteils, dessen Leistungen festgestellt und mit den Leistungen andrer Truppenteile kombiniert werden. Wenn man aber bedenkt, daß der Erfolg eines Krieges die Arbeitssumme von ungezählten Einzelwesen ist, die alle fühlen, denken, ertragen, die ihre Lieben in der Heimat haben, die unter steter Bedrohung ein hartes Dasein führen, so verlohnt es wohl, die Sache einmal umzukehren. An Stelle der kriegsgeschichtlichen Frage: Wie ist der Krieg durch die Gesamtheit der Armee, ihrer Führer und Truppen beeinflußt und entwickelt worden? darf recht wohl die Frage treten: Wie ist ein einzelner Soldat dieser Armee durch den Krieg beeinflußt worden?

Auf diese Frage will ich für meine Person Antwort geben und meine Erlebnisse erzählen. Aber wenn die Darstellung menschlich interessieren soll, so muß sie zuvor zeigen, durch welche eigentümliche Verkettung von Umständen es überhaupt dazu kommen konnte, daß ich Soldat wurde. Deshalb schicke ich einige autobiographische Angaben voran aus der Zeit vor dem Kriege. Durch diese Erinnerungen geht etwas wie der Hauch des Schicksals, das den Ahnungslosen einem nie erträumten Ziele zuführen wollte. Der Leser wird mich mit wärmerem Anteil in den Krieg begleiten, wenn er weiß, an welche vorangegangenen Schicksalsfügungen dieser neue Abschnitt meines Lebens anknüpft.

II.

Als der Krieg ausbrach, stand ich am Ende des dreißigsten Lebensjahres und hatte nie gedient; ich war im Sommer 1862 eines Augenleidens wegen, das bald vorüberging, der Ersatzreserve zuerteilt worden, und man hatte nie wieder auf mich zurückgegriffen. Im Jahre 1865 hatte ich in Bonn promoviert, danach Reisen in Italien, Sizilien, Frankreich und den Alpen gemacht, und habilitierte mich im Winter 1868/69 als Privatdozent an der Universität Bonn auf Grund einer analytisch-geometrischen Arbeit.

Im Sommer 1869 hielt ich mein erstes Kolleg. In den darauf folgenden großen Ferien besuchte ich wiederum die Alpen und machte einige sehr glückliche Besteigungen in der Berninagruppe mit dem Führer Hans Graß, dessen große Eigenschaften damals erst ins volle Licht traten. Unser Glück schien uns indessen zu verlassen, als am 5. September nachmittags, beim Abstieg vom Piz Bernina, die von einem Eisbruch am Morteratschgletscher erzeugte Lawine auf uns niederstürzte. Ihr Winddruck warf uns in eine klaffende Spalte. Wir stürzten tief und — wie ich wähnte — dem Tod in die Arme.

Naturgemäß ist die Zahl derer gering, die über Vorgänge solcher Art Bericht geben können; meist erlegt ihnen ein schneller Tod ewiges Schweigen auf; ich glaube aber, daß sie alle, ohne Unterschied der Bildung und der Lebensgewohnheiten, ähnlich empfinden und denken: ihre Empfindung ist frei von jedem Angstgefühl, ihr Denken ist klar und der Vergangenheit zugewandt; der Maßstab für die Zeit wird ein andrer, Sekunden erscheinen als Minuten. Es scheint, daß der Mensch während eines Sturzes in der Schnelligkeit seines Denkens einem Genie ebenbürtig wird.

Als der Fall zu Ende war und ich die Augen öffnete, sah ich über mir zwischen bläulichen Eiswänden den tiefblauen Himmel. Beide Eisärte lagen neben mir, der Führer war verdeckt durch eine Schicht von Eiskörnern. Er war eingeklemmt und jeder Bewegung beraubt. Es gelang mir, ihn zu befreien und auf die aus einer Wand vorspringende Eisleiste zu ziehen, die unsern Sturz in halber Tiefe der Spalte gehemmt hatte. Es verflossen einige Minuten todesergebener Hoffnungslosigkeit. Der Besitz der Eisärte gab uns die Kraft zur Handlung wieder. Wir wurden besonnen und bewirkten unsre Rettung durch die gemeinsam geübten Künste alpinistischer Technik.

Als ich wieder auf der Oberfläche des Gletschers stand, kamen die Nachwirkungen des erlittenen Schreckens unmittelbar zur Geltung. Körper und Seele waren gelähmt; statt jubelnder Freude über eine der wunderbarsten Errettungen aus qualvollem Sterben beherrschte mich ganz und gar das Gefühl meiner Ohnmacht, meines Nichts; und auf dieser Grundlage aller wahrhaft religiösen Empfindung sprang der Glaube an eine höhere Fügung auf, die meinen Lebensinhalt noch nicht erschöpft sehen wollte.

Von neuem fing ich an, über mein Schicksal nachzudenken. Ich fühlte, daß bei dem Gelehrtenberuf, wenn man ihn ernst nahm, ein Teil meiner angeborenen Kräfte ungebraucht verkümmern mußte. Ich liebte die Wissenschaft wegen ihres Strebens nach Wahrheit, um der Anforderungen willen, die sie an das strenge Denken stellt, vor allem wegen des Zusammenspiels von glücklichen Einfällen mit der Arbeit des Verstandes. Aber ich forderte mehr vom Leben als ein Leben im Studierzimmer; mich verlangte nach einem größeren Schauplatz, wo ich auch meine physischen Kräfte betätigen konnte, wo meine künstlerische Sehnsucht nach den Schönheiten, nach der rauhen Erhabenheit der weiten Natur gestillt wurde — und wo ich doch gleichzeitig den strengen Dienst der Wissenschaft üben konnte.

So entschloß ich mich, große Forschungsreisen außerhalb Europas zu unternehmen. Deshalb ging ich noch Ende September 1869 nach Berlin, um meine Vorbereitungen zu treffen und mir einige notwendige Kenntnisse aus den beschreibenden Naturwissenschaften anzueignen, vor allem, um mich in die Praxis der astronomisch-geographischen Ortsbestimmungen einführen zu lassen.

Da aber kam sogleich ein neuer Zufall. Kaum war ich in Berlin angelangt, als mir in verlockendster Weise nahegelegt wurde, nach Ägypten zu reisen und der für Mitte November geplanten Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen.

Ich tat es und wurde dadurch Zeuge einer Veranstaltung, die ihren Stempel durch die märchenhafte Freigiebigkeit des Khediv Ismael Pascha, des Vizekönigs von Ägypten, erhielt. Sein Befehl verwandelte das Pharaonenland in einen großen Festplatz, auf dem sich Tausende und Abertausende europäischer Berühmtheiten und Unberühmtheiten als Gäste wochenlang nach Belieben tummelten. Die Größe der Feier entsprach der Größe des Werkes, das durch sie gekrönt werden sollte. Denn die kürzeste Wasserstraße zwischen Europa und Indien war fertig gestellt, unübertroffen in ihrer Bedeutung für Verkehr und Handel: ein Werk des genialen Franzosen Lesseps. Frankreich feierte einen großen Triumph und hatte volles Recht darauf. England stand scheinbar bescheiden im Hintergrunde. Doch unbemerkt erhob schon der britische Löwe die Pranke, um sie im rechten Augenblick sanft, aber unverrückbar auf den Kanal zu legen und der englischen Weltherrschaft diese wichtigste Verkehrsstraße einzuverleiben.

Den Reiseweg nach Ägypten nahm ich über Italien und bestieg am Montag, den 11. Oktober, in Ancona den Zug, der die indische Mail wöchentlich einmal von Calais bis Brindisi befördert. In diesem Zug

befand sich außer dem englischen Postbeamten ein einziger Passagier; es war der Major im preußischen 2. Garde-Dragoner-Regiment, Herr v. Korff. Wir saßen in demselben Coupé, wurden miteinander bekannt und rollten gemeinsam längs der Küste des Adriatischen Meeres nach Brindisi; von hier brachte uns dasselbe Schiff in zweiundsiebzigstündiger Fahrt am 15. Oktober nach Alexandria. Diese zufällige Begegnung sollte entscheidend für meinen Lebensgang werden; ihr verdankte ich die Möglichkeit meiner Teilnahme an dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71.

III.

Als wir den Boden Ägyptens betreten hatten, erschien es uns fast selbstverständlich, daß wir auch weiterhin zusammen blieben; wir waren zwei Reisegefährten geworden, die sich auf Grund gegenseitiger Sympathie als zusammengehörig betrachteten.

Durch Empfehlung des Auswärtigen Amtes an das preußische Generalkonsulat wurden wir auf die offizielle Liste der „Invités de Son Altesse" gesetzt, d. h. wir gehörten nunmehr zu den auserwählten Gästen des Khediv Ismael. Das schloß mehr in sich, als man glauben möchte; denn in allen Hotels, auf der Eisenbahn, während einer dreiwöchigen Nilfahrt nach Oberägypten waren wir Gäste Ismael-Paschas; desgleichen in Ismailia und auf der Fahrt durch den Suezkanal am Tage der Eröffnung, kurz während der ganzen Dauer unsres Aufenthaltes in Ägypten.

Wir begaben uns zunächst nach Kairo. Hier empfing der Khediv seine deutschen Gäste am 19. Oktober in feierlicher Audienz und hielt dabei eine kurze, überaus verbindliche Ansprache; er dankte uns, daß wir unsre Gewohnheiten aufgegeben hätten, um dem großen Moment der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen.

Bis zur Abfahrt nach Oberägypten hatten wir Zeit genug, Kairo kennen zu lernen zu Fuß, zu Wagen und zu Esel. Die engen Straßen mit ihrem Gedränge von buntgekleideten Arabern, Fellachen, Indern und Schwarzen, dazwischen beladene Kamele, reichgezäumte arabische Esel vornehmer Einwohner, Equipagen mit den weißgekleideten, graziösen Saïs (Vorläufern) boten fesselnde Eindrücke.

Am 22. Oktober schifften wir uns in Bulak ein, dem Nilhafen von Kairo, und nun begann die Bergfahrt auf dem heiligen, segenspendenden Strome. Es war die Zeit der Nilschwelle, und im Jahre 1869 übertraf die Höhe des höchsten Wasserstandes die der letzten Jahrzehnte. Einen Fluß wie diesen, der in solcher Breite dahinströmte, hatte ich nie gesehen; er bot ein Bild der Fülle und der Macht, und den Rahmen dazu lieferten die historisch geweihten Landschaften auf beiden Ufern. Aus den Pyramiden, Tempeln und Felsengräbern sprachen verflossene Jahrtausende, und wie zu jenen Zeiten umgaben Palmenhaine die aus Nilschlamm und Nilziegeln erbauten Wohnstätten der Fellachen, die den alten Typ der ägyptischen Landbevölkerung unverändert bewahrt haben. Wie lebende Vergangenheit erschienen die

graziösen Fellahmädchen, wenn sie, die tönerne Amphora auf dem Kopfe tragend, aufrecht einherschritten, um Wasser zu schöpfen; oder die schwarzen Büffel am schlammigen Rande eines Teiches; oder die Männer, die mit beladenen Eseln dahinzogen; oder die Kamele auf der Profillinie eines Steilufers.

Die kleine Flotille, die der Khediv für seine Gäste hatte ausrüsten lassen, bestand aus vier Dahabiehen. Die deutschen Teilnehmer waren auf dem „Ferûs" einquartiert, einem Raddampfer; unter ihnen befanden sich die mit dem Lande bereits vertrauten Ägyptologen Lepsius und Dümichen, der Architekt und Archäologe Erbkam, der Bildhauer Drake, der spätere Generalpostmeister Stephan; auch Skandinavien war vertreten, Norwegen durch Henrik Ibsen.

Wir blieben drei Tage, vom 29. bis 31. Oktober, an den Ufern des alten Theben, das sich auf beiden Seiten des Nil erstreckt hat. Auf der rechten liegen die berühmten Tempelruinen von Karnak und Luxor, auf der linken, der Gräberstadt, das Rameseum, die Prinzessinnengräber und andre bedeutungsvolle Zeugen der Pharaonenzeit. Auch die Memnonssäulen, ragen daselbst auf; ich sah ihr Spiegelbild in dem ruhigen Wasser, das die ausgetretenen Fluten des Nils dort zurückgelassen hatten; dahinter das gelbschimmernde Wüstengebirge, darüber der blau erstrahlende Himmel: ein wundersamer Anblick.

Am Nachmittag des 31. Oktober traf die Kaiserin Eugenie auf ihrer schönen Dahabieh, welcher Begleitschiffe folgten, vor Theben ein. Das war ein großes Ereignis. Seit die Kaiserin in Ägypten weilte, wurde sie der Mittelpunkt alles öffentlichen Lebens, aller festlichen Veranstaltungen. Frankreich hatte den Kanal gebaut, Frankreichs Kaiserin war erschienen, den Abschluß des großen Werkes durch ihre Anwesenheit zu verherrlichen; man war jedes ihrer Befehle gewärtig und umgab sie mit dem Nimbus einer souveränen Königin von Ägypten.

In vollem Glanze ihrer Verherrlichung sah ich die Kaiserin in der Frühe des 1. November auf einem Dromedar in die Wüste reiten zu den alt-ägyptischen Tempel- und Grabesstätten; dieselbe Frau, die bald schicksalbestimmend für Millionen werden sollte, auch für mich. Denn die Kaiserin war die eigentliche Urheberin des deutsch-französischen Krieges; sie selbst hat ihn stets „**ma** guerre" genannt, und um „ihres" Krieges willen zog ich ins Feld. Zehn Monate und wenige Tage nach jenem Morgen war Kaiserin Eugenie eine verlassene Flüchtige, beraubt aller Macht und allen Glanzes; ich aber stand vor ihrer ewig verlorenen Hauptstadt, ein Soldat unsrer in Macht und Glanz erstrahlenden Armee.

Am 3. November erreichte der Dampfer „Ferûs" den südlichsten Punkt unsrer Fahrt, die Stadt Assuan, das Syene des Altertums. Wegen seiner Lage, in nächster Nähe des nördlichen Wendekreises, hat dieser Ort auch in der Geschichte der Erdmessung eine Rolle gespielt — eines senkrechten Brunnenschachtes wegen, dessen Grund einmal im Jahre von den Sonnenstrahlen getroffen wurde. Heute ist das nicht mehr der Fall, weil die Ebene, in der

das Erdzentrum seine Bahn um die Sonne beschreibt, einen etwas kleineren Winkel mit der Ebene des Äquators bildet als damals.

Ich unternahm einige einsame Wanderungen in und um Assuan. Nur dem Einsamen erschließt eine Landschaft ihr wahres Wesen, wo immer man sie aufsuchen mag, gleichviel ob in den Alpen, in der Mark Brandenburg, in den Andes, in der Savanne des tropischen Afrika, am norwegischen Nordkap oder in Assuan. Ich setzte mich auf einen niedergelegten Palmenstamm an den Rand eines kleinen Sees, im Anblick von Kamelen, die zur Tränke zogen; im Vordergrunde standen einige braune Fellachenknaben; in weiter Ferne, zwischen Palmen und Tamarisken, erhoben sich die niedrigen Kuppeln von Scheich-Grabmälern. Kleine Mädchen, mit einem Ring durch den rechten Nasenflügel, gingen an mir vorüber; zwei neugierige Araber stellten sich hinter mich, während ich schrieb, und auf der andern Seite des Sees sprengte ein Reiter im Burnus auf seinem Schimmel in der Karriere vorbei. Die sinkende Sonne umfaßte das alles mit ihrem beruhigenden, rötlichen Schein; die Grundstimmung aber gaben die Granit- und Syenitgesteine, die an Stelle der Kalk- und Sandsteine des unteren Niltals getreten waren, und die auf mich wirkten wie ein Gruß der höchsten Alpengipfel; dort hatte ich oft die Hand auf das geschwisterliche Gestein gelegt.

Die Kaiserin Eugenie war fast gleichzeitig mit unserer Flottille in Assuan angelangt. Hier hatte ich die Ehre, der Kaiserin vorgestellt zu werden. Die hohe Frau befand sich auf dem Promenadendeck ihrer Jacht; außer mir waren nur zwei andre Herren anwesend. Die Kaiserin nahm in einem Sessel Platz und hieß mich niedersitzen; sie hielt einen starken Stock in der Hand und trug einen Hut, der in einer Spitze auf der Stirn endete. Das Gesicht erschien noch immer schön, vor allem sehr ausdrucksvoll, wie es bei einer so bedeutenden Frau wohl nicht anders zu erwarten war; aber aus den edlen Zügen sprach eine gewisse Abspannung. Die Augen erschienen mir blaugrau. Trotz der Dämmerung konnte ich alles dies ab und an deutlich beobachten, dank der bengalischen Feuer, die vor dem Schiff abgebrannt wurden.

Die Kaiserin unterhielt sich eine Viertelstunde lang überaus gnädig mit mir und lud uns dann in den Salon, wo ihre Nichte, die Prinzeß Alba, selbst den Tee reichte. Am folgenden Tage besuchte ich die Insel Philae, oberhalb Assuan; sie bietet mit ihrem berühmten Tempel, der unmittelbar aus den Fluten des Nil aufsteigt, das herrlichste Landschaftsbild in Oberägypten. Das Flußbett wird hier bis hinab nach Assuan von felsigen, dunklen Klippen durchsetzt; die Strömung ist reich an Wirbeln; nur ein kundiger Steuermann und zuverlässige Ruderer vermögen einen kleinen Nachen unversehrt durch diese Katarakten zu führen. Ich konnte dem Reiz einer solchen Fahrt nicht widerstehen und führte sie glücklich am 5. November in etwa zwei Stunden durch. Die Kaiserin Eugenie besuchte den Tempel von Philae mit ihrem Gefolge am 4. November, als wir noch dort verweilten.

IV.

Die der Eröffnung des Suezkanals geltenden Feste und Festlichkeiten fanden statt am 18. und am 19. November.

Als ich am 17. November auf dem Seewege von Alexandria in Port Said, dem Mittelmeerhafen des Kanals, eintraf, herrschte daselbst reges Leben. Ein Teil der von Preußen, England, Frankreich, Italien, Rußland und der Türkei entsandten Kriegsschiffe lag noch im Hafen, ein andrer Teil fuhr bereits durch den Kanal bis Ismailia am Timsahsee, halbwegs zwischen Port Said und Suez.

Bereits am Morgen des 16. November war die Flottille des Kronprinzen von Preußen in den Hafen eingefahren. Er erschien als der Vertreter seines erlauchten Vaters, König Wilhelms I.; sein Weg hatte ihn über Korfu, Athen, Konstantinopel, Damaskus, Jerusalem nach Port Said geführt. Die für diese Reise beorderten Schiffe der preußischen Marine (eine deutsche gab es damals noch nicht) waren die Korvette „Hertha", die Jacht „Grille" und das Kanonenboot „Delphin"; ferner waren direkt eingetroffen die Korvetten „Elisabeth" und „Arcona". Unmittelbar nach unserm Kronprinzen war Kaiserin Eugenie an Bord des „Aigle" eingetroffen.

Am Nachmittag des 16. November hatte eine kirchliche Doppelfeier an Land stattgefunden, an der außer dem Khediv auch alle anwesenden Fürstlichkeiten teilnahmen, darunter Kaiser Franz Josef von Österreich.

Am 17. November vormittags begann unsre Einfahrt in den Hafen von Port Said. Die „Grille", an deren Bord sich Kronprinz Friedrich Wilhelm von der „Hertha" aus begeben hatte, nahm gerade Anker auf, als wir eintrafen. Wir folgten wenige Stunden später, blieben am Abend in El Kantara und erreichten am 18. November nachmittags Ismailia. Die Stadt liegt etwa 75 km von Port Said und 80 km von Suez entfernt; sie verdankt der Erbauung des Kanals ihre Entstehung; hier war der Zentralsitz der obersten Baubehörden; hier stand der Thron des allgewaltigen, genialen Lesseps; hier mündete der Süßwasserkanal, die große Lebensader inmitten der dürren Wüste; hier hatte der Khediv Ismael, der der Stadt den Namen gab, innerhalb der letzten vier Monate einen Riesenpalast für die Feier errichten lassen; hier fanden Kaiserin Eugenie, Kaiser Franz Josef, Kronprinz Friedrich Wilhelm und andre Fürstlichkeiten wieder, was sie an Pracht und Behaglichkeit in ihren Ländern zurückgelassen hatten.

Aber für die Tausende von Gästen reichten die Wohnstätten nicht aus; für sie war ein großes Zeltlager errichtet, das indes verschwindend klein war im Vergleich zu dem Lager der zusammengezogenen Araberstämme Ägyptens. Baron Korff und ich erhielten gemeinsam ein Zelt; die Mahlzeiten wurden im Hause des Gouverneurs genommen; man aß, sobald man einen Platz am Tische erobert hatte.

Die Hauptsache blieb das Umherschlendern in diesem phantastischen Gewirr, in dem die krassesten Gegensätze nebeneinander lagen. Die abgerissenen Notizen meines Tagebuches mögen Zeugnis dafür ablegen. Da heißt es:

„Große Kavallerieparade; alle Pferde derselben Schwadron haben dieselbe Farbe. Einem Wagen, mit acht Kamelen bespannt, begegnet, auch vielen Beduinen auf Kamelen. Plötzlich ein glänzender Wagenzug mit der Kaiserin von Frankreich, dem Kaiser von Österreich, dem Kronprinzen von Preußen, dem Prinzen und der Prinzeß Heinrich der Niederlande, dem Khedive Ismael. Der Wagen des Khedivs war ein Viererzug von englischen Füchsen; man konnte sich nichts Schöneres denken. Es begegnete mir mein Heidelberger Korpsbruder, der Vizekonsul Lueder. Gemeinsam durch das große Zeltlager; alle Stämme des Landes hier konsigniert, ein sehr eigenartiges Bild. Zum Essen zurück; Schlacht um die Plätze bei Tisch. Danach mit Lueder und einem Dragoman erster Klasse in das prunkvolle Zelt eines einflußreichen Pascha; sehr würdig aufgenommen bei Kaffee und Chibuk; ich saß neben einem berühmten ägyptischen Chirurgen. Weiter zu Fuß. Unterwegs der Kaiserin Eugenie, dann dem Kronprinzen begegnet, beide im tiefsten Inkognito. Ich wurde dem Leibarzt Dr. Wegener vorgestellt. Wir traten nun in ein großes Zelt, wo Derwische religiös-fanatische Übungen vornahmen. Bald traten einige besonders Exaltierte der Reihe nach einzeln hervor, jeder unter gräßlich ertönenden Allah-Rufen. Einer stieß sich den Stiel einer ‚Morgenstern'-artigen Waffe ins Auge, der folgende bearbeitete beide Augen a tempo mit zweien dieser Instrumente; ein dritter verschlang glühende Kohlen; der vierte aber verbreitete geradezu Schrecken und Ekel; er hielt eine große Schlange in beiden Händen, schwang sie unter wahnsinnigem Geschrei hin und her und unter heftigen Drehungen des eigenen Körpers; dann biß er ihr im höchsten Delirium den Kopf ab, aß ihn auf und biß dann den Schwanz ab. Die Kaiserin sah diesen Dingen gespannt zu, verborgen hinter einem Teil ihrer Dienerschaft, worunter eine Kammerfrau von riesenhaftem Wuchs. Der Kronprinz stand unerkannt an einer andern Stelle des Zeltes, verfolgte aber die fürchterliche Vorstellung nicht bis zu Ende . . ."

„Abends Ball im Palast; 4000 Geladene sagt man. Mit Korff im Zelt angekleidet, so gut es ging; dann auf den Knien herausgekrochen. Umzug der Fürstlichkeiten. Kaiser Franz Joseph führte die Kaiserin, der Kronprinz die Prinzeß Heinrich der Niederlande. Kaiserin Eugenie sah sehr angegriffen aus. Zwischen Uniformen und schwarzen Fracks viele vornehme Araber in ihren Prachtgewändern. Um 12½ Uhr nachts wieder im Zelt."

Am folgenden Morgen (19. November) begann die feierliche Durchfahrt durch den Kanal. Der allgemeinen Verwirrung war es zuzuschreiben, daß niemand recht wußte, auf welchem Fahrzeug er sich einzuschiffen hätte.

Wir sahen eine Jacht, die uns gefiel; Herr v. Korff und ich gingen an Bord und warteten die Entwickelung der Dinge ab. Bald erschien der Eigentümer; es war der mächtige Minister Nubar Pascha, der uns kannte und freundlich zur Mitfahrt einlud.

Als das Schiff des Vizekönigs Ismael Pascha, der diesen Tag höchster Machtentfaltung später mit dem Exil gebüßt hat, an uns vorbeigefahren war, folgte die Jacht Nubars und setzte sich unmittelbar hinter die Jacht der Kaiserin Eugenie. Wir machten also die Fahrt unter unerwartet

günstigen Bedingungen. Ich legte dabei dem Minister die ausgezeichneten Karten vom Suezkanal vor, die ich bei mir führte und die er noch nicht kannte.

Die Fahrt nahm sieben Stunden in Anspruch und verlief ohne Zwischenfälle. Um 5 Uhr nachmittags, auf der Reede von Suez, fuhren wir allerdings fest, kamen aber zehn Minuten später wieder frei. Wir nächtigten in Suez und erreichten am 20. November Kairo mit der Eisenbahn.

Dort stand die ganze Bevölkerung unter einer freudig erregten Stimmung. Die Hauptstadt feierte das welthistorische Ereignis des schiffbar gewordenen Suezkanals; bei Nacht drängten sich die Menschenmassen womöglich noch stärker als bei Tage; alle Hauptstraßen waren ebenso wirkungsvoll wie mit einfachen Mitteln nach orientalischer Art illuminiert. Die Bewegung der Menge trug den Stempel vornehmer Ruhe; an Stelle eines Zusammenstoßes trat instinktiv erfolgendes Ausweichen; es kam eine Kultur zum Ausdruck, die man in Europa vergeblich sucht. Auf freigelassenen Plätzen saßen Märchenerzähler, umgeben von andächtigen Zuhörern, die ihrem freudigen Staunen stets denselben, durch Worte nicht darstellbaren Ausdruck liehen. Der Khediv gab ein großes Fest, dem ich beiwohnte, in Gasr el Nil. In der Abbassieh fanden Rennen statt, auch eines zwischen Dromedaren. In dem neuerbauten Theater wurde zum ersten Male die Oper „Aida" aufgeführt, die Verdis großer Genius geschaffen hatte. Kurz — alles atmete Größe und Freudigkeit, und der Dank dafür gebührt dem Khediv Ismael Pascha, dessen hervorragende Bedeutung ins rechte Licht zu setzen Pflicht der Geschichtsschreibung ist.

Am Freitag, den 26. November verließ ich das sonnige Ägypten, während mein Reisegefährte noch daselbst verblieb, und fuhr auf dem „El Masr", einem Schiff des Khediv, von Alexandrien nach Brindisi. Am Abend des 1. Dezember traf ich in München ein und sah am folgenden Morgen ein dichtes Schneegestöber vor dem Fenster meines Hotels. Statt der Fellachenjungen, die ihre Reiteset anpriesen, sah ich Schulkinder, die sich mit Schneebällen warfen. Ich reiste weiter nach Berlin und verblieb zunächst daselbst.

Die Beziehungen, in die ich durch die soeben abgeschlossene Reise zu dem Major v. Korff getreten war, sollten acht Monate später eine weittragende Bedeutung für mich erhalten.

V.

Als infolge der Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für den Thron Spaniens eine nicht vorauszusehende Gereiztheit Frankreichs gegen Preußen zu Tage trat, schrieb ich an meine in Thüringen weilende Mutter:

„Berlin, 11. Juli 1870.

L. M. Ich hoffe, daß Ihr Euch durch die am Himmel aufsteigenden Kriegswolken aus Euerer Ruhe nicht werdet stören lassen. Ich denke: die Sache wird ebenso schnell vergehen, wie sie entstanden ist: und den Schaden allein wird Frankreich tragen, über dessen phrasenreichen Minister und Deputierten die Diplomatie sich gründlich lustig machen wird ... Über meine Abreise nach England habe ich noch nichts festgesetzt; ich würde ungern vor dem ersten August aufbrechen."

Nur wenige Tage später schrieb ich:

„Berlin, 15. Juli 1870, nachts.

L. M. Die Dinge haben plötzlich eine furchtbar ernste Wendung genommen. Frankreich hat uns heute den Krieg erklärt. Der König ist vor wenigen Stunden hier eingetroffen; er fuhr mit seinem Gefolge die Linden hinunter. Zu beiden Seiten waren große Menschenmassen aufgestellt, die dem rasch vorüberfahrenden, sehr ernst aussehenden Könige begeisterte Hurras zujauchzten, wie sie nur das tiefste patriotische Gefühl hervorbringen kann. In allen Schichten der Bevölkerung herrscht derselbe Sinn; nie hat ein Herrscher mehr auf die Opferfreudigkeit seines Volkes bauen können, als König Wilhelm in diesem Momente auf die des preußischen, ja man kann wohl sagen auf die des deutschen Volkes. Man sieht hier allgemein ein, daß die hochmütige Arroganz Frankreichs den Krieg unvermeidlich gemacht hat, und man rüstet sich zum Äußersten. Wir gehen in einen großen und gerechten Kampf; Frankreich ahnt nicht, mit wem es sich messen wird. Sollten die ersten Schlachten ungünstig für uns ausfallen, so wird sich erst recht zeigen, was Zähigkeit und Patriotismus bei uns vermögen. Was Euch betrifft, so bitte ich, daß Ihr ruhig an Ort und Stelle bleibt. Da ich — wie sich von selbst versteht — nun nicht reisen werde, so kann ich, wenn es irgend nötig ist, zu Euch eilen und alsdann alles Weitere veranlassen. Meine eigenen Kräfte wird der Staat wohl leider nicht in Anspruch nehmen, und sollte sich nach dieser Richtung etwas ereignen, so erfährst Du es ja gleich. Am allerbesten bist Du vor der Hand in Reinhardsbrunn aufgehoben. Sobald der Kriegsschauplatz feststeht, kann man eventuell an eine andre Bestimmung denken. Süddeutschlands Truppen ziehen vereint mit den unsrigen. Das ist die erste moralische Schlappe, welche die Franzosen erhalten. Dein Paul."

Zwei Tage später sandte ich meiner Mutter folgende, flüchtig geschriebene Postkarte:

„Berlin, 17. Juli.

Bin seit gestern Kriegsfreiwilliger bei den 2. Garde-Dragonern; wir können noch in dieser Woche ausrücken; Brief unmöglich; unausgesetzter Dienst; Wohnung genommen bei der Kaserne, 35 Neuenburgerstraße. Paul."

Hieran schließt sich eine zweite Postkarte:

„Berlin, 20. Juli.

L. M. Unser Ausmarsch noch unbestimmt; aber in zehn Tagen sind wir bestimmt nicht mehr hier. Der Krieg ist bereits entbrannt. Die Zeiten sind so schwer und ungewiß, daß Du doch vielleicht zurückkehrst. Ich konnte nicht anders handeln, als meine Ehre mir gebot. Dein Paul."

Hierauf antwortete meine Mutter mit einem Brief, den ich während der ganzen Kampagne bei mir getragen habe:

„Reinhardtsbrunner Mühle, am 22. Juli 1870.

Mein lieber, lieber Sohn! Du meinst, daß wir vielleicht zurückkehren sollten? Das hat mich gestern ungewiß gemacht, — ob gleich? Wäre es Dein Wunsch, so würde ich bestimmt in wenigen Tagen in Berlin sein, aber ich fürchte, daß es uns die Trennung nur schwerer machen — ja ich Dich

vielleicht nur Momente oder gar nicht sehen könnte! Du hast ja nur das Rechte getan — und die Herzen sollen in dieser schweren und doch großen Zeit stark und fest sein. Ich weiß Dich überall unter dem treuen Schutz, der schon einmal aus entsetzlicher Todesgefahr Dein Retter gewesen; das gibt mir Trost und vertrauende Zuversicht.

Unsertwegen bin ich unbesorgt. Gestern sprach ich Frau v. Usedom; ihr Mann ist jetzt bei der Prinzeß Friedrich Karl und wird sie gewiß augenblicklich benachrichtigen, wenn er die Rückkehr nach Berlin nötig findet — wovon sie mir dann gleich Mitteilung machen will. Sie sagte mir, man befürchtete weniger vom Rhein her Einfälle, als in den Ostseehäfen und Pommern. Die Zeitungen fehlen seit drei Tagen; ich erwarte den Briefboten mit Verlangen, auch ob er von Dir noch bestimmtere Nachrichten bringe.

In herzinniger Liebe Deine Mutter."

Während der Tage, in die der vorstehende Briefwechsel fällt, war ich nicht müßig geblieben. Die Rückkehr des Königs aus dem Bade Ems, die Haltung der Bevölkerung bei seiner Ankunft in Berlin hatten mir einen tiefen Eindruck hinterlassen, und in derselben Nacht vom 15. zum 16. Juli, in der ich an meine Mutter schrieb, faßte ich den Entschluß, ein Kämpfer in diesem Kriege zu werden. Ich sah die Morgenröte der Vergeltung anbrechen für alle Übergriffe, die das zerrissene Deutschland von dem geeinten Frankreich seit den Zeiten Ludwig XIV. über sich hatte ergehen lassen müssen. Die Siege bei Roßbach, Leipzig und Bellealliance lagen begraben unter den Akten des Wiener Kongresses. Jetzt — so schien es mir — war der entscheidende Sieg im Anzug, der für immer der Superiorität Frankreichs über das durch Einigkeit erstarkte Deutschland ein Ende bereiten sollte.

Am Vormittag des 18. Juli suchte ich den Major v. Korff in seiner Wohnung auf und bat ihn, meine Annahme als Kriegsfreiwilliger bei dem 2. Garde-Dragoner-Regiment zu erwirken. Herr v. Korff konnte mir nichts andres in Aussicht stellen als seine bereitwillige Fürsprache bei dem Regimentskommandeur Oberst Graf Finckenstein. Er wies hin auf die schwerwiegenden Bedenken, die meinem Vorhaben entgegenständen: nie gedient, bald dreißig Jahre alt, in Unabhängigkeit zum Manne gereift! Das alles war unbestreitbar, aber ich ließ mich nicht irre machen, und mein alter Reisegefährte trat für mich ein wie ein treuer Freund.

Es war zwischen uns verabredet worden, daß ich mich am folgenden Tage, am Sonntag den 17. Juli, um 11 Uhr vormittags auf dem Kasernenhofe einfinden sollte, um daselbst dem Kommandeur vorgestellt zu werden. So verließ ich denn rechtzeitig meine friedliche Wohnung in der Regentenstraße und betrat den weiten Kasernenhof in der Alexandrinenstraße. Die Mobilmachung hatte schon ihren Lauf genommen, das ganze Offizierkorps war zur Stelle, und einige oder alle Schwadronen standen angetreten.

Während ich — weit und breit der einzige Zivilist — erwartungsvoll, innerlich erregt da stand, erschienen zwei soeben beförderte junge Offiziere, die sich bei dem Kommandeur meldeten. Einer von ihnen war Leutnant Adolf v. Bülow; er wurde während der Kampagne mein Freund und blieb es,

bis ein Todessturz mit dem Pferde seiner glänzenden Laufbahn im Jahre 1897 ein Ende bereitete. Als er persönlicher Adjutant des Prinzen Wilhelm von Preußen war, nahm er (1884) Anlaß, mich dem Prinzen vorzustellen, der vier Jahre später den Thron bestieg und mich noch heute seines kaiserlichen Vertrauens wert erachtet.

Ich wurde nun zum Obersten Grafen Finckenstein gerufen: vornehm und von Herzen wohlwollend — so erschien er mir. An seinen Lippen hing mein Schicksal. Er betrachtete mich prüfend, stellte einige Fragen, sprach aber das entscheidende Wort nicht aus. Offenbar hatte der pflichtgestrenge Herr noch Bedenken. Ich blieb eine Zeitlang in Ungewißheit stehen. Nach etwa zehn Minuten kam Major v. Korff zu mir, begleitet von dem Rittmeister v. Trotha, Chef der 5. Eskadron, und an mein Ohr schlugen die befreienden Worte: „Der Kommandeur hat Sie angenommen und der 5. Schwadron zugeteilt; Sie sollen sofort eingekleidet werden."

So geschah es; ich wurde auf die Bekleidungskammer geführt, wo der Unteroffizier von der Kammer mich langsam aus einem „private gentleman" in einen Rekruten des 2. Garde-Dragoner-Regiments verwandelte. Die hohe, starre Kommißhalsbinde allein hätte genügt, mich in eine neue Welt zu versetzen!

Als ich fix und fertig dastand und den Säbel mit der Waffennummer 69 umgeschnallt hatte, nahm mich der Unteroffizier, dem meine Rekrutenausbildung anvertraut war, in Empfang und leistete mir Mentordienste bei meiner ersten militärischen Handlung. Er führte mich durch die zum Glück wenig belebten Straßen zu der Wohnung des Rittmeisters v. Trotha, bei dem ich mich zu melden hatte: „Dragoner Güßfeldt meldet sich der 5. Eskadron zuerteilt." Danach mietete ich ein Zimmer in der Nähe des Kasernements, holte die notwendigsten Toilettegegenstände aus meiner alten Wohnung und durfte mich mit dem Bewußtsein ins Bett legen, ein militärisches Sonntagskind zu sein.

VI.

Am folgenden Tage, Montag, den 18. Juli, begann meine Rekrutenausbildung im Stalldienst, zu Fuß und zu Pferde. Kartätsche und Striegel handhaben, an- und abhalftern, feldmarschmäßig satteln und packen, den Mantel richtig zusammenlegen und rollen, — das waren die Dinge, die ich zunächst im Stall erlernte. Ich empfand helle Bewunderung dafür, wie planvoll und zweckentsprechend das alles ausgedacht war, wie gut bei der Packung dem Pferde das Gleichgewicht erhalten blieb, wie der Reiter im Sattel gar keine Belästigung erfuhr durch die vielen Stücke um ihn herum: Mantel, Futtersack, Packtaschen, Kochgeschirr, Fouragierleine und Karabiner.

In der Stallgasse wurde ich zu Fuß exerziert, mußte marschieren und Wendungen machen, lernte die Griffe mit Säbel und Karabiner nebst den dazu gehörigen Kommandos. Dann ging es hinaus auf den Hof. Hier mußte ich auf dem Viereck reiten, zuerst auf Decke, dann auf dem mir ungewohnten Bocksattel, nach den Kommandos und Vorschriften der Militär-Reitinstruktion. Das alles war anstrengend, aber schmerzlos. Nun aber hieß es „Gewehr auf!" Das bedeutete: den Säbel aus der Scheide ziehen und dann

in zwei Tempi den Knauf auf den rechten Oberschenkel setzen, die Rückseite der Klinge an die Schulternaht legen. In dieser Lage soll der Säbel in allen Gangarten bleiben; dadurch wird dem Handgelenk eine Anstrengung auferlegt, die namentlich für den Ungeübten Schmerzen zur Folge hat. Darunter hatte ich stark zu leiden, besonders im Trabe; dazu trat dann noch in den ersten Tagen das Ungewohnte der hohen Halsbinde und des hohen Kragens; auch der Dragonerhelm erschien mir anfänglich hart und schwer; aber im Kriege lernte ich ihn als die beste aller Kopfbedeckungen für den Soldaten schätzen.

Rittmeister v. Trotha erschien von Zeit zu Zeit, um mich zu inspizieren; er hatte Freude an seinem jüngsten Rekruten, der täglich Fortschritte machte und sich den Anforderungen gewachsen zeigte.

Während meiner zehntägigen Ausbildung exerzierte die 5. Schwadron zweimal auf dem Tempelhofer Felde. Ich wurde jedesmal mitgenommen, selbstverständlich ins zweite Glied gesteckt und ritt tapfer mit. Die Sache erschien mir über alle Beschreibung interessant und eigentümlich. Das Dröhnen der Pferdehufe, das Gerassel der Säbel, das Reiten Bügel an Bügel, der Staub, die mit lauter Stimme gegebenen Kommandos oder gar die unverstandenen Trompetensignale — alles dieses war mir neu. Wie ein höheres Wesen galoppierte der Rittmeister hin und her, weit ab von der Schwadron, bald in Front, bald in der Flanke oder im Rücken, gefolgt von dem kundigen, nie zu verblüffenden Trompeter Linthe. Manch kräftiges Wörtlein regnete auf die Schwadron nieder, mein Schatz an deutschen Vokabeln wuchs. Aber ich ließ mich durch nichts verwirren, paßte gespannt auf und suchte durch Beobachtung der schnell wechselnden Vorgänge den stark empfundenen Mangel einer regulären militärischen Ausbildung zu vermindern.

Aus dieser Zeit stammt der folgende Brief an meine Mutter, d. d. Berlin, 23. Juli 1870.

„Erst heute, nachdem ich fast sieben Tage lang die Strapazen des ersten Dienstes durchgemacht, bin ich imstande, Dir briefliche Nachricht zu geben. Obwohl ich nie daran gezweifelt, daß Deine Hochherzigkeit meinen Entschluß billigen würde, und Du freudig das Opfer bringen würdest, indem Du mich ohne Klage ziehen ließest, so danke ich Dir doch von ganzem Herzen dafür. Ich werde stets den Augenblick segnen, wo ich den Entschluß faßte, mit ins Feld zu ziehen. Der Patriotismus und die Liebe zum Vaterlande wären ein leerer Schall, wenn ich anders gehandelt hätte. Ich hoffe durch mein Benehmen im Felde mir die große Ehre, sogleich mit auszurücken, zu verdienen. Mit meiner militärischen Ausbildung geht es rasch von statten; mein Reiten ist durchaus zufriedenstellend; das Packen des Pferdes, das Exerzieren mit dem schweren Säbel und Karabiner übe ich täglich; die wenigen Ausrüstungsgegenstände, die ich überhaupt mitnehmen kann, sind besorgt; alles Geld führe ich in Gold mit; das ist die einzige Geldart, mit der man überall durchkommt. Rittmeister v. Trotha behandelt mich mit Auszeichnung. Wir gehören zur Armee des Prinzen Friedrich Carl. Man sagt, wir gingen zunächst nach Baden; doch wer kann es wissen? Marschordre ist noch nicht gegeben.

P."

Gewiß war es nicht leicht für mich, allen Anforderungen des Dienstes gerecht zu werden. Ich konnte unmöglich in zehn Tagen erlernen, was sonst ein Jahr beansprucht; und auch danach fehlt noch die Routine in der Ausübung des Erlernten. Der jüngste Dragoner in der Schwadron war mir in vielen Dingen überlegen, und ich mußte sehr bedacht handeln, um den Schein der Unsicherheit zu vermeiden und meine Stellung den Mannschaften gegenüber zu behaupten.

Dafür brachte ich einiges mit, was mich ohne weiteres im Felde verwendbar machen konnte, namentlich für Patrouillen, topographische Rekognoszierungen und den Verkehr mit der französischen Bevölkerung. Seit früher Jugend hatte ich mit Passion geritten; das Französische sprach ich geläufig, und durch meine Reisen war ich geübt im topographischen Sehen und Schildern. Das war dem Rittmeister v. Trotha bekannt; darum wohl erklärte er sich ohne Zögern bereit, mich in seine Schwadron zu nehmen, und gab damit den Ausschlag für die Entscheidung des Regimentskommandeurs. Nicht genug damit, brachte mir Herr v. Trotha, von unsrer ersten Begegnung an, überaus großes Wohlwollen entgegen, das sich oft durch zarte Rücksichten bekundete. Er gestattete mir, in den Biwaks und Marschquartieren zu ihm wie ein Freund zu reden; er behandelte mich außerhalb des Dienstes, als wäre ich sein langjähriger Regimentskamerad. Das war derselbe Mann, vor dem die Schwadron zitterte, wenn er mal losdonnerte, der selbst seine Offiziere zuweilen recht hart anfaßte. Um so mehr Anlaß für mich, sein Andenken zu segnen! Denn vor kurzem ist er dahingegangen, nach einem arbeitsvollen Leben, in das sein unternehmender, phantasiereicher Kopf manche schwere Stunde eingewoben hatte.

Vor dem Ausrücken versammelte sich das Offizierkorps noch einmal in seinem Kasino zu einem letzten „Liebesmahl". Nichts spricht besser für die Würdigung, die meinem freiwilligen Eintritt in das Heer zuteil wurde, als die Tatsache, daß ich zu der Feier eingeladen wurde. Mit den beiden Herren, zwischen denen ich saß, dem Rittmeister Prinz Wittgenstein und dem Premierleutnant Grafen Hue de Grais, unterhalte ich noch heute Beziehungen. So wurde ich denn dem ganzen Offizierkorps bekannt; und als das Regiment ausrückte, fühlte ich mich bereits nicht mehr als Fremdling in ihm.

Daß ich fähig war, mich in so kurzer Zeit den militärischen Verhältnissen anzupassen, hatte einen tieferen Grund als bloße physische Leistungsfähigkeit; er wurzelte in dem Boden meiner Heimat, in der Mark Brandenburg, dem Kernlande der preußischen Monarchie.

Preußens geschichtliche Entwicklung mußte diesem Lande notwendigerweise den Stempel des Militärstaates geben. Aus den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, aus der Misere des deutschen Ländergewirrs, aus der schwedischen Fremdherrschaft und der latenten Bedrohung durch Frankreich konnte nur Kampf zur Verwirklichung der höchsten politischen Idee führen, zur Bildung des modernen Staates innerhalb der mittelalterlichen deutschen Feudal-Territorien. Diese Zeiten währten länger als anderthalb Jahrhunderte und gaben uns den preußischen Staat. Die auf verfeinerte Kultur gerichteten Bestrebungen blieben dabei gefesselt; das Leben aller war hart und freudlos;

furchtbare Strenge herrschte; der Einzelne war nur dazu da, um von dem Staate verbraucht zu werden; der König war das Haupt, die Armee das Herz des Landes. Alles wandelte im Gewande der Dürftigkeit. So wenig die Spartaner für liebenswürdig und feingesittet im Altertum galten, so wenig die Preußen während der Errichtung ihres Staates. Das war Notwendigkeit. Dafür war der militärische Sinn in Preußen bei hoch und niedrig ausgebildet; auch wer nicht gedient hatte, wußte mit der Armee Bescheid und sah zu ihr auf. Schon mit den Kinderjahren atmete man diese preußische Luft ein; und wer nun gar wie ich aus dem Munde der Eltern von den Bedrückungen und Nöten der napoleonischen Zeit gehört hatte, dem mußte es als höchstes Ziel erscheinen, Frankreichs Boden als Soldat zu betreten und zu kämpfen, um zu siegen.

Deshalb kostete es mich durchaus keine Überwindung, der strengen soldatischen Disziplin blind zu gehorchen. Nie habe ich einen Befehl mit innerem Widerstreben ausgeführt. Der Gedanke, daß Disziplin und absoluter Gehorsam das Rückgrat der Armee und ihrer Erfolge bilden, hat mich keinen Augenblick verlassen. Der Verlust meiner persönlichen Freiheit war kein Verlust für mich; ich hatte etwas Ehrenvolleres dafür eingetauscht.

VII.

Am Freitag, den 29. Juli 1870, verließ das 2. Garde-Dragoner-Regiment seine Kasernements mit vier mobilen Schwadronen. Die 1. Eskadron unter dem Befehl des Majors Baron Korff blieb als Ersatzeskadron zurück.

Der Stab war folgendermaßen zusammengesetzt:

Regimentskommandeur: Oberst Graf Finck v. Finckenstein,
Etatsmäßiger Stabsoffizier: Major v. Wolffersdorff,
Regimentsadjutant: Premierleutnant Freiherr v. Wrangel,
Regimentsarzt: Stabsarzt Dr. Büttner,
Assistenzarzt: Einjährigfreiwilliger Arzt Dr. v. Sobbe,
Kriegszahlmeister: Zahlmeister Wesenberg.

Die Eskadronschefs der 2., 3., 4., 5. Schwadron waren die Rittmeister Prinz Friedrich zu Sayn-Wittgenstein, John, Beneckendorff v. Hindenburg, v. Trotha. Die Offiziere der 5. Eskadron v. Trotha waren: Der Premierleutnant d. R. v. Arnim-Heinrichsdorf und die Leutnants v. Czettritz, v. Wagenhoff, v. Natzmer.

Das Regiment wurde in drei getrennten Zügen auf dem Anhalter Bahnhof eingeschifft.

Die 5. Eskadron hatte ihr letztes heimatliches Quartier in der Reitbahn der Ritterstraße; hier wurde um 5 Uhr nachmittags gesattelt und feldmarschmäßig gepackt, und ich hatte Gelegenheit, zu unsern Avantageuren, den Herrn Stach v. Goltzheim und Freiherrn v. d. Recke in kameradschaftliche Beziehungen zu treten. Wir haben sie treu aufrechterhalten während des Feldzuges und in allen späteren Zeiten, und wenn wir uns bei den Altherrenfesten im Offizierkasino des Regiments treffen, so ist uns das stets eine große und herzliche Freude. Um so verschiedener waren unsre Lebenswege: Herr v. Stach wurde

Großgrundbesitzer in Ostpreußen, Frhr. v. d. Recke Minister des Innern; aber wir haben auch im Ministerhotel die alte Reitbahn nicht vergessen, ebensowenig unsern Wachtmeister Dähn, dessen polternde Strenge wir tagaus tagein über uns ergehen lassen mußten; er teilte durchaus nicht das Talleyrandsche Prinzip, daß die Sprache dazu da wäre, um die Gedanken zu verbergen.

Auch mit den Einjährigen der Schwadron, die nun bereits zehn Monate dienten, freundete ich mich an; es waren lauter prächtige Menschen, und obwohl ich keinem im späteren Leben wiederbegegnet bin, so sehe ich einige von ihnen noch heute lebhaft vor mir und danke ihnen nach sechsunddreißig Jahren, daß sie mir so gute Kameradschaft gehalten haben.

Als wir aufgesessen waren und die Schwadron vom Wachtmeister rangiert wurde, konnte ich sagen: omnia mea mecum porto; denn meine prachtvolle, hellbraune Stute Dora betrachtete ich nunmehr als ein Stück von mir selbst und gedachte des Ausrufs: „Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd – und Einen Gott!"

Auf meiner Brust trug ich ein leeres Notizbuch: mein zukünftiges Kriegstagebuch, ferner eine auf Leinwand gezogene, zusammenlegbare Karte von Frankreich aus dem Kiepertschen Atlas und darüber ein quadratisches Stück Leder, das von der Kammer geliefert war und zum späteren Neubesohlen der Reiterstiefel dienen sollte. Wir waren eines der wenigen Regimenter, die unmittelbar vor dem Ausrücken mit langen Stiefeln und entsprechenden Reithosen ausgerüstet worden waren: ein Glück, das nicht hoch genug einzuschätzen war.

„Eskadron zu dreien rechts brecht ab, Marsch!" ertönte das Kommando, und hinaus ging's — den Gefilden Frankreichs zu. Der Himmel war völlig umdüstert, und ein schwerer Gewitterregen ging nieder während des langsamen Rittes zum Anhalter Bahnhof. Hier hieß es: „Fertig zum Absitzen — Abgesessen!" dann standen wir da, Zügel im Arm, und Stunde auf Stunde verrann. Die Nacht war längst da, als endlich mit dem Verladen der Pferde begonnen wurde: eine schwierige Arbeit auch für geübte Mannschaften, weil viele der Tiere ängstlich und dadurch widerspenstig werden, und es doch vor allem darauf ankommt, daß sie sich nicht selbst oder gegenseitig beschädigen und lahm werden.

Um 3 Uhr morgens (30. Juli) war die Schwadron eingeschifft, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Mannschaften waren in Packwagen untergebracht; einfache Bretter in Sitzhöhe dienten als Bänke.

Hier saß ich nun inmitten meiner neuen Kameraden, für die ich zweifellos die Rolle des weißen Raben spielte. Es ist etwas andres, ob man mit Leuten geringerer Bildung und andren Lebensgewohnheiten als militärischer Vorgesetzter und als Expeditionschef auf Explorationsreisen verkehrt, oder ob man ihnen plötzlich gleichgestellt wird durch dieselbe Uniform und dieselben Abzeichen. Der Soldat kennt nur Abzeichen; für ihn tritt die Persönlichkeit ganz zurück; der Dienst ist das Symbol des Unpersönlichen.

Unter den Mannschaften herrschte eine frische, freudige Stimmung; auf allen Stationen wurden wir mit Hurrarufen empfangen und häufig bewirtet. Es ging eben derselbe Enthusiasmus durch ganz Deutschland, und zum ersten

Male — so lange es eine Deutsche Geschichte gibt — verkörperten die deutschen Stämme das Idealbild einer Nation, waren wirklich „ein einzig Volk von Brüdern" und bildeten durch die heilige Kraft der Einheit eine welterschütternde Macht, die drohend ihre Heeressäulen gegen Frankreichs Grenzen wälzte.

Während des 30. Juli passierten wir Halle, Eisleben, Nordhausen, Göttingen. Hier begrüßte mich mein Freund und einstiger Lehrer auf der Universität Gießen, der berühmte Mathematiker Alfred Clebsch, der nun den Lehrstuhl von Carl Friedrich Gauß inne hatte; er bot ein Beispiel dafür, wie wohlvereinbar das abstrakte Denken eines von großen Ideen erfüllten, mathematischen Kopfes mit dem Empfinden eines Patrioten ist. Zum zweiten Male zog die Nacht auf, und dann erreichten wir, über Kassel, Frankfurt, Heidelberg, am Sonntag, den 31. Juli um 5 Uhr nachmittags, die Stadt Mannheim — nach 38stündiger Fahrt.

VIII.

Hier begann unser Ritt nach Frankreich, der uns bis in Schußweite nach Le Hâvre führen sollte.

Erst bei Dunkelheit war die Schwadron ausgeschifft und bezog Kantonnement im Dorfe Neckerau, 3 km von Mannheim, am linken Ufer des Neckars. Ich wurde mit dem Rittmeister und zwei Offizieren der 5. Eskadron im „Schwanen" untergebracht und suchte um 1¼ Uhr nachts mein zur Erde befindliches Lager auf. Die Müdigkeit spielte mir einen schlimmen Streich; ich verfiel in einen bleiernen Schlaf, der mich noch umfing, als die Schwadron bereits sattelte.

Der Rittmeister selbst weckte mich, und ich empfand eine Beschämung sondergleichen. Es war die erste, die ich als Soldat erlitt; aber ein gütiges Geschick hat es so gelenkt, daß es auch die letzte blieb. Es folgte nun eine bange halbe Stunde. Mein Bursche oder richtiger „Putzkamerad" Beneke, über den ich doch kein Befehlsrecht besaß, hatte mein Pferd wohl gefüttert, aber nicht gesattelt und war bereits auf den Alarmplatz ausgerückt. Nun mußte ich mit ebenso großer Eile, wie mit geringer Routine meine „Dora", die sich gar nicht liebenswürdig benahm, satteln und packen. Wenn sich nicht ein 3. Garde-Ulan, der in der Nähe stand, meiner erbarmt hätte, wer weiß, was aus mir geworden wäre? Mit einer gräßlichen Gefühlsdepression, beschämt und abgehetzt erreichte ich noch soeben die Schwadron, die am 1. August um 6 Uhr früh aufmarschiert war. Wir ritten am Oberst Grafen Finckenstein vorbei, nach Mannheim und dann über die große Rhein-Schiffbrücke nach Ludwigshafen; von hier ging es über Oggersheim nach dem Dorfe Hohensülzen, wo neues Kantonnement bezogen wurde, und wo sich bereits ein Bataillon des Kaiser Franz-Regiments befand.

Unser Vormarsch wurde nun unterbrochen; wir blieben drei volle Tage an derselben Stelle, und ich schrieb von Hohensülzen aus meiner Mutter: „Nachrichten vom Kriegsschauplatz kann ich Dir nicht geben; Ihr seid jedenfalls besser unterrichtet als wir. Wir wissen hier nur, was wir selber zu tun haben, und auch das nur unmittelbar zuvor."

Für mich brachte der erste Marschtag — von Neckarau nach Hohensülzen — eine besonders angenehme Überraschung: Der Rittmeister v. Trotha hatte

bestimmt, daß ich, solange wir nicht im Regimentsverbande marschierten, als Ordonnanz in seiner nächsten Nähe verbleiben sollte; ich brauchte also nicht „im Gliede" zu reiten, wurde bald hierhin, bald dorthin geschickt, konnte viel freier beobachten, sowohl die Landschaft wie auch, was darin vorging. Das war ein eminenter Vorteil. Das Kantonnement in Hohensülzen (rheinhessisch, hart an der Grenze der bayerischen Rheinpfalz) war das letzte für lange Zeit. Mein Tagebuch enthält folgende Kleinmalerei davon:

„Hohensülzen, Montag, den 1. August 1870.

Ich liege hier mit 24 Kaiser Franz-Garde-Grenadieren und mit den Dragonern Unteroffizier Niehoff, Thieß und meinem Burschen Beneke zusammen. Wir schliefen recht gut auf Stroh und Heu neben den Pferden.

Dienstag, den 2. August.

7½ früh auf. Wir werden wohl Ruhetag haben. Ruhetag. Abwechselnd geschlafen und im Wirtshaus zum „Löwen" mit v. d. Recke und v. Stach. Um 7 Uhr abends Appell; dann zum Oberen Wirtshaus, wo Herr Keibel, einheimischer Poet und Patriot, unser Wachtmeister und der Musikdirektor des Kaiser Franz-Regiments anwesend waren. Sehr heißer Tag. Korrespondenzkarten an Mama und Korff. Um 9½ Uhr nach Haus. Im Zimmer auf der Erde geschlafen; öfter aufgewacht.

Mittwoch, 3. August.

Um 3½ Uhr früh auf. Die „Dora" selbst gefüttert. Um 5 Uhr steht die Schwadron auf dem Alarmplatz beim Dorf. Bei Obrigheim mit dem Regiment zusammen: Regimentsexerzieren; die Attacke gut gemacht. Um 9 Uhr wieder zu Haus. Es war bedeckter Himmel und sehr angenehm zu reiten; Mittags schwül. Später Spaziergang auf den Kirchhof: hübsche Aussicht.

Donnerstag, 4. August.

Um 7½ Uhr wird plötzlich Alarm geblasen: kopfüber, kopfunter alles zurecht gemacht; ohne Beneke wär' mir's schlecht gegangen; dazu zeigte sich meine „Dora" zum ersten Male widerspenstig und wollte nicht aus dem Stall. Der Oberst Graf Finckenstein sagte: Ich bin zufrieden mit der Schwadron; dann ritt er fort. Um 9½ Uhr vormittags wieder nach Haus. Wir sind nun im „Alarmzustand", müssen Gepäck und Sattelzeug fix und fertig halten und dürfen uns nicht aus dem Quartier entfernen. Nachmittags um 2 Uhr wurde gesattelt, eine halbe Stunde später ausgerückt; Richtung Südwest gegen West über Göllheim, reizendes Städtchen, wo das eigentliche Gebirge beginnt. Es regnete anfangs ziemlich stark. Ich wurde als Ordonnanz voraus geschickt, mußte an den Garde-Jägern vorbeitraben, die mir ununterbrochen „Guten Morgen, Couleur" zuriefen, worauf ich ebenso oft antworten mußte. Vorher an sächsischem Train vorbei. Nun unser ganzes Regiment geschlossen durch Göllheim, wo das Hauptquartier des Kronprinzen Albert von Sachsen zu sein schien. Göllheim liegt in einem lieblichen Talkessel. Wie würde man diese Landschaft in Zeiten ruhigen Friedens genießen! Jetzt aber tritt das alles

zurück; — weniger vor der patriotischen Idee, für die man sich hingibt, als vor dem Dienst der gegebenen Stunde. Ich denke fast nur an das, was der Augenblick von mir fordert, und sehe auf die bevorstehenden Kämpfe mit etwas abgestumpftem Sinn. Von Göllheim über Gebirge durch schönen Wald; oben, wo auch freies Feld, eine trauliche Wohnstätte; nun wieder bergab, stets durch Wald; rechts der Donnersberg, mehrmals hinauf und hinunter; schwere Arbeit für die Pferde, beim Aufwärtsklettern fest in die Mähne gefaßt. Endlich steil hinab und durch Dorf Bräunigweiler, hinter dem das Regiment sein erstes Biwak bezog. Eine Stunde verging mit dem Aufschlagen des Biwaks. Mit Mühe ein Stück Brot und Speck verschafft; der Himmel ganz klar; in den Woiloch gewickelt und auf den Boden gelegt."

Damit war der Anfang des eigentlichen Kampagnelebens gemacht, in dem die Kunst des Biwakierens keine geringe Rolle spielt. Die Routine nicht nur im Aufschlagen des Biwaks, sondern auch in der Ausnutzung jedes günstigen, geringfügigen Umstands stellte sich bald ein. Anstelligkeit und froher Sinn halfen dabei mit, und oft verdankte man einem Bündel Stroh und einem hellflackernden Feuer eine Behaglichkeit, die manchem luxuriösen Haus mit gelangweilten Menschen ewig verschlossen bleibt.

Der Kavallerist hat es ja auf dem Marsch besser als der Infanterist, aber nachher schlechter. Die Sorge um die Pferde schafft gerade nach dem Marsch neue Mühe und Arbeit; das Putzen, Füttern und Tränken der Pferde verkürzt die Ruhezeit des Reiters. Vorher aber muß der Rohbau des Biwaks fertiggestellt sein; die Pferde müssen in vorschriftsmäßiger Ordnung aufgestellt und fest angebunden werden. Dies geschieht mittels der sogenannten Pikettpfähle, die in zwei parallelen Reihen auf gerader Linie und in bestimmten Abständen eingeschlagen und durch Fouragierleinen verbunden werden. Der so abgegrenzte Raum heißt die Biwaksgasse; in diese werden die Pferde geführt und dann an den Fouragierleinen angehalftert. Da stehen sie in zwei langen Reihen, und jeder Reiter erhält seinen Platz direkt vor seinem Pferde. Säbel, Karabiner, Helm, Sattel und Zaumzeug werden nach bestimmten Regeln an ihre Stelle gebracht. Die Biwaksgasse ist die Hauptverkehrsader dieser ephemeren Nomadenstadt. Für die Offiziere wird ein besonderer Platz reserviert; davor brennt ein helles Feuer. Bei dem oft bemerkbaren Drange der Menschen, als Kochkünstler zu glänzen, fehlt es auch selten an bereitwilligen Kräften, die die Küche besorgen. Damit sah es freilich während der nächsten 14 Tage schlecht aus; wir hatten infolge schnellen Vorrückens fast nur Kaffee, Speck und Brot zu unsrer Verfügung, häufig auch Kartoffeln, die wir direkt den nächstgelegenen Feldern entnahmen.

Am folgenden Morgen, Freitag, den 5. August, wurde um 4½ Uhr zum Putzen und Füttern geblasen, aber erst nach 12 Uhr weitermarschiert. Das Regiment rückte bis nach Kaiserslautern vor und bezog Biwak in der Nähe der Stadt.

Ein großes Feldlager breitete sich hier aus; und wir traten wieder in den Verband der Garde-Kavallerie-Division, deren Regimenter der Mehrzahl nach mit der Bahn nach Kaiserslautern geschafft worden waren. Der

Befehl zum Vormarsch der II. Armee stand nun in Aussicht. Der Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Carl von Preußen erschien noch am Nachmittag des 5. August im Lager und ritt die Biwaks der Regimenter ab. In meinen „Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Carl von Preußen", die in der „Deutschen Rundschau" (1885) veröffentlicht worden sind, schrieb ich darüber:

„Noch heute denke ich an den Eindruck, den wir bei dem Anmarsch gegen Frankreich hatten, als der Prinz unser Biwak bei Kaiserslautern, Anfang August 1870, abritt. Die ganze preußische Garde-Kavallerie lagerte dort, und wir Dragoner rangierten uns vor der Biwaksgasse, den heransprengenden Prinzen mit Hurra zu begrüßen. Damals waren die Würfel noch nicht gefallen, und dieselbe Hand, welche bald Sieg mit Sieg verketten sollte, winkte uns unwillig ab und gebot Schweigen. ‚Ruft Hurra, wenn wir gesiegt haben!' rief er uns zu, und ritt dann unter peinlicher Stille weiter, während wir kleinlaut wieder zu unsern Pferden gingen. Diese Szene ist typisch und eine der vielen, in denen die rauhe Tugend des Prinzen sich offenbarte: Seine Bescheidenheit — sie wurzelte sehr tief in ihm — lehnte jeden Beweis der Begeisterung ab, hüllte sich dabei aber in ein so unwirsches Gewand, daß der gewöhnliche Mann nur dieses sah."

Als ich damals so dastand, ein einfacher Soldat, und ehrfurchtsvoll zu dem großen Heerführer aufblickte, da ahnte ich nicht, daß mich das Schicksal nur sechs Jahre später, im Winter 1876/77, in enge Beziehungen zu dem herrlichen Manne bringen sollte, daß ich häufig, bis zu seinem Tode, seine Gastfreundschaft im Kreise weniger Intimen erfahren, daß ich seines Vertrauens, seiner Freundschaft gewürdigt werden würde. Und doch war es so! Nun bleibt mir nichts als die Erinnerung, die ich seit einundzwanzig Jahren treu bewahrt habe. Weithin strahlt der Feldherrnruhm des Schlachtensiegers; den kennen alle; nur wenige haben Einblick erhalten in die Tiefe seines Gemüts.

Ich kann nichts Besseres tun, als hier den Armeebefehl einzufügen, den Friedrich Carl an dem Tage erließ (8. August), wo wir die Grenze Frankreichs überschritten.

„Soldaten der II. Armee!

Ihr betretet den französischen Boden. Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt; er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wolle. Ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Einwohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserm Jahrhundert zwei Kulturvölker selbst im Kriege die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen. Denkt stets daran, wie Eure Eltern es in der Heimat empfinden würden, wenn ein Feind — was Gott verhüte — unsere Provinzen überschwemmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmütig dem Feinde gegenüber ist.

Friedrich Carl, Prinz von Preußen."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar.

Zu ihrem hundertjährigen Todestage.

Von

Eleonore von Bojanowski.

Am 10. April 1807 war in Weimar in ihrem Wittumssitz, dem Palais an der Esplanade, Anna Amalie entschlafen. Die Lebenskraft der erst in ihrem 69. Jahre stehenden Fürstin war aufgerieben durch die Wucht der Ereignisse, die über Deutschland eine völlige Auflösung heraufgeführt, die das Fortbestehen des Hauses Sachsen-Weimar in Frage gestellt und ihre väterliche braunschweigische Familie der Vernichtung preisgegeben hatten. Weimar war sich der Größe des Verlustes schmerzlich bewußt. Karl August, der unter so viel Leiden der Zeit tiefer empfindet als jemals, war sehr bewegt. Noch drei Monate nach ihrem Tode schreibt er (Karlsbad, 1. Juli) an Madame de Staël:

„La mort de ma mère m'a profondement affligé: cet événement survint très-inopinément: elle était très-bien portante, un misérable rhume l'enleva sans que nous nous aperçumes à peine, qu'elle était dangereusement malade: elle perdit deux frères dans la même année, l'un à côté d'elle, l'autre pas bien loin de chez nous, et elle vit s'écrouler l'existence de toute sa famille. Elle soutint avec beaucoup de tranquillité tous ces événements, absorba sa douleur en elle-même, et elle mourut sans s'en apercevoir. C'était une bonne femme et qui vous aimait beaucoup“ [1]).

Goethe hat für die bei ihrer Beisetzung verlesene Trauerrede die bleibende Bedeutung ihres fürstlichen Wirkens in Worte gefaßt und darauf hingewiesen, wie die Verklärte sternengleich aus höheren Regionen noch entgegenleuchte als Richtpunkt für den Lauf der Zurückbleibenden bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt. Nicht ohne Bitterkeit bemerkt die Herzogin Luise, die der Schwiegermutter immer in kühler Zurückhaltung gegenübergestanden hatte, daß diese sich auch noch nach ihrem Tode des Privilegiums erfreue, das sie während ihrer ganzen Lebenszeit genossen habe: einer großen Anerkennung.

[1]) Ungedruckter Brief Karl Augusts an Madame de Staël. Original im Archiv von Coppet.

Die Anna Amalie gespendete Anerkennung, die wehmütige Trauer erfuhren eine Vertiefung, eine Verstärkung durch das sich damit verbindende Bewußtsein, der Tod der Fürstin bezeichne das Ende jenes goldnen Zeitalters, das Weimar seine geistige Bedeutung gegeben hatte. Unerbittlich drängten die so jäh veränderten Zeitumstände eine Wirklichkeit auf, die sich abschließend, vernichtend und versteinend wie eine Lavaschicht über die zu herrlicher Blüte erwachsene Schöpfung deckte, die aus den von Anna Amalie dereinst ausgestreuten Samenkörnern erwachsen war. Noch besaß Weimar zwar Goethe, in ihm den nicht zu beugenden Träger des geistigen Lebens der Nation; aber eben auch dieses geistige Leben, das fühlte man, mußte durch die Ereignisse, die mit so vernichtender Gewalt hereingebrochen waren, eine Umgestaltung erfahren. In der Tat zeigt das letzte Vierteljahrhundert von Goethes Dasein als Spektrum des geistigen Lebens eine ganz andre Farbenzusammensetzung als jene Abschnitte vor 1806. An Stelle der engen Grenzen, die die Politik eingerissen hatte, trat der erweiterte Horizont, der sich auf geistigem Gebiet aufgetan. Zu jener Zeit, da die Dichter ihre bunten Schleier um die Wirklichkeit gebreitet, das Leben in eine idyllische Dichtung verwandelt hatten, zu dem Weimar Anna Amaliens gab es keinen Rückweg. Goethe selbst, der sich auch in der neuen Epoche „der Forderung des Tages" im höchsten Sinne nie entzogen hatte, erschien Dezennien später, als ihm nach dem Tode Karl Augusts in der Stille Dornburgs jene längst vergangenen Zeiten wieder lebendig wurden, das damals Erlebte wie „mythologische Szenen."

In dieser Bezeichnung gibt er die Formel, die dieses Vergangene ein bleibend fortwirkendes Besitztum werden läßt. Besteht nicht eben darin das Wesen jeder Mythologie, daß sie ursprünglich Menschliches zu Unsterblichem erhebt, einen unzerstörbaren Zusammenhang herstellt zwischen dem, was auserlesen Beste gelebt und dem von späteren Geschlechtern unter veränderter Form Angestrebten? Dem echten Lebenskern eignet eine durch keine Lavadecke zu hemmende, fortwirkende Kraft, die frische Keime treibt, anders gestaltet, sich neuen Lebensraum begehrt und unter veränderten Bedingungen von Neuem zu schaffen versucht, was einmal gewesen. So umschlingt jene treibende Kraft, das Streben nach einem geisterfüllten Menschentum, das sich damals in dem Weimar Anna Amaliens und Karl Augusts einen vollkommenen Ausdruck erschuf, mit tausendfachen anders gearteten Blüten und Verzweigungen unsre Gegenwart. Mit leidenschaftlicherem Nachdruck noch als die damalige gesteht die lebende Generation: größtes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit. Was die heutzutage künstliche Pflege mühsam zur Blüte bringen möchte, die blaue Wunderblume der machtvoll wirkenden, ihr Selbst auslebenden Persönlichkeit, hat sich kaum lebensvoller als in der Gestalt jener Fürstin erschlossen. Wie Morgenlicht und Jugendatem umgibt sie der Zauber des Natürlichen und Ungewollten, und ein günstiges Geschick verlieh ihr das Höchste, was es Sterblichen gewährt, eine Erfüllung des von ihr Angestrebten, reicher und herrlicher, als sie selbst sie hatte ahnen können.

Wie dies bei jeder stark ausgeprägten Persönlichkeit der Fall, so wurzelt auch Anna Amalie im Boden ihrer Zeit, jenem Beginn des 18. Jahrhunderts,

das in den oberen Schichten, auf die das damalige geistige Leben hauptsächlich begrenzt war, im Gegensatz zu der konventionellen, äußerlichen Nachahmung Frankreichs, doch die ersten Regungen eines, wenn auch noch nicht national, so doch individuell gefärbten Geisteslebens zeitigte. Gerade unter dem Drucke eines hohlen Zeremoniells und einer steifen Etikette erzeugte das Gesetz des Widerspruches in den damaligen Fürstengeschlechtern die starken, neue Wege einschlagenden Individualitäten auf dem Throne, die, indem sie ihre Fürstenaufgabe in deren idealem Sinne erfaßten, die Förderer der intellektuellen und nationalen Entwicklung Deutschlands werden sollten.

Vererbung und Milieu, denen man zwar damals in ihrer uns heute geläufigen Bedeutung keinerlei Beachtung schenkte, stellten der kleinen, erstgeborenen Braunschweiger Prinzeß ein günstiges Horoskop. Dem alten deutschen Blute ihres Welfenhauses hatte sich in dem der italienischen Este ein lebensprühendes, heißes Element zugesellt, und ihre Urgroßmutter war Sophie Charlotte, die geistvolle Freundin Leibniz', der große Friedrich der Bruder ihrer Mutter. Der Braunschweigische Hof, von ihrem Urgroßvater Anton Ulrich zu einer Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft gemacht, hatte sich auch unter ihrem Vater, dem Herzog Karl, diesen Anstrich bewahrt, so daß Musik, Bilder, gelehrte und bedeutende Menschen schon für den kindlichen Geist der kleinen Prinzeß nicht bloße Begriffe bilden, sondern bald zu Werten wurden. Die Eltern bezeugten der Tochter, die ihre Hoffnung auf einen Sohn und Thronerben enttäuscht hatte, wenig Liebe, und in einem glänzenden Hofleben erzogen, „wie alle Fürstenkinder erzogen werden von ungeeigneten Personen", verlief ihre Kindheit und Jugend hart und streng. „Man nannte sie", wie sie erzählt, „nur den Ausschuß der Natur". Gegen solche Begegnungen sehr empfindlich und, besonders da es an harten Strafen nicht fehlte, öfters zur Verzweiflung gebracht, zog sie sich in sich selbst zurück und bekam eine gewisse Standhaftigkeit, die sich bis zum Starrsinn steigerte. Errungenschaften, die indessen nicht imstande waren, die ihr angeborene starke Liebesfähigkeit und ihr Liebesbedürfnis zu unterdrücken, so daß unter diesen Umständen ihre Jugend zu einer Aufopferung für andre wurde. In solch schwerer Schule erwachsen, mußte der Siebzehnjährigen die Vermählung mit dem kaum mündigen Herzog Ernst August Konstantin von Weimar als eine Erlösung erscheinen, wenn auch Liebe bei diesem Verlöbnis keine Rolle spielte. Man verheiratete sie, wie man damals gewöhnlich Fürstinnen vermählte; aber sie erhielt dadurch Gelegenheit, ihre Anlagen, ihr eignes Selbst zu betätigen. Ja, in dieser Hinsicht eröffnete sich ihr eine unbegrenzte Perspektive, denn Anna Amaliens willensstarke Natur fand sich an der Seite des kaum zwei Jahre älteren, herzensguten, aber kränklichen und schwachen Jünglings, der unter der Vormundschaft des Herzogs von Gotha in strenger Abhängigkeit aufgewachsen war, von vornherein in jeder Hinsicht auf sich selbst gestellt. Noch aber fühlte sie sich, obwohl befreit von den bisherigen Fesseln, „kraftlos, wie in der Genesung nach überstandener großer Krankheit." Ihre kurze, nur wenig über zwei Jahre währende Ehe konnte keine Bedeutung für sie gewinnen, bezeigte ihr auch der junge Gemahl in allen Punkten seine aufrichtige Zuneigung.

Den Wendepunkt ihrer inneren Entwicklung sollte die Geburt des ersten Sohnes, Karl August, am 9. September 1757 bilden. „Es war, schreibt sie in ihren Selbstbekenntnissen[1], die erste und reinste Freude, die ich in meinem Leben empfunden. Mir war, als wenn ich zu verschiedenen, neuen Empfindungen entbunden worden; mein Herz wurde leichter, meine Ideen klarer." So hatte sich ihr unter dem Strahl dieses starken Gefühls ein erstes, ahnendes Bewußtsein ihrer eigentlichen Bestimmung erschlossen. In dem vollen Erfassen ihrer Mutterpflichten wurzelt ihre Stellung zu ihrer Lebensaufgabe. Denn die Mutter des Stammhalters des weimarischen Fürstenhauses fand sich kaum zwei Jahre später berufen, als Vormünderin dieses und eines nach dem Tode des Vaters geborenen Sohnes, Regentin, Landesmutter im schönsten Sinne des Wortes zu werden.

Daß die noch nicht Neunzehnjährige vor der ihr zugefallenen Verantwortung nicht zurückschrak, beweist ihr Eintreten für ihre selbständige Stellung den kleinlichen Hof- und reichsfürstlichen Intrigen gegenüber, die ihr dieselbe streitig zu machen suchten. Noch aber fühlte sie die eigene Untüchtigkeit, und dennoch „mußte ich alles in mir selber finden. Wenn der Mensch die Gefahr vor Augen sieht oder viele Leiden hat, so nimmt er seine Zuflucht zum Gebet. Nie habe ich mehr und mit wahrerer Inbrunst gebetet, als zu dieser Zeit; ich hätte die größte Heilige werden können. In den Jahren, wo sonst alles blüht, war bei mir Nebel und Finsternis". Nicht in überschätzendem Selbstvertrauen suchte Anna Amaliens ernstes Wollen die Kraft zum Handeln; sie stellte sich zur Lösung ihrer Aufgabe vielmehr bewußt in den Dienst einer höchsten Idee. Nicht etwa bloß die ihr zustehenden Rechte gedachte sie nach erlangter venia aetatis als selbständige Obervormünderin auszuüben, sondern es lag ihr am Herzen, die damit verbundenen Pflichten auf sich zu nehmen, wie sie sich denn „soweit das ihr von Gott dargebotene Vermögen es gestatte, schuldig erachtete, sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, alles mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören"[2].

Erfüllt von dem Ernst und der Größe ihres Fürstenberufes, empfand sie ihr eigenes Unvermögen übertrieben scharf. In ihrem Selbstbekenntnis, das die inneren Studien ihrer Entwicklung zur bewußt handelnden Persönlichkeit mit ungewöhnlicher Selbstbeobachtung aufdeckt, bemerkt sie: „Wahrheit und Eigenliebe kämpften; zum Glück, daß Wahrheit die Oberhand behielt; ich wurde gegen mich mißtrauisch; ich fühlte immer und wußte nicht was." Wenn es einen Augenblick den Anschein hat, als habe sie sich in ihrem Wirken dem Instinkte ihrer eigenen Natur überlassen, so sollten die Zeitereignisse, die sie in ihren Wirbel hineinrissen, ihre suchend stolze Seele bald genug belehren, daß die höchsten Aufgaben auch nur mit Einsetzung höchster Kräfte zu bewältigen sind. Lebenweckend, wie Frühlingsstürme einer sich ankündigenden neuen Zeit, waren Friedrichs Kriege über das brach gebliebene Gefilde Deutsch-

[1] Meine Gedanken. Zuerst veröffentlicht in „Weimars Erinnerungen" von A. W. Hugo.

[2] Pro memoria an den Geh. Regierungsrat v. Rhediger. Beaulieu, Anna Amalie und Fritsch.

lands dahergebraust; nicht nur, daß der siebenjährige Krieg, zu allerlei Notständen führend, die Grenzen des weimarischen Fürstentums streifte, er nötigte sie auch, als Reichsfürstin zum Schutze ihrer Untertanen und deren Besitz entschlossen gegen ihren Oheim aufzutreten. Indessen hinderte dies nicht, daß es gerade der Ruhm des großen Königs war, unter dem sich auch ihre fürstlichen Brüder Lorbeeren und Anerkennung erworben hatten, der in ihrer Seele eine glühende, leidenschaftliche Begier erweckte, sich gleichfalls auszuzeichnen, auch ihrerseits ihren Fürstenberuf in jenem hohen Sinne zu verwalten, der diesen erfüllte. Tag und Nacht studierte sie, um sich zu den Geschäften tüchtig zu machen. Unter dem Einfluß dieses Ehrgeizes bemühte sie sich, was bisher Instinkt, Gefühl gewesen, durch eine, den von ihr erkannten Vernunftgründen entsprechende Handlungsweise zum Charakter umzubilden. Der objektive Zug ihres Verstandes kam ihr zu Hilfe bei ihrer ernsten Selbstprüfung wie bei ihrer scharfen Beobachtung andrer. Allein mochte sie, die an ihre Umgebung wie an sich selbst hohe Anforderungen stellte, mit noch so viel Überlegung für ihre Grundsätze eintreten, ihr heißblütiges Temperament erhielt ihrem Wesen eine impulsive Wärme. Daß dieses „liebende Herz" die einsame, junge Frau auf dem Throne zu Konflikten führte, lassen ihre eigenen Worte erkennen:

„Bald sorget das zärtliche Mutterherz um das Wohl ihrer Kinder, bald hat es mit Neid, Tücke und Arglist zu kämpfen, bald hat es nötig, den eigenen, warmen Empfindungen Einhalt zu tun. — Ach, und zu warmes Blut, das durch jede meiner Adern wühlt. Jeder Pulsschlag ist ein Gefühl von Zärtlichkeit, von Schmerz, von Zerknirschung der Seele. Gott! Jeder Gefangene sucht sich von seinen Ketten loszureißen, und ich — ich soll mit Geduld, mit so sehr bestürmter Sanftmut meine Bande tragen? Ist das die Bestimmung, die du mir zugedacht hast?"

Das Wirkungsgebiet, auf das sie sich durch das Geschick verwiesen fand, ein „verwildertes, ausgesogenes" Ländchen, bot eben jene Gelegenheit, nach der sich ihre Seele sehnte: als Fürstin sollte sie „die Wollust, andre Menschen glücklich zu machen, an ihrer Zufriedenheit Anteil zu nehmen" kennen lernen.

Die lange Minderjährigkeit Ernst August Constantins hatte das weimarische Land der persönlichen Berührung mit seinem Fürstenhause entwöhnt; sie hatte aber auch in die Kette forterbender Tradition eine Lücke gerissen, so daß Anna Amalie, durch die Mitvormundschaft ihres Vaters unterstützt, ihren Regierungsverfügungen innerhalb der durch die landständische Verfassung und die Beratung mit ihrem Conseil gebotenen Grenzen, doch eine persönliche Färbung zu geben vermochte, die darauf gerichtet war, dem Notstand abzuhelfen, die gedrückte Lage ihrer Untertanen zu mildern. Unermüdlich aber suchte sie durch ihr persönlich bezeigtes Wohlwollen die Herzen zu gewinnen und einen Zusammenhang zwischen Fürstin und Volk herzustellen. Ihr Streben ging dahin, die schlummernden Fähigkeiten ihrer Untergebenen zu erwecken. Wie sie die eigene geistige Bildung durch die Umwandlung der bisherigen fürstlichen Bibliothek in eine öffentliche, nach dem Vorbild der Wolfenbütteler, durch ihre Fürsorge für die Universität Jena und die Aufbesserung der Schulen betätigte: so war sie, auch hier von der eigenen Freude an theatralischen Darbietungen angeregt, bemüht, durch die Sorge, die sie der Schaffung eines geordneten

Theaters zuwandte, Geschmack und Sitten der weimarischen Bevölkerung unvermerkt zu bessern. Schon damals versuchte sie durch die Berufung der für die beste in ihrer Art geltenden Seylerschen Truppe, später durch die Ermunterung Wielands zur Produktion deutscher Singspiele eine Pflegestätte deutscher Kunst und deutscher Literatur zu schaffen. Freilich, es waren bescheidene Anfänge, aber sie entsprangen ihrer eigensten Initiative. Noch persönlicher betätigte sie diese in der Ausübung einer anmutigen, heiteren Geselligkeit, die sie um sich zu schaffen liebte. Blieb auch einstweilen noch die schwerfällige, alte Form, die steife Etikette bestehen, ihre seltene Menschenkenntnis hatte bereits begonnen, das menschlich-persönliche Element herauszuheben und ließ sie bei ihrer Hofumgebung wie bei ihren Beamten scharf unterscheiden zwischen Eitelkeit und Eigennutz, die sich aus selbstischen Interessen an sie herandrängten, und charaktervoller Gesinnung; vor allem aber war ihr von vornherein jede Schmeichelei verdächtig. Den nach gewissenhafter Prüfung ihres Vertrauens wert Befundenen machte sie zu ihrem Freund und hielt ihn fest. Ja, temperamentvoll, wie sie war, geschah es auch, daß blinde Vorliebe sie parteiisch machte.

Der hochgegriffenen, zielbewußten Auffassung ihrer fürstlichen und menschlichen Aufgaben entspricht es, daß Anna Amalie ihre Mutterpflichten in den Mittelpunkt ihres Lebens stellte. Stolz darauf, zwei Söhnen das Leben geschenkt zu haben, überwachte sie mit einer bis auf die kleinsten Einzelheiten sich erstreckenden Gewissenhaftigkeit und Charakterfestigkeit ihre körperliche und geistige Entwicklung und Ausbildung, damit sie dereinst als echte, deutsche Fürsten und edle Menschen die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen möchten. Mit seltener Umsicht blieb sie in immer wieder erneuter, sorgfältiger Prüfung der Anlagen der Söhne bemüht, die geeignetsten Persönlichkeiten für das Amt der Erzieher zu gewinnen. Ihr eigenes Verhältnis zu ihnen bezeichnet das schlichte, schöne Wort: „Meinen Kindern gegenüber überließ ich mich der mütterlichen Liebe." Bei einer so starken und bedeutenden Natur, wie der heranwachsende Karl August, konnten Konflikte nicht ausbleiben; die natürliche Herzlichkeit der Beziehungen von Mutter und Sohn haben sie auf die Dauer nie zu trüben vermocht. „Es ist mir von zu großer Wichtigkeit," schreibt sie bei einem solchen Anlaß, „das Vertrauen und die Freundschaft meines Sohnes zu besitzen, um nicht alles Mögliche zu tun, um sie zu erwerben; denn ich liebe ihn von ganzem Herzen, und wenn ich selbst Opfer bringen muß, so werde ich sie bringen für das allgemeine Wohl." Karl August seinerseits zeigt sich auch in den durch seine Übernahme der Regierung und seine Heirat veränderten Verhältnissen aufs zartfühlendste bemüht, eine Entfremdung zwischen sich und der aufrichtig verehrten Mutter abzuwenden.

Im Leben Anna Amaliens jedoch bedeuten eigenartigerweise jene sechszehn Jahre ihrer Regentschaft nicht den Höhepunkt. Es war eine Arbeitszeit gewesen in ernster Selbstsucht, in treuer Pflichterfüllung. Die Anerkennung ihres großen Oheims, ihrer Familie hatte ihr nicht gefehlt. Man hatte angefangen, die Fürstin, die sich keine Mühe verdrießen ließ, den unergiebigen Boden zu bearbeiten, damit er die Samenkörner einer Kultur aufnehme, die

ihre persönliche Initiative bald hier, bald dort auszustreuen bemüht war, unter die hervorragenden Persönlichkeiten zu zählen. Rückblickend empfand sie selbst mit Befriedigung, „ihre Untertanen glücklich gemacht zu haben, die vielleicht seit langer Zeit nicht eine ähnliche Glückseligkeit genossen haben, wie während meiner Regentschaft. Das ist die ganze Belohnung, die mir zuteil wird, und ich schätze mich sehr glücklich." Sie konnte, als sie jetzt die Regierung in die Hände des Achtzehnjährigen legte, nur hoffen, daß der Sohn ihr Werk fortführen und dereinst die Frucht ihrer Bemühungen ernten möge, während sie selbst von nun an in das Privatleben zurücktrat.

Indessen, das Wahre, Echte bewährt sich als fortwirkende Kraft. Anna Amalie hatte ein geistiges Element in die Ausübung ihres Fürstenberufes einzuführen gestrebt. Nicht nur durch die Vererbung des Blutes, mehr noch durch die von ihr in diesem Sinne beeinflußte Erziehungs- und Anschauungssphäre hatte sie willenskräftig die Freude an Kunst und Literatur auf den Sohn zu übertragen gesucht und so bewirkt, daß geistige Kulturwerte sich als ein Ausgleich seiner kraftvollen Beanlagung veredelnd mit seinem besten Selbst verweben sollten. Als sie mit dem Scharfblick ihrer feingebildeten Menschenkenntnis, um ihn für seinen künftigen Beruf zu schulen, Wieland als literarisch-philosophischen Mentor ihm zur Seite stellte, hatte sie jenem geistigen Element das Übergewicht gesichert. Aber sie konnte nicht ahnen, daß die Fortentwicklung dieser so sorgsam gepflegten Keime eben jetzt noch, da ihr Wirken abgeschlossen schien, ihrer eigenen Individualität die reichste und schönste Entfaltung bringen sollten.

In einem ihrer ersten Briefe an Wieland hatte Anna Amalie, damals noch Regentin, den weisen Danischmende gefragt, ob er ihr eine Lösung des Rätsels geben könne, „daß es schwieriger sei für einen Fürsten, ebenso glücklich zu sein, wie die von geringer Stellung?" In die Rokokoschnörkel der Götterwelt eingekleidet, beantwortet er wenige Jahre später in einem seiner Huldigungsgedichte an Olympia diese Frage: In ihrer Freude selbst sind Götter stets allein, bis sie die Wonne des Mitgefühls lehrt, „ein Mensch, und nur ein Mensch zu sein".

Als habe der fürstliche Hermelin wie ein Druck auf ihr gelastet, sinkt nun der zeremoniöse Faltenwurf höfischer Repräsentation von ihren Schultern, um die Linien von Anna Amaliens Selbst, einzig im Zauber ihrer Menschlichkeit, im natürlichen Schmuck ihres durchdringenden Geistes und ihrer herzgewinnenden Güte hervortreten zu lassen. Eine lebensvolle, ihren edlen Anlagen gemäß entwickelte Persönlichkeit, um die sich die Ruhmesstrahlen ihres Wirkens, die ihr gezollte allgemeine Verehrung zu einer, nicht mit ihrer Regentenstellung abzulegenden Krone zusammenschließen. In dem Weimar Karl Augusts behauptet sie während der unvergänglichen Epoche der Genie- und Dichterzeit eben kraft dieses echten Menschtums eine Herrscherstellung. Auf die Staatsgeschäfte hat Anna Amalie kaum je noch Einfluß genommen. Einmal, als es geschah, galt es der Vermittelung zwischen dem Vertreter ihrer Regierungszeit, dem bewährten Minister von Fritsch, und der in Karl

Augusts Conseil mit dem Dichter des Götz und des Werther eindringenden neuen Zeit.

„Sie sind eingenommen gegen Goethe," schreibt sie dem ihr als Freund nahestehenden Staatsmann, „den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen, oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt beurteilen; wäre ich überzeugt, daß Goethe zu diesen kriechenden Geschöpfen gehört, denen kein andres Interesse heilig ist als ihr eigenes, und die nur aus Ehrgeiz tätig sind, so würde ich die erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Taten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral, seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen; das ist doch der erste, hauptsächlichste Wille unsres Schöpfers" [1]).

Wohl berechtigt sie der ungewöhnliche Scharfblick, der sie damals (1776) schon die ethischen Werte so scharf aus dem Konglomerat seiner Dichternatur herausheben ließ, hier fortzufahren:

„Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile, daß die Erfahrung mich in solcher Bekanntschaft vielfach belehrt hat, und daß ich dann ohne Vorurteil richte."

Mit diesem Urteil hatte sie ein für allemal Stellung genommen zu den Großen, die Karl August nach Weimar berief. War die Reife, von der diese Worte Zeugnis ablegen, das Ergebnis ihrer ernsten Selbsterziehung, so hatte auf der andern Seite ihre liebenswürdige Veranlagung zu heiterem Lebensgenuß sich unter dem Einfluß ihrer literarischen und künstlerischen Interessen zu einer weitherzigen, nirgends eigene Ziele oder Ansichten aufzwingenden Freude an jeder Färbung geistigen Lebens entwickelt und sie befähigt, in dem Treiben der weimarischen „Genieherberge", das so viele der Zeitgenossen befremdete, eine fruchtverheißende Blüte zu erblicken. Ja, mehr noch, wie warmer Sonnenschein, verhalf ihr mitgenießendes Begreifen zu einer unverkümmerten, freien Entfaltung dieser eine junge, jauchzende und übermütige Menschheit widerspiegelnden Geister.

In ihr selbst sollte die Jugend, die sie nie hatte genießen können, jetzt noch einmal aufleben, wenn sie den Kreis der „Lustigen von Weimar" bald in Tiefurt, bald in Ettersburg zu parodistischen Veranstaltungen, wie der „Jahrmarkt von Plundersweiler" und die „Vögel", zu Theateraufführungen, in denen sie auch einmal selbst eine Rolle übernahm, oder zu romantischen Waldfesten um sich sammelte. Bei solchen Gelegenheiten konnte es ausgelassen genug zugehen. Befreit von den Banden der Etikette, herrschte in ihrer Umgebung heiterste Lebensfreude, und auch die originellen Gestalten ihres Hofes, der trockene, nur zuweilen schöngeistig angehauchte Einsiedel, die jederzeit zu guten Witzen aufgelegte „Thusel", nebenbei eine Feinschmeckerin in literarischen Dingen, erwiesen sich in Übereinstimmung mit dem eher zum Burschikosen als zum Preziösen neigenden Ton ihres Musenhofes. Eine Forderung aber herrschte: Konnte sich auch nicht jeder als Genie erweisen, er mußte sich doch jenen geistigen Elementen anpassen können. Die Fürstin wußte, daß nur auf diese Weise jene, wie die prickelnde Blume edlen Weines, undefinierbare Herrschaft des Geistigen ihren Festen gewahrt bleibe.

[1]) Beaulieu, Anna Amalie, Karl August und der Minister v. Fritsch.

Unbekümmert um tief eingewurzelte Vorurteile, durchbrach sie die bisher beobachteten gesellschaftlichen Schranken und zog nicht nur Dichter, Künstler und Gelehrte, sondern jedes strebende Talent, jeden klugen Kopf gern in ihren persönlichen Umgang. So konnte Wieland versichern: „Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honnetteren und angenehmeren Fuße existieren könnten."

Vor allem mußten Naturen wie Anna Amalie und Frau Rat eine gegenseitige Anziehungskraft aufeinander ausüben. Im Verkehr der Fürstin mit Goethes Elternhause, über dessen Schwelle Anna Amalie in der ganzen natürlichen Anmut ihres Wesens als Freudenbringerin tritt, enthüllt sich aufs reizvollste die warme Herzlichkeit, die der Fürstin eigen war. Unermüdlich sorgt sie dafür, daß Frau Aja von den dichterischen Leistungen des Sohnes gelegentlich durch die eigene, meist durch Thuschens amüsante Feder Kunde erhält. Mit dem „Hätschelhans" selbst spinnt sie ein Komplott, die Mutter nach Weimar zu entführen, und die Eigenheiten des Herrn Rats kennend, verspricht sie ihm während der Abwesenheit der Gemahlin einen ihrer Kammermusici zu senden, daß er den Einsamen besänftige. Dieser Freundschaftsaustausch, der allerdings in den späteren Lebensjahren, als auch die Lebenswege keine persönliche Begegnung mehr brachten, ins Stocken geriet, beweist in der Fähigkeit, hier im Palais wie dort im Patrizierhause die kleinen Tagesbegebenheiten und Lebensinteressen immer wieder in das Licht eines gemeinsamen Zusammenhanges zu rücken, wie weit es jene Zeit in der Würdigung des Reinmenschlichen gebracht hatte. Frau Rat, in gewissem Sinne die originellere, urwüchsigere Natur, bleibt in jeder ihrer Äußerungen ganz sie selbst, während Anna Amalie hier nur eine jener Saiten anschlägt, die sie mit Meisterschaft beherrscht. Denn ihre brieflichen Mitteilungen, einerlei, ob sie sich an Friedrich den Großen wenden oder für den bescheidensten ihrer künstlerischen Schützlinge bestimmt sind, zeigen, in welch hohem Grade sie die Gabe besaß, mit jedem in seiner Sprache, und zwar auf das allernatürlichste zu reden. Die Fähigkeit, sich in Lage und Natur andrer zu versetzen, und die sich damit vereinende Herzensgüte bewirkten, daß ihre Korrespondenten, die einen ansehnlichen Teil der damaligen Geistesgrößen ausmachen, wiederum statt konventioneller Phrasen zwanglos und natürlich ein Stück des eigenen Selbst in ihren Briefen gaben. So konnte Goethe, als es sich um ein Ordnen der von ihr hinterlassenen Briefschaften handelte, bemerken, „die so geretteten Dokumente seien nicht in politischer, wohl aber in menschlicher Hinsicht unschätzbar, weil man sich nur aus ihnen die damaligen Zustände vergegenwärtigen kann, wie auf einem hohen Standort ein reines Wohlwollen, gebührende Anerkennung, ernstliche Studien und heiterste Mitteilung sich in diesem Kreise betätigten."

Das Wittumspalais war schon in jenen ersten Jahren, aus denen Goethe von den heiteren Zusammenkünften dort berichtet, nicht bloß die Stätte geselliger Freuden; vielmehr widmete die Fürstin ihre Tagesstunden der Pflege

ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen. „Sie bildet sich ein, nicht genug Neigung zum Lernen zu haben, da sie nicht genug zu wissen meint," charakterisiert ihr Bruder schon die Jugendliche. Während der Zeit ihrer Regentschaft durch die Last der ihr obliegenden Geschäfte verkürzt, sollte dieser unstillbare Bildungstrieb erst jetzt zu seinem vollen Rechte kommen. Villoison, der angesehene französische Philologe, rühmt, den Mund etwas vollnehmend, in seinen Huldigungen, daß die Fürstin, die er bei einem Aufenthalt in Weimar in die Anfangsgründe des Griechischen einführte, „die Geduld, den Eifer, den Mut, kurz all die Eigenschaften der Braunschweigischen Fürsten auf dem Schlachtfelde" bei dieser Gelegenheit bewiesen habe. Anerkennenswerter bleibt, daß sie diese „Sprache der Götter" noch Jahre nach seinem Weggang mit Wieland weiter trieb und von der Lektüre anakreontischer Oden zu der des Aristophanes aufstieg. Uns erhaltene Studienhefte lassen erkennen, wie ernstlich sie bemüht war, sich durch Übungen und Ausarbeitungen fremde Sprachen, auch Englisch und Italienisch, anzueignen; ihre Auszüge aus den Werken Burkes und Winkelmanns mit den dazwischen gestreuten eigenen Bemerkungen zeigen, wie eingehend sie sich mit Gegenständen, die sie einmal interessierten, zu beschäftigen pflegte; solche Arbeit galt ihr niemals als Selbstzweck. Wennschon sie den Trieb zur Vervollkommnung als das größte Gut ansah, das die Natur dem Menschen verliehen habe, erblickte sie doch in ihm eben nur das Mittel zu fortschreitender Hebung einer allgemeinen Kultur.

In Anna Amalie lebte wie in Frau Rat jene gesunde Überzeugung, durch grämliches „Bemoralisieren" sei niemand zu bessern. Das von ihr zum bloßen Zeitvertreib, „eine unokkupierte Gesellschaft für Langeweile zu bewahren", ins Leben gerufene „Tiefurter Journal" bekundet, daß die Weimarer Gesellschaft, die sich unter ihrem Zepter mit Geist und Anmut zu amüsieren schien, von dem genialischen Treiben der siebziger Jahre zu einer Kulturstufe vorgeschritten war, die keine erzieherische Schulung, die nur das Ausstrahlen wirklicher Persönlichkeiten schaffen kann. Und schon hier ein erster Knospenansatz moderner Anschauungen. Anna Amalie proklamierte gewissermaßen eine geistige Gleichstellung der Geschlechter, wenn sie von der Anteilnahme der Frauen an diesem gesellschaftlich-literarischen Unternehmen erwartet, „daß diese die poetische Existenz des schwerer organisierten, männlichen Geschlechtes erheblich vermehren würde". Die mehr oder weniger gelungenen literarischen Beiträge der weimarischen Damen geben für die Nachwelt nicht grade den Wertmesser für die weibliche Bildungshöhe der Zeit ab, aber sie zeigen, wie sich hier zum ersten Male in Deutschland unter dem Einfluß einer verfeinerten Geselligkeit die natürliche geistige Begabung der Frauen, nicht hervorragender einzelner, zu äußern begann. Diese weimarischen Frauen, ein wenig schöngeistig angehaucht — wie hätte das auch in dieser Umgebung anders sein können, — werden nicht nur zu einem harmonisch-ergänzenden Bestandteil, sondern zu fördernden Mitwirkenden.

„Die Natur, die das feinste Gewebe brauchte, um das Weib zu bilden," so bemerkt Anna Amalie in einer ihrer Betrachtungen, „hatte dabei nicht zum Zweck, die wollüstigen Begierden der Männer zu befriedigen, sondern sie bestimmte es zu etwas Edleren; sie setzte das Weib an die Seite des Mannes, seine Roheit zu mildern, ihn mit Vernunft und Liebe in den Schranken der Menschheit zu leiten."

Wie eben diese Bestimmung des Weibes ihr selbst Lebensinhalt geworden war, so verkörpert ihre selbständige Persönlichkeit den Gedanken einer in öffentlichem Wirken bewährten Weiblichkeit. „Une princesse pleine de génie" hatte sie Villoison etwas überschwenglich genannt, und sie selber macht sich darüber lustig, ahnungslos, daß sie ihr Genie bereits erwiesen, indem sie nicht nur den Aufgaben, die ihr eigenes Leben, auch denen, die ihre Zeit an sie heranbrachte, gerecht zu werden vermochte. Wie sie als Regentin, der Stimme ihrer Zeit folgend, dem größten Vorbild nachstrebte, so verstand und teilte sie auch den geistig-literarischen Zug ihrer Epoche und wußte es zu würdigen, daß ihr ein gütiges Geschick die Besten und Größten zur Seite gestellt hatte. Wohl war ihr in seltenem Maße Gelegenheit gegeben, ihre Anlagen zu betätigen, aber das Geheimnis ihres Einflusses beruht in letzter Linie doch in ihrer Persönlichkeit, in der Wahrheit und Schlichtheit, mit der sie ihrer eigenen Bedeutung unbewußt blieb. Gewiß, die Fürstin freute sich der zierlichen Schnörkel und Umschreibungen und nahm die schmeichelnden Huldigungen heiter auf, die man ihr darbrachte; aber über wahre Werte konnte die Freundin Herders und Goethes nicht einen Moment im Zweifel sein.

Manche Züge, die die zurückschauende Nachwelt zu einem einheitlichen Bilde der Individualität zusammenschließen darf, spiegeln sich wesentlich abweichend in den Eindrücken der Zeitgenossen. Als Schiller im Sommer 1787 zum ersten Male nach Weimar kam, kann er sich mit der Herzogin nicht befreunden; ihr Geist schien ihm borniert; nichts interessiere sie, als was mit der Sinnlichkeit zusammenhänge, aus dieser schöpfe sie auch ihren Geschmack für Musik und Malerei. Was der schwärmerische Dichter, dem eben damals seine Idealgestalten innerhalb der Sphäre edelster, gedankenreicher Spekulation erwuchsen, hier in eine etwas grelle Beleuchtung rückt: die lebenskräftige Freude am Schönen, an den Reizen der Töne, der Linien, das ist doch eben im Grunde derselbe heißblütige Zug, dessen sie in ihren Selbstbekenntnissen Erwähnung tut, und wie er einen Teil ihrer Wesenheit ausmacht, so verleiht er ihr auch den anregenden, unwiderstehlichen Zauber, der von ihr ausging und die Menschen um sie her ihr Bestes geben ließ. Verglichen mit dem, was heute „Kunstgenuß" heißt, wird die Gegenwart vollends Schillers Vorwurf der Sinnlichkeit kaum begreifen können; ihr erscheint das Kunstbestreben der Fürstin um so anerkennenswerter, ja beinahe rührend im Hinblick auf die besonders auf malerischem Gebiet so unergiebigen künstlerischen Leistungen ihrer Zeit. Aber auch hier bewährt sich, daß eben das, was der Mensch hineinlegt, den Dingen ihren Reichtum gibt. Anna Amaliens Kompositionen im Stile der Zeit erfreuten sie und ihr anspruchsloses Publikum, und ihr feines musikalisches Verständnis, ihr richtiges Urteil erweist eine von ihr geschriebene Abhandlung über die Musik, die sie Herder, vielleicht dem im modernen Sinne am musikalischsten Empfindenden der Weimarer Geister vorlegte. Er rühmt, was sie darin über das Wesen der Musik, über ihre Wirkung auf den moralischen Charakter, über die Notwendigkeit von Musikschulen, über den Quell der echten Kunst im Gesang sagt, und wie wahr ihre Gegenüberstellung der italienischen Kunst zu den Werken Mozarts und Haydns ist.

Noch eine letzte, vollkommene Erfüllung war Anna Amaliens künstlerisch geistigem Streben beschieden, als sich ihr über die Grenzen der Heimat hinaus der Weg in das Land der Schönheit erschloß. Sie selbst empfand ihren Aufenthalt in Italien, damals noch ein fast unerhörtes Unternehmen für eine Frau, als einen Höhepunkt ihres Lebens. Die Anschauung der Kunstwelt vergangener Tage, die ihr der in Rom mit ihr zusammengetroffene Herder mit der Leuchte der Wissenschaft erhellte, mache, schreibt sie: „die Seele den Göttern gleich; es ist eine wahre Wollust, so genießen zu können, ich bin sehr glücklich darüber und profitiere sehr davon; die Natur, welche hier so schön ist, macht noch fähiger, die Wonne alles Schönen zu genießen". Mit diesen Eindrücken verband sich als ein ihr Geistesleben nicht minder bereichernder Genuß der Verkehr mit den auserlesenen Kreisen, die sich in Rom und Neapel um die Fürstin sammelten. „In Italien gehörte ich mir selbst," bekennt sie wehmütig rückblickend. Mit der ihr eigenen Tatkraft aber versucht sie, heimgekehrt, in den von ihr angeregten Freitagsgesellschaften durch gelehrte Vorträge aus den Gebieten von Kunst und Wissenschaft das Vorbild römischer Akademien für Weimar nutzbringend zu verwerten. Die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens zeigen, wie der Kreis, dessen Mittelpunkt die Fürstin noch immer bildete, in andre Bahnen lenkt. In ihre eigene, sonnige Existenz hatten der Tod ihres zweiten Sohnes, der während der Rheinkampagne dem Typhus erlag, und ein allmählich sich fühlbar machendes Altern ihre Schatten geworfen. Ein reiches Leben, in großen Zügen gezeichnet, war ihr beschieden gewesen; nun suchte ihr Geist in ruhiger Kontemplation die Summe des Erlebten zu ziehen. Seitdem dort drüben jenseits des Rheins sich ein Völkerdrama abzuspielen begonnen hatte, war auch in Weimar die Beschäftigung mit der Literatur im engeren Sinne vor dem Interesse an allgemeinen Menschheitsfragen zurückgetreten. Auch Anna Amalie suchte zu diesem Problem seine Stellung zu gewinnen. Stöße von grauem Manuskriptpapier, von ihrer Hand beschrieben, werden unter den Akten des Großherzoglichen Hausarchivs aufbewahrt; sie bezeugen, wie die Fürstin danach rang, den klaren Ausdruck zu finden für das, was ihr die Seele so nachhaltig bewegte. Fehlt auch ihren Äußerungen die originelle Selbständigkeit, sie spiegeln doch wider, was sie im Gedankenaustausch mit den Besten ihrer Zeit empfangen und ihrem Charakter entsprechend verarbeitet hatte. Geisteskultur war ihr Lebensaufgabe, Lebensfreude und Lebenszweck gewesen; nun versucht sie, angesichts des Zusammenbruches einer Kultur, deren aufbauende Werte festzustellen. Als Probe mögen hier einige Sätze aus ihren „Betrachtungen über Kultur" folgen[1]):

Die Bestimmung der Kultur ist zur Veredlung des Menschen; alles, was nicht dahin zielt, ist nichts, vielmehr eine verderbte und mißverstandene Kultur, die mehr den Menschen verderbt als ihn bessert. Jeder fühlt in seiner Brust ein dumpfes Gefühl, was die Natur in ihn gelegt, damit ein jeder mit innerer Kraft suchen soll, sich zu bessern und zu vervollkommnen. Hätte die Natur nicht dieses Geschenk dem Menschen gemacht, so würde es schlecht mit dem Menschen stehen.

[1]) Ungedruckt, aus dem Nachlaß der Fürstin im Großherzogl. Hausarchiv.

Die höchste Kultur des Menschen ist Erfahrung.

Die alleinige Eitelkeit ist die Urheberin aller verderbten und falschen Kultur; sie hascht nur nach dem Blendenden, und nun sucht ein jeder kultiviert und gebildet zu sein, und ohne Grundlage füllt man mit manchen zierlichen und feinen Dingen den Kopf an, und mit einem guten Gedächtnis sucht man auch sogleich es wieder an den Mann zu bringen. Von ihresgleichen werden sie aber für sehr gebildete Leute gehalten. Aber alles ohne Grundlage, darum schwanken sie auch oft in ihrer Meinung wie ein Strohhalm vom Winde geweht. Keiner möchte für dumm gehalten werden, daher die prétentions auf Verstand, Gelehrsamkeit und dergleichen Dinge mehr, die Namen haben als auf Philosophie, Kunst, Schöngeisterei, Witz usw.

Ein jeder hat so viel Kraft in sich, als er vonnöten hat, gebrauche er sie nur immer mit gutem Willen, so würde es vielleicht mit der Welt und um die Menschen besser stehen.

Es ist nicht leicht, die echte Kultur zu erlangen.

Wenn Geist und Herz mit innerer Kraft sich schwesterlich vereinigen, und so die Vernunft mit dem Verstand in Harmonie sich beisammen finden, so entsteht die wahre Kultur, die den Menschen erhöht und dem Bilde Gottes sich nähert. Und dies ist auch das Wahre, wonach ein Mensch streben sollte, nach einer Vollkommenheit, ohne es sich doch anzumaßen. Sie (die Kultur) schreitet zwar mit langsamen Schritten, aber doch wirkt sie auf die Welt. Wohl dem Menschen, auf den in seinem Innern ein reines Samenkorn fällt, und der es weiß mit innerer Kraft zu verarbeiten. Still und langsam geht sie unbemerkt mit ihrer Zeit fort und sucht Blumen auf, die oft unter Dornen und Unkraut versteckt sind, zum Nutzen der Menschheit.

In seiner Forderung ethischer Werte an eine zunehmende Geisteskultur deckt dieses Bekenntnis Anna Amaliens innerstes Wesensgrund auf; liegt doch eben die Bedeutung der Fürstin selbst, die hier wie jede ästhetische Schöngeisterei auch eine bloß äußerliche und persönliche Ziele anstrebende Bildung verurteilt, in der Durchdringung aller ihr nahe tretenden Bildungsmomente mit der gesunden Kraft einer aufs Große gerichteten, an sich selbst arbeitenden und ihr Selbst vergessenden Persönlichkeit. Einzig aus diesem Zusammenwirken konnte die schöne, schlichte Menschlichkeit erblühen, deren Zauber, so wenig wie die Zeitgenossen es vermochten, auch die Nachwelt sich zu entziehen vermag. Ein Jahrhundert ist seit dem Tode der Fürstin vergangen; aus dem zertretenen Deutschland von 1807 ist ein herrlich geeintes Deutsches Reich erwachsen, zu voller Blüte entfaltet sind alle jene Keime eines deutschen Geisteslebens, die damals vernichtet schienen, umgestaltet und erweitert auch die Kulturaufgaben der Menschheit selbst. Und dennoch erweisen die Worte der Fürstin, die ihrer Zeit dereinst Trägerin geistiger Kultur gewesen, den unzerstörbaren Zusammenhang alles Wahren und Echten und richten sich noch heute lebenskräftig an die Gegenwart.

Altes und Neues von der Zoologischen Station in Neapel.

Von

Wilhelm Giesbrecht.

Der alte historische Name „Zoologische Station" gilt auch heute noch für das Institut, das Anton Dohrn vor vierunddreißig Jahren am Golf von Neapel erstehen ließ; er muß nun sogar das neue, eben aufgeführte Haus, so groß und geräumig wie das alte, mit umfassen und zugleich den jungen, zukunftsreichen Sproß der Biologie, die vergleichende Physiologie, der es gewidmet ist.

Wer die Geschichte der Zoologie in den letzten Jahrzehnten überblickt, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß mit der Eröffnung der Zoologischen Station im Jahre 1872 eine neue Epoche für die zoologische Forschung begann, und so wird auch die Zuversicht nicht zu gewagt erscheinen, mit der wir von der Eröffnung des Laboratoriums für vergleichende Physiologie eine neue Epoche für die Physiologie erwarten. Der Weg ist geebnet — nicht nach einem neuen Ziel; denn schon viele lockte das Problem, die Einsicht in die Funktionen der Organismen durch die gleiche Methode zu erweitern und zu vertiefen, der die Morphologie ihre Einsicht in den Bau der Lebewesen verdankt: durch die Vergleichung der mannigfaltigen Formen, die die Organe in der Reihe der Tiere selbst und in der Reihe der Entwicklungsstadien des Individuums aufweisen —, und schon mancher unternahm es, auf dem noch nicht geebneten Wege zu diesem Ziele vorzudringen. Nun aber stehen auch dem Physiologen, der des ausschließlichen Umganges mit Fröschen und Kaninchen überdrüssig ist und intimere Beziehungen mit den vielverheißenden Geschöpfen des Meeres anzuknüpfen wünscht, die Türen offen zu einer Stätte, an der er für seine neuen Aufgaben alles das findet, was der Morphologe für die seinigen seit mehr als drei Jahrzehnten mit so vielem Erfolge benutzt hat.

Der Bau des neuen Laboratoriums für vergleichende Physiologie bietet wohl eine geeignete Gelegenheit, auf die Zoologische Station die Aufmerksamkeit

auch weiterer Kreise zu lenken, die, so entfernt ihre Beziehungen zur biologischen Forschung auch sonst sein mögen, doch mit dem Aufblühen des Institutes enger zusammenhängen, als mancher glauben mag. Das soll nun hier geschehen, und zwar will ich das nicht als Morphologe tun: ich will das Institut und seine Einrichtungen nicht beschreiben — nicht das alte Haus, das schon oft beschrieben wurde und das Tausende aus eigener Anschauung kennen, auch nicht das neue, das für Fachleute von Fachleuten beschrieben werden wird —, ich will vielmehr, dem Geiste der neuen Epoche gemäß, versuchen, den komplizierten Organismus der Zoologischen Station von der physiologischen Seite zu fassen, die vitalen Vorgänge zu schildern, wie sie sich in seinem Inneren abspielen und wie sie auf die Reize der Außenwelt reagieren.

I.

Entstanden ist die Zoologische Station, man möchte fast sagen, durch generatio spontanea — denn Dohrn hatte keinerlei Vorbild; nicht einmal vergebliche Versuche waren seiner Initiative vorausgegangen. Er erzählt selbst[1]), wie es ihm bei seinen eigenen Reisen an verschiedenen europäischen Küsten erging und wie stark sich seinem Geiste das Bedürfnis darstellte, durch Einrichtung mariner Laboratorien den Forschern aller Nationen die wissenschaftliche Arbeit zunächst technisch-praktisch, dadurch aber zugleich gedanklich-theoretisch zu erleichtern. War aber das sachliche Bedürfnis Ursache und Keim der Zoologischen Station, so bedingte andrerseits die Persönlichkeit und geistige Individualität Dohrns die Art und Weise, in der dem Bedürfnis entsprochen wurde und die aus der Zoologischen Station statt eines einfachen Laboratoriums, wie es deren in allen Ländern gibt, schließlich einen ganz neuen Typus wissenschaftlicher Institute hervorwachsen ließ, der umgestaltend und befruchtend weit über den Bezirk der biologischen Forschung hinaus wirkte und dazu bestimmt erscheint, für die wissenschaftliche Entwicklung von wesentlicher Bedeutung zu werden.

Diese von Dohrn entwickelte Eigenart der Zoologischen Station darf man in zwei Elementen sehen, durch die sie sich von andern wissenschaftlichen Instituten unterscheidet: das eine, was Dohrn von Anfang an den Mut gab, als einzelner und mit eigenen Mitteln eine so große Aufgabe in die Hand zu nehmen, war der Gedanke, durch Einrichtung eines dem Publikum gegen Eintrittsgeld geöffneten Aquariums an den Gestaden des organismenreichsten europäischen Meeres und in einer Stadt, die seit Jahrhunderten ein Zielpunkt des Touristenzuges aller Nationen war, für das geplante Institut selbständige und wachsende Einnahmen zu gewinnen, die, statt Aktionären oder einem Unternehmer zuzufallen, vielmehr der arbeitenden Wissenschaft gehören sollten; — das zweite: ein System *internationaler* Beteiligung an der Benutzung der Zoologischen Station hervorzurufen, das zugleich neue und möglichst konstante Einnahmen für sie sichern könnte, das sogenannte

[1]) „Der gegenwärtige Stand der Zoologie und die Gründung zoologischer Stationen." Preußische Jahrbücher, Bd. XXX. 1872.

Tischsystem. Dieses System, von Dohrn erdacht und entwickelt, scheint in der Tat geeignet zu sein, auch für andre wissenschaftliche Disziplinen neue Institute zu begründen und reichlich auszustatten und auf internationaler Basis Aufgaben zu lösen, die lokaler oder andrer Umstände halber von einzelnen Nationen allein nicht oder wenigstens nicht mit gleicher Wirksamkeit gelöst werden können.

Durch diese beiden grundlegenden Maßregeln ward die Zoologische Station von Anfang an etwas wesentlich andres als die große Mehrzahl der bisher existierenden, theoretischer Forschung gewidmeten Laboratorien und Institute: sie blieb ein privates Unternehmen, autonom und unabhängig von staatlicher Oberaufsicht; und sie geriet in die vorteilhafte — wenn auch gelegentlich gefährliche — Lage, von der Gunst der Verhältnisse Vorteil zu ziehen und ihrer Ungunst mit derjenigen Leichtigkeit auszuweichen, die einer versatilen und kraftvollen Persönlichkeit überall den Vorrang sichert vor schwerfälligen, bureaukratischen oder von Kommissionen und Verwaltungsräten geleiteten Unternehmungen.

Mit einer umfassenden allgemeinen Bildung ausgestattet, wohlhabend und mit allen Schichten der Gesellschaft vertraut, vermochte es Dohrn verhältnismäßig leicht, für seinen großen, aber immerhin verwegenen Plan die weitesten Kreise zu interessieren. Er hat selbst in einem Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" (1892, Bd. LXXII, S. 275 ff.): „Aus Vergangenheit und Gegenwart der Zoologischen Station in Neapel" ein so charakteristisches Bild entworfen davon, daß wir uns darauf beschränken dürfen, auf diesen seinen Aufsatz zu verweisen, der auch heute noch das lebhafte Interesse jedes Lesers erwecken dürfte, sowohl der darin dargelegten Schwierigkeiten halber, die sich ihm auf seinem Wege entgegenstellten, wie auch als Beweis der unerschöpflichen Energie und Erfindungskraft, mittels deren Dohrn diesen Schwierigkeiten zu begegnen wußte. Diesen seinen persönlichen Eigenschaften ist in beträchtlichem Maße die Entwicklung zu danken, die aus der Zoologischen Station das stärkste und hervorragendste biologische Institut der Erde gemacht und ihm das Wohlwollen und die tätige Teilnahme staatlicher wie privater Kreise erhalten hat, das sich erst kürzlich wieder dokumentierte, als Dohrn den Zeitpunkt gekommen glaubte, auch den letzten Teil seiner von Anfang an in vollster Umfassendheit geplanten Aufgabe durchzuführen: die Zoologische Station durch ein großes, der vergleichenden Physiologie gewidmeten Laboratorium zu vervollständigen. Mit welcher Geschicklichkeit der πολυμητις Ὀδυσσευς der Biologie auch bei dieser schwierigen Aufgabe verfuhr, wissen und übersehen nur diejenigen, denen er selber die entgegenstehenden Schwierigkeiten geschildert hat; — wenn jetzt die Zoologische Station an Umfang und intensiver Arbeitsmöglichkeit gegen früher mehr als verdoppelt worden ist, so dankt sie das wiederum ihrem Schöpfer und Leiter, der leider nicht gestattet, daß ich von seinen vertraulichen Mitteilungen an dieser Stelle Gebrauch mache.

Daß es dreißigjähriger Frist bedurfte, um das neue und umfassend ausgestattete vergleichend-physiologische Laboratorium in Angriff zu nehmen,

liegt an den großen Kosten, die sowohl seine Herstellung als sein Betrieb verursachen. Besonders auf die Deckung der Betriebskosten konnte nicht eher gerechnet werden, als bis das allmähliche Anwachsen der Aquariums-Eintrittsgelder eine gewisse Bürgschaft bot, daß auf diesem Wege auch die Ansprüche der sehr prätentiösen neuen Disziplinen befriedigt und die Vergrößerung des Personals ebensowohl wie die Beschaffung und Instandhaltung eines kostbaren Inventariums auf Jahre und Jahrzehnte hinaus gesichert werden könnten. Das „Help yourself!“ der Engländer war auch dabei Dohrns Motto, — und erst, als er in dieser Hinsicht sicheren Boden unter den Füßen fühlte, machte er sich an die Arbeit, sowohl Grund und Boden für den Neubau von der Stadtverwaltung Neapels wie auch das auf 300 000 Mark veranschlagte Baukapital in Deutschland durch die Freigiebigkeit seiner Mitbürger zu erlangen. Wenn also mancher das Aquarium aufsuchende Tourist sein Mißvergnügen darüber zu erkennen gibt, daß der Preis der Eintrittskarte 2 Lire beträgt, so mag er sich damit trösten, daß er erstens nirgends auf der Welt eine so reichhaltige Sammlung der merkwürdigsten lebenden Seetiere zu sehen bekommt, und zweitens, daß er durch seinen Beitrag wesentlich mithilft, an einer wissenschaftlichen Entwicklung zu arbeiten, die in solchem Umfange und solcher Intensität nur in Neapel bisher erreicht werden konnte.

Aber auch durch weitere Ausdehnung des „Tischsystems“ gelang es Dohrn, die internationale Beteiligung an der in größeren Dimensionen zu kultivierenden vergleichenden Physiologie zu sichern.

Die Grundlage dieses Systems, wie es von Dohrn entworfen worden, besteht darin, daß die verschiedenen Nationen durch jährliche Geldbeiträge sich an der Erhaltung und Ausdehnung des wissenschaftlichen Betriebes der Zoologischen Station beteiligen und dadurch für ihre Angehörigen, soweit sie durch vorgängige Studien dazu befähigt sind, das Recht erwerben, die gesamten Hilfsmittel der Zoologischen Station für wissenschaftliche Forschungen zu beanspruchen. Eigens abgeschlossene Verträge zwischen der Zoologischen Station einerseits und den Regierungen verschiedener Staaten sowie einigen wissenschaftlichen Korporationen andrerseits verkörpern dies System: pro Tisch und Jahr zahlen die Kontrahenten der Zoologischen Station 2000 Mark; dafür erwerben sie das Recht, diesen Tisch, sei es von ein und demselben, sei es von mehreren aufeinanderfolgenden Gelehrten, das ganze Jahr hindurch in Anspruch zu nehmen.

Dies System, das im Jahre 1873 zuerst ins Leben trat durch Abschluß von Kontrakten mit dem preußischen Unterrichtsministerium für zwei Tische, der Universität Cambridge für einen und dem italienischen Unterrichtsministerium ebenfalls für zwei Tische — deren Preis damals freilich noch auf 1500 Mark normiert war —, hat allmählich eine solche Ausdehnung erlangt, daß die Zoologische Station heutzutage fünfzig Tische kontraktlich hergerichtet hält, die sich in folgender Weise auf die verschiedenen Nationen verteilen:

Deutschland verfügt neuerdings über 22 Tische; davon ist die eine Hälfte durch Einzelstaaten (Preußen 4, Bayern, Sachsen, Württemberg,

Baden, Hessen, Hamburg und die Universität Straßburg je 1), die andre Hälfte durch eine jährliche Reichssubvention von 20000 Mark gedeckt, die den obengenannten Staaten die Zahl ihrer Tische verdoppelt. Italien zahlt für 9 Tische, ist aber gegenwärtig gewillt, im Hinblick auf die Vergrößerung der Zoologischen Station, noch 3 weitere Tische hinzuzufügen; Rußland hat 4 Tische gemietet, Österreich 2, Ungarn 1; Holland, Belgien, die Schweiz und die rumänische Akademie haben je 1 Tisch kontraktlich gesichert; es besteht Aussicht, daß Holland und Belgien ihre Zahl gleichfalls verdoppeln. In England sind es die beiden Universitäten Cambridge und Oxford und die British Association for the Advancement of Science, die je 1 Tisch besitzen; in Nordamerika die Smithsonian Institution in Washington, die 1 Tisch, die Carnegie Institution, gleichfalls in Washington, die 2 Tische zahlt, die Columbia-University, die 1 Tisch und eine ad hoc gebildete Korporation weiblicher Erziehungs- und Unterrichtsinstitute (Association for maintaining the American Women's Table at the Zoological Station in Naples), die für amerikanische weibliche Gelehrte auch 1 Tisch gemietet hat.

Es steht fernerhin jedem frei, sich einen Tisch privatim zu mieten — aber nur für die Dauer von mindestens einem Jahr; denn da es der Zoologischen Station darauf ankommen mußte, ein möglichst stabiles Budget zu beschaffen, durfte sie sich nicht darauf einlassen, durch monate- oder gar wochenlange Verleihung von Tischen das System der Jahresvermietung lahmzulegen. Werden nun auch viele der verschiedenen Tische nicht jahraus jahrein besetzt, so ist andrerseits die Zoologische Station bereit, nach Möglichkeit gelegentlich auch Doppelbesetzung zuzulassen, besonders in den Frühjahrsmonaten, in denen der stärkste Andrang stattfindet; freilich ist sie dadurch genötigt, sowohl ihre Räumlichkeiten so sehr als möglich auszudehnen und jeden Kubikmeter Raum und Licht voll auszunutzen, als auch ein Personal zu halten, das einem durch Monate fortgesetzten Andrange auswärtiger Gelehrter in solcher Weise gewachsen ist, daß niemand unbefriedigt von dannen geht.

Da vom Jahre 1873 bis heute eine stetige Vermehrung der Tischzahl seitens deutscher und ausländischer Regierungen und wissenschaftlicher Korporationen stattgefunden hat, so liegt darin wohl die sicherste Bestätigung für die Leistungskraft der Zoologischen Station und für die Brauchbarkeit des „Tischsystems", das jedem Kontrahenten den vollen Nutzen eines durch Akkumulierung jahrzehntelanger Aufwendungen geschaffenen Wertobjektes sichert, zu dessen Herstellung er selbst entweder gar nicht oder nur in verhältnismäßig geringem Maße beigetragen hat, und das er mit eigenen Mitteln schwerlich hergestellt haben würde.

Nur das Deutsche Reich und Italien befinden sich in einer andern Lage gegenüber der Zoologischen Station, denn das Deutsche Reich hat durch Gewährung mehrerer einmaliger Beiträge à fonds perdu und durch jährliche Subventionen von 30000, später 40000 Mark während mehr als zwanzig Jahren nicht nur die große Entwicklung der Zoologischen Station

ermöglicht, sondern zugleich dafür gesorgt, daß für die deutschen Gelehrten, die ihre Lebensarbeit der Station gewidmet haben und in ihrem Dienste alt werden, ein Pensionsfonds angesammelt werden konnte, daß ein Reservefonds gegründet wurde, der gegen irgendwelche Kalamitäten schützt, daß ein Krankenkassen- und Unterstützungsfonds besteht — kurz, daß nach modernen Begriffen die Zoologische Station, die auf keine unmittelbaren Staatsmittel rekurrieren kann, doch in der Lage ist, tüchtige Kräfte auf Lebenszeit zu behalten und eventuellen Unglücksfällen oder widrigen Zeitläuften nicht gleich unterliegen müssen. Und das Deutsche Reich hatte, abgesehen von der Tatsache, daß es ein Deutscher war, der die neue Bahn brach, auf der seit drei Jahrzehnten alle andern Nationen ihm gefolgt sind, ein besonderes Interesse an der Herstellung und Ausgestaltung dieses großen biologischen Instituts: es besitzt keinen fußbreit Terrain am Mittelländischen Meere, und es hat außer Helgoland überhaupt keinen Küstenstrich, der sich zur wissenschaftlichen Erforschung der Meeresorganismen eignet, — Helgoland selbst aber läßt sich nur als eine Duodezausgabe eines marinen Laboratoriums betrachten gegenüber dem Aufschwung, den die moderne Biologie genommen hat, und den Ansprüchen, die tatsächlich durch die Zoologische Station von Neapel großgezogen worden sind. Es war also im eigensten Interesse der deutschen Wissenschaft, daß einer der Ihrigen ihr die Möglichkeit bot, am Gestade des Mittelmeeres heimatberechtigt zu werden, — und es entspricht diesen Verhältnissen, daß von den anderthalbtausend Forschern, die in zweiunddreißig Jahren von der Zoologischen Station Vorteil gezogen haben, nahezu die Hälfte Deutsche waren, wie sie denn auch Jahr für Jahr die relative, ja oft die absolute Majorität bilden.

Neben Deutschland aber ist es Italien, das den meisten Nutzen davon zieht, daß die größte biologische Forschungsanstalt auf seinem Grund und Boden entstand; sie erlaubte ihm, eine rapide Entwicklung seiner zum Teil noch in den Anschauungen und Lebensbedingungen des 18. Jahrhunderts zurückgebliebenen biologischen Wissenschaft zu durchlaufen und in wenigen Jahrzehnten die Arbeit fast eines ganzen Jahrhunderts nachzuholen, so daß es jetzt auf der Höhe der modernsten Forschungsrichtungen als gleichberechtigt sich geltend zu machen vermag. Italien hat neben der beträchtlichen Zahl seiner Tische 100000 Franken à fonds perdu der Zoologischen Station zur Errichtung des kleineren der Gebäude gegeben und hat seit dreißig Jahren jährlich 5000 Franken als Subvention der Bibliothek der Station gezahlt.

Ein Geschenk von 1000 Pfd. Sterl. englischer Naturforscher, mit Darwin an der Spitze, bekräftigte in den ersten schwierigsten Jahren die internationale Bedeutung, die Dohrns Vorgehen gewann — und die 300000 Mark, die vor wenig Jahren unter dem Protektorate des Deutschen Kaisers gesammelt und für den Bau des neuen, großen, vergleichend-physiologischen Laboratoriums verwendet worden sind, erhärten von neuem, welche Bedeutung Deutschland und seine öffentliche Meinung dieser wissenschaftlichen Kolonie am Golf von Neapel beizulegen bereit ist.

II.

Sind in den vorstehenden Seiten die finanziellen Grundlagen entwickelt worden, auf denen es unserm Landsmann gelungen ist, sein großes Institut zu errichten, so interessiert es vielleicht auch die Leser dieser Zeitschrift, zu erfahren, daß bei aller unbeschränkten, fast autokratischen Selbständigkeit, die Dohrn als Besitzer und allein verantwortlicher Chef der Zoologischen Station sich bewahrt hat, doch ein zureichendes System der Rechnungslegung und Kontrolle besteht, das alljährlich den Behörden des Deutschen Reiches vollen Aufschluß über Einnahmen und Ausgaben der Zoologischen Station gewährt, und dadurch das Vertrauen sichert, das von Anfang an und in der vornehmsten und liberalsten Weise zwischen den Autoritäten der deutschen Reichsregierung und Dohrn bestanden hat und von ihm als ein kostbares Gut mit allem Eifer vor Verringerung bewahrt wird.

Daß aber die Gesamtverwaltung der Zoologischen Station keine unbedeutende Aufgabe oder gar Sinekure sei, das läßt sich am besten begreifen, wenn man einmal seine Vorstellungen von der „hehren Sphäre" der theoretischen Wissenschaft suspendiert und die Zoologische Station mit „welt- und erdgemäßem Organ" als eine Art wissenschaftlicher Fabrik betrachtet, die genau so behandelt und verwaltet werden will wie andre Fabriken, wenn sie etwas leisten und prosperieren sollen. Es gehört zu einer solchen Verwaltung als erste Grundlage eine gesunde, kaufmännische Buchführung, es gehört dazu eine sorgfältig geordnete Korrespondenz, mittels derer die über die ganze Erde reichenden Beziehungen der Station im Gange gehalten werden. Wie bei einem kaufmännischen Geschäft kommt täglich drei- bis viermal eine voluminöse Korrespondenz in die Zoologische Station; ein Dutzend Briefe wollen sofort erledigt und beantwortet werden, und wenn der Leiter der Station, wie es bei Dohrn der Fall ist, außer der geschäftlichen Korrespondenz noch eine ausgedehnte persönliche führt, so kann er täglich einige Stunden dieser schriftlichen Betätigung widmen, unbeschadet der unermüdlichen Mitarbeit, die ihm sein langjähriger Sekretär Hermann Linden gewährt. Ein eigener Kommissär, der besonders für die lokalen Aufträge, für die Beziehungen mit den städtischen Behörden, der Eisenbahn, Post, Douane, Wasser-, Gas- und Elektrizitätsgesellschaften zu sorgen hat, untersteht Herrn Linden und ist in fortdauernder Bewegung, um dies alles in Ordnung zu halten. Aber auch die an der Spitze der einzelnen Verwaltungsabteilungen stehenden Assistenten haben jeder ihre besondere Buchführung und Korrespondenz, die namentlich für den das Departement der wissenschaftlichen Publikationen leitenden Professor Dr. P. Mayer eine umfassende Aufgabe bilden und ihm wie allen übrigen wissenschaftlichen Beamten der Zoologischen Station Zeit und Kraft für selbständige Forschungen mitunter arg beschneiden.

Auch der Gang des alltäglichen technischen Betriebes der Station ist von beträchtlicher Komplikation, wie allein schon aus der Aufzählung des technischen Personals hervorgehen wird. An seiner Spitze steht ein auf dem Polytechnikum ausgebildeter Ingenieur, der auch die Leitung des gerade jetzt beendeten Neubaues geführt hat. Ihm sind unterstellt mehrere Maschinisten

und Heizer, welche die elektrischen Motoren, die sie im Notfall ersetzende Dampfmaschine, die Pumpen und komplizierten Röhrenleitungen von Gas, Meer- und Süßwasser usw. besorgen; eine gut ausgestattete mechanische Werkstätte für gröbere Arbeiten ist zu seiner Verfügung, während gleichzeitig ein besonderes Atelier unter einem eigenen, spezifisch ausgebildeten (deutschen) Feinmechaniker für die Herstellung der vielen Präzisionsinstrumente besteht, die in den wissenschaftlichen Laboratorien, zumal den physiologischen, gebraucht werden. Ein Maurer und ein Tischler ergänzen das für den technischen Haushaltungsdienst erforderliche Personal.

Der spezifisch wissenschaftliche Betrieb gliedert sich in die Verwaltung dreier gesonderter Laboratorien: des morphologischen (zoologisch-botanischen), des experimentell-physiologischen und des chemisch-physiologischen. Jedes dieser Laboratorien hat seinen Abteilungsvorstand; ja, das erstgenannte, als das einstweilen noch weitaus umfassendste, hat deren zwei. Jede Anordnung dieser Vorstände, soweit sie eine Geldausgabe involviert, muß schriftlich geschehen und gewinnt erst Vollzugskraft, wenn sie Dohrns oder seines jeweiligen Stellvertreters Unterschrift trägt. Ebenso wird keine Zahlung an irgend jemanden ohne diese ermächtigende Unterschrift geleistet. Eine Anzahl Unterbeamter und zahlreiche Laboratoriumsdiener vervollständigen das Personal, das im ganzen einige fünfzig Köpfe zählt.

Als ein Zweig der technischen Verwaltung von hervorragendster Bedeutung für die Zoologische Station muß die Versorgung des Aquariums mit lebenden Seetieren und der Laboratorien mit Untersuchungsmaterial angesehen werden. Handelt es sich dabei doch um die eigentliche „materia prima", die durch die Arbeit der Zoologischen Station erst „veredelt", d. h. zu geistigen Produkten umgestaltet werden soll. Dieser „Veredlungsverkehr" fängt schon in dem großen, dem Publikum geöffneten Schau-Aquarium an. Gewiß dient es vielen nur dazu, eine bis zwei Stunden in amüsantem Zeitvertreib zu verbringen — aber schon oben wurde erwähnt, daß die Besucher dabei durch die Erlegung des Eintrittsgeldes auch indirekt den wissenschaftlichen Aufgaben des Instituts Vorschub leisten. Für andre — und es sind deren nicht wenige — bedeutet aber das Aquarium eine Erweiterung ihres geistigen Horizonts. Man braucht keinen übermäßigen Wissensdurst zu haben, um zu mannigfaltigen Fragen über die merkwürdigen Gestalten der Meeresorganismen angeregt zu werden, die so ganz abweichen von allem, was man gemeinhin als selbstverständliche Ingredienzien eines lebendigen Tieres betrachtet. Ein Seeigel hat weder Kopf noch Beine, und doch bewegt er sich, frißt und pflanzt sich fort: wie geht das vor sich? Und diese unförmlichen, festgewachsenen Säcke, Aszidien genannt, sollen sogar in ihrer Jugend frei umherschwimmen und eine engere Blutsverwandtschaft mit den Fischen, also Wirbeltieren, haben, zu denen sich doch auch der Mensch rechnet! Diese viel verästelten Korallenbäumchen roter, weißer, gelber, brauner Farbe mit den kleinen, zarten, häutigen Pinselchen an den Zweigen sollen Tiere und keineswegs Pflanzen sein. Warum? Da liegt ein elektrischer Roche unbeweglich im Sande auf dem Grunde seines Bassins: bei etwas unsanfter Berührung

erteilt er einen elektrischen Schlag wie die erste beste Leidener Flasche; woher bezieht er oder wie fabriziert er seine Elektrizität? Hier die verschiedenen Tintenfische, die Sepien, die wie den Rauch eines Kanonenschusses den Inhalt ihres Tintenbeutels in das umgebende Seewasser entladen; dort die Kalmare, die rastlos auf und nieder, hin und her schwimmen, und dann gar die unheimlichen, von Victor Hugo poetisch verherrlichten „Pieuvres", die „hundert Gelenke zugleich" regen — all das bietet Anschauungen und erfordert Erklärungen, die in dem von der Zoologischen Station herausgegebenen illustrierten Aquariumsführer angedeutet sind und dem Wißbegierigen eine Vorschule für Probleme bilden, die er durch populäre Schriften zu Hause, wenn nicht gelöst, doch anschaulich erörtert finden wird. Und so ist die Mühe der Zoologischen Station, ihr Aquarium Tag für Tag mit frischen Seetieren auszustatten, in jeder Weise eine Funktion, die dem gebildeten Teile des Publikums nachhaltige Eindrücke gewährt, seine Gedankenwelt bereichert und damit indirekt die Ziele fördert, die sich die Zoologische Station als Ganzes gestellt hat.

Weit wichtiger aber und oft auch schwieriger als die Ausstattung der Aquariumbassins mit verschiedenartigen Seetieren ist die Versorgung der Laboratorien mit Untersuchungsmaterial, besonders in jenen Monaten des Frühjahrs, in denen die Zoologische Station von Forschern aller Nationen am zahlreichsten besucht ist, März bis Mai. Da zählt man häufig mehr als sechzig Gelehrte, und jeder hat andre Wünsche, andre Probleme zu bearbeiten. Es sind diese Frühjahrsmonate, in denen derjenige Beamte der Station, der sowohl für das Aquarium wie für die Laboratorien die „Materia prima" besorgt, Dr. Lo Bianco, den Beweis zu liefern hat, daß er wie ein zweiter Masaniello Macht über die Fischer und über die Fische des Golfes hat. Jeden Morgen von 8 Uhr an kommen Fischer von Mergellina, von Procida, von Ischia und liefern ihm, was ihre Netze an Nebenprodukten erbeutet haben. Denn sie kennen bereits seit Jahren und Jahrzehnten, was die Zoologische Station braucht und was allein sie mit Geld bezahlt, während es auf dem Fischmarkt wertlos sein würde. Allen kauft er ab, was sie bringen, auch wenn es gelegentlich nicht benutzt wird, damit sie nicht umsonst den Weg zur Station gemacht haben. Dann empfiehlt er ihnen, worauf sie besonders zu fahnden haben, und darf mit Sicherheit annehmen, daß er prompt bedient wird.

Aber das ist nicht seine einzige Ressource. Die Zoologische Station hat ihre eigenen Fischer und eine kleine Flottille von zwei Dampfschiffen und mehreren Ruderbooten, die alle Tage, wenn es das Wetter und der Zustand des Meeres erlauben, früh von 5 Uhr morgens an auf den Fang ausgehen; die Marinari dieser kleinen Flottille sind bereits gut ausgebildete Kenner der Seetiere und wissen genau, wo die verschiedenen Gattungen und Arten zu finden sind. Mit Netzen aller Art wird gearbeitet, und kaum sind sie vom ersten Beutezuge zurückgekehrt, so empfangen sie weitere Aufträge von Dr. Lo Bianco und fahren wieder aus. Oft begleiten auch die Gelehrten selbst diese Ausfahrten, um genau festzustellen, was sie brauchen oder wie das Material

behandelt werden soll. Der größere der beiden Dampfer — der sich seines Taufpaten Johannes Müller jetzt erst ganz würdig zeigt, indem er der zoologischen und physiologischen Forschung zugleich Dienste tut — ist mit einer kleinen Dampfdredge versehen, um in größeren Tiefen den Meeresgrund abzukratzen und, was auf ihm lebt, heraufzuschaffen; er macht häufig Exkursionen bis Capri, Ischia und nach andern besonders ergiebigen Fangorten, an denen die Gelehrten in größerer Zahl sich beteiligen, um zugleich die Seefahrt als Erholung von ihren Studien zu benutzen.

Aber Dr. Lo Bianco, der dies alles leitet und das erbeutete Material den zahlreichen Forschern auf ihre Arbeitszimmer und Tische liefert, hat zugleich eine andre vielbedeutende Funktion zu erfüllen. Er ist auch Chef des Konservierungsdepartements der Station, aus dem kunstgerecht konservierte Seetiere an die zoologischen Museen und Laboratorien buchstäblich der ganzen Welt versandt werden. Fast täglich kommen Aufträge und Forderungen, und drei oder vier wohlausgebildete Diener dieses Departements führen sie unter der besonderen Aufsicht des zweiten Konservators sorgfältig aus. Alljährlich werden für etwa 15—20000 Lire solche Sendungen in aller Herren Länder abgefertigt, und damit ergänzt die Zoologische Station ihre Leistungen für den Fortschritt des wissenschaftlichen Arbeitens.

Bei der Umwandlung der „Materia prima" der Seetiere in wissenschaftliche Arbeit spielt aber noch ein andrer Faktor eine wesentliche Rolle — die Bibliothek der Zoologischen Station, die schon längst in den Augen aller kompetenten Beurteiler als eine der besten, vollständigsten und durch ihre bequeme Handhabung erfolgreichsten angesehen wird, die irgendein wissenschaftliches Laboratorium zu seiner Verfügung hat. Von welcher Bedeutung das aber bei dem rapiden und von den einzelnen Forschern längst nicht mehr zu übersehenden Anwachsen der biologischen Literatur ist, wird jeder Sachkundige sofort einsehen. Die internationale Stellung der Zoologischen Station und ihre zentrale Bedeutung für den Fortschritt der Wissenschaft bewirken, daß ihr fast alle biologischen Publikationen gleich nach dem Erscheinen von den Autoren zugesandt werden, und da sie außerdem alle wichtigeren Zeitschriften biologischen Inhalts durch Kauf, einige auch durch Tausch mit einer ihrer eigenen periodischen Publikationen erwirbt, viele kostbare ältere und neuere Werke aber sofort, wenn sie gebraucht werden, anschafft, so steigt ihr Wert fast jährlich um einen Betrag von 6—8000 Mark, wobei bemerkt sein mag, daß es kaum gelingen dürfte, für eine solche jährliche Summe eine so ausgesucht brauchbare Bibliothek neu zu beschaffen. Ihres raschen Wachstums halber ist auch bei dem Neubau des physiologischen Laboratoriums vorgesehen worden, der Bibliothek Räumlichkeiten zu beschaffen, die auf Jahrzehnte hinaus den Zuwachs aufnehmen können.

Daß der gegenwärtige Bibliothekssaal noch eine andre Anziehungskraft besitzt, als durch seine ausgezeichnete Büchersammlung, ist in dem letzten Jahrzehnt so bekannt geworden, daß es wohl der Mühe lohnt, auch davon hier einige Worte zu sagen. Ich meine die großen Fresken, mit denen Hans v. Marées diesen Saal geschmückt hat. Da sich allgemein die Ansicht

gebildet hat, diese Fresken seien die vollendetste Arbeit des immer mehr in seiner wirklichen Bedeutung anerkannten Künstlers, so mag hier erzählt werden, welches die Beziehungen Marées' zur Zoologischen Station waren und wie die Freskogemälde zustande kamen.

Im Jahre 1871 war Dohrn noch Privatdozent an der Universität Jena. Unter seinen dortigen Freunden befand sich auch Adolf Hildebrand und dessen etwas älterer Freund und Lehrer Charles Grant, der später als Dichter und Schriftsteller sich besonders durch sein Buch „Stories of Naples and the Camorra" einen Namen gemacht hat. Adolf Hildebrand, Sohn des Jenenser Professors der Nationalökonomie, Bruno Hildebrand, wurde damals auch von seinem Freunde Marées besucht; bei dieser Gelegenheit lernte ihn Dohrn kennen und erzählte von seiner Absicht, in Neapel die Zoologische Station zu errichten. Allerhand Phantasien und Phantastereien wurden dabei geäußert: Dohrn, der ein großer Musikfreund ist, sprach von Quartettabenden, die in Neapel ins Werk gesetzt werden sollten, und lud die um ihn versammelten jungen Männer — auch ein geistreicher Biologe, der Kurländer Dr. Kleinenberg, war dabei — ein, ihn dann in Neapel zu besuchen. Da fragte Marées, ob auch ein größerer Saal in dem Institut hergestellt werden solle: wenn das der Fall, so erböte er sich, ihn mit Fresken auszumalen, da er schon lange auf eine Gelegenheit warte, sich in solcher Malerei zu betätigen. Dohrn willigte natürlich mit Freuden ein, und als dann später das Gebäude der Zoologischen Station wirklich in Angriff genommen wurde, fanden sich all diese jungen Männer wieder in Neapel zusammen, mit ihnen auch Marées' und Hildebrands Freund, Conrad Fiedler, der nicht nur auf diesen Plan lebhaft einging, sondern sich erbot, die Kosten der Ausführung zu tragen, die damals für Dohrns eigene, stark in Anspruch genommene Mittel zu groß gewesen wären. So wurde im Sommer 1873 in der Tat der jetzige Bibliotheksaal der Station — der damals noch nicht für diese Funktion bestimmt war — von Marées mit Unterstützung von Hildebrand vollendet. Das Bild auf der einen Schmalseite des Saales stellt die Porträts der fünf jungen Männer dar, wie sie allabendlich sich in der berühmten alten Ruine des Palazzo di Donn' Anna am Posilipp versammelten und bei einem Glase Wein sich von der Arbeit erholten. Quartettabende wurden freilich in diesem Saale nicht eingerichtet, vielmehr nahm er die Bibliothek der Station in sich auf und bildet jetzt einen Wallfahrtsort aller derjenigen, die den künstlerischen Wert dieser Fresken zu schätzen wissen und Marées' größtes und ausgeführtestes Werk kennen zu lernen wünschen.

III.

In groben Umrissen sind vorstehend die wesentlichen und greifbaren Faktoren gezeichnet, durch deren Zusammenwirken die Zoologische Station zu immer höherer Kraftentwicklung gelangte, und damit immer mehr das Vorbild wurde, dem fast alle andern Kulturländer nacheiferten, das aber bis jetzt nirgends erreicht, geschweige je übertroffen worden ist. Dazu haben aber noch andre Faktoren mitgewirkt als die bereits besprochenen — Faktoren, die sich

mehr der Klasse der Imponderabilien nähern und deshalb schwieriger schriftlich darzustellen sind als die mehr greifbaren, in Zahlen und Maßen ausdrückbaren. Immerhin dürfte es der Mühe lohnen, auch dieser Imponderabilien hier wenigstens im Fluge zu gedenken.

Die Wahl Neapels als geeignetster Stätte für die Errichtung der Zoologischen Station ergab sich für Dohrn aus der einfachen Betrachtung, daß Neapel, als größte und volkreichste Stadt Italiens, auch den größten Touristenverkehr aufweist, also für den Besuch und damit die Einkünfte eines Aquariums die besten Aussichten eröffnete. Wenn auch der Hafen Messinas, der meistens von nordländischen Biologen aufgesucht ward, um dort die mittelländische Meerfauna zu studieren, an Reichtum und bequemer Zugänglichkeit mit dem Golf von Neapel vielleicht hätte rivalisieren können und ihn in einigen Produkten auch wirklich übertrifft, so hat doch eine mehr als dreißigjährige Erfahrung ergeben, daß bei sorgfältiger Durchfischung der Golf von Neapel einen solchen Reichtum und eine solche Mannigfaltigkeit an Sectieren aufweist, wie sie schwerlich in Messina vorhanden gewesen wären. Wie aber hätte Messina je dazu gelangen können, durch die Eintrittsgelder eines Aquariums einen wesentlichen Teil der Betriebskosten des ganzen Instituts zu decken? Noch ein andrer Umstand fiel zugunsten Neapels in die Wagschale. Wie der Bauer in „Wallensteins Lager" ist der Biolog „auch ein Mensch sozusagen" — und bedarf bei seiner anstrengenden, oft aufreibenden Arbeit der Erholung, der Zerstreuung, um neue Kräfte zu sammeln. Die hätte er in Messina nur in sehr geringem Maße finden können, da es weder die unerschöpfliche Fülle von Naturschönheiten Neapels noch auch die Ressourcen der großen Stadt, das unvergleichliche Museo Nazionale, die vielen Theater, die Nähe Pompejis, des Vesuvs und so manche gesellige Veranstaltungen besitzt, die das Leben in Neapel sowohl den dauernd an der Zoologischen Station angestellten als auch den auf längere oder kürzere Zeit die Zoologische Station aufsuchenden Forschern bietet. Und so nehmen diese von ihrem Aufenthalte in Neapel nicht nur direkte Förderung ihrer wissenschaftlichen Ziele mit sich nach Hause, sondern sie kommen auch in die Lage, durch eigene Anschauung ein Stück Erde kennen zu lernen, das wie wenig andre den kulturhistorisch und ästhetisch Gebildeten interessieren und ihm dauernden Gewinn für seine Gesamtbildung geben kann.

Dazu kommt noch ein andres, durch die Handhabung des Betriebes der Station sorgfältig kultiviertes Element. Wer die letzten Jahrzehnte des wissenschaftlichen Lebens genauer analysiert, wird frappiert sein von zwei Erscheinungen: einer rapid fortschreitenden Arbeitsteilung und Differenzierung der einzelnen Wissenschaften in verschiedene Disziplinen und Unterdisziplinen, deren jede sich eigene Publikationsorgane schafft, sich also mehr und mehr isoliert, — und daneben der Tendenz, durch Veranstaltung von nationalen und internationalen Kongressen dafür zu wirken, daß persönliche Begegnungen und dadurch ermöglichte Aussprachen doch wieder eine, ich möchte sagen, Personalunion der sonst auseinanderlaufenden Wissenschaften herbeiführen. Die Zoologische Station nun ist recht eigentlich ein fortdauernder Kongreß der

Biologen aller Schulen, aller Richtungen, aller Nationen, und nur wer sich absichtlich von der Gemeinschaft mit seinen Mitarbeitern ausschließt, wird der heilsamen Beeinflussung verlustig gehen, die der geistige Verkehr der zahlreichen Forscher, die Möglichkeit, durch fortgesetzte Besprechungen von den eigenen Tendenzen Kenntnis zu geben und die der andern in sich aufzunehmen, ja, die Resultate der verschiedensten Untersuchungen durch autoptische Prüfung sicherer zu machen, mit sich bringt. Wer von außen und von innen den geistigen Haushalt der Wissenschaft versteht, der wird gerade diese als Imponderabilien bezeichneten Eigenschaften der Zoologischen Station ganz besonders hoch einschätzen, wie sie in der Tat allgemein anerkannt und dankbar hervorgehoben werden, wo immer öffentlich oder privatim das Leben der Zoologischen Station geschildert wird.

Es ist wohl hier und da gefragt worden, ob es gerechtfertigt sei, einem im Auslande gelegenen, einem Privatmanne gehörenden Institute alljährlich so große finanzielle Beihilfen zu gewähren, wie sie das Deutsche Reich der Zoologischen Station in Neapel fast von Anfang ihres Bestehens an gewährt hat. Eigentlich erledigt sich diese Frage durch den Tatbestand von selbst; denn niemand, der deutsche und preußische Verhältnisse einigermaßen kennt, kann darüber in Zweifel sein, daß Subventionen, wie sie die Zoologische Station bezogen hat und bezieht, nur bewilligt werden, nachdem das Bedürfnis aufs eingehendste geprüft ist und die von dem Empfänger zu leistenden Bürgschaften nach sorgfältigster Untersuchung als hinlänglich befunden sind. Es mag aber zum Überfluß an dieser Stelle daran erinnert werden, daß die Reichssubvention von 30 000, später 40 000 Mark, die jetzt auf Dohrns persönliche Initiative hin auf 20 000 Mark herabgesetzt worden ist, im Jahre 1878 auf Grund einer von Helmholtz, du Bois-Reymond und Virchow an den Reichstag gerichteten Petition in das Budget des Auswärtigen Amtes eingestellt wurde. An der Debatte, die dieser an sich selbst ganz außergewöhnliche Antrag im Reichstage hervorrief, beteiligten sich sämtliche damaligen Parteiführer: Bennigsen, Lasker, Windthorst, von Benda, Lucius, Haenel, von Maltzahn-Gültz und von dem Bundesratstisch der Staatssekretär des Auswärtigen, von Bülow, der Vater des jetzigen Reichskanzlers. Die Erklärungen des Staatssekretärs waren besonders bemerkenswert, da er nach emphatischer Anerkennung des Werts und der Bedeutung der Zoologischen Station doch nachdrücklich betonte, „das Auswärtige Amt stünde mit der Zoologischen Station nicht eigentlich in einer dauernden Ehe, sondern nur in einem vorübergehenden Verhältnisse". Als nach Jahren der gegenwärtige Reichskanzler Fürst Bülow, damals Botschafter in Rom, seinen ersten Besuch in Neapel machte und ihm Professor Dohrn in einer Gesellschaft bei dem dortigen deutschen Generalkonsul vorgestellt ward, begrüßte er ihn mit den Worten: „Ich freue mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und spreche Ihnen meine besondere Genugtuung darüber aus, daß Sie meinen Vater doch zur Ehe gezwungen haben." Diese freundliche Auffassung der Beziehungen der Zoologischen Station zum Auswärtigen Amte und zur deutschen Reichsregierung hat sich unvermindert erhalten, und in ihrer fast dreißig-

jährigen Dauer ist auch nicht die leiseste Trübung hervorgetreten, im Gegenteil, es ist mehrfach anerkannt worden, daß trotz der komplizierten und oft recht schwierigen Aufgaben, die Dohrn im fremden Lande zu lösen hat, niemals ein Anlaß zu internationalen Mißempfindungen durch ihn gegeben ward, vielmehr die allgemeine Achtung und Hochschätzung, deren er und sein Werk in Neapel und Italien bei allen, auch den höchsten Kreisen sich erfreuen, in Berlin als ein Grund mehr angesehen wird, das Gedeihen der Zoologischen Station soweit als möglich zu fördern.

So sind die Grundlagen beschaffen, auf denen die Zoologische Station auferbaut ward und auf denen sie nun schon mehr als ein Menschenalter ein sich stetig höher entfaltendes Leben führt, — ein technisch ökonomischer Organismus, dazu bestimmt, die Gesetze des Lebens feststellen zu helfen und der Menschheit ein immer klareres Weltbild zu verschaffen, in dessen Mittelpunkt der Mensch selbst als der Organismus steht, der seine eigene organische Entwicklung und Bedingtheit durch die Äonen der Erdentwicklung zu verfolgen und davon ein auf relativ zuverlässiger Forschungsbasis gegründetes Bild zu gewinnen trachtet. Zur Erreichung dieses Zieles oder, wenn das für alle Ewigkeit eine Illusion bleiben sollte, wenigstens zur Verfolgung des Weges dahin bedarf es aller geistigen Mittel und Gaben, die dem Forscher verliehen sind, bedarf es aller durch die Erkenntnislehre festgestellten geistigen Operationen der Beobachtung und des Experiments und einer kritisch gezügelten Phantasie. Jene aber zu liefern, diese zu erziehen und zu schulen, ist nicht mehr Aufgabe der Zoologischen Station, das überläßt sie den Universitäten; und deshalb gibt es auch in ihr weder Vorlesungen noch Seminare und Übungskurse. Sie ist nur für diejenigen errichtet, die bereits geschult *sind* und ihre ausgebildeten intellektuellen Kräfte an den oft recht schweren und harten Problemen erproben wollen, deren Lösung der jeweilige Zustand der biologischen Disziplinen erfordert. Innerhalb ihrer Aufgabe aber bemüht sich die Zoologische Station, das Höchste zu leisten, was ihr möglich wird an Freisetzung der zerebralen Operation von allen mehr oder weniger materiellen Schwierigkeiten und Hemmnissen. Sie bestrebt sich, dem nach Neapel kommenden Forscher Zeit und Kraft zu sparen, unterstützt ihn in der raschen Erledigung aller, sein tägliches Dasein bedingenden Existenzsorgen, ermöglicht ihm, schon nach kurzer Anwesenheit *in medias res* seiner Aufgabe zu treten, hält ihm dabei die besten technischen und literarischen Hilfsmittel zu fortgesetzter Verfügung und erleichtert es ihm, sich physisch und psychisch fortdauernd „schlagfertig" zu halten. Wenn sie aber auch keinen *Unterricht* in dem landläufigen Sinne des Wortes gibt und vor allem es ablehnt, dazu irgendwelche Verpflichtung zu übernehmen, so sind doch die dauernd angestellten Gelehrten durchaus bereit, ihre spezifischen, oft durch langjährige Übung gewonnenen Erfahrungen jedem der neuen Ankömmlinge zur Verfügung zu stellen und in Gestalt aufschlußgebenden Rates oder auch technischer Assistenz denen zur Hand zu gehen, die solche Dienste erbitten. Und so hat sich in den Jahrzehnten ihrer Tätigkeit die Zoologische Station denn auch ein technisch und wissenschaftlich geschultes Personal ausgebildet, das für viele

gerade in Neapel zu lösende Aufgaben eine ganz besondere Kompetenz besitzt. Jahr für Jahr vergrößert sich dieser Schatz praktisch-technischer Erfahrungen, die in der Station sozusagen kapitalisiert werden, und es wird nach Möglichkeit danach gestrebt, diese Erfahrungen nicht nur in den Köpfen der einzelnen Abteilungsvorsteher und Assistenten anzusammeln, sondern sie nach und nach schriftlich und bildlich festzulegen und für den Gebrauch aller zu geeigneter Zeit zu publizieren.

Diese Betrachtung aber führt unmittelbar zur Besprechung noch einer weiteren und wahrlich nicht unbedeutenden Aufgabe der Zoologischen Station: zu der Erörterung der von ihr selbst als Forschungsorganismus in Angriff genommenen wissenschaftlichen Probleme.

IV.

Es erscheint selbstverständlich, daß von den an der Station auf kürzere oder längere Dauer angestellten, akademisch gebildeten Gelehrten (es sind ihrer jetzt zehn), von ihrem Gründer und Chef angefangen bis zu den jüngsten Assistenten, neben den Verwaltungsarbeiten jeder seine besonderen wissenschaftlichen Probleme verfolgt und bearbeitet, zu denen ihn Begabung und spezifisches Interesse gerade führen. Soweit möglich, dienen diese Arbeiten dem von dem Institut verfolgten Gesamtinteresse, also auch besonders dem Fortschritt der technischen Mittel und Wege, die sich bei solchen Arbeiten als Nebenfrucht gewinnen lassen. Aber daß damit allein die Aufgaben nicht erschöpft sind, die sich die Zoologische Station als selbsttätiger wissenschaftlicher Organismus gestellt hat oder gestellt sieht, ward Dohrn schon von Anfang an klar. Deshalb hat er gleich nach der Überwindung der ersten und elementarsten Schwierigkeiten, die Station zu einem internationalen Laboratorium zu gestalten, sich auch an die Aufgabe gemacht, sie zu einem selbsttätigen wissenschaftlichen Organismus zu erziehen.

Schon vom Jahre 1879 datiert der Beginn eines großen wissenschaftlich literarischen Unternehmens, das noch heute fortgesetzt wird und schwerlich je ganz zu Ende geführt werden kann, das große Monographienwerk „Fauna und Flora des Golfes von Neapel und der angrenzenden Meeresabschnitte". Den Anstoß zu dieser monographischen Bearbeitung der Tier- und Pflanzenwelt des Golfes von Neapel gab die früh sich einstellende Erkenntnis, daß es ganz unmöglich sei, eine vollständige, genau determinierte Sammlung der zahllosen höheren und niederen Tiere des Golfes herzustellen. Es gelang wohl, die erwachsenen Fische, auch die größeren Krebse, Muscheln, Korallen und Medusen, Seeigel und Seesterne zuverlässig zu benennen und zu bestimmen; aber sowie die Aufgabe sich auf die zahllosen kleineren Tiere ausdehnte, und sobald es sich darum handelte, unerwachsene Fische und Krebse, all die ungezählten Larvenformen und das sogenannte Plankton genau zu ermitteln, trat ein völliger Schiffbruch ein, und das Spiel mußte aufgegeben werden. Da blieb denn nichts andres übrig, als eine langsam vordringende Durcharbeitung der gesamten Seetierwelt des Golfes in Angriff zu nehmen, um allmählich Herr der Aufgabe zu werden, — eine Arbeit von

dem Umfange, wie sie auf anderm Gebiet das Corpus inscriptionum oder die Monumenta Germaniae darstellen. Eine so große Aufgabe kann kein einzelner in die Hand nehmen; dazu gehört ein großes finanzkräftiges Institut, das auf Generationen hinaus wirken und über entsprechende Arbeitskräfte und technische Mittel verfügen kann. Es sind bis jetzt 29 Bände dieses Prachtwerkes erschienen, und über ein Dutzend weiterer sind in Vorbereitung.

Die Zoologische Station gibt noch zwei andre periodische Publikationen heraus, die „Mitteilungen aus der Zoologischen Station", die kleinere Arbeiten enthalten und auch schon auf 18 Bände angewachsen sind, und den „Zoologischen Jahresbericht", der bereits 27 Bände zählt und unter allen Jahresberichten aller Wissenschaften der rascheste erscheinende ist, — was seinerzeit sogar vor Gericht bei einem Buchhändlerprozeß in München als eine erstaunliche Leistung anerkannt ward.

Auf eine zweite große faunistische Arbeit war die Station vor einigen Jahren eingegangen in Gemeinschaft mit dem verstorbenen F. A. Krupp: eine Erforschung der Tiefseefauna des Tyrrhenischen Meeres. Diese Arbeit sollte in umfassender und gleichfalls langsam vorschreitender Weise die Probleme der abyssalen und bathymetrischen Verbreitung der Seetiere behandeln; Krupp wollte die technisch-nautischen, die Zoologische Station die biologisch-systematischen Teile derselben in die Hand nehmen. Eingehende Vorbereitungen waren getroffen, mehrjährige Vorarbeiten bereits geliefert, eine große Jacht von 700 Tons neu gebaut, alle erforderlichen Instrumente hergestellt, — da raffte ein plötzlicher Tod den schwer mißhandelten Mann hinweg, und nebst so vielem andern nahm er auch die Ausführung des von ihm mit solcher Begeisterung erfaßten großen Planes mit in sein Grab; denn eine viele Hunderttausende von Mark erfordernde Unternehmung konnte und kann die Zoologische Station allein nicht ins Werk setzen, so befähigt sie auch gewesen wäre, mit Krupp vereint die Tiefseeforschung zu „vertiefen".

Jetzt steht ihre selbständige Weiterentwicklung zunächst unter dem Zeichen der mit allem Nachdruck zu fördernden vergleichenden Physiologie, für die soeben das neue große Laboratorium errichtet worden ist. Noch mehr vielleicht als für die seit etwa zwei Dezennien betriebene Entwicklungs-Physiologie wird das große weiße Haus am Golf von Neapel der Ort werden, wo die wichtigsten Probleme der vergleichenden und, wenn nicht alles trügt, auch ein ansehnlicher Teil der allgemeinen Physiologie ihre vorzüglichste Förderung finden. Die vergleichende Physiologie kann noch weniger als die vergleichende Anatomie und die Ontogenie auf Laboratorien am Meere verzichten; denn die Zahl der niederen Land- oder Süßwassertiere, die sich für physiologische Untersuchung eignen, ist eine sehr beschränkte, und die durch Organisation wichtigsten und durch leichte Zugänglichkeit brauchbarsten niederen Tierklassen leben zum Teil ausschließlich im Meere. Da die Physiologie aber die Funktionen des lebenden Tieres kennen lernen, ihr Ineinanderwirken aufdecken soll, so kann sie das nur in einem Institut, das, wie die Zoologische Station, mit Aquarien reich versehen und mit all jenen mannigfaltigen und zum Teil sehr kostbaren Apparaten ausgestattet.

unmittelbar am Meere und noch dazu an einem so reichen Meere wie der Golf von Neapel gelegen ist. Und so sind auch schon seit längeren Jahren eingehende und in ihren Resultaten höchst bemerkenswerte Arbeiten aus dem früheren physiologischen Laboratorium der Zoologischen Station hervorgegangen, schon ehe der große Neubau dieser wichtigen Disziplin eine Kraftentfaltung ermöglichte, wie sie bisher nirgends sonst besteht. Es waren Streifzüge einzelner in ein zum größten Teil unbekanntes Land, in dem noch keine Straßen und bequemen Verkehrswege hergestellt sind, sondern Urwälder und Steppen miteinander abwechseln, in denen man sich nur mit dem Kompaß in der Hand zurechtfindet. Hier kolonisierend vorzudringen und einzelne feste Wohnstätten aufzurichten, von denen aus weiter vorgedrungen werden kann, ist gegenwärtig die vornehmlichste Aufgabe der Zoologischen Station, der sie ihre technischen und finanziellen Kräfte widmen will.

Welche Anforderungen diese große Aufgabe an die Leistungskraft der Station stellen wird, läßt sich zunächst noch gar nicht übersehen; entwickelt sie sich aber in gleichem Tempo weiter wie bisher, so kann sie mit Ruhe allen kommenden Ansprüchen entgegengehen und die Zuversicht bewahren, daß sie ihnen gewachsen bleiben wird.

Aus der Provence.

Von

Theodor Birt.

IV. Griechisches. Les Baux. Félibres.

Wir sind endlich am Meer, am Mittelmeer, dem ersehnten! Von der Höhe von Les Baux aus hatten wir es zuerst fern im Süden aufleuchten sehen, einen märchenhaft blauen Lichtnebelstreifen. Jetzt waten wir im Ufersand und suchen Muscheln. Die Brandung streicht unsre Fußspuren wieder glatt. Im winzigen Fischerdorf steht die berühmte Wallfahrtskirche der heiligen Marien. Von Arles aus fährt man in anderthalb Stunden dahin. Wenige Fischerboote beleben den Strand. Die Einsamkeit ist groß, die weite Fläche tot und leer. Das Meer ist hier nur Grenze und gibt dem Lande nichts als die paar Fische und Polypen. Aus einem Boot wird die flossige Beute in Körbe geladen. Ein diebischer Junge, rasch und frech, stopft sich die Hosentaschen mit kleinen Fischen voll, daß die Schwänze heraushängen. Es ist der Dorfarme, und man läßt ihn gewähren.

Wie anders hatte ich mir das Wiedersehen mit dem Mittelmeer gedacht, das mich einst nach Sizilien und nach Athen getragen! Das Meer der Odyssee! Soweit Europa nach Süden ans Meer grenzt, ist sein Strand einst griechisch gewesen!

Griechentum! Wo sind seine Spuren? seine Zeugen? seine Märchen? seine Götter? Der Meeresrücken hebt sich gleißend gegen die Sonne. Aber er ist stumm und will nichts erzählen. Weggeglättet alle Erinnerung! Die großen Wellen gehen mit dem Winde von Sizilien her und rennen vorbei, als murrten sie: Wir haben hier nichts mehr zu suchen. Einst war es anders. Doch das ist lange her. Lange her!

Das Meer ist hier nur die Negation des Landes und der Fruchtbarkeit. Bedrückender ist der Eindruck noch, wenn man von Nimes aus nach Aigues Mortes fährt, um auch da das Mittelmeer zu erreichen. Da schleicht die Lokalbahn durch die weiten, mit Meergras bewachsenen Steppen der Camargue. Fernes Gebirge rahmt sie ein. Die Camargue, das ist die Heimat der wilden Rinderherden, aber auch der langhaarigen weißen Pferde, der Biber, Kraniche

und Flamingos. Tamarisken und Binsen schauern im Seewind. Raubvögel kreisen. Mit weitem Spiegel blitzen salzige Wasserlachen auf. Vereinzelte Bauernhöfe liegen, von Bäumen dicht umstanden, wie Inseln in der endlosen Fläche, die glatt und eben ist wie Meeresgrund. O Fremdheit der südlichen Heide!

Und mitten hinein in dies Moor- und Salzland baute im 13. Jahrhundert Ludwig IX., der Heilige, die Festung Aigues Mortes, um von hier nach Tunis den Kreuzzug zu unternehmen. Der Bau steht noch heute mit Türmen und Toren unversehrt wie von gestern, fest gefügt, mit einer geraden Mauerfront, die 5—600 Meter verläuft, wie an der Schnur gezogen; ein Riesenspielzeug, das heute jede Feldbatterie niederfegen könnte. Aber keine Kugel hat sich jemals daran versucht. Die Festung ist entwaffnet und verlassen seit langem. Die Kreuzzüge schliefen ein; das Rittertum zog die Rüstung aus, und wie wenn Kinder in den leeren Harnisch eines Helden sich verkriechen, so sitzt ein erbärmliches Fischerdorf jetzt tief verborgen in den hohen Quadermauern, die ihm alle Luft nehmen. Man gewahrt die Wohnhäuser gar nicht, wenn man von außen kommt. Wer aber eintritt, den befällt ein Grauen. Die Gassen starren von Schmutz; übelriechende Rinnsteine zwischen Pferde- und Eselsmist Schichten von Trestern, Fruchtschalen, Muschelschalen, Hobelspänen, Gedärme und Federn gerupfter Tauben und Hühner. Die Außenwände der Häuser sind schwarz von Fliegen, die schichtweise darauf sitzen. Eine Frau erscheint am Fenster und schüttet einfach die Speisereste vom Oberstock vor mich auf die Straße.

„Wer möchte hier leben oder auch nur einen Halbtag sich aufhalten?" Das waren die Worte eines tunesischen Wasserträgers, der mich erstaunt fragte, was ich in Aigues Mortes suchte. Er sah die Enttäuschung in meinen Zügen. Er selbst sehnte sich nach Avignon und den Frauen dort, und er hatte so unrecht nicht.

Ludwig der Heilige legte diese Befestigung als Kriegshafen an das Meer. In Wirklichkeit aber hat man noch 6 Kilometer zu gehen, ehe man den Strand erreicht. Flache Lagunen ziehen sich den Weg dahin entlang, und für die Salinen Frankreichs, für die Compagnie des Salines du Midi ist dies ein fruchtbares Feld geworden; das aus den Lagunen gewonnene Salz schichten sie zu haushohen Kegeln auf, die nun zu Hunderten wie eine Reihe weißglitzernder Zelte, wie ein Beduinenlager in der Landschaft stehen; ein fremdartiger Anblick.

So ist also dieser einst blühende Hafen seit dem 14. Jahrhundert durch Erdanschwemmungen vollständig versandet. Denn die in ihrer Jugend so helle und starke Rhone wird, wie der Rhein, hier im Mündungsgebiet plötzlich träge, untief und seicht durch Häufung der Flußkiesel und Mangel an Gefälle und schwemmt Land an. Darunter hat aber nicht allein Aigues Mortes, sondern gleichzeitig auch Arles selbst auf das schwerste gelitten. Das Rhonedelta der Camargue ist von zwei Armen des Stromes eingeschlossen, die sich bei Arles teilen. Aber diese Arme sind aus den angeführten Gründen für größere Flußschiffahrt unbrauchbar geworden. Arles war trotz seiner zurück-

gegangenen Lage im ganzen Altertum[1]), ja noch bis tief ins Mittelalter hinein ein Seehafen, der ebenbürtig mit Marseille wetteiferte; sein Hafenzoll füllte als wichtigste Einnahmequelle die Kassen der Bischöfe von Arles und der Grafen des Landes; ja die Waren des Orients gingen von Arles weiter den Fluß hinauf bis zum berühmten Markt von Beaucaire. Seit langem aber fahren hier keine Seeschiffe mehr; auch die Schiffe selbst wuchsen und wurden zu groß für diese Wasserstraßen. Keine Kette rasselt hier mehr an Ankerrolle und Kran, und der Verfall, das Stillewerden senkte sich über die Stadt. Die Veränderungen in der Küstenbildung aber dauern fort. In der Gegenwart hebt sich das Niveau der See wieder. In Saintes Maries zeigte man mir mit Besorgnis, wie weite Bodenflächen jetzt seit wenigen Jahren unter den Meeresspiegel zurückgesunken sind. Der Flutgang nähert sich dort schon dem Kirchhofe, und in zehn Jahren kann vielleicht das genannte Fischerdorf die Meereswellen selbst in seinen Gassen sehen[2]).

Und das Griechentum? Kam ich umsonst hierher? Ich zog aus, hier die Griechen zu suchen; denn griechisch war doch einst diese ganze Küste. Durch fast tausend Jahre haben Hellenen dermaleinst hier geherrscht. Griechen von Kleinasien (von Phokäa und andern Plätzen) landeten hier, gründeten Häfen wie Sagunt in Spanien, so Arles und Massilia am keltischen Strand, bevölkerten die Küstenstriche und das untere Rhonetal und streuten Kultur und Intelligenz und ihre Poesie ins Land. Arles hieß griechisch Theline[3]). Noch am Beginn des Mittelalters hieß die Umgegend von Marseille Graecia, und die altangesessene griechische Bevölkerung und ihr reger Handel mit dem Orient wirkte dahin, daß auch in der Römerzeit, ja, bis in die Zeiten Karls des Großen der griechische Bevölkerungszufluß aus dem Osten nie nachließ[4]). Wer am Neapeler Golf reist, reist in Griechenland. Wer in Sizilien reist, reist in Griechenland. Und wer in der Provence reist, reist ebenfalls im rechten, echten altgriechischen Lande.

Wer bezeugt mir das? Sind es nur trockene Buchnotizen alter Autoren, die die griechischen Gründungen dieser südfranzösischen Städte für jene ältesten Zeiten vermelden, da auch Rom entstand? In der Tat sind diese Meldungen für den, der die Provence verstehen will, von allergrößter Wichtigkeit. Denn griechische Monumente in Bauten oder Inschriftsteinen, die sonst dasselbe bezeugen könnten, sind kaum noch vorhanden. Die eindringende römische Herr-

[1]) Ich führe an, was man in der „Expositio totius mundi et gentium" liest: (Gallia provincia) habet alteram civitatem in omnibus ei adiuvantem quae est super mare, quam dicunt Arelatum, quae ab omni mundo negotia accipiens praedictae civitati (sc. Triveris) emittit.

[2]) Ich fand das sonst so klare Meeresblau bei Saintes Maries getrübt und erdig, und der Kaplan, den ich fragte, erklärte mir dies aus den Veränderungen, die an der linken, östlichen Rhonemündung vor sich gehen.

[3]) Der Name Theline wird bei Avien mit kurzer erster Silbe gemessen: θελίνη ist eine Bildung wie μελίνη und ελλαπίνη und würde etwa „fruchtbar" bedeuten, wie χθονὶ θελήσασα bei Xenophon, spätgriechisch θελητός. Eine abweichende Vermutung über den Namen gibt E. Maaß, Jahreshefte des österreichischen Instituts. Bd. IX, S. 153 f.

[4]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte, Bd. V, S. 467 f.; danach G. Wolfram, Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte. Bd. XVII, S. 322 ff.

schaft hat sie durch die eigenen ersetzt und gründlich beseitigt. Das schöne Julierdenkmal in St. Rémy hat zwar die Form echt griechisch-kleinasiatischer Mausoleen; aber es ist von Römern gesetzt. Steine reden hier also nicht. Aber die Menschen reden. Es gibt ein Monument, das ganz kurzlebig und doch unzerstörbar ist: das ist die Rasse. Wir kennen den Typus der Griechen aus ihren Statuen, die zwar ideal erscheinen, aber ihr Ideal aus erlesenen Exemplaren der Wirklichkeit gezogen haben. Dieser Typus bevölkert gottlob nicht nur die Museen; er läuft hier noch leibhaftig durch die Gassen; in Süditalien oder Sizilien und selbst im heutigen Griechenland ist er nicht so deutlich erhalten oder so häufig anzutreffen wie in der Provence. So wie die Tierrassen in der vorchristlichen Zeit schon genau dieselben Merkmale zeigen wie heute, so treue Porträts ihrer Ahnen sind die Menschen der Gegenwart. In jedem sterblichen Individuum stellt sich die unsterbliche Gattung dar.

Schon gleich die junge Wirtin im kleinen Hotel de la Poste in Saintes Maries war eine vollendete Griechin; sie führte uns strahlend zu ihrem Jüngstgeborenen ins Stübchen, und die stille Glorie unvergänglich reinen Menschentums umgab die spielend heitere Szene. In ihr lebte der Adel der Rasse. In Aigues Mortes wurde für den Jahrmarkt ein Karussell aufgeschlagen; da sah ich einen Burschen, der an der runden Scheibe die galoppierenden Pferde befestigte. Das Profil rein ausgezogen, über dem schmalen Schädel kurzes, krauses Lockenhaar: so war er der vollendete Hermes im Vatikan; die Ähnlichkeit war sprechend. Er sah mich neugierig staunend an, wie ich ihn; denn er begriff nicht, daß er selbst mich mehr interessierte als seine braunlackierten Gäule. Ein Gesicht, so jung und doch Jahrtausende alt! Auferstehung der Antike im Fleisch! Und nun diese Frauen von Arles, les Arlésiennes, und gar die Frauen von Avignon! Ich habe schon zu lange von ihnen geschwiegen. Ich gebe denen von Avignon den Preis. Aber in allen Dörfern sah ich die gleiche Herrlichkeit.

Die Rassenkreuzungen mit Römern und Germanen waren hier augenscheinlich gering. Nach Avignon wie nach Arles legte Rom zwar eine Kolonie; aber die griechischen Städte blieben im wesentlichen, was sie waren. Nur die Sarazenen haben hier eine stärkere Mischung des Blutes gebracht. (Der Familienname Sarazin ist hier häufig.) Man erkennt ihre Töchter noch heute deutlich an den brennend schwarzen Augen im bleichen Oval, dem nachtschwarzen, wirren Haar und den blendenden Zähnen zwischen den weich vorgestülpten Lippen. Das wirkt wie ein erotisches Märchen neben den großzügig klaren Frauengesichtern der echt griechischen Provenzalinnen mit ihrem blühenden Inkarnat. Warum kommen die Archäologen, warum die Ethnologen nicht und machen genaue Aufnahmen, ja Messungen an besonders wertvollen Exemplaren? Wie edel die Nase[1]), wie vorgewölbt das halbkugelförmig große Auge, wie breit und langausgezogen die schönen Lider, wie effektvoll das Gesims der Brauen — wie alles dabei Einfachheit und Größe, Klarheit, Plastik, Geformtheit ist!

[1]) Daß die Nase der Schönen gerade, hob schon der Dichter Arnaut von Marueil im Mittelalter hervor; s. F. Diez, Die Poesie der Troubadours. Zweite Auflage. S. 140.

Germanische Gesichter sind meistens nur Skizzen; dies dagegen sind ausgeführte Kunstwerke, wobei ich nicht leugne, daß im Verkehr Skizzen oft mehr fesseln können als solche Meisterwerke der Natur. Die tiefbraune Iris glüht im Augenweiß und fängt jeden Lichtstrahl mit starkem Reflex auf, überhängt von einem schwarzen Regen von Wimpern, wie wenn eine Sonne hinter gespaltenen Jalousien steht. Dazu der Wuchs, der Gliederbau! der Gang! Diese Frauen trippeln nie, sie schreiten weit aus, in fürstlicher Haltung; wer allein dieses Wandeln der Provenzalinnen sieht, begreift das Griechentum. Es ist das Weib in vollkommener Weiblichkeit, aber auch nur in ihr. Bei allem munteren Verstand fehlt doch ein Betonen des Geistigen, welches Geistige die Frau dem Manne gleichstellt, also geschlechtslos ist. Höchstens den Bart auf der Oberlippe haben hier die Frauen vom Manne. Es ist erstaunlich, aber gar nicht so häßlich. Man findet ihn schon bei ganz jungen Wesen. Und auch das ist antik.

Sodann aber die jungen Burschen auf den Plätzen; man gebe acht, wie sie die Last absetzen und sich dann anlehnen und plaudern; sie haben dabei etwas genial Légères, das Bildmäßige, das Schöne in der Pose bewahrt. Das freie Spielenlassen des unbelasteten Beins, das Spielbein der stehenden Figuren, das einen Hauptreiz der anmutigsten griechischen Statuen ausmacht — deutsche Bauern kennen das nicht. Dem Südländer ist das aber noch heute geläufig. Er könnte noch heute einen Praxiteles zu seinem Satyr anregen.

Einen echt griechischen alten Sophisten sah ich öfter im Café du Forum zu Arles. Sein reines griechisches Profil hinderte ihn nicht, den grauen Bart spitz zugeschnitten sowie ein Pincenez auf der großen klassischen Nase zu tragen. So saß er behaglich und spielte mit weltkluger Seelenruhe sein Brettspiel, während mir der alte Favorinus vor die Seele trat, der hier am selben Fleck vor achtzehnhundert Jahren unter seinen Griechen lebte, jener Favorinus, der da sinnvolle Anekdoten sammelte und in mildem Sinn über Homer und Sokrates und die platonische Liebe populär-philosophische Vorträge hielt. O alter Hellene, dachte ich, du trinkst freilich café melange und scheinst auch sonst arg zum Philister geworden. Aber die Hauptsache ist, daß du noch lebst! Ich wußte ja, daß ich dich hier finden würde!

So ist mir auch ein junger Mensch, der in einer Brasserie in Avignon aus und ein ging, unvergessen. Er war in seiner schlanken Schönheit — „schlank wie Schilf" — das Vollkommenste, was ich gesehen, im Stil Lysipps; sein Antlitz aber hätte jedem apollinischen Idealbild genügt[1]).

---

[1]) Merkmale sind die Schmalheit der Kopfform und die Kopflinie der Schädeldecke, die von der Stirn zum Hinterkopfe glatt horizontal läuft (so auch im Peloponnes und auf den griechischen Inseln): die Schmalheit und Dreieckform des Gesichts: der starke Bewuchs der Brauen, die bis in die Schläfen reichen, strahlenförmig stehen und über der Nase zusammengewachsen sind: diese selbst steht im sogenannten griechischen Profil gerade unter der Stirn, mit leisestem Absatz: sie ist kräftig und fleischig, die Nüstern geschwungen: die Wangen sind schlank und gerade nach unten zusammengefaßt; der Mund leicht schwellend und halb offen. Das tiefbraune Auge mächtig groß vorgewölbt und länglich mandelförmig: die Lider sehr breit und lang und deutlich ausgezogen.

Es ist seltsam, wie Ideenassoziationen spielen. Mir fällt inmitten dieses erlesen schönen Menschenwuchses der Parzival ein, der Lieblingsheld der Deutschen. Die Jünglingsgestalt des Parzival ist von der Dichtkunst des Mittelalters mit dem größten Zauber, und zwar gerade mit dem Nimbus unvergleichlicher Schönheit umgeben worden. Wolfram von Eschenbach wird nicht müde, das von seinem Helden Parzival zu sagen: „An ihm war Gottes Kunst zu sehen[1]). Noch nie geriet ein Mannesantlitz | So schön wie seins, seit Adams Zeit" (III, S. 123 L.) und so oft. Diese Schilderung des einzig schönen Helden stammt nun aber aus der Provence; derselbe Wolfram bezeugt es (am Schluß des Epos) ausdrücklich, daß er seinen Stoff aus der Provence erhalten hat[2]). Wir dürfen also sagen: in Parzival steht das Ideal eines provenzalischen Griechen vor uns, verwandelt in den siegreichsten Ritter christlicher Romantik. Darum lebt in ihm eben die apollinische Schönheit fort. Aber auch die berühmte Dummheit, d. h. die Weltunerfahrenheit des Parzival ist echt provenzalisch. Es ist die Dummheit des Tartarin von Tarascon, die wir aus Daudet kennen.

Allein nicht nur die Gestalt der Menschen ist hier ein Erbteil des Griechentums; auch die Volksseele hat sich in vielen Zügen treu bewahrt. Weil Arles griechisch war, deshalb liebt es auch heute die Stierhetzen nicht; in Nimes dagegen florieren sie; denn Nimes war eine römische Gründung. Griechisch ist der Ölbau des Landes, griechisch die Traubenernte[3]); Marseille brachte sie ins Land; griechisch der Rundtanz der Farandole mit Handreichung auf freiem Wiesenplan[4]), die an Festtagen eigentlich nur von Männern getanzt wurde. Griechisch ist die Liebe zur Zikade, die im heißen Sommer in den Bäumen singt. Griechisch ist vor allem das Christentum.

Als im 2. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung das Christentum sich mächtig auszubreiten begann, trat es durchaus nur griechisch auf. Zu der griechischen Bevölkerung in Rom war Paulus gekommen. Weil die Provence griechisch war und die griechische Zuwanderung nie aufhörte, deshalb zählt sie zu den am frühesten christianisierten Ländern Europas[5]). Bedeutsam aber ist, welche Rolle die Legende dabei den Frauen gegeben hat. Lazarus, den der Herr auferweckte, soll Marseille, heilige Frauen aber, Martha und zwei oder gar drei heilige Marien, die mit Lazarus im Schifflein übers Meer trieben, sollen die Provence bekehrt haben[6]).

[1]) Diese Wendung ähnlich bei den Provenzalen: Guiraudet der Rote sagt: „Gott gab sich alle Mühe, als er schuf den liebevollen Leib." Diez a. a. O., S. 142.

[2]) Dazu stimmt, daß Rambaut von Vaqueiras den Parzival kennt. Diez a. a. O., S. 117. Die Zweifel, die man hiergegen erhoben hat, leuchten nicht ein.

[3]) Ausdrücklich sagt uns das Justin 43, 4.

[4]) Vgl. meine „Griechischen Erinnerungen", S. 295 f.

[5]) Im zweiten Jahrhundert schickten die verfolgten Christen in Vienne und Lyon ein griechisches Sendschreiben an die Christen in Asien (Eusebius, Kirchengeschichte, V 1). Noch der Bischof Cäsarius († 542) ließ in Arles griechische Kirchenlieder singen: vgl. G. Wolfram im „Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte", Bd. V, S. 332. Am Ende des dritten Jahrhunderts kommen rechte Griechen, darunter ein Athener, zu Lehrzwecken nach Autun: s. Panegyrici lat. ed. Bährens, S. 128; übrigens Birt, Der Hiat bei Plautus, S. 245 f.

[6]) Pilatus' Grab dagegen ist in Vienne.

Über die Bedeutung der Frauen in diesem Land habe ich schon früher geredet. Nur Frauen konnten hier so die Sinne wandeln. Vor ihrer Suada verstummten die römischen Legaten; Martha ist es, die den heidnischen Drachen von Tarascon bezwang. Als die Legende sich ausgebildet hatte, knüpfte sich daran früh ein Heiligenkultus mit Wallfahrten, und der Kult der alten Griechengötter wurde endgültig verdrängt. Der Sarkophag der Sainte Marthe wird natürlich in Tarascon noch gezeigt; ihr holdseliges Bildnis steht in der Kathedrale derselben Stadt, und alljährlich findet dortselbst ein Volksfest statt, bei dem ein junges Mädchen die Heilige darstellt und ein zähnefletschendes Ungetüm von Drachen am Seidenbande in Prozession mit sich führt.

Wallfahrtsort aber ist vor allen die gegen Seeräuber kastellartig befestigte Kirche der Saintes Maries, die in jenem Fischerdorf, das damals „Villa de la Mar" hieß, im 12. und 13. Jahrhundert erbaut wurde und wachthaltend am Meeresstrand steht, wie ein gewappneter frommer Eremit[1]). Wir haben sie mit Rührung betreten. Nichts ist wohl stimmungsvoller, als in diesem schlichten engen Heiligtum, wo die Fischer um günstige Seefahrt beten, zu rasten. Von einem Blinden ist der Holztisch kunstvoll geschnitzt, auf welchem der Reliquienschrein der Marien ausgestellt wird. In die Wand ist ein gewölbter Marmorstein eingemauert: das Kissen, auf dem einst die Heiligen ausruhten. Die Diktatoren der französischen Revolutionszeit wollten den Stein entfernen, aber das erregte Volk rottete sich zum Kampf, und die klugen Priester wußten ihn zu verbergen, bis friedlichere Zeiten kamen. Freilich nimmt er unter den Küssen der frommen Verehrer mehr und mehr ab; auch Splitter werden von ihm abgeschlagen, die man als Reliquien davonträgt.

Das heidnische Griechentum war intensiv fromm. So ist es auch das christliche Griechentum geblieben. Aus diesen und andern Gründen nennen wir nun auch Mistral, der jene heiligen Marien verherrlichte, einen griechischen Poeten. Frederi Mistral ist, wie jeder Leser Mirèios zugesteht, der Homer der modernen Provence. Er selbst nennt sich Homers Schüler. Wie wenige Völker aber haben einen Homer aufzuweisen.

Mistral lebt ganz seiner engeren Heimat. Mit Stolz führte er uns in das Muséon Arlaten, das er in Arles mit 50 000 Frank aus eigener Tasche gegründet hat; Baugeschichte, Handwerk, Familiensitte, Geldwesen; Porträts, Kostüme, Tamburine und andre alte Instrumente, endlich auch das Tierleben des Landes, alles ist hier in hübschen Sammlungen und, wenn ich nicht irre, musterhaft zur Anschauung gebracht. In jedem Jahre hält „der Meister" ferner Frauenfeste in Arles ab, die den Zweck haben, den Sinn für das hübsche Nationalkostüm (obschon es keineswegs alt ist) bei den Frauen zu heben und die gleichmachende Pariser Mode zurückzudrängen. Denn wie manches griechische Frauengesicht wird hier noch durch die unerträglichen hohen getollten Pariser Frisuren bis zur Unkenntlichkeit entstellt! Die Natur weiblicher Schönheit fordert den Scheitel.

[1]) Kirchen, die zugleich Festung sind, kennt Südfrankreich auch sonst: so die Kathedrale und die Kirche St. Paul-Serge in Narbonne.

Das ist gegenwärtig das Werk des alternden Meisters. In seiner Jugend aber hat ihn das Musenroß auf schillernden Schwingen emporgetragen. Damals dichtete er das eine Werk, das wir nicht genug preisen können und das zum Besitz der Weltliteratur wurde, Mirèio.

Was uns daran griechischen Geistes dünkt, ist vor allem die naive Kunst, zu sehen. Als hätte der Dichter hundert Augen, sieht er alles, Mensch und Tier und Berg und Pflanze, und weiß es in seiner eigensten Eigenart mit wenig Worten sichtbar zu machen. Er zeichnet uns ein Vollbild des gesamten provenzalischen Lebens, innerhalb dessen sich das Liebesgeschick zweier junger Landeskinder abspielt. Auch Homer gab dereinst das ganze Kulturleben seines Griechenvolks, und wir sehen bei ihm den Mauerbau und Schiffsbau, das Opfern, das Begräbniswesen, die Kleidung, die Schmiede und Milchwirtschaft, aber auch die Natur in Windesstille und Meeressturm, dazu endlich das Tierleben vom Löwen bis zur Schlange und Taubenbrut in lebendigsten Bildern.

So umgibt uns nun auch Mistral mit Reben und Mandelbäumen und Bienenkörben. Der Landmann singt hinterm Pfluge. Wir sehen die Meisen im Nest. Die flinken braunen Ottern fangen Fische im Strom; das Zypergras biegt sich im Bach; die Blüten des Klees schließen sich abends. Schafherden zu tausend Stück werden im Sommer aus der Crau zur Dauphiné hinaufgetrieben; der Besitzer, der mit ihnen zieht, gleicht König David. Wir sehen die Kunst des Korbflechtens, den Blutegelfang, den Becher, der aus Buchsbaum geschnitzt wird, und das Pflücken der Blätter des Maulbeerbaums; die Mädchen, die der Seidenzucht dienen (Magnanarellen genannt), stehen in der Baumkrone und gleichen Bienen, die aus Rosmarin Honig saugen. Sie lösen im Zimmer die Seidenpuppen von den Ginsterzweigen; der böse Blick der Nachbarn aber verdirbt die Ernte. Die Schnitter ziehen zum Weizenschnitt, und ihre Sicheln stecken in Scheiden von weißem Feigenholz. Aber auch des Seefahrers Lied ertönt und Magali, das Liebeslied. So sehen wir endlich auch das Wettlaufen der Jünglinge in der Arena, die Schimmelstutenherden in der Camargue, die so weiß und stürmisch sind wie Wellenschaum, und den gewaltigen Ourrias, den Ochsenhirten, der den Stier am Horn faßt und niederwirft. Wenn dieser Ourrias zürnt, gleicht er dem wütenden Eber, der sinnlos die Hauer in den Eichenstamm stößt.

So ist das Epos Mistrals wie eine zauberisch geschliffene Glaskugel, in der sich vom Mont Ventoux bis zur Crau die ganze Provence abspiegelt, das Kleinste wie das Große. Was könnte griechischer sein? Aber Mistral ist nicht bloß Homer, sondern auch Theokrit, und man merkt deutlich, daß er Vergils ländliche Gedichte sorgsam gelesen hat. Eben deshalb ist nun aber freilich die epische Kunst Homers in andrer Beziehung unserm Dichter unendlich überlegen; ich meine den Reichtum menschlicher Charaktere, die Fülle der Erlebnisse, insbesondere aber auch das fromme Element, die Gestaltung der göttlichen Mächte.

Mistral liebt die Legende. Auch im Gespräch gibt er sie zum besten, mit gutgläubigem Humor. Wie beredt trug er uns nicht die Histoire de la

grenouille vor! „Sie kennen die Geschichte nicht? Ich will sie Ihnen erzählen.

„In der alten Zeit der Zünfte mußte jeder Bursch erst auf die Wanderung, ehe man ihn zum Gesellen nahm. So schickte auch ein Küfermeister von Orange seinen Sohn hinaus. Der Sohn wanderte zwei Jahre durchs Land von Stadt zu Stadt. Dann kam er zurück, trat ins Haus, und die fröhliche Mutter schüttete ihm gleich frisches Brot und Rahmkäse und duftigen Lauch auf den blanken Tisch. Der Vater aber sprach:

‚Pack dein Felleisen nicht aus, Gabriel, sondern erzähle zuvor, was du in der weiten Welt gesehen.'

‚Was soll ich erzählen?'

‚Was hast du in Marseille gesehen?'

‚Oh! das Kloster St. Victor und die Bastide des guten Königs René und das Leuchtfeuer bei Château d'If und die Languſten in den Körben.'

‚Und was hast du in Nimes gesehen?'

‚Die Esplanade und den Jardin de la Fontaine und das Grab des heiligen Castor.'

‚Und was in Arles?'

‚In Arles, da sah ich den Kriegsgott auf dem Uhrenturm, der aus Bronze ist, und in der Kirche hoch oben sah ich die Steinigung des heiligen Stephanus.'

‚Und in Cette?'

‚Da gibt es im Salzsee Stockfische und Aale, und da ist auch der Mont Saint-Clair'.

‚Und in St. Gilles?'

‚Da war der Abt von St. Gilles, der saß zwischen seinen zwei mächtigen Löwen aus Stein und hielt Gericht. Das sah ich . . .'

‚Und in Narbonne?'

In Narbonne, nun in Narbonne,
Da weiß ich nichts. Da schien die Sonne:
Da gibt es auch Mädel, die eitel Wonne,
Und die einen Schatz hat, die wird nicht Nonne!

‚Gabriel, du redest Flausen! Das geht dir nicht so hin. Du hast den Frosch in Narbonne nicht gesehen?'

‚Nein, mein Vater!'

‚Gleich nimmst du dein Felleisen auf die Schulter und kommst mir nicht wieder ins Haus, als bis du den Frosch von Narbonne gesehen.'

Da mußte der Junge die Füße in den noch staubbedeckten Schuhen wieder unter Mutters Tisch hervorziehen, und ging mit Bitternis hinaus und kam wirklich nach Narbonne und suchte verdrossen durch alle Gassen und ging auch in die Kirche Saint-Just, und da er nirgends fand, was er sollte, so fragte er grimmig den Kirchendiener: ‚Wo ist der Frosch von Narbonne?'

‚Der Frosch von Narbonne? Hast du im Weihwasserbecken ihn nicht gesehen?'

Der Bursche ging hin, und am Grund des Weihwasserbeckens, da war wirklich aus Stein ein großer Frosch gemeißelt. Da packte den Gabriel die

Wut, und er zückte sein Messer und zerhieb den Frosch, und siehe, da floß rotes Blut aus dem Tier und färbte das Wasser bis oben, und davon — nun davon ist eben in der Kathedrale das Weihwasserbecken noch heute so rot."

Mistral erzählte das Wunder mit fröhlich staunenden Augen und freute sich sichtlich an unsrer Überraschung. Mit der gleichen Liebe hat er nun auch in seine Dichtungen legendarische Züge oft verwebt und erzählt z. B. wirkungsvoll von den Ertrunkenen, die am St. Medardustag wieder lebend aus der Rhone auftauchen und die Lebenden ängstigen; das ist gut episch. Wenn dagegen das tragische Geschick Mirèios selbst sich auflöst in der tröstenden Erscheinung der heiligen Marien und das ganze Epos in dem Duft der Heiligengeschichte verschwebt und selig verdämmert, so ist das fromm und für ein quietistisches Gemüt erbaulich, aber sehr unepisch und wenig wirksam. Auch Homer mischt ja seine Götter in die Handlung; denn die getragene Erzählung braucht das Überirdische. Aber diese Götter Homers sind voll Eifer und Leidenschaft und Begehren, sind wie der Mensch dem Erlebnis und der Enttäuschung ausgesetzt, ihre Mission aber ist, daß sie die Tatkraft des Helden, den sie lieben, steigern, indem sie ihm fröhlich und voll Güte Rat und Hilfe bringen; sie sind Schutzpatrone des einzelnen, nicht der Gesamtheit. Jene Marien dagegen sind ganz unpersönliche Lichtgestalten mit verschwommenster Kontur, und was sie wirken, es sei noch so groß, spannt uns nicht und wundert uns nicht, eben deshalb, weil es bloß Wunder ist. Wessen Wesen ganz im Jenseits ankert, der hat für irdische Tragik nur Apathie. Mistral wollte in dieser großen kirchlichen Ausleitung Mirèios die Gläubigkeit der Provence schildern; er ist also auch hier Darsteller der Sitten seines Landes; aber er hat diesem Bestreben die rein dichterische Wirkung zum Opfer gebracht. In seinem späteren Werk, Nerto, steigert sich dieser schemenhafte Apparat noch, und alles, was geschieht, geschieht durch den leidigen Satan im schwarzen Schleppgewand, mit der roten Feder auf dem Hut, bis ein Klausner oder gar ein blendend schöner Engel rettend eingreift. Auf diese Weise wird das Menschenherz zum Spielball überirdischer Mächte, und die Freiheit des Ichs, das erste Erfordernis aller Dichtkunst, wird vernichtet. Das Weihwasser ist kein Musenquell.

Mistral und seine literarischen Freunde wollen heute die altprovenzalische Poesie und Sprache erneuern. Daher nennen sie sich mit dem mittelalterlichen Wort Félibres. Aber die berühmte altprovenzalische Dichtung war doch ganz andern Geistes; sie war kampfesfreudig, menschlich frei und stark und daher von so gewaltiger Kulturwirkung. Die freiheitlich kühne Auflehnung gegen die Ausartungen der Kirche, eine Auflehnung, die mit Kreuzzug und Blutbad und Greueln endete, dies ist in der Tat ein Heldenstück, es ist die einzige Großtat gewesen, mit der die Provence in der Weltgeschichte hervortritt. Damals hat die Nationalkraft der Provence ihren Höhepunkt erstiegen, den Höhepunkt ihres Kampfes- und Opfermuts, ihrer Geisteskultur und ihrer internationalen Verdienste um die Menschheit. Ich meine die Behauptung der Freiheit des Ichs in religiösen Dingen.

Schon der Roman vom Parzival, von dem ich sprach, ist dafür höchst bezeichnend. Denn in dieser ritterlichen Erziehungsgeschichte wird auf das planvollste alles Priestertum abgelehnt. Nur die Mutter Herzeloide allein ist es, die den jungen Helden lehrt, was Gott ist. Durch Irrtum und Fehlgriff und vergebliche Großtaten gelangt er dahin, vollständig an Gott zu zweifeln. Aber nur fromme Ritter, d. h. nur Laien sind es, die ihm in seiner geistlichen Not helfen und den rechten Weg zum Siege weisen. So wird Parzival endlich wirklich König des Grals, d. h. eines ritterlichen Jesusdienstes, der in märchenhafter Form auftritt und von der wirklichen Kirche jener Zeit so weit entfernt ist wie Thule von Rom. Das Ideal dieser ritterlichen Kultur war, wie Wolfram von Eschenbach es am Schluß formuliert, gottesfürchtig zu sein, zugleich aber im Ansehen der Welt seinen Wert zu behaupten: eine These, die sich unverkennbar gegen die Überschätzung des Priestertums und des Mönchtums richtet.

Wir wissen von über 400 provenzalischen Dichtern jener Zeiten. Erhalten sind wenig Epen, wie sie die Jongleure zahlreich zum besten gaben, sondern vor allem nur kurze, liedartige Dichtungen, vorzüglich des 12. und 13. Jahrhunderts. Vornehmste Männer beteiligten sich an dieser Literatur. Der Troubadour Bertram de Born war Vizegraf, Raimbaut ein mächtiger Baron. Als Gönner und Förderer sind die Grafen von Toulouse selbst bekannt, aber auch andre, wie die Herren von Les Baux. Da wuchs also in der Provence damals zuerst der Minnedienst und die Minnedichtung. Wolfram von Eschenbach hat die Tagelieder und Scheidelieder, wie sie dort entstanden und in denen die Gestalt des Turmwächters mitzuwirken pflegt, besonders getreu nachgeahmt. Neben die Liebeslieder aber trat von vornherein das ritterliche Streitlied, Serventes genannt, das sich auf das schärfste und in lautem Ton gegen alle Unsitten und Schwächen der Zeit, so auch gegen die herrschsüchtige und üppige Geistlichkeit wandte. Aus dieser Stimmung erklärt sich eben auch die Tendenz des Parzival. Der Troubadour Guillem Figueiras nannte gar Rom selbst den Wolf in Schafsgestalt, den Busenfreund des Teufels; und Peire Cardinal sang: „Aasvögel und Geier wittern nicht so leicht das modernde Fleisch wie die Pfaffen und Prediger den Reichen wittern; Franzosen und Pfaffen haben das Lob der Schlechtigkeit.“ Man vergesse, um dies zu verstehen, nicht, daß im Jahre 1016 der Erzbischof Pontius von Arles den kirchlichen Apparat um eine neue Quelle des Geldgewinns bereichert hatte; ich meine den Ablaß. Der Erlaß jeder Kirchenpön war fortan für Geld zu haben. Die Geistlichkeit der Provence hat eben damals diese folgenschwere Erfindung gemacht, gegen die sich anfangs die Päpste selbst sträubten, bis auch sie die Nutzbarkeit der Sache erkannten[1]).

So wurde denn das ganze regsame Volk von der Erregung ergriffen. Jene dichtenden Ritter gingen doch zumeist aus den ärmeren Schichten des Volks hervor. Damals drang nun aber von Lyon her ins Land die puritanische Propaganda der Anhänger des Laien und Kaufmanns Waldez, die

[1]) S. Briegers Artikel „Indulgenzen“ in Herzogs „Realenzyklopädie“. Dritte Auflage.

man Waldenser nennt. Sie wirkten schlicht und in der Stille für Reinheit der Predigt und der Sitte und Hebung des Laientums, verherrlichten die Armut und griffen dabei auf den Bibeltext selbst zurück, sowie bald hernach sich dann auch Dante, im 29. Gesang seines Paradieses, gegen die verkehrten Pfaffen, die ihre Schafe mit Wind füttern, erhob und Rückkehr zum reinen Evangelium fordert. Mächtig aber wirkte gleichzeitig in derselben Provence die Ausbreitung einer andern Lehre: ich meine die der energischen frommen Leute, die sich die „Reinen" nannten und die als Albigenser im Buch der Geschichte stehen. Auch sie verwarfen laut den blendenden Prunk der Gottesverehrung mitsamt dem Heiligendienst, leugneten dazu schroff Kirche und Papsttum und die Sakramente der Kirche, sogar die Gültigkeit des Alten Testaments, forderten als Heiligung des Lebens strengste Enthaltung und bereiteten das Laientum seelsorgerisch auf die Wiedergeburt zu einem vollkommenen Leben vor. Die goldprunkenden Kathedralen standen leer; alles lief diesen „Reinen" zu[1]).

Alle Besten und Tüchtigsten schlossen sich an; Laien, selbst Frauen, predigten und gaben Erlaß der Sünden unter Beten und Fasten. Vornehme Herren, vor allem die Grafen von Toulouse selbst, hielten ihre schützende Hand darüber. Aber sie mußten schwer dafür büßen. Der Papst schleuderte seinen Bann. Der König von Frankreich schickte in die Provence sein Heer. Im Jahre 1209 begann dieser Eroberungszug Frankreichs unter dem Namen eines Kreuzzugs gegen Christen. Im Gefolge des Heeres zog die Inquisition, und in dem greulichsten Blutbad wurden nach verzweifelt heldenhafter Gegenwehr Männer und Frauen zu Tausenden hingemordet, Dörfer und Städte zerstört. Zehn Jahre wehrte sich das Land: da war die Vernichtung gelungen; selbst bis in die Einöden des Hochgebirgs verfolgte man die Besiegten und brachte sie zum Verhungern. Der Sänger Peter Cardinal beklagte den Untergang der „Reinen", und sein Haß gegen die Kirche wuchs. Seitdem hat die Provence nie wieder in eigener Sache das Haupt erhoben. Mit ihrer Selbständigkeit ging auch ihre Tatkraft für immer verloren[2]).

Die Religionskriege aber hörten gleichwohl nicht auf. Im 16. Jahrhundert wurde das ganze Frankreich von ihnen ergriffen. Das war die Wirkung der Lehren Calvins. Die Hugenotten hatten starke Hilfsquellen und bedrohten damals das katholische Königtum selbst. Auch von diesen Hugenottenkriegen aber trägt die Provence leider die Spuren. Damals ist in ihrem Herzen ihr schönster Schmuck, die uneinnehmbare Bergfeste Les Baux, damit sie den Hugenotten nicht zur Zuflucht oder zum Stützpunkt diene, durch den Herzog von Guise zerstört worden.

Les Baux! Der Name ist aufs neue gefallen. Magisch zieht es die Gedanken zu jener schwermütig abenteuerlichen Fahrt zurück, die wir dorthin unternahmen. Die Straße, die uns trug, schien des Abenteuers sich bewußt

[1]) Vgl. H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung. Bd. II. S. 59.

[2]) Le Chanson de la Croisade contre les Albigeois (herausgegeben von Paul Meyer 1878 hat kirchenfreundliche Tendenz.

zu sein; denn sie irrte zaghaft durch die Alpinen höher und höher, als suchte sie die Gralsburg der Sage und könnte sie nicht finden. Wir folgen der Straße und sind schon nahe dem Ziel; da ragen die ersten seltsam geformten Felsklötze: sie sind ausgewaschen und zerfressen durch die salzige Meeresluft, die vom Mittelmeer aus der Ferne heraufweht. Es folgen Steinbrüche, die ihre Hallen vor uns auftun, kolossalen Umfangs; ein loser, sandig weicher Kalkstein wird hier gebrochen; und es sieht aus wie gewaltige hohle Kirchenschiffe, die auf ausgesparten Riesenpfeilern ruhen und in den Bauch der Berggipfel gehauen sind. Und alles schimmert weiß wie Salz. Lange Strecken fährt unser Wagen durch die zyklopischen Gewölbe und Kolonnaden dieser Steinbrüche hin und her. Das Staunen hat begonnen. Da windet sich die schwindelnde Straße um einen ungeheueren Abgrund, und jenseits von ihm erscheint hoch über uns unser Ziel selbst. Wir müssen nochmals hinan. Das ist die Ruinenstadt! Sie gleicht einer Seeräuberburg, die einsam dreist auf schroffem Vorgebirge ins endlose Meer hinausragt. Nur an einem Punkt ist ein Aufstieg vorhanden; alle andern Seiten des Felsgrats, der sie trägt, fallen weglos steil in die Tiefe ab.

Da irren wir wohl vier Stunden lang und klimmen durch die Ruinen und zerfallenen Gassen, über zerbrochenes Treppenwerk aufwärts, abwärts, während der Sturmwind um uns herfährt. Ein Vergleich liegt für uns Deutsche nahe. Die Burg des deutschen Minnesangs ist die Wartburg bei Eisenach, die berühmte Stätte des sagenhaften deutschen Sängerkriegs. Allein die Wartburg ist so sorgsam restauriert und so hübsch ausgemalt, daß die Stimmung verloren geht und die Phantasie sich schwer in den Dämmer des fabelhaften fernen Vergangenen verlieren kann. In Les Baux haben wohl auch die alten Besitzerfamilien der Mauvilles und der Porcelets ein paar Häuser wieder aufs neue wohnlich gemacht. Das großmächtige Ganze aber — wie soll ich die Wirkung schildern? wie läßt sich die betäubende stumme Sprache des Gewesenen, die auf das Gemüt eindringt, in Worte fassen?

Märchenstadt des Rittertumes, dich, Les Baux, will ich besingen.
Steigen soll heut aus der Niedrung mein Gesang auf Adlerschwingen,
Denn zu deiner Schwindelhöhe, Felsenburg, will ich mich heben.
Über der Provence schwebst du, wie der Traum schwebt überm Leben.

Aus des Flachlands weicher Eb'ne, die dahinfließt ohne Falten,
Hart und schroff springt das Gebirg auf, nackt und kaltig und zerspalten.
Keine Tamarisken grünen hier, kein Ölbaum, keine Kiefer.
Blick nicht abwärts, wenn du aufklimmst. Denn ein Schlund, ein abgrundtiefer,
In dem aufgeschlitzten Bergstock gähnt empor mit schwarzem Rachen,
Wo die Schrecknisse der Hölle Dantes sich vertausendfachen.

Aber oben lichtumsponnen, wie auf einer Glorie schwebend,
Auf dem blanken Felsenscheitel kronengleich die Zinnen hebend,
Stand die Stadt Les Baux, dereinst der Lehnssitz jener schwertgewandten
Herren im Provencer Lande, die sich nach Les Baux benannten:
Erdentrückt, kühn, uneinnehmbar, offen nur den Himmelsstürmen.
Falten in der Bergesstirne sind die Gassen; und es türmen
Sich die Häuser aufeinander, lauter Festen in der Feste,

Gotisch trotzende Gewölbe, edle Renaissancepaläste[1]),
Feines Zierwerk! Fensterkreuze! Ja, so ragen lichtdurchschienen
Aus vergangenem Jahrtausend noch die klaffenden Ruinen,
Ein zerfetzter Traum! Ich gehe durch die Gassen und bestaune
Rittersäle: Grotten sind es, in den weißen Fels gehauue.
Felsgewachsne Kemenaten; Felsenlager hier zum Ruhen.
Hier ein Anrichttisch. Hier standen die brokatgefüllten Truhen.
Hier das Becken, Wein zu kühlen; doch an Wein gebricht es heuer.
Mächtige Kamine stehn noch: doch erloschen ist das Feuer.
Droben auf dem Söller lauschten junge Frauu dem Schlag der Laute.
Auf die Zinne klomm der Knappe, wenn er nach dem Feinde schaute.
Sturmbarette! Federbüsche! Männer, die in Eisen gehen!
Und ich schließe meine Augen, und ich glaube mehr zu sehen.
In der grenzenlosen Stille wie mit einem Zauberschlage
Wird lebendig, was da tot war, und zur Wirklichkeit die Sage.
Und Vandalenschwärme seh ich stürmen und der Goten Heere,
Und das Tiefland strotzt von Waffen endlos bis zum Mittelmeere.
Feuerbrände seh ich werfen, flattern seh ich Rosses Mähnen:
Auf arab'schen Hengsten reiten mit dem Krummschwert Sarazenen.
Aber alles Krieges Branden, das da tost in mächt'gen Wellen,
Wird an dieser Burg zu Schanden, muß an diesem Fels zerschellen:
Bis im Glück prangt die Provence. Becher klingen, Harfen rauschen.
Heil euch, die den Dienst des Krieges mit der Liebe Dienst vertauschen.
Auf dem schwindelnd hohen Saumpfad kommen Herrn und Frauu geritten
Nach Les Baux zum Ritterhofe. Da beginnen Minnesitten,
Und es wird ein Hof der Liebe. Süßes Reimspiel! Lautenklänge!
Troubadoure! Troubadoure! Provenzalische Gesänge!
Frauenrichtspruch im Turniere! Werbend um der Herrin Gnaden
Sangen Fürsten jetzt Kanzonen und die schönen Serenaden,
Jetzt der Spielmann Sirventesen kühnen Geists. Für Süd und Norden
Ist zum Musenberg die Feste, ist sie zum Parnaß geworden.
Erste Heimat der Romantik! Wärst du nicht, Petrarca hätte
(Denn auch er ward Provenzale) nie ersonnen die Sonette.
Und der Märchenstrom der Lieder, die einst Ariost gesungen,
Hier ist seine erste Welle, hier in diesem Land entsprungen.
„Ob der Maure, ob der Drache, ob der Riese mich bedräue:
Reiß das Herz mir aus dem Busen, doch der Frauе halt ich Treue."
So der Minnesang. Da kamen Albigenser, vor dem Fluchen
Gräßlicher Inquisitoren auf dem Felsen Schutz zu suchen.
Eine Schirmburg für den Glauben jener Frommen, geistig Schlichten,
Nein! Les Baux sollt es nicht werden: und es ging an ein Vernichten.
Freier Mut des Rittertumes, deinen Tod muß ich beklagen.
Wodurch ist Les Baux gefallen? Frankreich selbst hat es zerschlagen.
Frankreich, selber sich zu schänden,
Kam mit seinen Fackelbränden,
Riß die Dächer von den Wänden,
Ließ die Scheiterhaufen flammen,
Und die Traumburg brach zusammen.
Nur ein steinernes Gerippe
Hängt die Stadt noch auf der Klippe,

[1]) Die Renaissancebauten liegen im unteren Teil der Stadt, die gotischen dagegen oben; eine Baugeschichte vom 10. bis 16. Jahrhundert, worin sich zeigt, daß die Stadt von oben nach unten gewachsen ist.

Hochburg des vergangnen Schönen.
Und ich hör die Winde stöhnen,
Und im Flammengruß der Sonne
Über diesem Land der Wonne
Wohnt in den entseelten Mauern
Nur die Schwermut und das Trauern.
Senk dich aus der Höhe wieder, du mein Lied, auf müden Schwingen.
Denn im Flachen wohnt das Heute, und beendet ist mein Singen.
Doch noch schwindelt mir, noch zittert in mir wundervoll Erleben,
Da ich fühle: auf dem Gipfel größter Zeiten stand ich eben.

„Denn im Flachen wohnt das Heute." In der Tat, die moderne Kultur ist von den Berghöhen in die Niederungen gezogen. Aber auch im Flachen, d. h. in der Nivellierung der Eigenart seiner Landesteile, lebt das heutige Frankreich. Der Streit zwischen Staat und Kirche bewegt dort zwar die Gemüter, und die Provence ist heute intensiv fromm und zwar kirchlich fromm. Gleichwohl hat sich die Provence dem Organismus der französischen Republik fest eingefügt, und mir war es lehrreich, im päpstlichen Avignon zu Füßen der Statue der Republik die Aufschrift zu lesen: „La France est libre, nous ne pouvons le devenir que par elle, et nous nous jettons dans ses bras." Deutlicher kann jedenfalls der Sieg des Franzosentums und des bedingungslosen Republikanismus nicht deklariert werden.

Von demselben Avignon ist nun aber jene Literaturbewegung ausgegangen, deren Führer jetzt Mistral ist und die doch nach einer geistigen Verselbständigung der Provence hinstrebt. Im Mai 1854 traten die Félibres zu diesem Zweck auf dem Schloß Fontesguine bei Avignon zusammen. Und nicht nur der Dichter Aubanel gehörte persönlich Avignon an, sondern auch der junge Roumanille lebte dort. Roumanille hatte anfangs französische Gedichte herausgegeben; seine Mutter in St. Rémy aber weinte, weil sie die Sprache nicht verstehen konnte. Da beschloß Roumanille, hinfort nur noch provenzalisch zu dichten, und aus Muttertränen ist so die neue provenzalische Poesie erwachsen.

Ich hatte das Vergnügen, mehrere jüngere literarische Genossen und Anhänger Mistrals in einem Café kennen zu lernen. Als der begabteste der jüngeren Volksdichter wurde mir Charles Rieu genannt. Der Bund der Félibres verfolgt weder politische oder gar separatistische Tendenzen, noch auch kirchliche oder antikirchliche. Ehrliche Staatstreue steht auf dem Panier, und das ist gewiß schön. Es wird nur dies bezweckt, die herrliche Landessprache zu retten und zu veredeln, den Heimatssinn zu stärken und zu vertiefen, auf dem ein wahrer Patriotismus beruht. Sie nennen dies auch den Meridionalismus: Bestrebungen, wie sie in Deutschland längst herrschen, Bestrebungen die zwar überall nur lokale Bedeutung haben, doch aber die vollste Sympathie jedes Philanthropen verdienen. Denn die örtlichen Eigenarten vor der Schablone der Masse zu bewahren, ist nicht nur eine Bereicherung, es ist eine Rettung der Gattung Mensch.

Ob die Provenzalen die Bücher der Félibres viel lesen, habe ich freilich nicht festgestellt, und ich möchte es bezweifeln. Die Wirkung der Félibres besteht aber auch vielmehr in öffentlichen Darbietungen, Deklamationen, Reden und Aufführungen [1]). Im Sommer ziehen die eifrigen Herren von Stadt zu Stadt; ein Bankett reiht sich an das andre; Maire und Präfekt beteiligen sich; sogar das Collège de France ist vertreten, das Volk jubelt und alles ist begeistert. So wird in diesem stillen Land ein Geistesleben hochgetrieben, wie es Paul Mariéton in seinem Buch „La terre provençale" naiv schildert: für unser Gefühl etwas zu lärmend, aber doch segensreich, gesund und herzerfreuend.

Das höchste Ziel der Félibres ist, die provenzalische Sprache zur Unterrichtssprache in den Schulen zu machen. Ob ihnen das je gelingen wird? Sie fordern es laut und agitieren lebhaft, und um dieses Ziels willen verbeißen sie jeden andern Schmerz und nehmen jedes Übel hin, das ihnen sonst etwa Paris bringen mag. Ich denke jetzt nicht an die kirchlichen Dinge; ich denke an die Kunstwerke und Altertümer der kleinen Städte. Denn alles beste, was an Antiken aufgefunden wird, pflegt unerbittlich in die Pariser Museen zu wandern, und das Land muß sich mit dem unscheinbaren Rest begnügen.

Der Stolz der Provenzalen war und ist vor allen die Venus von Arles, eine Griechengöttin, in Arles selbst im Jahre 1651 ausgegraben, ein Meisterwerk der antiken Plastik. Die Félibres sehen in diesem Marmor die Verkörperung eines ihrer Ideale, die Verkörperung des schönen Griechentums selber, in welchem, wie sie sehr wohl wissen, ihre Heimat wurzelt und das ihr immer noch den Charakter gibt. Aber diese Venus steht natürlich seit langem im Louvre. Ich habe den Schmerz und den verhaltenen Groll der provenzalischen Herren mit Rührung gesehen, als wir von diesen Dingen sprachen. Wie viel selbständiger können nicht die Provinzen im Königreich Preußen ihre Eigenart behaupten! Wie hüten die Städte Danzig, Köln, Kassel oder Mainz ihre ererbten Kunstschätze! Wann wird in Frankreich, dem Lande der „Freiheit und Brüderlichkeit", die Knechtung der Provinz durch die Hauptstadt aufhören? Wann wird der Provence, diesem ältesten, wertvollsten kulturtragenden Stamm auf französischem Boden, ihr Recht? Und wann wird die Venus von Arles endlich selbst in ihre schöne Heimat wiederkehren, in jenes echte Griechenland der Rhonemündungen, dessen fromme Dichter in ihr ein ererbtes klassisches Symbol verehren?

V. Marseille.

Es ist der 30. September. Die Weinernte ist vollendet, und Winzer und Winzerinnen, die zur Arbeit in den Weinfeldern gedingt waren, ziehen in ihre Dörfer und Städte zurück. Und zwar jauchzend und singend. So sieht man sie aus den Coupéfenstern der vorüberfahrenden Lokalzüge grüßen, so

[1]) Zum Bekanntwerden Mirèios in Frankreich hat Gounod viel beigetragen, der das Gedicht als lyrische Oper komponierte, allerdings nicht etwa mit provenzalischem, sondern mit französischem Text.

gehen sie im Trupp durch die Straßen. Als Trophäe trägt der flotteste Bursch ein enggeschnürtes Bündel gerade gewachsener, belaubter Rebenzweige; es sind zwölf; daran hängt, noch unabgeschnitten, eine üppige Fülle leuchtender und lastender Trauben! Das ist ein wonniger, dionysischer Anblick. An kurzem Stiel hält der Bursch das Bündel, schwingt es wie einen schweren Thyrsusstab wild umher und tanzt stampfend zu seinem Gesang. Die andern, darunter auch ein Mädchen, singen prompt einfallend den Refrain. So geht es wohl eine Stunde lang, und eine Fülle von Volksmelodien ergießt sich über uns, meist derb und lustig, mit Naturlauten untermischt, mitunter sehr fremdartig, oft aber auch nicht unähnlich unsern deutschen Volksweisen und Soldatenliedern. Die Stimmen sind gesund, die der jungen Frauen hell wie Glocken. Ein Falschsingen und Detonieren gibt es nicht. Den herrlichsten Tenor hörte ich im Meßgottesdienst zu Nimes.

Ich habe die Volksmusik der Provence auch sonst belauscht. In der Feldeinsamkeit der Camargue pfiff ein junger Tagelöhner zur Arbeit eine Melodie in vier Takten, die einfältig hundertmal wiederkehrten, so wie ein Vogel immer dieselben Töne zieht; das klang so verloren wie das Signal eines Verträumten durch die stumme leere Heide. Diese Melodie aber erinnerte mich sehr an die viertaktigen Volksweisen, die ich dereinst in Griechenland vernommen.

Ich betone, daß diese Lieder stets französischen, nie provenzalischen Text hatten. Nur das Lied von Magali, der männerscheuen Maid, sang uns Justine, unsre Führerin auf Les Baux, auf provenzalisch und zwar auch sie mit zierlich süßem Klange.

Klaviere findet man wenig. Im Hotel in Nimes hörte ich, wie die Inhaberin des Hauses wirbelnd Chopin spielte. Ich wagte in ihr elegantes, kleines Boudoir einzudringen und beging das noch größere Wagnis, da Brahms zu spielen. Johannes Brahms vor provenzalischen Ohren? Allerdings, und ich darf sagen, daß er da wohl am Platze war und just den rechten Ton gab. Was hat Brahms mit der Provence zu tun? Das eine, daß er die herrlichen Magelonenlieder schrieb: „Sind es Schmerzen, sind es Freuden, die durch meinen Busen ziehen?" „Ruhe, süß Liebchen" usf. Denn *Magelone* gehört zwar wie Parzival seit langem zum deutschen Märchenschatz. Aber sie stammt, wie er, von den Borden der Durance. Peter von der Provence heißt ja der Ritter, der nach Neapel kommt, Magelone von dort in seine Heimat entführt und dann durch Irrung sie verläßt. So muß sie einsam durch Flur und Hain des schönen Landes nach dem Geliebten suchen, während ihn das Geschick bis nach Konstantinopel trägt. Die Welle treibt ihn wider Willen vom Gestade.

Der Qualm der Fabrikschlote fehlt in der Provence wie in Rom und Neapel so gut wie ganz, und das ist für den Reisenden gewiß eine Freude; denn das garantiert den südländischen Reiz der Landschaft. So kommt es aber, daß die Provence trotz ihrer Seidenraupen wirtschaftlich für Frankreich nicht schwer wiegt. Ich habe über diese Verhältnisse beredte Klagen gehört. Vor allem rentiert die Weinwirtschaft durchaus nicht mehr, und die Guts-

besitzer arbeiten alljährlich mit großen Defizits. Man müßte, so hieß es, den altberühmten Weinbau in großen Strecken durch andre Nutzpflanzen ersetzen, der Viehstand müßte gehoben werden; aber der Unternehmungsgeist fehle dazu; die Kapitalkraft sei im Lande gering. Als Beleg führe ich noch die Bilderhändler und Photographen in Nimes und Arles an. Sie sind mit Ansichtspostkarten und sonstigen hübschen in Berlin hergestellten Papierwaren so überschwemmt, und die Kulanz der dortigen Lieferanten ist so groß, daß sie damit nicht konkurrieren können und vorziehen, die billige und gute deutsche Ware zu beziehen, statt selbst zu produzieren.

So fehlt es nicht an Niedergeschlagenheit, wo alles voll Lebenslust und naturwüchsigem, lachendem Frohsinn scheint. Und der Provenzale muß zudem doch gewiß als arbeitsam und tüchtig gelten. Auffallend ist auch der Mangel an Neubauten. Maurer, Zimmermann und Bauunternehmer haben wenig zu tun. Den Richtkranz auf frischem Mauerwerk, das Entstehen neuer Straßen, woran es bei uns in Deutschland wohl in keiner Stadt fehlt, habe ich nirgends bemerkt. Die alten Häuser reichen seit langem aus. Die Bevölkerung wächst nicht. In Beaucaire war es erschreckend zu sehen, wieviel Häuser und sogenannte Paläste, oft edelsten Stils, leer stehen oder den traurigen Vermerk tragen: „à vendre“.

Bedeutet dies Rückgang? und sollen wir dies schöne Land mit Trauer verlassen? Nein, eher mit Neid. Ich weiß soviel, daß in Ländern, die durch Großindustrie wirtschaftlich prosperieren, zwar das Schulwesen gedeiht, dabei aber die Unmoral, rohe Genußsucht und brutale Verhöhnung der Sitten des Nächsten sich breit machen. Eine wirkliche Bildung beruht einzig und allein neben der religiösen auf der ästhetischen Erziehung, und die ist nicht durch Reichtum zu erwerben. Nehmen wir aber sie zum Maßstab und achten auf das Geschmackvolle des Daseins, das Maßvolle, ja Frugale im Genuß, das volle Spielenlassen des Temperaments, das so selten zu Roheiten führt, das Andeuten in der Leidenschaft, die Sprache des Auges und der Hand, die Feinheit der Anempfindung, die Kunst unaufdringlicher Gefälligkeit, die fröhliche Herzensgüte, die sich doch in Zurückhaltung einschließt — ich habe keinen Anlaß zu übertreiben; aber mein Eindruck ist dieser, daß die schlichten Anwohner des Mittelmeeres durch alles dies immer noch wie Menschen alten Geburtsadels hoch über unserm Durchschnitt stehen. Ihre ästhetische Erziehung fällt eben in die Zeit des Altertums und war schon vollendet, als mit dem Christentum die religiöse begann.

Das sind Abschiedsgedanken. Auch trägt uns schon der Zug eilfertig nach Osten. Tarascon ist schon passiert. Das Idyll der Provence versinkt hinter uns. Unsre Seele ist ganz nur nach rückwärts gerichtet. Wird es etwas geben, das uns noch zu fesseln und unserm verwöhnten Auge noch wohlzutun vermag?

Schon umgibt uns die seltsame Steinwüste der Crau. Aber wir gewahren von ihr wenig. Denn der Eisenbahndamm ist an den Seiten viele Kilometer lang mit hohen Cypressen bepflanzt, die kaum einen Blick hindurchlassen, da sie wie Palisaden dicht stehen, um den Bahnzug gegen Stürme zu

schützen. Denn der Sturm soll hier imstande sein, eine Lokomotive umzuwerfen. Mit geschlossenen Augen jagen wir hindurch. Da folgt bei Miramas das Gebiet der Salinen und der gewaltige Salzsee Etang de Berre begleitet uns wohl eine Stunde lang, bis mit rasendem Getöse ein Tunnel uns verschlingt. Sechs Minuten in der Nacht; da blitzt der Tag auf. Rings um uns wundervolle Felsenklüfte, Ölgärten, Walnußhaine, Bastiden, und auf einmal ruft man: das Meer! das Meer! Das Mittelmeer! Es ist der berühmte Ruf der verschmachtenden Krieger des alten Xenophon. Lachend blau und tief, tief uns zu Füßen leuchtet das Meer von Marseille auf. Denn hoch über Marseille liegt sein Bahnhof, die Gare de St. Charles, wo wir aussteigen. Ein Gewühl, ein Geschrei! Ein Chaos fremdartiger hastender Menschen, Karren und Tiere. Der Seewind fegt wild hindurch; die Sonne brennt, und vor uns weit ausgespannt liegt eine häuserübersäte Felsenbucht. Ein tausendfaches Gedränge hochgereckter Häuser; das stürzt sich vor uns von oben nach unten kühn hinab. Wie ein ausgespannter Mantel, dessen Nähte die Straßen sind, oben weit, nach unten sich verengend, so hängt Marseille (so übrigens auch Genua) an den steilen Ufern bis ins Meer hinunter.

Wir werfen uns neugierig und resolut in das Innere dieses Menschenkraters, in der Tat wie in einen Becher voll wirbelnden, betäubenden, tosenden Lebens. Breite, moderne Boulevards sind rücksichtslos quer durch das enge Chaos der alten Stadtquartiere geschlagen. Wenn man unten anlangt, ist es prächtig, die klimmenden Straßenzüge hinaufzublicken. Die Bauten selbst jedoch fast alle unscheinbar, ja häßlich. Nichts Denkwürdiges, nichts Monumentales; die moderne Kathedrale ein Monstrum; nur etwa das Hotel de Ville fesselt den Blick. Lauter Cafés, die wie auf der Schnur aufgezogen sind und vorn offen stehen wie Volièren: das ist die berühmte Rue Cannebière. Da strömt und hockt die Menschheit zu Tausenden. Das Straßenleben Hamburgs ist dörflich gegen diese brandenden Menschenfluten, die sich unerschöpflich erneuern. Alles lebt auf den Straßen. Das ist der Geist Neapels. Alle Waren stehen in Buden oder auf Tischplatten mitten in der Passage; ein fabelhafter täglicher Jahrmarkt, auf dem Cours Belsunce. Auf dem Eßmarkte fette Perlhühner und Buketts von Singvögeln, die am Faden hängen. Auf hohem Brettergerüste thronen die Blumenverkäuferinnen und nicken zwischen Tuberosen und Nelken herab. Der Kuchenverkäufer springt auf den Tram und bietet während der Fahrt seine Ware.

Wir wohnen im Hotel de Genève. Da sieht man mitten ins Hafengewühl; Masten taumeln, Ketten rasseln, Schiffssignale heulen. Das endlich ist Welthandel — ein Hinausströmen ins Weite — großer Pulsschlag! Marseille die Schlagader Frankreichs! Das Binnenland öffnet sich. Wie schön ist es, das Einlaufen eines starken, hochbordigen Dampfers im blauen Meere zu sehen! Dort hinter den Leuchttürmen taucht er auf. Er kommt von Alexandrien. Wie rasch ist er nah; wie leicht wendet er, und schon sinkt der Anker und die kleinen Barken umschwärmen ihn mit Zuruf. Man sieht auch viel italienische Schiffe aus Neapel und Castellamare. Die Waren laufen zumeist nach Algier, Marokko: Fässer, schwere Säcke, feine Kisten mit Seifen

und Parfümerien, Eisenschienen, gehobelte Bretter. Zwischen den Waren gehen in der Enge die zweirädrigen Lastwagen mit zwei, ja vier oder fünf Maultieren, alle hintereinander gespannt. Gegen Hamburg gehalten erscheint zwar alles dies winzig, und selbst der Vergleich mit Bremen ist vielleicht noch zu günstig. Das Bassin de la Joliette, das draußen liegt mit seinen Fortsetzungen, entspricht etwa Bremerhaven, der Port vieux im Innern dagegen dem Hafen von Bremen selbst. Die Einfahrt ist mit zwei Forts flankiert.

Nun gar erst der Fisch- und Viktualienmarkt! Diese Enge, dies stauende Gedränge, diese Gerüche, diese Weiber, dieses Geschrei! Zwischen Xanthippen und Sibyllen manche wohlgestaltete Juno mit aufgestülpten Ärmeln und triefenden Händen. Und die Typen: Italiener, Tunesen, Berbern, Türken und Mohren; exotische Gestalten: Neger in weißem Burnus mit blaßrosa gefärbtem Unterkleid, aus welchem die nackten schwarzen Waden hervorsehen.

Wirtschaft an Wirtschaft überall: Salon de dégustation, Boucherie. Buvette. Beim Traiteur lodert die offene Flamme, und man holt sich Gebratenes heraus. Aber auch auf der offenen Straße sättigt man sich. Die Eckensteher essen die Seeschnecken roh aus der Muschel. Der Fremde aber darf nicht versäumen, sich in die immer überfüllten Restaurants am Quai de la Fraternité zu stürzen. Der Kellner winkt schon einladend durchs Fenster. Da sitzt man in kajütenartigen engen Stuben. Der freie Seewind schlägt herein, und alle Welt verzehrt das Landesgericht, die Bouillabaisse, eine Fischsuppe, goldgelb von Saffran und bis oben voll Nudeln, mit denen die wundervollen Marseiller Damen, die in den abenteuerlichsten Hüten kommen, auf das possierlichste kämpfen.

In einigen Straßen, wie in der Rue St. Ferréol, locken großstädtische Läden zum Kauf. Auch wer Raritäten des Rokoko und der Empirezeit sucht, kann sie hier köstlich finden. In die engen Quartiere aber, wo die korridorartig schmalen Gassen zwischen fünfstöckigen Häusern laufen, darf man nur mit Vorsicht eindringen; ich machte nur einen Vorstoß in der Richtung der nicht sehr verführerischen Straße des Liebespflasters, der Rue du pavé d'amour. Unheimliche Gestalten in Gruppen starren einem da mit bedrohlicher Neugier nach. Dazu welch ein Schmutz und Pestgeruch in jenen Quartieren! Man glaubt auf einer Guanoinsel zu sein. Nur am Montag morgen werden die Straßen, aber wohl auch nur die besseren, abgekehrt, so daß am Sonntag vorher der ganze Wochenstaub im Winde wirbelt. Neapel ist englisch-rein gegen Marseille, und nur Aigues Mortes halte ich für würdig zum Vergleich.

Aber der Golf leuchtet, der Äther lacht und die Berghöhen ringsum prangen in Schönheit, Wonnereiz, und götterfrisch fährt der Seewind durch alle Winkel. Was Wunder, daß hier alle Mienen strahlen? Man muß auf Reisen das Sehen, aber auch das Nichtsehen lernen. Eine schäumende, kecke Lebenslust ergreift jeden, der in der Menschenflut dieser Großstadt untertaucht.

Wir aber suchen die Einsamkeit.

Über die kolossale Avenue du Prado führt uns der Tram im Fluge weit hinaus zu dem schönen Château Borély. Da fand ich einen Eremiten. Im Schloß befindet sich nämlich die Altertumssammlung der Stadt. Kein Mensch

kommt indes je dahin; denn was kümmern den Marseiller seine Altertümer? Schon der weite Park des Schlosses Borély war ganz menschenleer und wie verzaubert. Tiefsinnig fand ich den einsamen Aufseher unter all seinen Statuen und Inschriften, Vasen und Bronzen und Fayencen stehen, und er umhalste mich fast, wie ein Entzauberter, als ich mich in der schweren Tür zeigte, und verklärte sich ganz, als ich mir gar Notizen machte.

Nun stehen wir draußen am Meer, am offenen Gestade; die Stadt ist fern. O Wunder der Einsamkeit, o Größe der Urnatur! so fand ich dich endlich? Endlich, endlich bin ich allein mit dem Mittelmeer. Schaumsprühend rennen seine Wellen an, und wir sehen, wie jede in wütendem Stolz sich hebt und in nichts zergeht, und wir fühlen den großmächtigen Pulsschlag des Ozeans, und die Seele legt sich auf die Schwingen des Windes und versucht ihr Zwiegespräch mit dem großen Rätsel des Alls; denn ach! auch die Zeit ist ein Meer, das aus der Ewigkeit gespeist wird, und jeder Minutenteil der Zeit gleicht der zergehenden Welle, und die Zukunft fließt von weither zu uns heran und zerschellt am Ufer der Gegenwart und ist schon vergangen.

Aber die Bilder wechseln. Auf Felsengalerien, immer über der dröhnenden Brandung, die gierig emporleckt, schwingt sich die Uferstraße vom Dorf Monte rouge bis in das Innere der Stadt zurück. Das ist die sogenannte Corniche. Wie hinreißend, wie fesselnd schön ist es hier! Hier ist Marseille Badeort und Luftkurort wie Antibes und Cannes, und an dieser Corniche beginnt die Riviera mit ihrem Zauber.

Wir aber streben höher, und schon hebt uns der Ascenseur in schwindelnder Steile (mit 60 Grad Steigung) zur Kirche Notre Dame de la Garde hoch empor; es war ein Auffahren wie im Ballon. Die Marseilleserinnen, die so mit uns schwebten, übergaben Gott ihre Seele und bekreuzten sich. Da stehen wir auf hoher kahler Bergnase über der Stadt. Erde und Meer sind unter uns weggesunken; die Berghänge mit Tausenden von Bastiden besät! Die See verliert sich im Unendlichen. Ein Rausch der Größe erfaßt uns. In eine weite Grube liegt die Stadt von 500 000 Menschen eingesenkt, und es pocht und gellt zu uns aus den Straßen herauf. Die See voll Schaum. Der Sturm geht. Die Ruderboote, die von Dampfer zu Dampfer den Verkehr herstellen, klein wie Fingerhüte, kommen nicht weiter. Ein Vergnügungsdampfer hält auf die Insel Château d'If, er kämpft verzweifelt, stellt sich aufrecht in den Wogen und dreht plötzlich um, unvermögend, sein Ziel zu erreichen. Die Kirche unsres Berges gibt uns gegen den Wind Schutz. Weißgekleidete Nonnen beten in ihr. Auf ihrem Glockenturm aber ragt ein enormes vergoldetes Madonnenbild und strahlt in die See hinaus; die Figur ist neun Meter hoch; sie ruft dem Schiffer, der sich naht, aus der Ferne zu: „Bete zu mir, und du reisest ungefährdet, und ich will dir durch Sturm und Wind sichere Einfahrt und fröhliche Heimkehr gewähren zu seiner Zeit."

Dasselbe tat dereinst schon Venus, dasselbe tat auch schon Isis. Es ist die herrliche Phantastik der Antike, eine göttliche Frau als Meeresbeherrscherin hoch aufzurichten, zu der der Seefahrer hoffend emporschaut und der er seine Gelübde bringt.

Marseille ist älter als Rom. Semiten, Punier haben in Urzeit hier die Stadt angelegt; Griechen vertrieben die Punier. Griechen machten daraus eine Hafenstadt, herrlich wie Neapel und Palermo, die am Rand der barbarischen Wildnis als selbständige Republik durch sechs Jahrhunderte bis zur Zeit Julius Cäsars sich hielt. Groß und lauter war der Ruhm dieser griechischen Massalioten, die man mit Neid die dreisprachigen – „trilingues" — nannte[1]). Sie haben mit den eingeborenen Kelten nie nötig gehabt Kriege zu führen, ihre Stadt war ein Sitz der Bildung, den die Römer lerneifrig aufsuchten[2]), und so wie aus Genua Christoph Columbus stammt, der hinausfuhr und Amerika fand, so ist Pytheas aus Massilia um das Jahr 300 v. Chr. der erste Nordpolfahrer gewesen, der den Begriff des Ozeans oder des freien Meeres auftat, Flut und Ebbe sah und auf den Wechsel des Mondes zurückführte, endlich die kurzen Nächte der Polarregion und das Gefrieren des Meeres zuerst feststellte[3]).

Die Republik Massilia blieb in Frieden und Freundschaft mit dem mächtigen Rom, bis der große Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus ausbrach. Es gelang ihr nicht, ihre Neutralität zu wahren, noch weniger, zwischen den großen Gegnern zu vermitteln. Da wurde die friedliche, reiche, schwelgerisch schöne Freistadt zum Kampf gezwungen. Dort unten im Meer geschah die Seeschlacht. Anhänger des Pompejus hatten sich in die Stadt geworfen. Cäsar forderte ihre Unterwerfung.

Massilia war damals von Urwald umgeben, an den noch nie eine Art gerührt; denn nach dem Aberglauben der Landbewohner (Ligurer oder Kelten) walteten darin Dämonen, die man nicht reizen durfte. Cäsar schreckte das nicht; er legte den Urwald nieder, um Bauholz zu haben, und schloß die Stadt von oben her ringsum in Belagerungsbauten ein[4]). Dann versperrte er mit seiner Flotte den Hafen. Decimus Brutus, Cäsars Parteigänger, später Cäsars Mörder, führte sie und legte sich an einer der Inseln fest, die dort unten Massilias Hafenbild schmücken.

Die Massalioten wagten die Seeschlacht zweimal. Aus ihren hohen Positionen konnten die Römer, wie eben wir jetzt, in die tiefliegende Stadt hineinsehen und beobachten, während schon die Flotten zum Kampf sich näherten, wie Kinder, Frauen und Greise auf die Dächer und Mauern stiegen, um mit hochgereckten Händen zu den Göttern um Sieg zu flehen, wie sie in die Tempelhöfe eilten und sich vor den Bildern in die Knie warfen. Die letzte der Griechenstädte focht gegen die römische Übermacht um ihre Freiheit, um ihre noblen Traditionen. Wie grausig herrlich, heroisch muß damals der Anblick gewesen sein. Das Meer selbst still und eben. Ein Gebrüll und Krachen erhebt sich; unzählige Ruderreihen greifen aus. Die Griechen manövrieren meisterhaft, rennen schreiend den Gegner an, zerstoßen seine

[1]) D. h. man verstand Griechisch, Lateinisch und Keltisch in Massilia.

[2]) Milo war dort gern im Exil; er freute sich allerdings vor allem an den guten Fischen: Dio Cass. 40, 54.

[3]) Dieses Pytheas Vorläufer war der Seefahrer Euthymenes von Massilia.

[4]) In Wirklichkeit führte der Legat Trebonius die Belagerung.

Ruderstangen und biegen aus, wo ein Gegenstoß droht. Wenn die Mannschaft zur Abwehr auf einer Längsseite sich häuft, kippt solch ein langes Riesenfahrzeug um, und alles stürzt ins Wasser. Ein kühner Angriff auf das römische Admiralschiff mißlingt. Da züngeln Flammen; man greift zu Feuerbränden; Pechkränze fliegen hinüber, herüber: ein Feuergefecht auf See im Jahre 49 v. Chr.[1]). Die Erregung, Wut und Angst wachsen. Noch aber sind die Patrioten der Stadt voller Zuversicht, als die Römer ihre Enterhaken zu werfen beginnen. Durch den eisernen Griff dieser Maschine gelingt es ihnen, mit dem beweglichen Gegner Bord an Bord zu liegen; das Handgemenge, der Nahkampf beginnt; die Seeschlacht ist in eine schwimmende Landschlacht umgewandelt. Da kommt das römische Pilum und Schwert zur Geltung. Die Fechtweise der Römer war damals unbezwinglich; das bezeugen selbst die Germanen. Der römische Dichter Lucan schildert mit Grauen und Jammer das Hinschlachten der griechischen Mannschaft in diesem Entscheidungskampfe. Für die Sympathie, die Massilia genoß, ist es bezeichnend, daß ein römischer Dichter, der für Römer dichtet, so um sie trauern konnte.

Massilia blieb seit Cäsars Sieg zwar griechisch, ja, autonom, aber seine Bedeutung sank[2]). Im Jahre 923 n. Chr. ist es dann wirklich von den Sarazenen zerstört worden, und erst ein halbes Jahrtausend hernach hob es sich wieder als Emporium einer Großmacht: im Jahre 1480 wurde die Stadt französisch und gewann damit ein Hinterland, das seiner bedurfte. Ein Drittel des gesamten auswärtigen Handels Frankreichs soll gegenwärtig über Marseille gehen[3]). Eine Seeschlacht aber ist hier nicht wieder geschlagen worden. Das stark befestigte Toulon mit seinen Schlachtschiffen liegt nahe genug, um den Handel Marseilles zu schützen.

Das war Marseille, das wir verlassen, eine Stadt voll Licht und voll Schatten, so fremdartig und doch so wunderschön. Ich kenne kaum eine zweite, die so bezaubert, so fesselt und hinreißt und doch die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit alles Menschlichen so hart sinnfällig vor Augen führt . . .

---

[1]) Über die Verwendung des Feuers in Seeschlachten vgl. jetzt A. Fisch, Alexandrinische Dipinti. Bd. I (1905), S. 42 ff.

[2]) Es galt von der Stadt jetzt wirklich das Wort: „Non ponderа rerum, non momenta sumus", das die Massalioten bei Lucan von sich aussagen.

[3]) Freilich wird es seit Eröffnung des Gotthardtunnels allmählich von Genua überholt.

Persönliche Eindrücke von amerikanischen Universitäten.

Von
Alois Brandl.

Statistiken, Prüfungsordnungen und andres buchmäßiges Material schiebe ich zurück, um auf Kosten äußerlicher Gründlichkeit etwas in das innere Getriebe der Anstalten hineinzuleuchten, mit denen wir soeben durch den Professorenaustausch in unmittelbare Fühlung gekommen sind und mit denen unser bildungsfreudiges Volk sich in der Zukunft gewiß noch viel zu beschäftigen haben wird.

Durch zwei Jahrzehnte habe ich fast unausgesetzt amerikanische Schüler gehabt, in gemeinsamer Arbeit sie mehr als oberflächlich kennen gelernt und dann mehrere von ihnen auch in eigener akademischer Tätigkeit mit Freundesinteresse verfolgen können. Im letzten Jahre führte mich die Franklin-Feier persönlich nach Philadelphia, wo eine große Anzahl von Hochschulkollegen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten zusammenkam und sich teils in öffentlichen Reden mit den ebenfalls zahlreich erschienenen Politikern maß, teils in behaglicher Plauderei vertraulich erschloß. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich zugleich vier der wichtigsten ostamerikanischen Universitäten, nämlich Columbia-New York, Harvard-Cambridge, Philadelphia und Yale-Newhaven, dazu Congreß Library-Washington, und obwohl meine Anwesenheit nur nach Wochen zählte, boten doch gastliche Freunde vom Morgen bis Mitternacht so viele Mittel auf, mir ihren Wirkungskreis zu zeigen, daß ich erfüllt von Anschauung zurückkehrte. Viermal bekam ich parallele Eindrücke vor Augen, mit authentischer Erklärung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit, bis sich eine Art Typus ergab. Dieser Typus darf zwar nicht schlechtweg auf die Universitäten in den mittleren und westlichen Staaten übertragen werden; doch sind die Unterschiede der Kultur drüben nicht so groß, als man bei der Ausdehnung des Landes erwarten möchte. Am Begrüßungsabend der Franklin-Feier z. B. hörte man wohl zwei Dutzend amerikanische Professoren von Ost

und West sprechen, ohne daß eine dialektische Besonderheit aufgefallen wäre, während in einer englischen Versammlung solcher Art wenigstens ein halbes Dutzend Grafschaftsaussprachen sich verraten hätten. So weisen auch vier englische Universitäten auf einem bedeutend kleineren Gebiete, z. B. London, Oxford, Cambridge und Birmingham, wenn untereinander verglichen, weit mehr Differenzen auf als die genannten vier ostamerikanischen — von der ganz separaten Entwicklung der Schwesteranstalten in Schottland und Wales zu schweigen. Danach werden sich die Verläßlichkeit und die Fehlergrenze meiner Angaben leicht ermessen lassen.

Ohne die Absicht, über Amerika zu schreiben, war ich hinübergefahren; ich wollte lediglich lernen. Dann sah ich aber merkwürdigere Dinge, als ich erwartet hatte. Gleich der erste Anblick von New York, diesem Berg von Häusern mit zwanzig Stockwerken, zwischen zwei Meerbusen aufragend, die Seidenfäden von Brooklin Bridge in dämmerige Ferne ausspinnend, wirkt erstaunlich. Auch die Natur hat sich oft ins Kolossale gesteigert, z. B. am Niagara. Noch großzügiger ist das Temperament des Volkes in allem, worauf es sich wirft, in der Jagd nach dem Dollar, im Wundertreiben der Scientists, in der Erschließung von Wildnissen, im Handel mit Pillen, im Bau von Universitäten — wie es eben kommt. Namentlich entfesselte das Unglück von San Francisco am 18. April einen Rausch von Wohltätigkeit; in einem Lohnkutscherstall sah ich die Fuhrleute zusammenlegen, und die Zeitungen betrieben die Hilfsaktion mit einem Eifer, als gälte sie der eigenen Tasche. Ich begriff, was Björnson meinte, als er nach einjährigem Aufenthalt in Amerika einem österreichischen Freunde sagte, er habe drüben in dieser Zeit mehr gelernt als daheim im akademischen Triennium. Man muß vor der Masse der Amerikaner und ihrer Leistungen gestanden haben, um im einzelnen Manne oder Werke das Individuelle vom Typischen einigermaßen scheiden zu können und über das Geleistete hinweg auf die Leistungsfähigkeit zu schauen. Das Zukunftsversprechen erscheint dann so groß, daß man sich den Eindruck gern durch eine Schilderung vom Halse schafft.

Das College.

Auf grünem Plane stehen in losen Reihen Paläste und stattliche Häuser, dazwischen breite Bäume, auch Kirchen und Denksteine. Was so von der amerikanischen Universität zuerst ins Auge fällt, ist das College, eigentlich nur ihr historischer Unterbau. Da sind die dormitories, in denen die Studierenden wohnen; im Erdgeschoß ladet gewöhnlich ein Lese- und Spielzimmer zu geselliger Erholung ein; oft steht ein heizbares Schwimmbad den Hausgenossen zu freier Verfügung, und ein Dozent mit Freizimmern führt die Oberaufsicht. Da sind die Hallen, wo die Studierenden ihre Mahlzeiten nehmen; an langen Tischen werden ihrer Hunderte gleichzeitig gespeist; die Küche ist oft eine Sehenswürdigkeit. Da sind die Gebäude mit den Hörsälen, den Instituten, den Büchersammlungen, den Festräumen; ferner das Haus des Präsidenten und die Klubs; weiter draußen, auf einer Wiese, ist

für die Sportsleute gesorgt, und an einem Wasser für die Ruderer. Das offizielle Leben der Studierenden, das an einer deutschen Universität möglichst in einem Hauptbau zusammengedrängt ist, dehnt sich hier über eine weite Area; dagegen ist ihr privates Leben, das sich bei uns über die ganze Universitätsstadt und ihre Nachbarschaft ausdehnt, auf verhältnismäßig engem Kreise mit hineingedrängt. Es ist ein mächtiges Internat für ziemlich groß und frei gewordene Jünglinge und verrät vom Morgengottesdienst, der den Tag beginnt, bis zum Debattierklub, der zu später Stunde schließt, englische Herkunft.

Ziel des College ist allgemeine Ausbildung der Jugend an Leib, Benehmen, Charakter und Wissen. Es strebt dem hellenischen Ideale zu, wie es in Oxford seit der Zeit des Erasmus zur Erziehungsgrundlage wurde. Noch heute scheint es den Angelsachsen so wertvoll, daß sie ihm viel Zeit und Geld willig opfern, während unser Schulwesen sich einer schärferen, fast einseitigen Ausbildung des Intellekts bestrebt. Was die Höhe der Unterrichtsmethode betrifft, entspricht das College ungefähr unsrer Prima, wie denn auch seine Abgangsprüfung, die den Baccalaureustitel gewährt, von unsren Behörden der Matura gleich erachtet wird. Doch kann man im College, je nach seiner lokalen Ausgestaltung, auch juridische und medizinische Fächer studieren und überhaupt vom Dasein eines gelehrten Kreises mit höheren Vorlesungen und reicheren Lernmitteln Vorteil ziehen; insofern reicht der Unterrichtsumfang des College in den unsrer Universitäten hinein; allerdings stets mit dem Unterschiede, daß die Collegeschüler an feste Lernpläne gebunden sind. Sie dürfen sich nicht der Einseitigkeit ergeben, weder einer genialischen noch einer törichten. Nach diesem System wird die Jugend in Großbritannien an zweiundzwanzig Orten erzogen, die der Vereinigten Staaten — nach Ausweis von Trübners „Minerva" — an ungefähr sechzig, wobei letztere meist noch weit größere Besuchsziffern aufweisen. Das heißt: Amerika tut bereits um die Hälfte mehr für seine höhere Bildung als das Mutterland.

Bei näherem Zusehen entdeckt man auch Qualitätsunterschiede zwischen dem amerikanischen und dem englischen College. In der imposanten Außenseite kommt die Neue Welt mit all ihrer Ingenieurkunst nicht den gotischen Klöstern mit den hallenden Kreuzgängen und eingebauten Gärten nahe, die Oxford und Cambridge den alten Mönchen verdanken. Der Adel, der sich im englischen College in gesellschaftlicher Hinsicht fühlbar macht, fehlt in der westlichen Republik ganz. Auch die Verpflegung der Studierenden scheint drüben oft bedeutend einfacher und verhältnismäßig billiger; wenigstens wurden mir Speisekarten für Studierende dort gezeigt, die nahezu vegetarische Kost bedingen und, wenn der jugendliche Magen einmal hungeriger wird, durch Extramarken fleischlich ergänzt werden können. Weiter nach Westen soll sogar darauf Rücksicht genommen sein, daß sich ein Teil der Hörer den Unterhalt während der Studierzeit als Buchhalter, Hotelpförtner, Lohndiener u. dgl. verdient, ohne Schädigung ihrer Ehre. So reiche Stiftungen sind eben den amerikanischen Colleges noch nicht zugeflossen wie seit Jahrhunderten manchem englischen, und zugleich reicht der Trieb nach idealer Bildung mehr

in die unteren Klassen. Anderseits genießen die Studierenden in der Republik mehr Freiheit, tun sich mit Vorliebe zu geheimen Verbrüderungen zusammen, die sich nach Buchstaben des griechischen Alphabets benennen, und behandeln Professoren wie Präsidenten mit einer Vertraulichkeit, als wären es Kameraden. Der ältere Herr, der sich solches nicht gefallen ließe, wäre kein „popular man“ und riskierte Spott. Mit freundlicher Nachsicht gehen die Behörden darüber hinweg; wie sie sich selbst als Glieder einer großen, stolzen Demokratie fühlen, so gönnen sie auch der Jugend ein beträchtliches Maß von Selbständigkeit: sie wünschen mehr citizens als gentlemen zu erziehen.

Die Früchte des Collegesystems sind nicht bloß bei jenen Studierenden, die auf der eigentlichen Universität ihre Arbeiten fortsetzen, zu spüren, sondern auch in der Kaufmannschaft, in der Beamtenschaft, im öffentlichen Leben überhaupt.

Vor allem wehrt die geregelte Lebensweise in gesunder Umgebung und mit fröhlicher Leibesübung vom amerikanischen Abiturienten jene verhängnisvolle Nervosität ab, die bei uns jeden vierten bis fünften Kandidaten knapp vor der Staatsprüfung zwingt, seinen Termin verfallen zu lassen. Wie viele von meinen braven Schülern wohnen in einem Hofe von Berlin N. oder O., wo sie niemals ein grünes Blatt sehen, dagegen allerlei schlechtes Volk; für ihr Mittagessen sorgt der erwerbsgierige Wirt eines billigen Restaurants; ihre beste Leibesübung beschränkt sich zu häufig auf einen stillen Spaziergang durch die Anlagen. Gibt nicht das Dienstjahr dem Manne einen kräftigen Ruck und eine heilsame Bürste, so neigt er schon in frühen Jahren zum staubigen Stubengeschöpf. Vollends ist die Lebensweise unsrer Primaner, die wöchentlich 34 oder 35 Stunden an die Schule gebunden sind und noch Hausarbeiten leisten müssen, jedem Amerikaner und Engländer, der davon hört, ein Gegenstand des Entsetzens. Der österreichische Primaner kommt mit 26 Schulstunden kaum minder weit; sollte eine Pädagogik, die mehr auf selbständige Arbeit abzielt, nicht auch bei uns mit einem menschlichen Stundenplan auslangen? Und was unsre Universitätshörer speziell in Berlin betrifft, wie viele prächtige Waldflächen liegen ungenutzt an der Havel draußen, sind öffentliches Eigentum, können jetzt mit den billigsten Verkehrsmitteln in einer Stunde vom Auditoriengebäude erreicht werden und ließen sich mit geringen Kosten in die schönsten Spiel- und Wohnstätten für unsre edelste Jugend verwandeln! Wir haben Arbeiterkolonien und Ferienkolonien, aber Studentenkolonien wären für Großstädte wie Berlin und Leipzig nicht minder wohltätig. Dank und Segen dem Rektor, dem es gelingt, diese unabweisbare Angelegenheit in Fluß zu bringen!

Bei jedem Hörer, der von einem amerikanischen oder englischen College kam, ist es mir ferner angenehm aufgefallen, daß er seine Gedanken klar und gut lesbar niederzuschreiben vermochte, während ich halbe Tage an den Dissertationen von Doktorskandidaten zu sitzen habe, um sie einigermaßen in Stil zu bringen. Von den Kollegen höre ich dieselbe Klage; der Übelstand scheint sogar von Jahr zu Jahr zuzunehmen. Im College steht die praktische Beherrschung der Muttersprache weit mehr im Mittelpunkt des Unterrichts als

in den Landen unsres Kaisers, der in erleuchteter Weise dasselbe Verhältnis wünschte. Dort herrscht das System des kurzen Essay, der, alle Wochen ein paarmal geschrieben, leichter zu Vollkommenheit gebracht, genauer korrigiert und besprochen wird, als es bei den umfänglichen Hausarbeiten unsrer höheren Schulen möglich ist; Professor Clarke vom Evanstone College hat einen eigenen Korrigierschlüssel erfunden, um Schülern wie Lehrern die Arbeit zu kürzen; im College von Harvard schreibt man den Essay täglich. Dazu kommt, daß Amerikaner wie Engländer ihrer Jugend weniger poetische Lektüre und dafür mehr Geschichtsprosa, Lebensbeschreibungen und Essays vorlegen, unter sorgsamer Stilvergleichung von Autor zu Autor; sowie daß der Debattierklub des College auf die Gewandtheit des mündlichen Gedankenausdrucks vorteilhaft wirkt, und die Geselligkeit des College auf die Briefform. Bei uns ist bisher als bestes Mittel zu stilistischer Klarheit das Studium philosophischer Schriften empfohlen worden; aber manche sehr gründliche Philosophen haben selber so wenig klar geschrieben, daß der einfach Gebildete ihren Ausführungen nicht folgen kann und die Fachleute sich über ihren Sinn abmühen. Wer Philosoph werden will, der lese Philosophie; und wer mit guter Prosa auf andre wirken will, der lese gute Prosaisten und übe sich in kurzen Essays, wie es im College mit bescheidener Beharrlichkeit getrieben wird.

Unsre angehenden Kaufleute gehen selten durch die Prima und noch seltener durch die Universität, während es in Amerika und England zum guten Ton gehört, daß sie durch das College gehen, weil es ihnen in allgemein menschlicher Hinsicht vieles bietet. Das schadet dem Kaufmann nicht und nützt dem College sehr, denn aus den Reihen dieser Männer erwachsen zahlreiche Wohltäter der Universitäten. Wir haben mehr Gelehrte und Bücherschreiber, aber in England und Amerika gibt es bekanntlich weit mehr Bücherkäufer, und zwar nicht bloß für Romane, sondern auch für ernste Ware, entsprechend der größeren Zahl von Bemittelten, die den akademischen Interessen nahe stehen.

Aus dem College und nicht aus einem vierjährigen Studium an einer juristischen Fakultät geht in den angelsächsischen Ländern auch die große Menge der Politiker und höheren Beamten hervor. Ihnen fehlt jene Bevorzugung der Form gegenüber den praktischen Anforderungen des Lebens, die man so häufig an unsern Juristen, selbst an den wohlmeinendsten, beobachten kann, wenn sie auf Posten der Tat gesetzt sind. Sie haben auf dem College weniger die Dekrete der Vergangenheit studiert, dafür mehr Geschichte und eine große Menge Kameraden aus den verschiedensten Ständen. Ihre Art ist es daher, den Zufall zu benutzen („pluck“), während sie es als deutsche Art bezeichnen, den Zufall durch eine nahezu philosophische Vorausberechnung möglichst auszuschalten.

Endlich trägt die Erziehung der Gebildeten im College ohne Zweifel zu der Verträglichkeit bei, die den Angelsachsen untereinander in politischer Hinsicht eigen ist. Jenseits wie diesseits des Ozeans beschränken sie sich auf zwei Parteien, was sich im Vergleich mit der Parteibuntheit unsrer Parlamente fast langweilig ausnimmt. Sie ersparen sich so ziemlich die konfessionellen

Fehden, durch die bei uns der Dreißigjährige Krieg noch immer in den Geistern fortlebt, trotz allen Überbrückungsversuchen der Wissenschaft; wiederholt sah ich in Amerika sogar einen interkonfessionellen Collegegottesdienst, der so humanistisch gehalten war, daß auch Israeliten daran teilnehmen können. Der Yankee weiß mit Deutschen, Italienern und Slawen, wenn sie noch so massenhaft einwandern, schlank durchzukommen. Er einigt sich leicht in einer Jury. Wenn im Tram bei einem raschen Ruck die Köpfe aneinanderrappeln, so gibt es nicht Ärger, sondern Heiterkeit. Wenn zwischen amerikanischen Professoren Streit besteht, so merkt man doch nichts davon in ihren Zeitschriften. Bekommt der Amerikaner Einblick in unsre empfindlichen Klassen- und Religionskämpfe, so sagt er: So kommt ihr nicht weiter, ihr müßt euch vertragen. Er hat schon im College gelernt, sich mit den vielen Altersgenossen tagtäglich bei Tisch, Spiel und Debatte zu verständigen. Er ist daher an Zusammengehen gewöhnt und nicht an viel Rangordnung. Das College stimmt insofern ausgezeichnet zu seiner republikanischen Regierungsform.

Eine vollständige Nachahmung des Collegewesens, selbst wenn sie leichter zu bewerkstelligen wäre, entspräche nicht unsrer Art. Die Bevormundung des Studierenden, wie sie einmal zu einem Internat bis zu einem gewissen Grade gehört, widerspräche unsrer akademischen Freiheit, die wir brauchen, damit eigene Initiative sich erprobe und die Leute, die sie besitzen, sich abheben von jenen, denen sie abgeht. Für den Sport tut uns das College eher zu viel, für den Intellekt eher zu wenig. Bei unsrer Lage in Mitteleuropa, mitten zwischen gefährlichen Nachbarn, brauchen wir von früh auf schärfere Arbeit und Zucht. Aber das Beste vom College sind Einzelheiten, die für sich und in einer für uns passenden Weise aufzunehmen wären. Je mehr wir durch den Professorenaustausch mit amerikanischen Hochschulen in Beziehung kommen, desto häufiger wird dieser Ruf fortan erschallen. Berühren sich die Spitzen zweier Systeme, so müssen sich auch die Grundlagen einigermaßen nähern. Amerika hat den Oberbau seiner Universitäten wesentlich von uns übernommen; hoffentlich sind wir geschickt genug, von ihrem Unterbau uns das Praktische anzueignen.

Die Wissenschaft.

Über dem College erhebt sich, oder soll sich nach amerikanischem Ideal erheben, die Schule der Graduierten, die ungefähr unsrer philosophischen Fakultät entspricht, mehr oder minder aber auch unsre andern Fakultäten deckt. Sie ist wesentlich deutscher Herkunft. Nach Beendigung des Bürgerkrieges zogen nicht mehr bloß einzelne, sondern zahlreiche Amerikaner auf die deutschen Hochschulen, lernten unsre Seminare, Institute, Dissertationen und andre Hilfsmittel der Forschung kennen und suchten sie nach der Rückkehr in die Heimat Schritt für Schritt einzubürgern. Die amerikanische Forschungsuniversität ist die schönste Eroberung, die wir seit Goethe in der Welt gemacht haben, und zwar geschah sie ohne unser direktes Dazutun, lange Zeit sogar, ohne daß wir es merkten.

Ihre Ausbildung ist noch vielfach im Werden und von Ort zu Ort verschieden vorgeschritten. Da fehlt es an Instituten, dort an Professuren. Auch die Zahl ihrer Studierenden hält sich noch in bescheidenen Grenzen. Während in Berlin fast die Hälfte der 8000 Immatrikulierten zu der philosophischen Fakultät gehören, machen an den amerikanischen Universitäten die postgraduates, die Jünger der „reinen Wissenschaft", selten mehr als ein Zehntel der gesamten Studierenden aus: am besten steht es hierin in Chicago, wo sie ein Viertel bilden. Weit größer jedoch, als man danach erwarten möchte, sind die wissenschaftlichen Leistungen: nicht zum mindesten deshalb, weil auch der Stab der Collegelehrer sich vielfach mit in die Produktion teilt.

Eine nähere Beschreibung der Arbeit, die da getan wird, wage ich nur auf meinem eigenen Gebiete, auf dem der englischen Sprach- und Literaturgeschichte. Da besitzen die amerikanischen Kollegen fünf ernst zu nehmende Zeitschriften — die englischen streng genommen nur eine. Zugleich sind dort die führenden Universitäten mit Reihenwerken (series) hervorgetreten, die sich zur Verlegenheit unsrer an älteren Traditionen haftenden Bibliothekare immer häufiger als unentbehrlich herausstellen. Es blüht also die Einzelforschung; sie wird meist mit einer Akribie gepflegt, die früher für den Deutschen allein sprichwörtlich war. Ein organisatorischer Zug verrät sich darin, daß die einzelnen Schulen ihr Arbeitsgebiet gerne nach den vorhandenen Vorbedingungen wählen; so studieren die Leute von Professor Learned in Philadelphia systematisch die Geschichte und Werke der deutschen Kolonisten, die nördlich von Philadelphia im 18. Jahrhundert eine bemerkenswerte Tätigkeit entfalteten; die von Harvard führen die volkskundlichen Forschungen ihres großen Anregers Child weiter, unterstützt von dessen nachgelassenen Bücherschätzen; die von New York, geführt von Professor Spingarn, ergeben sich mit Vorliebe der vergleichenden Literaturgeschichte, wozu ihr Ort, als der Brückenkopf gegen Europa, von Natur der geeignetste ist. Für den Entdeckungseifer, mit dem sie nach Neuem schürfen, ist es ein Zeichen, daß kompilierende Lehrbücher selten erscheinen. Auch zeigen sie weniger Lust am Rezensieren als am eigenen positiven Schaffen. Es ist ein ernstes und gesundes Vorwärtsdringen, dem sich viele begabte Männer wetteifernd widmen.

Wenden wir uns von den schriftlichen Leistungen zum mündlichen Lehrbetrieb, so ist zunächst die fleißige Berücksichtigung des mittelalterlichen Latein rühmend hervorzuheben; denn durch dies Fach, das bei uns nicht nach Gebühr gepflegt wird, schließen sich klassische und moderne Literatur zu innerer Einheit zusammen; es schlägt die Brücke zwischen Sophokles und Shakespeare, zwischen Theokrit-Vergil und Spencer-Wordsworth-Tennyson. Eine Reihe Professoren ist dafür tätig, und selten fehlen in einem Lehrplan einschlägige Vorlesungen. In besonders weitem Zusammenhang haben die Philologen Harvards sich kürzlich zu einem Semesterzyklus „Comparative literature" zusammengetan, um den römisch-griechischen Einfluß in Drama, Epos, Hirtendichtung und Satire, in Novelle, Allegorie und Kritik durch die Renaissance herab auf die neueren Nationalliteraturen zu verfolgen: 17 Professoren haben sich daran mit zusammen 29 Vorlesungskursen beteiligt. Nebenher gingen zehn Übungskurse, in denen

die klassischen, indischen, irischen, slawischen usw. Elemente an den Texten selbst seminarmäßig herausgeschält wurden, alle unter der Generalleitung von Professor Schofield. Dem Unternehmen ist Großzügigkeit nicht abzusprechen. Wenn man bedenkt, wie viele gelehrte Persönlichkeiten dabei unter einen Hut zu bringen waren, so wird man auch deren Verträglichkeit schätzen.

Solche Leistungen wären nicht möglich, hätte nicht die Grundüberzeugung deutscher Wissenschaft drüben Wurzel gefaßt, daß es kein richtiges Lernen gibt ohne eigenes Forschen. In England denkt man darüber wesentlich anders. Oxford z. B. will vorwiegend eine Lehruniversität sein, die der Jugend einfach die vorhandenen Wahrheiten möglichst klar und bündig einprägt, um ihr eine nützliche Vorbereitung für das praktische Leben zu bieten. Vor zwei Jahren erst veröffentlichte der Oxforder Geschichtsprofessor Firth einen beweglichen Aufruf „for a historical study of history", worin er die Sehnsucht aussprach, doch einmal ein halbes Dutzend forschungsliebender Schüler zu finden, um sich mit ihnen in der Art eines Seminars zu eigenen Untersuchungen zusammenzusetzen; bisher wollten seine Hörer lauter Tagesschriftsteller und Politiker werden. Die tutors aber, die in den Colleges das Einpauken besorgen, hielten ihm entgegen, es sei gar nicht nötig, immerfort neue, oft zweifelhafte Weisheit auszugraben, da man die vorhandene kaum imstande sei, den Schülern ordentlich einzuprägen. Sie begriffen nicht, daß ein bloßes Aufnehmen von Kenntnissen, ohne daß man selber bis an die Grenze des Neuen vordringt und, wenn auch in bescheidenem Maße, die Mine anschlägt, kein Wissen gibt, sondern lediglich ein Glauben. Auch unsre Schulmänner sind manchmal geneigt, das Forschen von Lehramtskandidaten für unnütz zu erklären und es wie eine Kraftvergeudung zu widerraten. Da war es mir eine Beruhigung, bei den praktischen Amerikanern den wissenschaftlichen Spüreifer mit allem Nachdruck geweckt und gewürdigt zu finden. Mit Stolz wurden mir die Seminare gezeigt; im Hause des Professors sah man die jungen Leute, die unter seiner Leitung mit Dissertationen beschäftigt sind; auf den Bibliotheken ist für ihre gelehrte Arbeit oft so weit gesorgt, daß ihnen unmittelbar neben den Fachbüchern ein paar Tische bereit stehen, damit sie die Bände selbst von den Börden nehmen und ohne Zeitverlust gebrauchen können. Unmittelbare Nützlichkeit wird nicht ängstlich verlangt; gleich uns haben die Amerikaner gesehen, daß das abgelegenste Wissen eines Tages auf unerwartete Weise zu einem bahnbrechenden Fortschritt der Wissenschaft mit beiträgt. Sie legen auch, gleich uns, einer mißlungenen Theorie Wert bei, wenn sie nur zu originellen Auffassungen den Weg gebrochen hat. Es war eine Sphäre deutschester Gelehrsamkeit, die ich nach zehntägiger Ozeanfahrt in jenen Kreisen fand, und darum fühlte ich mich von der ersten Stunde an innerlich bei ihnen zu Hause.

Vielleicht sind die Universitäten Amerikas auf diesem Gebiete, wo sie durch ihre englische Muttersprache einen unleugbaren Vorsprung besitzen, besonders eifrig und glücklich. Sicherlich jedoch geben sie auf allen Gebieten respektable Zukunftsversprechen. Dies ist vor allem aus der Energie zu schließen, durch die der amerikanische Studierende oft auffällt, wenn er zu uns kommt:

er geht stracks zum Professor, sagt ihm genau, was er von ihm haben will, gibt ihm womöglich die Zeit an, die er aufbieten kann, und schafft dann, wenn ihm das Fach neu ist, mit dem jüngsten Anfänger ungeniert um die Wette. Ferner weiß man sich drüben auch in der Gelehrsamkeit durch geschickt ersonnene Maschinen helfen zu lassen. In der Kongreßbibliothek zu Washington sah ich einen Aufzug, erfunden von einem Bibliotheksbeamten, der es ermöglicht, daß man jedes bestellte Buch — der Katalog ist auf Zetteln, die Signatur schreibt man selbst auf — binnen anderthalb Minuten erhält. Welche Zeitersparnis gegenüber unsrem Bestellsystem mit den ausgedienten Unteroffizieren als Bücherträgern! „Sie stellen wohl viele Knaben ein, mehr noch als im Britischen Museum", sagte ich zu dem Direktor der Bibliothek, als er mir von der Geschwindigkeit zuerst erzählte. „No", war die Antwort; „machines save boys and money". Es ist sogar mit dem Kapitol unterirdisch eine pneumatische Verbindung hergestellt, damit ein Mitglied des Senats oder Repräsentantenhauses, wenn er gerade ein Buch braucht, es binnen drei Minuten zugeschossen bekommt. Endlich darf man nicht vergessen, daß hinter der amerikanischen Wissenschaft sehr freigebige Millionäre stehen. Bereits spürt man da und dort die Wirkung der zehn Millionen Dollars, die Carnegie jedes Jahr durch seine „Institution" verteilt. Je mehr sich die Fächer im Wachstum zersplittern, so daß zusammenfassende Darstellungen mehr durch Organisationen als durch Individuen gemacht werden müssen, desto wichtiger wird dieser Einfluß des Kapitals auf die Wissenschaft werden. Was ihr Carnegie jedes Jahr schenkt, beträgt das Hundertsechzigfache der Berliner Akademiegelder, und er hat auch dafür gesorgt, daß die Spende nach seinem Ableben ungeschmälert weiterfließt; und er ist nicht der einzige Krösus, der drüben sein Geld zum Wohle der Forschung und ihrer Jünger verwendet.

Doch über die Geldfrage ist, wenn man den Dingen auf den Grund sehen will, in eigenem Zusammenhang zu handeln.

Die Beschaffung der Mittel.

Die deutschen Universitäten leben fast ausschließlich von der Regierung. Brauchen sie Geld, so wenden sie sich an den vorgesetzten Minister, der dann — natürlich „nach Maßgabe der vorhandenen Mittel" — seine väterliche Fürsorge walten läßt, indem er durch systematische Verteilung auch aus wenig viel zu machen sucht. So gut geht es den amerikanischen Kollegen nicht.

Es gibt zwar auch drüben Universitäten, die von ihrem Staate begründet und erhalten sind. Andre beziehen wenigstens namhafte Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln, und es ist erfreulich zu beobachten, daß die Geneigtheit der Vertretungskörper, das ihnen anvertraute Geld mit auf das Hochschulwesen zu verwenden, im Wachsen begriffen ist. Aber die meisten sind auf das angewiesen, was ihnen Privatwohltäter gestiftet haben oder noch stiften, und was sie selbst erwerben.

Der amerikanische Professor bezieht daher kein Kollegiengeld; dies geht vollständig an die Universität. Er hat auch ein für einen Familienvater sehr

mäßiges Gehalt. Wer in Cambridge-Boston mit 3—4000 Dollars jährlich Frau und Kinder anständig erhalten soll, ist nicht so gut daran wie ein vorgerückter Oberlehrer in Berlin. Auch gibt es keine Alterszulagen, noch weniger eine Pension. Darum haben die einstigen Studierenden von Harvard vor ein paar Jahren eine Viertelmillion Dollars zusammengeschaffen, so daß man jetzt wenigstens die vorgerücktesten ihrer Lehrer auf 4500 oder 5000 Dollars erhöhen kann. An den Studierenden darf man nicht sparen, sonst gehen sie weg, und die Verhältnisse werden noch schlimmer; eher schon am Professor, denn er bekommt in einem Lande, in dem so viele junge Forscher heranwachsen, nicht so leicht eine andre Stellung.

Im Vorbeigehen darf ich hier nicht unterlassen, auf allerlei Übelstände hinzuweisen, die mit solcher Sparsamkeit gegen die Dozenten verknüpft sind. Wer nicht wohlhabend ist und nicht wohlhabend heiraten kann, der muß sich entweder die Wahl des akademischen Lehramts oder die Gründung einer Familie sehr überlegen; das beschränkt die Auslese der Fähigsten, denen ja in praktischen Berufen ein weit glänzenderes Los winkt. Oder sie müssen Nebenbeschäftigungen treiben, z. B. Schulbücher schreiben, was oft recht einträglich ist, oder eine populäre Zeitschrift herausgeben; beides geht auf Kosten ihrer Weiterbildung und ihrer Schüler. Um sie dennoch beim nötigen Amtseifer zu halten, stellt man sie nicht für Lebenszeit, sondern auf Kündigung an. Wenn Mr. Smith als Professor ergraut ist und an einem Frühlingsmorgen in seinem Gärtchen spazieren geht, um sich noch ein bißchen des Lebens zu freuen, so ist er nicht sicher, ob nicht der Präsident des Weges kommt, ihn freundlich grüßt, seine Blumenzucht lobt und beim Abschied die verhängnisvollen Worte einfließen läßt: „Vom ersten Oktober ab müssen wir auf Ihre Dienste verzichten.“ Auch zum Selbstverzicht kann er sich gezwungen sehen, wenn seine Vorschläge nicht mehr berücksichtigt oder gar seine Bezüge gekürzt werden. Was tut dann Mr. Smith? Gute Berufungen bekommt nur, wer fest sitzt und jugendliche Leistungsfrische entwickelt. Dies ist wohl im ganzen amerikanischen Universitätswesen der bedenklichste Punkt.

Aber auch wenn es gelingt, die ordentlichen Ausgaben aus der Einnahme zu decken, entstehen doch durch den Fortschritt der Wissenschaft immerfort außerordentliche Anforderungen: jetzt braucht man eine neue Professur, dann ein neues Institut oder eine vergrößerte Bibliothek usw. Man bedenke, wie bei uns z. B. Göttingen, eine längst ausgebaute und blühende Universität, im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte von einem Etat von ca. 900 000 Mark auf mehr als das Doppelte gestiegen ist. Die Schwesteranstalten jenseits des Ozeans wollen doch nicht zurückbleiben; sie setzen daher ihren Millionären fleißig die Pflicht auseinander, Freigebigkeit gegen die hohen Schulen zu üben, und machen es ihnen möglichst angenehm, die Kasse aufzusperren. Dagegen ist gar nichts einzuwenden; das System, mit dem sie die Sache organisiert haben, verdient sogar Bewunderung.

In der Columbia-Universität wurde mir ein Haus gezeigt, das ganz ausnehmend diesem Zwecke dient. Der Eintretende findet sich in einer viereckigen Halle, auf deren Boden ein Modell der ganzen Universität aufgebaut

ist, samt allen Gebäuden, die vorhanden oder durch Stiftungen bereits gesichert sind. Die Lücken, für die noch Institute nötig, aber mit den vorhandenen Mitteln nicht zu beschaffen sind, fallen scharf in die Augen. Hierher bringt man die Millionäre, von denen zu hoffen ist, daß sie einen Teil ihres Reichtums spenden wollen, zeigt ihnen von der in der Höhe umlaufenden Galerie aus die prächtigen Schenkungen von Geschäftsfreunden, die hiermit ihren Namen schon verewigt haben, und läßt ihnen die Wahl. Je leichter der Geschickte und Glückliche im Dollarlande ein ungeheures Vermögen erwirbt, desto eher ist er oft zu entsprechendem Geben geneigt. Dazu kommt die ausgezeichnete Erziehung, die das amerikanische Volk seinen Großkapitalisten angedeihen läßt. Der Reiche, der nicht im Verhältnis seines Besitzes schenkt, ist nicht geachtet. Vom Milliardär Pierrepont Morgan z. B., der bisher nicht einmal die Gemälde, die er in Europa aufkaufte, ins Land brachte, weil er den Einfuhrzoll scheut, hörte ich nur mit unverhohlener Geringschätzung sprechen. Die Leute haben ein Gefühl, daß wer Tausende von Händen für sich arbeiten läßt, auch besondere Pflichten gegen die Allgemeinheit hat, und betrachten deren Erfüllung als etwas Selbstverständliches. Sie wundern sich, wenn sie aus der Zeitung ersehen, daß Landsleute von ihnen, nur weil sie reich sind, in Kiel mit hohen Ehren gefeiert wurden, denn das seien nicht Repräsentanten des amerikanischen Volkes. Dagegen hat die Einladung des schlichten Professors Peabody zum Teetisch des Kaisers einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. Selbst der Krösus, der schenkt, wird mit Zurückhaltung anerkannt. Als Carnegie, der mit zur Franklin-Feier in Philadelphia erschienen war, am Morgen nach dem Unglück von San Francisco sofort 125 000 Dollars zeichnete, erwartete ich in den Abendzeitungen Ausdrücke lebhaften Dankes; eine halbe Million Mark auf einen Schlag! Aber die Presse von Philadelphia begnügte sich zu sagen: Carnegie hat wenigstens 125 000 $ gegeben, Rockefeller in Chicago nur 100 000 $; vielleicht besinnt sich letzterer noch eines Besseren! Es ist wirklich nicht leicht, dem Temperament des Amerikaners Genüge zu tun. Nur etwas einzig Dastehendes oder etwas Ganzes oder etwas Superlativisches erreicht das Ziel. Carnegies Institution ist einzig in ihrer Art. Rockefeller hat so ziemlich die ganze Universität Chicago auf seine starke Achsel genommen. Leland Stanford und seine Witwe haben allein die Universität in Palo Alto gebaut, an der der Unterricht sogar frei ist. Speyer hat die erste Professur für amerikanische Geschichte und Verfassung in Europa begründet, Pooliter die erste Schule für Journalisten mit zwei Millionen Dollars. Andre haben das größte astronomische Fernrohr, das größte Stadion usw. mit einem Riesenaufwand gestiftet, während sie für eines vom zweiten oder dritten Range keinen Cent übrig gehabt hätten. In solcher Weise werden die außerordentlichen Universitätsbedürfnisse den Nabobs, die gewöhnlich als selfmade men von Haus aus den akademischen Dingen recht ferne stehen, mundgerecht gemacht. Die Ehre ist der wichtigste Hebel; es ist daher für die amerikanischen Universitäten ein Glück, daß sie, gleich den englischen, mehr Ehren zu vergeben haben als die unsern. Harrison, der eine Million Dollars für die Universität Philadelphia gab, wurde zu ihrem Provost erhoben, ähnlich wie Carnegie zum Rektor

von St. Andrews; als solcher promovierte er König Eduard VII. zum Ehrendoktor. Andre bekommen wenigstens die Samtkapuze des Ehrendoktors, die in den angelsächsischen Ländern, wo man fast keine Uniformen sieht, Relief macht. Schon in die Gesellschaft von Gelehrten gezogen zu werden, ist dort für den Geschäftsmann eine Auszeichnung; das Wort scholar hat ja für das angelsächsische Ohr noch einen Zauber; „vote for Gladstone, the scholar" konnte man im Frühjahr 1880 auf den Stalltüren von Midlothian, das er damals eroberte, angeschrieben finden, während bei uns etwa die Aufforderung „Stimmt für Bebel, den Gelehrten" höchstens komisch wirken würde. Es ist nicht das schlechteste Zeichen für ein Gemeinwesen, wenn akademische Ehren solche Geltung haben. Es kommt aber nicht selten noch ein edleres Moment hinzu. Nach allem, was ich z. B. von und über Carnegie hörte und in seiner Selbstlebensbeschreibung las, ist er ein Mann von ernstem, puritanischem Gewissen, der wesentlich deshalb die Hälfte seines jährlichen Einkommens weggibt, weil er es vom sittlichen Standpunkt aus für seine Pflicht hält. Das Gesicht des Amerikaners hat zwei Seiten: die eine ist — man verzeihe mir das nicht genau übersetzbare Fremdwort — shrewd und verrät den geriebenen Geschäftsmann; die andre ist benevolent und erinnert daran, daß die ersten Kolonisten Neuenglands nicht for gold auszogen, sondern for God. Das Land des Dollars ist zugleich, wie uns Professor Peabody gelehrt hat, durch Großtaten des ethischen Idealismus hervorragend. Als Oberlehrer Dr. August Höfer 1905 seine Studienreise nach St. Louis machte, war er erstaunt über die Unentgeltlichkeit der dortigen Staatsschulen, über die Lehrmittelfreiheit selbst für Handarbeit- und Zeichengeräte, über die Krüppelschule der Stadt Chicago, die jeden Tag die leidenden Kinder auf eigenen Wagen kostenfrei von Hause holen und nach Hause bringen läßt. In einem Lande, wo die Reichen die Anstandsgepflogenheit haben, am Sonntag zur Kirche zu gehen, und sei es in die der freiesten Deistengemeinde, ist bei ihren Entschlüssen das Wort des Predigers immer noch häufig mit zu spüren, und den Universitäten ist es gewaltig zugute gekommen.

Nicht immer freilich trifft der Wohltäter die Stelle des empfindlichsten akademischen Hilfsbedürfnisses. Harvard hat z. B. für sein Wettlaufen und dessen Zuschauer ein gemauertes Stadion von riesigem Umfang erhalten und natürlich mit Vergnügen angenommen; aber eine Vergrößerung seiner Bibliothek, deren Räume nicht entfernt mehr langen, wäre gewiß nötiger gewesen. Gebäude zu bekommen, die in die Augen fallen und den Namen des Stifters verewigen, ist überhaupt meist leichter als halb so viel Geld für Bücher und Lehrkräfte. Da ist es denn die Aufgabe der Vertrauensmänner (trustees, overseers), die den Vorstand der Universität bilden, die Mittel irgendwie zu beschaffen, im Notfall aus der eigenen Tasche, und Sache des Präsidenten, das wahre Interesse der Universität wirksam zu vertreten.

Hiermit tritt uns eine Einrichtung entgegen, für die es auf unsern Schwesteranstalten keine völlige Parallele gibt:

Der Präsident.

Er muß ein „starker Mann" sein, a strong man, der das Blühen und Wachsen der Anstalt in jeder Hinsicht betreibt. Verantwortlich ist er nur den Vertrauensmännern. Wird er bei diesen verklagt, so müssen diese sagen können: „Was wollt ihr? Er ist ein starker Mann, wir bekommen keinen bessern, wir halten zu ihm." Hat er diese Rückendeckung, so ist er fast unbeschränkter Herr über den Lehrkörper und kann Absetzungen wie Anstellungen mit einer Freiheit vornehmen, wie sie bei uns kein Minister genießt, kein Monarch gebraucht. Durch solche Einrichtung von Diktatoren liebt es bekanntlich der Amerikaner, gegen die Ungebundenheit seiner Verfassung ein Gegengewicht zu schaffen, um eine wirksame Verwaltung zu ermöglichen. Der Direktor der Kongreßbibliothek kann über seine dreihundert Untergebenen mit ähnlicher Selbstherrlichkeit bestimmen. Dagegen findet die Macht des Präsidenten ihre Grenze an der Bodenschicht der Universität, an den Studierenden. Gegen diese übt er in der Regel das freundlichste Entgegenkommen; denn eine starke Auswanderung der Hörer, selbst ein häufiges Durchfallen bei den Prüfungen würde auf das Gedeihen der Anstalt einen Schatten werfen und wird daher nach Kräften vermieden. Durch den Präsidenten hat der Studierende in Amerika eine Hand auf den Dozenten, wie bei uns durch das Kollegiengeld: so greifen dort die innersten Räder ineinander. Der Kurator an einer preußischen Provinzuniversität, den man am ehesten mit dem „president" in Parallele stellen möchte, hat ein wesentlich verschiedenes Amt; er hat weniger zu sagen, aber auch weniger zu sorgen; er ist ungleich abhängiger nach oben und unabhängiger nach unten; er ist nur ein respektierter Vermittler und nicht ein autoritativer Führer.

Der stärkste Universitätspräsident, von dem ich in Amerika hörte, ist der von Harvard, Charles William Eliot. Man sagt von ihm, er sei auf die Dauer mächtiger als der Präsident der Republik selbst; Roosevelt werde eines Tages in das Privatleben zurücktreten und dann nur mehr als Persönlichkeit, wenn er in politischer Versammlung auftrete, zu wirken vermögen; Eliot aber werde als Leiter von Harvard das geistige Leben des Landes mit beherrschen, solange er lebe. Ich will versuchen, diese merkwürdige Persönlichkeit, die jedenfalls in hervorragendem Maße gezeigt hat, was aus dem Präsidentenamte gemacht werden kann, mit einigen Strichen zu zeichnen.

Bei der Franklin-Feier hörte ich ihn öffentlich sprechen. Ein hoher Mann, ruhig in sich getragen, ein niedersächsisches Gesicht mit amerikanisch energischem Kinn und Mund, so trat er an das Rednerpult, von dem bereits viel Beredsamkeit in die dichtgedrängte Zuhörermenge der Academy of Musik hinabgerauscht war, und begann mit dem schlichten Thema: „Franklin als Buchdrucker", ohne Einleitung, gleich mit einigen biographischen Tatsachen. Er betonte, daß sich Franklin von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn als Mann dieses Handwerks betätigt, gefühlt und mit Vorliebe bezeichnet habe. Durch seine Handhabung der Presse kam er zur Schriftstellerei, die dementsprechend

auf das unmittelbar Nützliche gerichtet war, und selbst in seinen durchdachtesten Äußerungen über Erziehung sei dieser Werdegang noch zu spüren. Franklin bezeichnete nämlich den klaren, überzeuglichen Gebrauch der Muttersprache als den Kern aller Bildung; von ihr aus könne man sich jede alte und moderne Sprache im Bedarfsfalle leicht aneignen. Hiermit hatte uns Eliot von dem historischen Ausgangspunkt seiner Rede unvermerkt zur wichtigsten Unterrichtsfrage der Gegenwart gebracht. Kein andrer Redner wußte so gut aus dem alten Franklin aktuelle Belehrung herauszuholen. In wenigen Sätzen gab er ein einleuchtendes Programm. Aber so wenig ließ er sich zu begeisterter Übertreibung verleiten, daß er sich vielmehr als einziger Kritiker an den Helden des Tages wagte, und zwar mit einer Bemerkung über Franklins geringe Noblesse gegenüber den Frauen. Was er schließlich an Franklins Naturphilosophie lobte, das sind offenbar seine eigenen Ziele: absolute Wahrheitsliebe, Direktheit, Beharrlichkeit.

In privatem Verkehr durfte ich ihm später in Harvard etwas näher treten. Er ist kein Spätaufsteher; vor acht Uhr holte er mich bereits ab und führte mich zu dem viertelstündigen Gottesdienst, mit dem auch seine Universität das Tagewerk beginnt. Als er Präsident wurde, war noch jeder Studierende von Harvard gezwungen, daran teilzunehmen; er machte den Besuch fakultativ. „Die hundert jungen Leute, die aus eigenem Antrieb kommen," sagte er zu mir beim Eintritt in die Kirche, „freuen mich mehr als früher die Tausende von Gezwungenen." Während ein Kirchenlied gesungen wurde, sah ich mir auch das Vorwort des Hymnenbuches an; Eliot, der es bemerkte, machte mich auf das Wort undenominational im ersten Satze aufmerksam, also auf den interkonfessionellen Charakter des religiösen Aktes. Ich sah, wie der ‚starke Mann' von Harvard die Freiheit des Denkens zu respektieren weiß. Noch später, an seinem gastlichen Tisch, war er ein aufmerksamer Beobachter und überließ das Reden wesentlich den andern, die alle bestrebt schienen, vor seinem Urteil zu bestehen. Um so mehr wurde mir in seiner Abwesenheit von seinem Tun erzählt: wie er den englischen Unterricht nach Art und Umfang hob und, um den Studierenden im College eine recht geschickte Ausdrucksweise beizubringen, das System des täglichen Essayschreibens einführte, trotz der damit verbundenen erheblichen Kosten für mehr Lehrkräfte zum Korrigieren; wie er zwischen Universität und höherer Schule mehr Rücksichtnahme herstellte; wie er bei der Berufung von Professoren mehr auf eine Persönlichkeit mit dem inneren Feuer achte als auf eine Berühmtheit mit dicken Büchern usw. Eliot übt offenbar eine persönliche Gewalt auf die Menschen innerhalb Harvards und weithin noch außen, nicht deshalb, weil er etwas Besonderes, sondern weil er einfach das Vernünftige will und dies mit den direktesten Mitteln zu verwirklichen strebt. Es ist das Geheimnis alles Erfolges in praktischen Dingen.

Denkt man sich den Einfluß eines solchen Mannes auf Jahrzehnte ausgedehnt — und alle Dozenten Harvards sind bereits durch Eliot berufen worden —, so begreift man, wie sehr die Universitäten Amerikas danach geartet sind, das Gesicht ihres Präsidenten anzunehmen, während sie bei uns einen historischen Charakter bewahren. In fühlbarer Weise hängt dies mit der republikanischen

Regierungsform zusammen, die in jeder Hinsicht nicht eigentlich die Herrschaft aller, sondern die der Starken bedeutet. Dies weite, monarchenlose Amerika ist das Land der Kraftcharaktere; sie erwachsen mit elementarer Ungebundenheit in akademischer wie in wirtschaftlicher und politischer Sphäre; dies ist die geistige Zufuhr, die wir von drüben hauptsächlich zu erwarten haben.

Politische Stimmungen. Der Professorenaustausch.

In der inneren Politik ergreifen die amerikanischen Universitäten im allgemeinen nicht Partei; sie sind hierin noch zurückhaltender als die unsern. Werden ihnen doch auch die Schüler und die Mittel von Leuten verschiedenster Richtung zugesandt. Es soll ja vorkommen, daß ein durch die Spende eines Trustmannes angestellter Nationalökonom seine Überzeugung nach dieser Richtung hin etwas korrigiert; und es ist begreiflich, daß eine von einer Religionsgenossenschaft gegründete Universität unter sonst gleichen Umständen lieber einen Glaubensgenossen beruft. Aber in der Regel leben die Universitätsmänner hingebungsvoll für die dauernden Ideale der Menschheit und halten die wechselnden Fragen des Tages davon wohl gesondert.

Der äußeren Politik stehen die Universitäten schon deshalb näher, weil die Wissenschaft alle Kulturvölker miteinander in aktive Fühlung bringt. Der Gelehrte muß fremde Sprachen kennen, mit ausländischen Fachgenossen sich benehmen und oft auch persönlich über die Grenze reisen. Da entwickelt sich das Unterscheidungsvermögen für die Nachbarvölker und dementsprechend eine Abstufung der Nächstenliebe. Deshalb kann man auch an den amerikanischen Universitäten deutlich gesonderte Sympathien gegenüber den Engländern, Franzosen und Deutschen beobachten.

Für England kommt es wesentlich in Betracht, daß die Grundlage der ostamerikanischen Kultur auf Schritt und Tritt britisch ist. Indem ich durch die Straßen, Parke, Häuser, Kirchen ging, im öffentlichen und privaten Leben, auf den Gebieten des Schaffens und des Behagens kam ich mir immerfort wie in einem erweiterten England vor. Die Gemeinsamkeit der Sprache erneut jeden Tag den geistigen Verkehr, und vollends im Namen Shakespeares sind alle Englischredenden der Welt *eine* Gemeinde. Ein ergreifender Beweis dafür bot sich bei der Franklin-Feier, als Provost Harrison den König Eduard VII. zum Ehrendoktor proklamierte: bei allen vorausgehenden Männern, denen er diesen Titel und dessen Abzeichen verlieh, hatte er die Verdienste mit einigen lapidaren Worten markiert; ich war begierig, was er, der Republikaner, über den Nachkommen Georgs III. sagen werde; er sagte aber nichts als die Lobeshymne, die der sterbende Gaunt in Shakespeares „Richard II." auf England hält, auf die Königsinsel verteidigt von der Silbersee, und wie elektrisiert begannen die Tausende von Zuhörern, die das Haus bis zum Dache hinauf füllten, Beifall zu rufen und zu schwenken, was sie zur Hand hatten, als gälte es der eigenen Heimat. Die Universitäten, als die wichtigsten Träger der Kultur in der Gegenwart, haben für deren Zusammenhänge naturgemäß die meiste Empfindung. Bei andern Gelegenheiten war deutlich zu spüren, daß es zwischen

Amerika und England noch manchen Erisapfel gibt; die Kämpfe der Franklin-Zeit sind verschmerzt, aber nicht vergessen; dem warmblütigen Temperament des amerikanischen Volkes ist, wie sich zuletzt bei der Venezuelafrage zeigte, ein plötzliches Auflodern alten Hasses noch immer zuzutrauen. Brüderschaft schützt nicht vor Streit. Aber von den amerikanischen Universitäten hat England, solange seine Politik vernünftig gelenkt wird, gewiß nur Gutes zu erwarten.

Frankreich, die republikanische Schwester, das Land der Grazie und der Lebensfreude, genießt in Amerika Sympathien, die in der Geschichte und dem Gemüt wurzeln. „Dear, dear France" erscholl es bei der Franklin-Feier in aufrichtiger Dankbarkeit, wenn von der Hilfe der Pariser Regierung für Washington die Rede war. Man muß auch den Franzosen einräumen, daß sie diese alten Sympathien mit Wärme und mit Geschick pflegen. Die Rede des französischen Botschafters Jusserand, der persönlich gekommen und als Verfasser geschätzter Werke über englische Literatur von vornherein den akademischen Zuhörern angenehm war, konnte für den Zweck, den Amerikanern die Freundeshand zu drücken, ohne Dritte zu verletzen, nicht passender stilisiert sein. Auch ist die Pariser Universität in der Einladung eines Harvarder Austauschprofessors hinter Berlin nicht zurückgeblieben; Professor Wendell hat dort im letzten Winter unter größtem Beifall über amerikanische Literatur gelesen und ist überhäuft mit Liebenswürdigkeit nach Boston zurückgekehrt. In der Behandlung von Demokratien haben wir von unsern westlichen Nachbarn noch vieles zu lernen.

Den Deutschen gegenüber spricht die Vergangenheit nicht ganz deutlich. Die armen, verkauften Hessen, auf die der Große Friedrich, wenn sie durch sein Gebiet marschieren mußten, per Kopf Viehzoll erhob, sind auf Long Island doch eigentlich mit ganz unnötiger Tapferkeit auf die Freiheitskämpfer losgegangen, während General Steuben, der mit Friderizianischer Disziplin die Milizen Washingtons befähigte, nach jeder Niederlage dem Feind mit bewundernswerter Beharrlichkeit wieder die Stirne zu bieten, als echt preußischer Offizier bescheiden hinter seinem Imperator zurücktrat. Für die Verdächtigung unsers Tuns und Wollens in der Gegenwart sorgt eifrig die englische Presse, deren Gift von den anglo-amerikanischen Zeitungen nur zu häufig unbesehen übernommen wird. Aus mancherlei Proben dieser Art greife ich einen Leitartikel heraus, der am 22. April 1906 in „The Pittsburg Sun" erschien, und zwar zur Begrüßung des deutschen Botschafters, der eben Pittsburg besuchte. Da war u. a. im Hinblick auf Südamerika und ein angebliches Allianzwerben Deutschlands zu dessen Eroberung (!) zu lesen:

> „Bereits hat die halbe Million Deutscher in Brasilien (!) die Politik und Wirtschaft der schwächeren lateinischen Völker an sich gerissen. Brasilien ist nicht der einzige südamerikanische Staat, wo man den deutschen Einfluß empfindet. Ecuador, Bolivia, Peru, Argentinien, alle diese und andre geraten jedes Jahr in engere Handelsverbindung mit dem Kaiserreich. Weil Deutschland schwach ist, sieht es sich um nach Bundesgenossen. Weil Deutschland stark ist, sucht es ein Bündnis

mit den Vereinigten Staaten. Verbündet könnten die beiden Staaten wohl die Welt herausfordern. Eine solche Allianz würde zur Aufsaugung jedes kleineren Staates in Europa führen, der den Reichtum oder die Macht Deutschlands mehren könnte. Der nächste Schritt wäre der Bruch des Bündnisses und die deutsche Eroberung von Südamerika. Der nächste Schritt kann nicht mit Wahrscheinlichkeit vorhergesagt werden. Jede wie immer geartete Allianz würde für die Vereinigten Staaten schädlich sein. — Heute ist Deutschland der gewaltigste Nebenbuhler Amerikas; morgen kann es unser tödlichster Feind sein."

Wir kennen das Liedlein, das nicht umsonst gerade den Industriellen der Carnegieschen Eisenstadt zum Empfang unsres Botschafters gesungen wurde. Die Quelle ist in der Richtung zu suchen, wo der Vorteil liegt, wenn sich die Vereinigten Staaten und Deutschland nicht vertragen. Die Lüge von den deutschen Absichten auf Südamerika wird so trotz aller Erklärungen in der deutschen Presse den Angloamerikanern immer wieder in ihrer Sprache aufgetischt, bis sie festsitzt. Die Kraßheiten, die man den Pittsburgern zu bieten wagte, sind ein Beweis, daß die Verleumdung schon recht tief eingefressen hat. Solcher Argwohnsgebilde gibt es eine Menge. Ich staunte, aus Zeitungen und Gesprächen zu erfahren, welch höllische Absichten wir in Algeciras hatten, welche Sklaven des Kaisers wir sind, wie bettelhaft unsre Arbeiter vegetieren. In einem demokratischen Lande dürfen solche Stimmungen nicht unterschätzt werden; sie drücken auf die Wahlen, sie werden die Regierungsperiode des einsichtigen Roosevelt überleben. Und abgesehen von allen praktischen Folgen: die Ehre Deutschlands steht auf dem Spiele. Wie sollen wir dagegen aufkommen? Unser eigenes Wort wird drüben von der erdrückenden Mehrzahl nicht verstanden, daher nach Belieben totgeschwiegen. Die Deutsch-Amerikaner müssen jeden Tag von neuem die Loyalität beweisen, die sie aus guten Gründen stets bewiesen haben; sie sind fleißige, ordnungsliebende Bürger, werden als ruhiges Kulturelement geschätzt und stehen sich dabei wirtschaftlich oft recht gut; ihre Anhänglichkeit an deutsche Sprache, Dichtung, Musik und Lebensfreude berührt ungemein wohltuend; aber in der Politik haben sie weder einen aktiveren Ehrgeiz noch eine starke Organisation. Sie würden auch nicht unparteiisch genug erscheinen, um uns mit Erfolg zu verteidigen. Wo haben wir englischredende Freunde unter dem Sternenbanner, die aus redlicher Liebe zu uns und zur Wahrheit sich die Mühe nehmen, die öffentliche Meinung zu berichtigen oder gar für uns zu erwärmen? Ich fand sie nur an den Universitäten. Da sind sie gerade in den letzten Jahren anläßlich der Schiller-Feiern, der Vorlesungen von Ludwig Fulda u. a. zahlreich in die Öffentlichkeit getreten. Harvard hat durch die Gründung des German Museum seine Schätzung für deutsche Kunst, überhaupt für deutsche Art in Stein und Erz ausgedrückt. Professor Learned in Philadelphia, ein Mann ohne einen Tropfen deutschen Bluts, hielt 1898 in New York eine Rede über „Bismarck's Service to German Culture", die den Geist Carlyles atmet; er hat in den German-American Annals eine eigene gelehrte Zeitschrift geschaffen, um die historische Verbindung seines und unsres Volkes zu beleuchten; ein Kreis jugendlicher Germanisten hat sich um

ihn gesammelt und wird seine Bestrebungen fortsetzen. Professor Peabody, der eben von seiner Austauschdozentur an der Berliner Universität zurückgekehrt war, fand ich beschäftigt, in einer Woche drei öffentliche Vorträge zu halten, um seine Landsleute über unsre Verhältnisse aufzuklären. Warum diese Männer für uns einstehen? Weil sie bei uns gearbeitet, weil sie die Segnungen deutschen Universitätslebens und -strebens erfahren haben. Wie geht es in Leipzig, im schönen Heidelberg, im „gemietlichen" Berlin: mit solchen Fragen wurde ich da und dort empfangen. Die Herren hatten nicht bloß angenehme Erinnerungen mitgebracht, sondern auch die Methoden, die Forschungsfreude, die Hingebung an die reine Wissenschaft. Es kam mir ganz ungewohnt vor, als Deutscher im Auslande von einer Masse so herzlich aufgenommen zu werden. Unsre Hochschulen haben die jungen Amerikaner, die herüberkamen, sachlich behandelt, wie es die Wissenschaft fordert, da sie ja der Menschheit gehört; ihr Dank aber ist ein persönlicher, und indem sie deutsches Wesen fördern, glauben sie zugleich als gute Patrioten ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen.

In diesen Empfindungen wurzelt drüben der Professorenaustausch.

Nicht von Amerika ging die Einladung aus, sondern von deutscher Seite, von der älteren Firma. Mit bemerkenswertem Takte hat uns Harvard als ersten Austauschprofessor nicht einen Forscher gesandt, wie um uns neue Kenntnisse und Methoden zu lehren, sondern einen Mann der Ethik, der vom Anfang bis zum Ende seiner Berliner Lehrtätigkeit keinen Zweifel daran ließ, daß er die beste Frucht der Einrichtung im Austausch von Charakteren, in der Mission von Persönlichkeiten, in der unmittelbaren Berührung mit dem Ringen und Streben des andern Teils erblickt. Mit ähnlichem Takte ist die Roosevelt-Professur von Columbia aus begründet worden, um uns speziell amerikanische Geschichte und Verfassung zu erklären, die gewiß nur ein Sohn des Landes aus dem vollen Leben heraus erklären kann — Professor Burgeß hat dies eben bewiesen —, und zugleich soll unsre Geschichte und Verfassung drüben durch eigene deutsche Professoren gelehrt werden. Keine Beschränkung ist uns in der Auswahl der Sendlinge zugemutet worden. „Send us your best man," hieß es, „and we shall give him our best welcome." Professor Peabody hat unsre Leute sogar aufgefordert, in Harvard Deutsch zu sprechen, da sich das Feinste und Innerlichste einer Persönlichkeit immer nur in der Muttersprache mitteilen läßt, und er fügte die Aussicht hinzu, daß gewiß viele amerikanische Studierende sich dadurch zur Erlernung des Deutschen antreiben ließen. Auch ist nicht etwa zu befürchten, daß nur wenige amerikanische Professoren bereit sein würden, auf Austausch zu uns zu kommen. Soweit ich sehen konnte, wird eine solche Berufung, wenn sie auch Opfer kostet, als eine Auszeichnung angestrebt. Nicht ist der Vortritt Harvards von seiten der andern Universitäten etwa wie ein Abenteuer aufgefaßt worden, sondern als eine ruhmversprechende Tat, die nicht das Monopol einer einzigen Universität, und sei es die älteste des Landes, bleiben sollte: diese Ansicht wurde mir öfters angedeutet. Kurz, auf unsre Einladung sind die akademischen Kreise Amerikas, speziell Neu-Englands, auf eine Weise ein-

gegangen, die uns alle Ehre antut und als ein Ausdruck wirklicher, aktiver Sympathie bezeichnet werden muß.

Für uns aber ist es schon im Sittenkodex der Wissenschaft begründet, daß wir den amerikanischen Professor, auch wenn er in einer von uns längst mit Erfolg gepflegten Disziplin uns Neues lehren will und wenn er selbst von deutscher Schule ausgegangen ist, auf unserm Katheder herzlich willkommen heißen. Denn in der Wissenschaft muß der Älteste jeden Augenblick bereit sein, vom Jüngsten zu lernen; und ein Lehrer, der den richtigen Stolz hat, läßt sich von niemandem lieber übertreffen als vom eigenen Schüler.

Zu bloßer Sympathiebezeugung, Repräsentation und Ostentation endlich würden ernste Amerikaner wie Präsident Butler von Columbia und Präsident Eliot die Hand nicht leihen. Ihre Absicht geht vielmehr auf gemeinsame geistige Arbeit. Aus solcher ist das ganze Tauschsystem hervorgegangen; sie soll durch dieses noch lebhafter und intimer werden. Aus dem vorstehenden Vergleich amerikanischer und deutscher Universitäten mag sich ergeben, daß sie einander hinreichend ähnlich sind, um sich vollauf zu verstehen, und zugleich hinreichend unähnlich, um sich mannigfach anzuregen. Arbeit ist das Realste und Unverwüstlichste, was es auf Erden gibt; darum scheint mir die Einrichtung auf soliden Boden gegründet, wenn es anfangs auch einige Tastversuche kosten wird, bis alle Pfeiler fest stehen und alle Räder glatt laufen.

Altorientalische Nachdichtungen.

Von

Hermann Gunkel.

Gnostisches.

1. Einlaß.

Hier steht er an des Himmels Pforte.
Wer läßt den müden Pilgrim ein?
Wer wird zum tief geheimen Orte
Der armen Seele Führer sein?

Will keiner aus der Seligen Reigen
Die hochgelobte Stadt ihm zeigen?
Kein Engel ihm herniederschweben
Und ihm die güldenen Riegel heben?

Und ihm entgegen schallt der Chor:
„Dein Glauben in der Pilgerzeit,
Der öffnet dir das Tor,
Und der ist dein Geleit!"

(Nach dem Mandäischen.

2. Christus spricht:

Durch die Himmel laß mich wallen,
Vater, hin zur Erde gehn,
Und nach meinen Brüdern allen,
Nach den Gott-Verlaßnen sehn.

Wie der scheue Hirsch mit Beben
Flüchtet, wenn die Jagd erschallt,
Sind der Angst sie hingegeben
In des Lebens wildem Wald.

Bald von Todesfurcht berückt,
Bald von Lebensluft entzückt,
Durch den Schein der Welt verwirrt,
Von der Wahrheit abgeirrt,

Ew'ges Leben heiß verlangend,
Vor dem bittern Hades bangend,
Nach dem Urgrund sehnen
Sie sich heim mit Tränen.

Laß mich den Verlorenen
Dein Geheimnis künden,
Daß die Erd-Geborenen
Himmels Wege finden.

Gib die Macht, daß ich entriegele
Todeshaft-verfall'ne Sünder!
Gib die Siegel, daß ich siegele
Neugezeugte Gotteskinder!

Kehr ich einst zurück zum Throne,
Reiß ich viele mit hinan;
Jubelnd folgen sie dem Sohne
Auf der neugebrochnen Bahn!

(Nach einem gnostischen Hymnus.)

3. Osterhymnus.

Bist nun doch aus Wintersnacht,
Aller Welt Verlangen,
Frühlingsglanz und Sonnenpracht,
Aus dem Zauberschlaf erwacht,
Herrlich aufgegangen!

Mußtest du in Meeres Grund
Auch in Banden liegen,
Wurdest Herr im tiefsten Schlund,
Schlugst den Drachen todeswund,
Bist emporgestiegen!

Wenn der Held zum Himmel dringt,
Zu der Väter Throne,
Jubel ihm entgegenklingt;
Selbst der Chor der Götter singt
Hymnen ihrem Sohne:

„Nimm die Kronen hin, du Held,
In dem heiligen Kreise!
Herrsche in der ganzen Welt,
Die dein goldner Strahl erhellt,
Gnädig, mächtig, weise!"

Und schon naht in weißem Kleid
Dir in Hochzeitsreigen,
Ganz mit Lenzesgrün bestreut,
Die den alten Stamm erneut,
Götter wird erzeugen!

Preisen deine Herrlichkeit
Alle Himmel droben,
Laß auch uns, die du im Streit
Von dem Ungetüm befreit,
Unsern König loben!

Israelitisches.

1. Hymnus.

Wenn des Meeres Fluten schwellen,
Bleibst der Herrscher, Jahve, du,
Stillst das Toben seiner Wellen,
Bringst die Brandung bald zur Ruh;
Zwingst es, stillzustehn am Lande,
Setzest Grenze ihm und Bord,
Legst es fest in Schluß und Bande,
Siegelst es mit Zauberwort.

Hast ja einst in alten Stunden,
Jahve, deine Macht gezeigt,
Rahabs Ungetüm gebunden,
Seine Helfer tief gebeugt;
Hast die Welt für dich gewonnen,
Himmel, Erde, Meer und Land.
Jubelnd preist das Licht der Sonnen
Deine starke Schöpferhand.

Heil dem Volk, das deinen Namen
Aus der Väter Wissen kennt;
Heil dem auserwählten Samen,
Der dich preisend, betend nennt!
Rasen wieder Feindes Wogen,
Wird der alte Drache frei,
Kommst als Heiland du gezogen:
Alte Taten werden neu!

2. Der Prophet.

Graufig will die Nacht beginnen:
Los ist aller Schrecken Heer.
Und ich spür's in allen Sinnen,
Und ich ahn' es dumpf und schwer.

Laß das eigne Denken schweigen,
Halte alles Ird'sche fern!
Nur im Dunkeln kann sich's zeigen,
Nur im Stillen spricht es gern.

Alles fühlt ich schweben, fallen.
Da, mit Macht, es tritt hervor.
Eine Stimme hör ich schallen.
Rede, Herr! Es lauscht mein Ohr.

3. Gottes-Nacht.

Hör ich das Gebraus von Wogen?
Lauter wird's? Es zieht herbei!
Völker kommen hergezogen,
Stürmen an mit wildem Schrei!

Doch entgegen den Gewittern
Hoheitsvoll ein Zorneswort!
Und ich schau die Reihen zittern,
Helden taumeln, stürzen fort!

Spät am Abend grauses Toben;
Früh am Morgen ist's vollbracht.
Unsere Räuber sind zerstoben
In der einen Gottes-Nacht!

(Nach einem Gesicht des Jesaja.)

Aus dem Hohen Liede.

1. Der eigene Weinberg.

Schwarz bin ich, doch lieblich,
Jerusalems Töchter,
Wie Kedars Gezelte,
Wie Teppiche Salmas![1])
Schaut nicht so her,
Daß schwärzlich ich bin,
So sonnenverbrannt.
Die Söhne der Mutter
Zürnten auf mich,
Zur Weinbergshüterin
Setzten sie mich.
Doch den eigenen Weinberg
Behütet' ich nicht.

[1]) Kedar und Salma sind arabische Stämme, deren Zeltdecken aus schwarzbraunen Ziegenhaaren gewoben sind.

2. Im Weinhaus.

Er führte mich zum Weinhaus hin,
Sein Zeichen[1]) war über mir Liebe!
O gebt mir Rosinen, erquickt mich mit Äpfeln,
Denn ich bin liebeskrank!
Unterm Haupt mir seine Linke,
Seine Rechte herze mich!

„Zions Töchter, seid beschworen
Bei den Hindinnen des Feldes:
Weckt, erweckt nicht meine Liebste,
Bis es selber ihr gefällt!"

3. Vor dem Fenster.

Horch, mein Liebster! Horch, er kommt!
Springt über die Berge, hüpft über die Hügel.
Er gleicht der Gazelle, dem jungen Hirsch!
Horch, da steht er hinter der Mauer,
Späht durchs Fenster, blickt durchs Gitter.
Und nun hebt er an und spricht:
„Auf, Geliebte! Schönste, komm!
Denn der Winter ist vorüber,
Und der Regen fortgezogen.
Blumen sprießen auf den Fluren,
Sanges Zeit ist nun gekommen,
Und die Turtel ruft im Lande.
Feigen reifen schon am Baume
Und die Reben duftend blühen.
Auf, Geliebte! Schönste, komm!
Taube in den Felsenspalten,
Im Versteck der Felsenklippen,
Laß mich deinen Anblick sehen,
Laß mich deine Stimme hören,
Denn dein Anblick ist mir süß,
Deine Stimme klingt so schön!"

4. In der Nacht.

Nächtens auf dem Lager sucht ich
Ihn, den meine Seele liebt.
Suchte ihn und fand ihn nicht.

Will nun auf, die Stadt durchschweifen,
Auf den Märkten, Straßen suchen
Ihn, den meine Seele liebt.
Suchte ihn und fand ihn nicht.

[1]) Wohl Anspielung auf das Zeichen über der Tür des Wirtshauses.

Wächter, unsere Stadt durchschweifend,
Fanden mich: „Habt ihr gesehen
Ihn, den meine Seele liebt?"

Kaum vorbei an ihnen, fand ich
Ihn, den meine Seele liebt.
Halte ihn, will ihn nicht lassen,
Bis ich ihn zum Haus der Mutter
In die Kammer derer bringe,
Die mich einst geboren hat.

„Töchter Zions, seid beschworen
Bei den Hindinnen des Feldes:
Weckt, erweckt nicht meine Liebste,
Bis es selber ihr gefällt!"

5. Der Bruder.

Wärst du, Liebster, doch mein Bruder,
Den der Mutter Brust gesäugt!
Träf ich dich vor allen Leuten,
Dürft ich ungescheut dich küssen!
Führte dich ins Haus der Mutter,
Brächte dich zur Kammer derer,
Die mich einst geboren hat!
Tränkte mit Granatenmost dich,
Mit dem süßgewürzten Weine.
Unterm Haupt mir seine Linke,
Seine Rechte herze mich!

„Zions Töchter, seid beschworen
Bei den Hindinnen des Feldes:
Weckt, erweckt mir nicht die Liebste,
Bis es selber ihr gefällt!"

6. Glut der Leidenschaft.

Dem Siegelring gleich leg mich ans Herz[1]),
Dem Reife gleich an den Arm!
Denn Liebe ist wild wie der Tod,
Der Leidenschaft Wut wie der Hades!
Ihr Feuer ist glühendes Feuer,
Ist Flamme, die Jahve entfacht hat!
Wasser löschen Liebe nicht aus,
Und Ströme schwemmen sie nicht hinweg!
Gäb jemand des Hauses Schätze
Um Liebe, man würd' ihn verachten!

[1]) Man trägt den Siegelring an einer Schnur über der Brust.

Beiträge zur Kulturgeschichte des Rheinlandes.

In dem kleinen Aufsatz, den das Januarheft der „Deutschen Rundschau“ von 1899 unter der gleichen Überschrift brachte, ist neben den ersten Bänden des damals im Erscheinen begriffenen monumentalen Werkes über die rheinische Städtekultur, das von dem Freiherrn Cornelius Heyl zu Herrnsheim seiner Vaterstadt Worms gewidmet ist, auf die von Herrn Dr. Paul Kaufmann herausgegebene Schrift „Zur Geschichte der Familien Kaufmann aus Bonn und v. Pelzer aus Köln“ als eine wertvolle und zuverlässige Quelle für künftige Kulturhistoriker des Rheinlandes hingewiesen worden. Das großartig angelegte Wormser Stadtbuch hat durch das Erscheinen seines dritten und vierten Bandes längst seinen Abschluß erreicht und das Glück gehabt, daß ihm vom Beginn bis zum Schluß die Künstlerhand Joseph Sattlers treu geblieben ist, der die weit ausholenden und tiefgründigen archivalischen Forschungen von Heinrich Boos durch geistreiche Illustrationen recht eigentlich erleuchtet hat. Inzwischen hat auch der Geheimrat Kaufmann trotz seiner amtlichen Tätigkeit, die ihn vor kurzem an die Spitze des großen Reichs-Versicherungsamtes gebracht hat, Muße gefunden, um jenes Familienbuch durch Nachträge zu ergänzen, die unter dem Titel „Aus den Tagen des Kölner Kurstaates“ im Verlage von P. Hanstein in Bonn erschienen sind, und denen in mehrfacher Hinsicht ein über den Familienkreis hinausgehendes Interesse beigelegt werden darf.

Gestützt auf Aufzeichnungen und Familienüberlieferung entwirft der Verfasser ein Feld von dem behaglichen Dasein, dessen sich die Bürgerschaft der kurkölnischen Residenz Bonn unter dem milden Regiment der geistlichen Landesherren zu erfreuen hatte. Kurfürst Clemens August, ein Wittelsbacher Prinz, war gleichzeitig Inhaber der reichen Bistümer Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim; diese Pfründenhäufung gewährte ihm die Mittel, seine Bauluft durch Errichtung stattlicher Prachtbauten zu befriedigen und einen glänzenden Hofstaat zu führen. Die bürgerlichen Patrizierfamilien und die ihnen vielfach verwandten Geschlechter des Landadels fanden in den Stellungen der Landesverwaltung, den Hofämtern und in den geistlichen Präbenden mannigfaltige, meist gut ausgestattete Unterkunft, die ihnen in Verbindung mit einigem Landbesitz oder städtischem Erwerb eine verhältnismäßig reichliche Lebenshaltung gestattete. Es werden Nachlaßinventare mitgeteilt, Wohnungseinrichtungen geschildert, die weit über die anderwärts, z. B. in den Zeichnungen von Chodowiecki, bezeugte Einfachheit ähnlicher Verhältnisse im Osten von Deutschland hinausgehen. In einem Fall wird die ungewöhnlich große Menge Leinenzeug, Porzellan und Fayencegeschirr hervorgehoben; es werden eine größere Zahl von Tabatièren und einhundert gerahmte Kupferstiche erwähnt; reichhaltig war die Bibliothek, auch der Weinkeller gut gefüllt. In einem andern Fall erhalten wir einen Einblick in das Innere eines Bonner Patrizierhauses, dessen Prunkzimmer mit seidenen Tapeten und Polstermöbeln, ein Musikzimmer, Billardraum usw. mit allem Zubehör vorgeführt werden. In anmutigen Genrebildern wird die „gute, alte kurfürstliche Zeit“

vergegenwärtigt; der von Zwang und steifer Etikette freie Verkehr, in dem die Kurfürsten zu den Familien, namentlich zu den Kindern ihrer Umgebung, standen; die rheinische Fröhlichkeit, die mit ihrer Tanzlust und ihrer Freude an guter Hausmusik auch den Kurfürsten nicht fremd blieb. Bildung und künstlerisches Wesen wurden, wie diese Mitteilungen bestätigen, im 18. Jahrhundert am Rhein nicht nur in den höheren Beamtenfamilien, sondern auch im Mittelstande eifrig gepflegt. Die Musik war nicht eine Liebhaberei des Hofes, sondern Gemeingut des Volkes. „Man kann mit einigem Recht behaupten, daß Bonn am Ausgange des 18. Jahrhunderts in Deutschland dieselbe hervorragende Stellung für Musik eingenommen hat wie Weimar für Literatur und Poesie." Jawohl, unter dem Krummstab war gut wohnen, und es ist begreiflich, daß namentlich in den Familien, die sich der Annehmlichkeiten dieser Herrschaft in besonderem Maße erfreuen durften, das Andenken an die kurfürstliche Zeit noch lange dankbar in Erinnerung geblieben ist.

Aber auch die Kehrseite der Medaille wird in der Kaufmannschen Schrift nicht verheimlicht. Die Erlebnisse einiger Verwandten, die als Offiziere in kurkölnischen Diensten gestanden haben, geben dem Verfasser Anlaß, auf die Schicksale der Kontingente einzugehen, die der Kurstaat zu den Reichsarmeen im Siebenjährigen Kriege und zu den Kriegen gegen die französische Republik zu stellen hatte. Nach dem Reichsschluß von 1681 entfielen auf Kurköln 192 Mann zu Pferde und 863$^{7}/_{9}$ Mann zu Fuß. Da bei Aufbietung der Exekutionsarmee gegen König Friedrich von Preußen 1757 die Aufstellung des dreifachen Kontingents beschlossen worden war, so hatte Kurköln samt seinen Nebenländern zu jener Armee, die ein ominöser Druckfehler des Reichspatents statt eine „eilende" bekanntlich als eine „elende" bezeichnet hatte, etwa 5000 Mann zu stellen. Bei Ausbruch des Krieges befanden sich diese Truppen in der traurigsten Verfassung; die Ausrüstung war durchaus mangelhaft, Kanonen und sonstiges Kriegsgerät zum Teil unbrauchbar, die Leute ungeschult, die Offiziere fast durchweg ungeeignet, dazu schlechte Verpflegung und beständige Geldnot. Schon auf dem Marsch nach Bonn waren von den beiden Münsterschen Bataillonen so zahlreiche Mannschaften desertiert, daß der Kurfürst einen Generalpardon für „die Münsterschen Deserteurs" erlassen mußte. Dazu die Oberleitung so unkriegerisch und so engherzig wie möglich. „Du hast dahin zu sehen," heißt es in dem Erlaß des Kurfürsten an den Kommandeur des Leibregiments vor dem Ausmarsch zur Reichsarmee, „daß das Deinem Kommando übergebene Regiment nicht durch ungleiche Dienstleistung ruiniert noch unnötigerweise, noch außer der ordentlichen tour in Gefahr gestellt, sondern soviel wie möglich imstande erhalten werde . . ." Daß einem derartigen Truppenteil in einem Feldzug gegen Friedrich den Großen keine Lorbeern beschieden sein würden, ließ sich von vornherein erwarten. Die Reichsvölker sind denn auch mit Soubises Franzosen nach Roßbach um die Wette davongelaufen.

Jawohl, unter dem Krummstab war gut wohnen, solange die Zeiten friedlich blieben oder solange der Schutz eines Mächtigeren Deckung bot. Aber einen Staat kann man doch ein Gebilde nicht nennen, das nicht aus eigener Kraft zu bestehen vermag. Gewiß haben die wohlhabenden Patrizier von Bonn und Köln und andern Städten der rheinischen Pfaffengasse einen großen Teil des 18. Jahrhunderts hindurch eine behaglichere Existenz genossen als die entsprechenden Klassen in den brandenburgisch-preußischen Landesteilen, die ihrem großen König in harter Arbeit die Grundlagen der künftigen Staatsordnung in Deutschland legen halfen, während jene in politisch verkommenen Zuständen ein nahezu staatloses Dasein führten. Dafür wurden jene Kurfürstentümer, Bistümer, Stifter, Reichsfürstentümer usw. von dem Sturme der Revolutionszeit weggefegt:

Wie auf der Heide Grund ein Wurmgeniste,
Von einem Knaben scharrend weggewühlt,

und es bedurfte des ganzen Einsatzes der preußischen Volkskraft, um die linksrheinischen Gebiete Deutschlands der Fremdherrschaft wieder zu entreißen.

Es ist den Rheinländern nicht leicht geworden, sich in das preußische Wesen zu finden. Die preußische Strammheit war ihnen lange Zeit höchst unsympathisch. Der Verfasser weist darauf hin, daß dies auch anderwärts der Fall gewesen ist. Er hat vollkommen recht; die feste Ordnung eines selbständigen, wehrhaften Staates verlangt Opfer, die in dem Schmarotzerdasein eines auf Regimentsunkosten vegetierenden Gebildes nicht gebracht zu werden brauchen. Aber die Rheinländer haben mit dem hellen Blick, der sie auszeichnet, bald erkannt, daß die Zugehörigkeit zu einem wirklichen Staate der Opfer, die er fordert, wert ist, und sie haben nie gezaudert, diese Opfer zu bringen, wenn es verlangt wurde.

P. D. Fischer.

Wilhelmine von Graevenitz.

Die „Landverderberin".

Wer war Wilhelmine von Graevenitz und warum „die Landverderberin"? Warum wird bis auf den heutigen Tag ihr Name in Württemberg mit einer Art angstvoller Scheu genannt — und weshalb lebt der Schrecken, den ihre überwältigende und berauschende Persönlichkeit verbreitet hat, in unsrem Jahrhundert fort, so daß ihre Geschichte und ihr Andenken noch immer wie ein grausiges Märchen die sonnigen Hänge von Ludwigsburg und das reizende Schloß „Favorite" umschatten? Es ist, als ob diese Frau über die Schauer des Grabes hinaus ihre Gewalt behalten habe. Die von Anfang bis zu Ende genau dokumentierte Biographie Wilhelminens von Graevenitz ist einer der spannendsten Romane, den verstaubte Archive und Gerichtsakten bergen.

Aus dürftiger Enge zu unumschränkter Herrschaft gelangt, ist Wilhelmine von Graevenitz die erste Fürstenmaitresse in Deutschland, die in frevelhaftem Hochmut ungezügelt ihren Lüsten und Launen frönt, mit grausamer Härte ihre Feinde verfolgt, das Land aussaugt, daneben aber Kunstfreude und verfeinerte Lebensführung, raffinierten Luxus und geistreichen Genuß an einen ziemlich rohen Hof trägt. Ein geradezu dämonischer Zauber umgibt dieses „Überweib", dem es aber auch nicht an persönlichem Mut, an Willenstärke und sogar Charakter fehlt. Von Haß umgeben, ist sie ihren wenigen Freunden treu bis zum äußersten. Sie scheut vor der öffentlichen Meinung nicht zurück; sie hält die schützende Hand über die Juden, und in der Stunde der Gefahr, als Hexe zum Tode verurteilt, ist es ein Jude, der sie errettet.

In dem mecklenburgischen Städtchen Güstrow erblickt Wilhelmine von Graevenitz das Licht der Welt. Sie genießt durch Zufall und einen französischen Schulmeister eine merkwürdige Erziehung, die sie für ihr Los ausgezeichnet vorbereitet. Eine Hofintrige, bei der ihr eigener Bruder, Kammerjunker und später Minister des Herzogs, die Hand im Spiel hat, lockt sie 1706 nach Württemberg, wo es gilt, eine unliebsam gewordene Maitresse des regierenden Herzogs Eberhard Ludwig zu stürzen. Hier beginnt ihre Laufbahn als romantisches Schäferspiel und poetisches Liebesdrama. Die Künste der gewiegten Kokette werden noch überboten durch die Geschicklichkeit dieses weltfremden Provinzkindes, dem sogar die Eifersucht der gekränkten, tugendhaften Herzogin dazu dient, die Leidenschaft des Herzogs zu entflammen.

Zum Hoffräulein ernannt, muß sie doch vom Hof entfernt werden. Die Herzogin Johanna Elisabeth will die Graevenitz nicht um sich dulden, der Herzog sie nicht missen. Die Graevenitz hat das Talent, den Herzog zu unterhalten und

zu beschäftigen; bald spielt sich das ganze Hofleben ausschließlich in ihrer Umgebung ab. Ihre Macht und ihr Einfluß wachsen, und immer tiefere Schatten senken sich auf die gekränkte Herzogin.

Indessen verbreitet sich ein unheimliches Gerücht: „das fremde Edelfräulein hat den bösen Blick!" Es ist nicht gut, ihr entgegenzutreten; sie steht mit dem Teufel im Bunde, sie ist eine Hexe. Ihr schmeichelt dieser Aberglaube, gegen dessen Verbreitung sie nichts tut. Im Gegenteil scheint sie mit Vorliebe ihre höllische Macht zu betonen. Die alte Arie aus Lullys „Medusa" schwirrt einem durch den Sinn, und von Glasflöten, Hoboen und andern aus der Mode gekommenen Instrumenten begleitet, meint man die Verse zu vernehmen:

Si je n'ai plus la joie
D'être l'amour du monde,
J'ai le plaisir nouveau
D'en devenir l'effroi —

Es scheint fast, als habe die Graevenitz ihre Karriere in diesem Sinn ausgestalten wollen. Aber die Rolle einer Hexe im Anfang des 18. Jahrhunderts zu spielen, war ein gefährliches Unternehmen.

Ihr hochfahrendes Wesen erbittert das Volk, und sein Haß glimmt, bis ihn ein fanatischer Wanderprediger zu heller Glut entfacht. Während der Herzog beim Reichsheer steht, wird die Sünderin im Lusthausgarten von einem rasenden Pöbelhaufen überfallen und verfolgt und rettet ihr Leben nur wie durch ein Wunder.

Sie flüchtet in die Schweiz, erreicht aber, vielleicht gerade dadurch, daß ihr hoher Liebhaber für sie den tollsten Streich seines Lebens begeht, die Armee unbefugter Weise verläßt und sich mit ihr am 29. Juli 1707 von einem lutherischen Geistlichen in aller Form trauen läßt. Als regierender Herr habe er das Recht, seine frühere Ehe zu lösen.

Zur Gräfin von Urach erhoben, durch die großartigsten Schenkungen bereichert, führt die neue „Gemahlin" des Herzogs glänzenden Hof in Urach, wo sie, von ihren Kreaturen umgeben, sich einen Similihofstaat bildet. Da sie mit Geist und Phantasie über große Geldmittel verfügt, fehlen die vornehmen Gäste von nah und fern nie, obgleich der größte Teil des württembergischen Adels reichsunmittelbar und, wie die Dinge lagen, begreiflicherweise durchaus abgeneigt war, dem Pseudohof durch seine Gegenwart Glanz zu verleihen. Der Herzog mußte darum sein Gefolge aus den verarmten Junkern andrer deutscher Länder rekrutieren, die wiederum gefügige Werkzeuge in den Händen der Graevenitz wurden und deren unumschränkte Herrschaft befestigten.

Während dieser Zeit wird Wilhelmine beschuldigt, durch einen ihrer Vertrauten, den Italiener Ferrari, einen Vergiftungsversuch an der Herzogin begangen zu haben. Der Versuch schlägt fehl. Es folgt ein zweiter, den die Geistesgegenwart der Herzogin vereitelt. Der Italiener wird gefangen, bleibt aber unbestraft und wird als geisteskrank in sein Vaterland zurückgeschickt.

Der Herzog wird durch diese Ereignisse zum erstenmal beunruhigt. Die Gewalt der Favoritin ist jedoch so groß, daß selbst diese entsetzlichen Tatsachen ihre Stellung nicht erschüttern; sie versucht sogar jetzt, die öffentliche Anerkennung ihrer unmöglichen Ehe durchzusetzen. Sie verwickelt den schwachen Herzog in die schwierigsten Auseinandersetzungen mit seinen Räten und dem Wiener Kabinett. Die Kirche verhängt den Bann über Eberhard Ludwig, und der Prälat Osiander verweigert ihm das Abendmahl. Darauf droht Serenissimus mit dem Übertritt zum Katholizismus in der Hoffnung, Hilfe beim Papst zu finden. Aber mit dieser unsauberen Geschichte will auch der Vatikan nichts zu tun haben; und das Wiener Kabinett klagt den Herzog wegen Bigamie, die Graevenitz wegen versuchten Mordes an. Eine oberflächliche Versöhnung des Herzogpaares verbessert die Lage kaum. Die Graevenitz, landesverwiesen und scheinbar bis zum äußersten gedemütigt, verfällt auf einen abenteuerlichen Plan. Da ihre phantastische Trauung mit dem Herzog für null und

nichtig erklärt worden ist, geht sie mit einem herabgekommenen österreichischen Kavalier, dem Grafen Würben, im Januar 1711 eine Scheinehe ein. Würben bezieht eine jährliche Rente — und verschwindet. Eberhard Ludwig, der ihn zum Landhofmeister ernannt hat, betraut — in Abwesenheit ihres kränklichen Mannes — die Gräfin Würben mit Führung der Geschäfte.

Als Landhofmeisterin hält die neue Gräfin ihren Wiedereinzug in Stuttgart, und von da ab wird ihre Gewalt über Eberhard Ludwig und sein Land geradezu schrankenlos. Nach außen hin konnte Serenissimus seiner Geliebten Rang und Würden verleihen, ihr die Demütigungen am Hof der Herzogin zu ersparen, war er außerstande. Die Graevenitz erklärte, daß entweder die Herzogin Stuttgart verlassen und einen Witwensitz beziehen müsse, oder daß sie selbst ihren Hof und ihre Amtshaltung nach einer andern württembergischen Stadt verlegen wolle. Dies ward die Veranlassung zur Gründung von Ludwigsburg.

Mit Feuereifer und ohne jede Rücksicht auf die wahnsinnigen Ausgaben wurde nach den Plänen des Italieners Frisoni diese eigenartige Schöpfung sozusagen aus dem Boden gezaubert. Ein Luxus, von dem man damals kaum irgendwo sonst in Deutschland auch nur eine Ahnung hatte, wurde sowohl in Ludwigsburg selbst als auch in der kleineren Favorite entfaltet, und um diesen Ansprüchen zu genügen, das Land ausgesogen. Die Landhofmeisterin hatte blanko Unterschriften des Herzogs in Vorrat und das Staatssiegel in den Händen, verkaufte Ämter und Privilegien und ließ sich Strafen ablösen. Sie teilte ihr Leben zwischen der Pflicht, den Herzog beständig zu amüsieren, und den aufreibenden Geschäften der Regierung.

Nur durch den Schrecken konnte sie sich noch halten. Ein ehemaliger Freund des Herzogs, ein gewisser Baron Forstner, der ihretwegen vom Hofe verjagt und sogar landesverwiesen war, wendete sich mit Warnungen nochmals an Eberhard Ludwig. Aber übel bekam es ihm, die Rolle des schlechten Gewissens zu spielen. Unter großem Pomp ward er auf dem Marktplatz in Stuttgart in effigie verbrannt, und da er nicht lange darauf in schwere Krankheit verfiel, war es natürlich wieder die Landhofmeisterin, die ihn behext.

Eines Tags stellte sie die Anforderung, daß in das öffentliche Gebet für das Staatsoberhaupt und seine Familie auch ihr Name eingeschlossen werde. Der Herzog unterstützte dieses Verlangen. Osiander hatte den Mut, zu erwidern, daß ohnehin die Gräfin immer mit einbegriffen sei in dem Gebet der Gemeinde; denn jedesmal, wenn gesprochen werde „und erlöse uns von dem Übel", sei damit sie gemeint.

Der Kirche gegenüber reichte ihre Macht nicht aus, dennoch war es nicht die Kirche, die ihre Herrschaft brach. Der Feind, der sie bedrohte und endlich stürzte, war die Zeit. Das aufreibende Leben, das sie führte, rächte sich an ihrer äußeren Erscheinung; aus dem schlanken, bezaubernden Edelfräulein war ein früh ergrautes, schwerfälliges Weib geworden, aus dessen scharfen Zügen Härte, Grausamkeit und Habgier sprachen. Den Herzog fesselten an die früher so heiß Geliebte nur noch die Gewohnheit und eine geheime Angst.

Unter solchen Umständen hatte König Friedrich Wilhelm I. leichtes Spiel, als er bei seinem Besuch in Ludwigsburg 1730 das Verhältnis zu brechen versuchte. Der Herzog sagte sich los, setzte die gefürchtete Landhofmeisterin in Hohenasperg gefangen, es wurde ihr der Prozeß gemacht.

Die Anklage lautete: 1. auf Landesverrat; 2. auf Veruntreuung von Geld und Ländereien; 3. auf Hexerei; 4. auf versuchte Bigamie; 5. auf versuchten Mord.

Wilhelmine verteidigte sich energisch. Die Willkür, die man ihr als Landesverrat auslege, sei mit der Sanktion des Herzogs geübt worden, ebenso wie ihr Besitz dessen freie Schenkung sei. Die Anklage wegen Hexerei weigerte sie sich, zu widerlegen: sie behauptete nur, daß sie niemals einem Menschen oder Tier durch ihre schwarze Kunst Schaden zugefügt habe. Die Beschuldigung versuchter Bigamie wies sie zurück. Sie sei in aller Form Rechtens ihrem Landesherrn angetraut worden. Da dem Kaiser gefallen, die Sache anders anzusehen, habe sie sich seinem Spruche gefügt und

ihre Rechte eingebüßt. Dafür könne sie nicht gestraft werden. Irgendeinen Mordversuch begangen zu haben, leugnete sie. Als ersten und einzig kompetenten Zeugen in ihrer Sache berief sie sich auf Serenissimus selbst.

Erst nach dem Tode des Herzogs kam der Prozeß zum Austrag: die Graevenitz wurde zur Hinrichtung verurteilt. Der Finanzagent Süß Oppenheimer, einer ihrer ehemaligen „Schützlinge", wandte sich an den Hof in Wien um Hilfe für die Verurteilte, und der Kaiser erklärte, daß eine Reichsgräfin nicht ohne seine Zustimmung hingerichtet werden dürfe. Ihre Strafe wurde in lebenslänglichen Kerker und Einziehung ihrer Güter verwandelt. „Sterben wäre kürzer gewesen," erwiderte sie auf die Mitteilung dieser Begnadigung.

Späterhin wurde ihr die Freiheit geschenkt; — sie wurde Landes verwiesen und mit 100 000 Gulden für erlittene Verluste abgefunden. Die alte gebrochene Frau konnte niemandem mehr schaden. Sie starb 1744, aber es ist zweifelhaft, wo dieses abenteuerreiche Leben seinen Abschluß gefunden hat.

Es ist von nicht geringem Interesse, diese Figur in dem Widerschein ihrer Zeit betrachten, diese romanhaften und doch so wahren Erlebnisse bis ins Kleinste verfolgen zu können; und darum ein dankenswertes Unternehmen von Marie Hay, ihre Biographie geschrieben zu haben, für die sie die Belege im Stuttgarter Staatsarchiv gefunden und durch weiteres Nachforschen vervollständigt hat[1]).

Mit großer Kraft der rekonstruktiven Phantasie und stark ausgeprägtem Sprachgefühl, das mit Vorliebe Worte aus der Zeit wieder erweckt und verwendet, ist der Roman oder, besser gesagt, die Tragödie der Graevenitz erzählt. Land und Leute heben sich in künstlerischer Klarheit aus der Vergangenheit, und wenn Marie Hay die Graevenitz auf der Reise nach Berlin in Ludwigsburg sterben läßt, so ist dies eine poetische Licenz, die angesichts der Unsicherheit über ihr Ende nicht wohl beanstandet werden kann. Um so weniger, als das Schlußkapitel, in dem dieser heimatlose Schatten auf der Stätte verlorenen Glücks umherirrt, zu den anziehendsten des Buches gehört.

Warum aber heißt diese Chronik aus Württembergs engster Heimatsgeschichte „A German Pompadour"? Die Graevenitz hat nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der Maitresse en titre Ludwigs XV. Außerdem sträubt sich unser historisches Gefühl dagegen, den Namen einer späteren Nachfolgerin auf die so viele Jahre früher gestorbene Graevenitz zu übertragen. Eine Titeländerung wäre zu wünschen für die in Aussicht stehende deutsche Übersetzung dieses Buches, das in Deutschland mit nicht geringerem Interesse gelesen werden wird, als es in England bereits gelesen worden ist.

Marie Kirschner.

---

[1]) A German Pompadour. Being the extraordinary History of Wilhelmina v. Graevenitz, Landhofmeister of Wurtemberg. By Marie Hay. Second impression. Constable & Co. London 1906. — Die Verfasserin, geborne Engländerin, ist vermählt mit dem Legationssekretär v. Hindenburg, einem Enkel des ehemaligen Botschafters Fürsten Münster.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Am Dienstag den 19. Februar ist der neue deutsche Reichstag im Weißen Saale des Berliner Schlosses von dem Kaiser eröffnet werden. In seiner kurzen Eröffnungsrede wehte der Hauch der patriotischen Erregung wider, die in dem Wahlkampf zum Ausdruck gekommen war. Mit warmen Worten begrüßte er die Entscheidung der Wahlschlacht: „in solcher, Bürger, Bauern und Arbeiter einigenden Kraft des Nationalgefühls ruhen des Vaterlandes Geschick wohlgeborgen", und schloß mit dem Wunsche: „möge das nationale Empfinden und der Wille zur Tat, aus dem dieser Reichstag hervorgegangen ist, auch über seinen Arbeiten walten, Deutschland zum Heil!" Allgemein, im Inlande wie im Auslande, fand die Thronrede eine sympathische Aufnahme. Die Worte des Kaisers hatten wieder einmal das Herz des deutschen Volkes berührt, das mit ihm die Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens in Europa teilt und mit ihm willens ist, die soziale Reformpolitik im Geiste des alten Kaisers weiter zu führen. Im Auslande, wo schon der Ausgang des Wahlkampfes die Überzeugung von der inneren Stärke und Festigkeit des Reichs trotz aller Prahlereien der internationalen Sozialdemokratie bestärkt hatte, verhinderte die Thronrede durch die Bestimmtheit ihrer Erklärungen wie durch ihre ruhige Haltung jede Mißdeutung. Um das Wesen des neuen Reichstags im Gegensatz zu dem früheren auch äußerlich zur Erscheinung zu bringen, entschied sich die Mehrheit, das Zentrum von dem Präsidium auszuschließen. In der Sitzung am 20. Februar wurden der Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode zum Präsidenten mit 214 Stimmen, zum ersten Vizepräsidenten der Professor Hermann Paasche aus den Nationalliberalen und zum zweiten der Vorsitzende der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft Johannes Kämpf aus der freisinnigen Volkspartei gewählt. Die eigentlichen Verhandlungen des Reichstags begannen am Montag den 25. Februar mit langen und leidenschaftlichen Debatten, die, an die erste Lesung des Etats anknüpfend, die Stellung der Parteien zueinander, die Wahlkämpfe, das Verhalten der Regierung, die Aussichten der neuen Mehrheit, Zukunftspläne und Zukunftswünsche erörterten und sich bis zum Dienstag den 5. März hinzogen. Wiederholt erhob sich der Reichskanzler zur Abwehr gegen die Redner des Zentrums und der Sozialdemokratie und zur Verteidigung der Regierung. Er hofft mit der neuen Mehrheit die Geschäfte des Reichs im nationalen Geiste zur Erhöhung des deutschen Ansehens, zum wirtschaftlichen Ausbau der Kolonien und zu notwendigen inneren Reformen leiten zu können. Wie die Thronrede des Kaisers, waren auch seine Reden hoffnungsfreudig und von Vertrauen zur Zukunft beseelt. Eine Tatsache steht fest: aus dem Wahlkampf ist das deutsche Volk mächtiger nach außen und einiger und entschlossener im Innern hervorgegangen, der Wahlsieg über die Sozialdemokratie hat das Bürgertum, die staatserhaltenden Kräfte und die patriotische Gesinnung gestärkt und erfrischt. An die Stelle des nörgelnden und verdrießlichen Mißmuts ist der freudige Wille

zur politischen Arbeit getreten. Diese Stimmung in der Nation zu erhalten, gerade im Hinblick auf die Ideale einer freien Schule und einer freien Kirche, wird die Hauptaufgabe des Liberalismus für die nächsten Jahre sein müssen. Als erste Frucht der neuen Mehrheit ist die Erledigung des Nachtragsetats für Südwest-Afrika zu begrüßen, der in dritter Lesung am 12. März angenommen wurde: neunundzwanzig Millionen für die Truppen und der Weiterbau der Eisenbahn von Kubub nach Keetmanshoop. Im Verlauf der Debatte konnte der Kolonialdirektor Dernburg mitteilen, daß die Regierung die Truppen bis zum Oktober dieses Jahres auf 4000 Mann vermindern, die Polizeitruppe dagegen auf 600 Mann vermehren wolle.

Die Entscheidung über die Thronfolgefrage in Braunschweig ist im Bundesrate, an den sie sowohl von seiten der braunschweigischen Regierung wie von seiten des Herzogs von Cumberland gewiesen war, am Donnerstag den 28. Februar gefallen. Einstimmig hat er erklärt, daß die Regierung eines Mitgliedes des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses in Braunschweig mit den Grundsätzen der Bündnisverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei, solange der Herzog von Cumberland Ansprüche auf Gebietsteile des Bundesstaates Preußen erhebt. In Rücksicht auf den inneren Frieden im Reich war dieser Beschluß unvermeidlich und wird von allen Verständigen gebilligt werden. Der junge Sohn des Herzogs von Cumberland würde als Fürst in Braunschweig selbst wider seinen Willen allen welfischen Umtrieben in Hannover Tür und Tor öffnen: eben jetzt, wo die welfische Partei in der Wahlschlacht eine so schwere Niederlage erlitten und von fünf Sitzen nur einen einzigen, in Göttingen, mit Hilfe der Sozialdemokratie behauptet hat. Die Braunschweiger werden sich also auch noch fernerhin mit einem Regenten begnügen müssen. Einstimmig hat am 12. März der Landtag den Antrag der Regierung angenommen, daß nunmehr die Wahl eines Regenten in die Wege geleitet werde.

In England ist die neue Sitzung des Parlaments feierlich von dem König Eduard VII. am 12. Februar eröffnet worden. Bei der Windstille, die in der Weltpolitik eingetreten ist, stehen der Gegensatz zwischen dem Unterhause und dem Oberhause und die Neu-Ordnung des englischen Heeres im Mittelpunkte aller politischen Erörterungen. In der vergangenen Session hat sich der alte und natürliche Zwiespalt zwischen dem erblichen und dem gewählten Hause wieder einmal verschärft. Das Oberhaus verwarf das liberale, von dem Unterhause angenommene Schulgesetz, das den religiösen Unterricht in den Gemeindeschulen beschränken und seine Kosten von der politischen Gemeinde auf die kirchlichen Körperschaften abwälzen wollte. Die Regierung und die liberale Mehrheit erklären dies Vetorecht des Oberhauses gegen Gesetzvorschläge des Unterhauses für unerträglich. Jedes konservative Ministerium hätte in dem Oberhause eine Stütze, jedes liberale einen Gegner. Es müsse ein Mittel gefunden werden, dies Vorrecht der Peers — ein unnatürliches, weil es darauf hinauslaufe, jeden Fortschritt der Gesetzgebung zu verhindern — einzuschränken. Zugleich ist im Oberhause selbst ein Antrag eines seiner Mitglieder, des Lords Newton, eingebracht worden, die Zahl der Mitglieder — sie schwankt zwischen sechs- und siebenhundert — auf etwa dreihundert herabzusetzen und die Erblichkeit nur für die Mitglieder des königlichen Hauses bestehen zu lassen. Den Lords soll das erbliche Recht bleiben, innerhalb ihres Standes Mitglieder für das Oberhaus zu wählen, ungefähr hundertundfünfzig. Diejenigen Lords, die früher zweimal im Unterhause gesessen, Mitglieder des Ministeriums gewesen oder das Amt eines Richters, Gouverneurs einer Kolonie, Generals und Admirals verwaltet haben, sollen ohne Wahl Mitglieder des Oberhauses sein: sechzig Peers entsprechen gegenwärtig diesen Forderungen. Die Krone darf hundert lebenslängliche Peers ernennen, je zehn im Jahre, muß aber dem Oberhause gegenüber jede Ernennung eingehend begründen. Dazu kämen die Bischöfe, deren Zahl ebenfalls einzuschränken wäre. Was von all diesen Vorschlägen und Entwürfen Wirklichkeit werden wird, steht dahin. Zunächst macht die Bewegung für den Ausländer noch keinen tieferen oder stärkeren Eindruck, es sind theoretische Erörterungen, die weder in dem englischen Volke noch

in dem Oberhause bis jetzt eine empfindlichere Saite angeschlagen haben. Unmittelbarer und lebendiger ist das Interesse, das die Armeereform des Kriegsministers Haldane erweckt. Er will neben der Feldarmee, die in erster Linie zum überseeischen Dienste bestimmt ist, und der Territorialarmee, dreimal hunderttausend Mann stark, aus den Freiwilligen und den Milizen, auf vier Jahre verpflichtet und in jedem Jahre zu acht- bis vierzehntägiger Übung eingezogen, ein sogenanntes Spezialkontingent von siebzigtausend Mann schaffen, welches im Ernstfall die Lücken der Feldarmee auszufüllen hätte. Die Rekruten des Spezialkontingents werden dem Übungsbataillon der Feldarmee zu sechsmonatlicher Abrichtung überwiesen. So erhielte das englische Heer eine stehende Reserve an Offizieren und Mannschaften, deren Mangel in dem Kriege gegen die Buren sich so peinlich fühlbar gemacht hatte. Haldane setzte seine Pläne in dreistündiger Rede auseinander: sie wurden gut aufgenommen, als eine Möglichkeit, zwischen dem antimilitärischen Geiste des englischen Volkes und den Bedürfnissen des Reiches eine Vermittlung zu treffen. Was die englische Flotte betrifft, so hält sie nach dem Bericht des Sekretärs der Admiralität Robertson, den er am 5. März dem Unterhause vorlegte, trotz der Verlangsamung der Schiffsbauten an ihrem Standpunkt fest, den vereinten Flotten Deutschlands und Frankreichs überlegen zu bleiben: sie wird bis zum Jahre 1910 über acht Schlachtschiffe und drei Kreuzer des neuesten Typus verfügen, Deutschland über vier Schlachtschiffe und zwei Kreuzer und Frankreich gar nur über zwei Schlachtschiffe.

In Frankreich ist es trotz aller Bemühungen des Ministers Briand noch immer nicht zu dem Friedensschluß zwischen der Republik und dem Vatikan gekommen; er scheint vielmehr zurzeit weiter als je entfernt zu sein. Vergebens hat die Regierung in den Pachtvertrag wegen der Benutzung der Kirchen zur Abhaltung des Gottesdienstes mit den Pfarrern die Erklärung eingeschoben, sie würde die Erhaltung und Ausbesserung der Kirchen übernehmen und aus dem eingezogenen Kirchenvermögen bestreiten. Der Vatikan und auf sein Geheiß die französischen Bischöfe bestehen darauf, daß der einmal abgeschlossene Vertrag für die nächsten achtzehn Jahre seine Gültigkeit haben solle, welcher Wechsel der Personen auch im Pfarramte eintreten möge. Der Papst will sich vor allem das Recht wahren, die erledigten Pfarreien mit den Mitgliedern der aus Frankreich ausgewiesenen Kongregationen zu besetzen, möglicherweise auch mit Priestern einer fremden Nationalität, um so für die Wechselfälle des Streits eine ihm unbedingt ergebene geistliche Miliz bereit zu haben. Gegen einen solchen Störenfried im eigenen Hause wehrt sich die Regierung und hat darum jede weitere Verhandlung mit den Bischöfen abgelehnt. Innerhalb der Regierung selbst bestehen zwei Strömungen, die der milderen Gesinnung und Tonart, die Briand, und die der schärferen, die der Ministerpräsident Clemenceau vertritt. Die Hartnäckigkeit des Vatikans hat bisher dem Pessimismus Clemenceaus Recht gegeben, und die Veröffentlichung der Papiere Montagninis in den Pariser Zeitungen verbittert den Zwiespalt mit jedem Tage mehr. Bei der Ausweisung des Monsignore Montagnini im Dezember 1906 aus Frankreich wurden seine Papiere und das Archiv der Nuntiatur mit Beschlag belegt. Seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Kurie und der Republik gab es in Paris keinen offiziellen Vertreter des Vatikans mehr. Montagnini, obwohl er im Hause der Nuntiatur wohnte, war nur der persönliche Mittelsmann zwischen dem Papste und der französischen Geistlichkeit, ohne Anerkennung von seiten der französischen Regierung, ein „lästiger“ Ausländer, den sie bei günstiger Gelegenheit über die Grenze schaffen lassen und dessen Papiere sie einziehen konnte. Darüber besteht kein Zweifel, daß sich Montagnini in unkluger und unpassender Weise an der Aufhetzung des Klerus gegen das Trennungsgesetz beteiligt und den einen und den andern Pariser Pfarrer direkt zum Widerstand und zu Brandreden von der Kanzel herab aufgefordert hat. Seine Versuche, von Paris aus, angeblich mit Hilfe französischer diplomatischer Beamten, in Spanien gegen die Reise des Königs Alfons XIII. im Jahre 1905 nach

Frankreich zum Präsidenten Loubet die Stimmung der spanischen Hofkreise zu erregen, wird man kaum ernst nehmen dürfen, da sie nur aus der Eitelkeit und Unbesonnenheit eines Privatmannes entsprangen und schließlich keinen Erfolg hatten. Aber der Beweis ist doch erbracht, welche Verlegenheiten die Geschäftigkeit des Monsignore der französischen Regierung bereitete, und der Vatikan droht vergeblich mit Veröffentlichungen seinerseits. Einen kleinen Triumph hat er übrigens in seinem Feldzug gegen die Republik zu verzeichnen. Die österreichisch-ungarische Regierung hat sich seiner Beschwerde angenommen und durch ihren Botschafter in Paris, den Grafen Rhevenhüller, die Regierung in höflichster Form um die Auslieferung des Archivs der früheren Nuntiatur ersucht, die darauf hin ohne Weiterung erfolgte und nun durch die Botschaft nach Rom befördert wird. Über die Grenzen Frankreichs hinaus ist der Versuch, die katholische Kirche aus allen staatlichen Beziehungen zu lösen, eine Kulturtat von folgenreichster Bedeutung. Zunächst für die romanischen Nationen. An der Frage über den Besitz oder doch den Nießbrauch der Kirchen und Kapellen zeigt es sich, wie der Satz von der freien Kirche im freien Staate in den historisch gewordenen Zuständen eines europäischen Reiches und Volkes nicht so reinlich und gerecht durchgeführt werden kann, wie es sich die Theorie vorstellt. Die Geistlichkeit vermag nicht auf die kirchlichen Gebäude zu verzichten, wenn sie den Gottesdienst aufrecht erhalten will, und der Staat darf sie nicht den Predigern des Aufruhrs ausliefern. Er muß sich also indirekt das Recht vorbehalten, die Wahl der Pfarrer zu beeinflussen. Erst wenn die religiösen Vereinigungen sich eigene Gebethäuser gegründet haben, werden sie vollkommene Unabhängigkeit beanspruchen können. Der Ausgang des Streits zwischen der Regierung und der Geistlichkeit hängt von der Stärke oder der Schwäche des nationalen Gefühls der französischen Katholiken ab; solange sie noch geneigt sind, dem Vatikane mehr als dem Vaterlande zu gehorchen, wird der Zwiespalt sich fortsetzen; eine schnelle Erledigung durch ein Vertragsformular, wie Briand es vorschlug, scheint ausgeschlossen zu sein.

Dagegen schreitet die Ausführung der Akte von Algesiras langsam zwar, doch sicher, Schritt für Schritt vor. Der schweizerische Oberst Müller ist von dem Sultan Abdul-Asis als Generalinspektor der internationalen Polizei in den marokkanischen Hafenstädten bestätigt und das Statut der marokkanischen Bank am 25. Februar in Paris von den verschiedenen europäischen Banken, die sich daran beteiligt haben, und den Vertretern der Staaten unterzeichnet worden. Ein Franzose wurde zum Vorsitzenden des Verwaltungsrates ernannt, je ein Deutscher, Engländer und Spanier zu seinem Stellvertreter. In Madrid finden zwischen Frankreich und Spanien Verhandlungen über die Regelung der Polizei statt, die den Franzosen so wichtig erscheinen, daß sie ihren bisherigen Botschafter Jules Cambon, der schon im Laufe des Februars Madrid mit Berlin vertauschen sollte, dort gelassen haben, um sie zu Ende zu führen. Oberst Müller ist in Madrid eingetroffen, um an diesen Verhandlungen teilzunehmen und sich dem Könige Alfons vorzustellen. Gegenüber der Entschlossenheit der beiden Mächte, nun endlich ans Werk zu gehen, verdienen die Alarmnachrichten, die immer wieder in der französischen Presse auftauchen, keine ernsthaftere Beachtung. Selbstverständlich sind die räuberischen Führer der Stämme an der Küste und in den Bergen mit der bevorstehenden neuen Ordnung unzufrieden und machen ihren Unmut in wilden Reden Luft. Die Drohungen von der Ermordung aller Europäer und der Predigt des heiligen Krieges werden erst verstummen, wenn die französisch-spanische Polizei in den acht Hafenstädten ihres Amtes, im Hafen, in den Straßen und auf dem Markte und im Weichbilde der Städte tatkräftig waltet. Der Ungeduld und Aufregung unsres Zeitalters schreiten aber die Ereignisse, so rasch sie sich auch vollziehen, im Vergleich zu denen der Vergangenheit, immer noch zu langsam vor.

In den inneren Verhältnissen Spaniens ist unter dem Ministerium des klerikalen Herrn Maura ein völliger Systemwechsel eingetreten. Der liberale König Alfons XIII. hat sich rasch zu konservativen Grundsätzen zurückbekehrt. Durch eine Verfügung vom 27. August 1906 hatte er die Zivilehe auch für die Katholiken als gültig an-

erkannt, während sie bisher nur für die Mitglieder andrer Bekenntnisse rechtskräftig war. Ein Sturm der Klerikalen hatte sich dagegen erhoben, die spanischen Frauen, unter der Führung hochadeliger Damen, protestierten, die Bischöfe erklärten, daß sie eine Zivilehe von Katholiken, ohne kirchliche Trauung, als Konkubinat ansehen würden. Solange ihm noch die liberalen Minister zur Seite standen, blieb der König fest, die Petition der Damen hat er noch artig, aber kühl zurückgewiesen. Jetzt ist der Schatten Philipps II. wieder über ihn mächtig geworden. Am 1. März verkündigte die Staatszeitung die Aufhebung jener Verfügung. Sobald jene Saite schwingt, die Calderon in seinem Schauspiel „Die Andacht zum Kreuz" zum wunderbarsten und schaurigsten Ausdruck gebracht hat, verstummen alle liberalen Töne und Melodien, wie unter der Übergewalt eines nationalen Leitmotivs. Scheinbar hat Spanien große Revolutionen durchgemacht, aber in seinem Wesen ist es noch immer das romantische und katholische, das Land Don Quijotes und Torquemadas, die Hochburg der Kirche geblieben. Die Neuwahlen zu den Provinzialräten haben denn auch eine starke Mehrheit der Konservativen und Klerikalen ergeben.

Mittags am Dienstag, den 5. März, wurde die zweite Duma in Petersburg eröffnet. Ohne besondere Feierlichkeit, ohne den kaiserlichen Pomp und die lebhafte Teilnahme des Volkes, welche die Eröffnung der ersten am 10. Mai des vergangenen Jahres verherrlichten. Das russische Volk ist seitdem um eine Hoffnung ärmer geworden und steht dem zweiten Versuch des autokratischen Zaren, mit einer Volksvertretung zu regieren, halb im Zweifel und halb in Resignation gegenüber. Nur in den Straßen um den taurischen Palast, in dem die Duma wiederum tagt, waren zahlreichere Volksmassen versammelt, welche die Mitglieder mit Zurufen: „Heil und Amnestie!" begrüßten. Das Wetter war heiter und sonnig. Nach dem Tedeum und der Ansprache des Erzbischofs Antonius, die zum Frieden und zur Eintracht mahnte, forderten die Deputierten der Rechten die Nationalhymne, die von dem Kirchenchor unter Hurrarufen gesungen ward. Die Sitzung eröffnete um 1 Uhr der Vizepräsident des Reichsrats, Golubeff. Als der Staatssekretär Uexküll von Gyldenbandt den Erlaß des Zaren zur Einberufung der Duma verlas, erhob sich die Rechte und brachte ein Hoch auf den Zaren aus. Die übrigen Mitglieder blieben schweigend sitzen. Zum Präsidenten der Duma wurde von 356 Stimmen einer der Moskauer Abgeordneten, Golowin, gewählt, der früher im Stadtrat gesessen hatte und zur Kadettenpartei gehört; der Kandidat der Rechten, Komjakow, vereinigte nur 91 Stimmen auf sich. Golowin wandte sich darauf in einer kurzen, eindrucksvollen Rede an die Versammlung. „Wie groß auch die Meinungsverschiedenheiten sein mögen, welche die Mitglieder der Duma trennen," sagte er, „die Duma ist durch den einen Beweggrund geeinigt, für das Wohl der Nation zu arbeiten. Die neue Duma wird arbeiten und hofft, daß es ihr gelingen wird, im Verein mit dem Zaren die Wohltaten der Verfassung und der sozialen Gesetzgebung auf den durch die erste Duma gewiesenen Wegen zu verwirklichen. Die Einrichtung der Volksvertretung wird niemals verschwinden; nachdem sie einmal ins Leben gerufen ist, wird sie nicht aufhören, zu bestehen." Die Rede fand auch den Beifall der Rechten, und die Audienz, die der Präsident am nächsten Tage bei dem Zaren hatte, verlief zu gegenseitiger Zufriedenheit. Der Duma sind der Staatshaushalt für das Jahr 1907 und eine Reihe von Gesetzvorlagen unterbreitet worden; das Zusammenarbeiten der Regierung und der Volksvertretung kann also beginnen. Zunächst bis zum 14. März hat sich die Duma mit der Prüfung der Wahlen beschäftigt und die Geschäftsordnung der früheren Versammlung innezuhalten beschlossen.

Werden ihre Beratungen einen glücklicheren Ausgang haben als die Verhandlungen der ersten Duma? Diese Frage schwebt auf allen Lippen. Denn der Ausfall der Wahlen ist sowohl für das Ministerium Stolypin wie für den Verband der russischen Leute eine Niederlage. Nach den Berichten über die Wahlmännerwahlen, die auch dem Auslande als wahrheitsgetreue mitgeteilt wurden, durfte auf eine starke Vertretung der konservativen und altrussischen Elemente gerechnet werden; jetzt stellt es sich

heraus, daß die Rechte mit etwa hundert Mitgliedern kaum ein Fünftel der Versammlung ausmacht, und die Kadetten im Vereine mit den Radikalen und den Sozialisten die überwiegende Mehrheit bilden. Trotz der Verhängung des Belagerungszustandes über das halbe Reich und der furchtbaren Tätigkeit der Kriegsgerichte hat die Opposition das Feld behauptet. Die radikale Strömung übt noch immer ihren verderblichen Einfluß auf die Arbeitermassen, die Bauernschaft und die Jugend aus. Das Bild der zweiten Duma ist darum äußerlich nur wenig von dem der ersten verschieden. Die politische Einfalt, Halbbildung und Schwärmerei sind die herrschenden Faktoren auch in ihr. Der einzige Unterschied, der die beiden Versammlungen voneinander trennt, und zugleich der Vorzug der zweiten vor der ersten ist die Anwesenheit einer größeren Anzahl gemäßigter Abgeordneten und der scharf ausgeprägte Gegensatz einer äußersten Rechten und einer äußersten Linken in der neuen Duma. Der Verband der russischen Leute steht an Leidenschaftlichkeit und Vorurteilslosigkeit in Anwendung der Kampfmittel dem Nihilismus nicht nach. So ohne Widerspruch wie im vergangenen Jahre wird diesmal im Dumasaal der Umsturz nicht das große Wort führen und Beschlüsse fassen können; im Gegenteil, die Parteien müssen sich auf die erbittertsten Zusammenstöße gefaßt machen. Einzig auf diesem Kampf beruht die Möglichkeit einer gedeihlichen Wirksamkeit der Duma. Die Organisation geschlossener Parteien ist die Grundlage der parlamentarischen Verfassung auch für Rußland: solange jeder die Jagd auf seine Chimäre betreibt, ist eine gemeinsame Arbeit nicht zu leisten. Andrerseits darf die Regierung sich nicht spröde wie der ersten Duma gegenüber verhalten; Stolypin und die Mitglieder seines Ministeriums müssen sich, ohne Furcht vor einem schlechten Empfange, an den Verhandlungen von Anbeginn beteiligen, nur durch ihre Anwesenheit in den Sitzungen läßt sich aus der Rechten und den gemäßigten Parteien eine Regierungspartei erziehen und dauernd zusammenhalten. Von dem Gelingen der zweiten Duma hängt die nächste Zukunft Rußlands ab. Die Nation würde sich nach oben wie nach unten das gleiche Zeugnis politischer Unfähigkeit ausstellen, wenn auch die zweite Duma in einem Krach ihr Ende fände.

Anfang März hat der russische Staatsrat und Professor von Martens, der Vertraute des Zaren, seine Reise zur Vorbereitung der neuen Friedenskonferenz in Wien beschlossen. Sie hat ihn nach Berlin, Paris, London, dem Haag, Rom und Wien geführt, um mit den Regierungen, hervorragenden Politikern und Journalisten Rücksprache zu halten. In Rom hat er auch mit dem spanischen Botschafter verhandelt. Seine Vorschläge haben überall Beifall und Anerkennung gefunden, und er verspricht sich ein günstiges Resultat von der Konferenz, zu der nun die offiziellen Einladungen ergehen sollen. Inzwischen hat der leitende Minister Englands, Sir Campbell-Bannerman, einen Artikel in der Wochenschrift „The Nation“ veröffentlicht, in dem er sich für die Erörterung der Einschränkung der Kriegsrüstungen auf der Konferenz ausspricht, und die Einwendungen, die sich dagegen erhoben haben, zu widerlegen versucht. Aber schon der Führer der Konservativen im Unterhause, Balfour, hat ihm mit Recht vorgehalten, daß ihn die fremden Diplomaten, wenn er ihnen mit seinen Abrüstungsvorschlägen käme, mit einem Hinweis auf Haldanes Vorschläge zur Neuordnung des englischen Heeres und auf Robertsons Bericht über die Überlegenheit der englischen Flotte zum Schweigen zwingen würden. So wenig wie auf der ersten wird auf der zweiten Friedenskonferenz die Abrüstungsfrage über die akademische Erörterung hinaus zu einer bestimmten internationalen Regelung gelangen.

Literarische Rundschau.

Aus der Welt der Arbeit.

Aus der Welt der Arbeit. Gesammelte Schriften von Max Maria v. Weber. Herausgegeben von Maria v. Wildenbruch, geb. v. Weber. Mit einem Bildnisse Webers. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

„Es gibt noch keinen Ruhm für den deutschen Techniker," heißt es, fast gleichlautend, an zwei Stellen des vorliegenden Buches (S. 83 und 219). Wie sehr aber hat sich das geändert, seitdem vor etwa vierzig Jahren diese Worte geschrieben worden sind. Verdunkeln heute nicht fast schon die technischen Hochschulen den Glanz der alten Universitäten, und öffnen dem Dr. ing. sich nicht ganz andre Wege zu Ruhm (und Reichtum darf man hinzufügen) als den Doktoren aller andern Fakultäten?

Mit den gewaltigen Fortschritten, die seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts Deutschland auf allen Gebieten vollbracht hat, ist die Technik eines seiner bedeutendsten Machtmittel geworden, das ihm gestattet, mit den Ländern, die ihm in Handel und Industrie am weitesten voraus waren, in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Max Maria v. Weber hat diesen völligen Umschwung nicht mehr erlebt, aber er hat ihn vorbereiten helfen: er, der an der Wiege des deutschen Eisenbahnbaues und -betriebes stand, wird immer als einer von denen genannt werden müssen, die sich um das deutsche Verkehrswesen in besonderem Maße verdient gemacht haben. Und nicht nur als Fachmann in hervorragenden Stellungen, auch als ausgezeichneter Schriftsteller. Sehr groß ist die Zahl der Schriften, durch die er während seiner langen amtlichen Tätigkeit Einfluß auf die Vervollkommnung und Sicherung des Eisenbahndienstes, die verbesserte Lage der Eisenbahnbediensteten gewann. Aber darauf beschränkte seine literarische Tätigkeit sich keineswegs; und wenn es schon bewundernswert ist, einen wie weiten Horizont geistiger Interessen er umspannte, so ist vielleicht noch erstaunlicher die Arbeitskraft, oder sagen wir die Arbeitsfreudigkeit, die es dem durch seinen verantwortlichen Beruf doch so sehr in Anspruch genommenen Mann ermöglichte, neben und nach seinem Tagewerk noch eine ganze Reihe der hübschesten Skizzen und Erzählungen zu schreiben, die freilich ihren Gegenstand sämtlich dem gemeinsamen Gebiete der Technik, der „Welt der Arbeit", entnehmen. Denn es ist in der Erscheinung Max Maria v. Webers das Einzigartige, daß in ihm, dem Sohne Karl Maria v. Webers, nach dessen Max im „Freischütz" er genannt worden, mit der ungewöhnlichen Begabung für die Mechanik sich eine künstlerische, eine dichterische Ader verband, die nirgends sich reiner und schöner offenbart hat als in eben diesen Erzeugnissen seiner freien Stunden, ohne jedoch uns auch nur in einer Zeile vergessen zu lassen, daß ihr Ausgangs- und ihr Endpunkt die Maschine, die von Menschenhand gebändigte Naturgewalt ist.

Diese reizvollen Aufsätze, Bilder und Geschichten, bisher weit zerstreut und viele kaum noch erreichbar, liegen jetzt in einer Sammlung vor, die wir der Frau Maria v. Wildenbruch, der Tochter Max Maria v. Webers, verdanken. Unermüdlich hat sie nach ihrem Verbleib in alten Zeitschriften, eingegangenen Kalendern und vergriffenen Einzelausgaben geforscht, und wenn wir nun aus ihrer Hand ein Werk der Pietät und kindlichen Liebe erhalten, so ist es zugleich eines, das vermöge seines inneren Wertes einen Platz in der Literatur beanspruchen kann. Ein wohlgelungenes Porträt Max Maria v. Webers, das uns seine sympathische Persönlichkeit noch einmal ins Leben zurückzurufen scheint, ist dem vorzüglich ausgestatteten Bande beigegeben; ein warmherziges Vorwort Ernst v. Wildenbruchs, dessen kongeniale Natur in dem Manne der Arbeit den idealen Zug wieder findet, leitet es ein, und in einer biographischen Skizze läßt Max Jähns uns auch den Menschen kennen lernen, der im Verkehr so liebenswert, von den Seinen so geliebt, von den Freunden so geschätzt, von den Untergebenen so verehrt worden ist.

Zu der Zeit, in welche die Lehrjahre Webers fallen, war England noch im Alleinbesitz der Suprematie, die es jetzt mit Amerika teilt, und um die Deutschland mit ihm ringt: es war das Land der Erfindungen, die, von Volk zu Volk wandernd, die Welt umgestaltet haben — das Land des Maschinen-, des Eisenbahn-, des Schiff-, Tunnel-, Kanal- und Brückenbaues, die hohe Schule des Ingenieurs; und in diese begab sich, nach ernstlicher Vorbereitung in Theorie und Praxis, der Dreiundzwanzigjährige. Noch wirkte der Zauber von Karl Maria v. Webers Namen in London fort, noch erinnerte man sich mit Wehmut des Tages, an dem der Komponist des „Oberon" hier, innig betrauert, nach seinem letzten großen Triumphe jung gestorben war. Alles vereinte sich, um dem Sohne des Unvergessenen einen warmen Empfang zu bereiten, ihn in den fürstlichen Häusern der Meister seines Faches ein herzliches Willkommen finden zu lassen. Aber nicht nur in ihren behaglichen, künstlerisch reich geschmückten Räumen erkennen wir diese Größten in der Geschichte der modernen Technik: Weber zeigt sie uns auch bei der Arbeit — den jüngeren Stephenson bei der Errichtung der Menaistrait Tubular-bridge, die den Meeresarm zwischen Wales und Anglesey überspannt; Brunel bei dem Bau der Great Western-Eisenbahn; Fairbairn bei der Konstruktion eiserner Schiffe. Die großen Erfindungen Watts, die Dampfmaschine, und des älteren Stephenson, die Lokomotive, liegen vor Webers Zeit; aber auch ihr Werden versteht er uns so lebendig zu schildern, als ob wir es auf all seinen Stationen bis zur Vollendung begleitet hätten. Wir meinen die kolossale Wucht von Nasmyths Dampfhammer, von dem leisen Druck eines Fingers bewegt, auf- und abschweben zu sehen, und staunen mit den guten Leuten von Lancashire, über deren Köpfen, 39 Fuß hoch über der Landstraße und ihrem Verkehr, die Lastschiffe des Bridgewater-Kanals dahin fahren. Es handelt sich in all diesen Dingen doch nur um Leistungen der Technik; aber sie werden vor unsern Augen gleichsam spiritualisiert, die Maschine verrichtet Wunder, der Mechanismus erhält etwas Märchenhaftes, und die Zahl enthüllt uns das Geheimnis ihrer Poesie. Freilich muß man selbst ein Stück Poet sein, um dies zu erkennen. Aber wer wird leugnen, daß es die Phantasie ist, in der alles Schaffen seine letzten Wurzeln hat, mögen es nun Schöpfungen der Dichtkunst oder Schöpfungen der Ingenieurkunst sein, die aus ihr hervorgehen. Die Mathematik spielt hierbei noch nicht einmal die Rolle, die man a priori anzunehmen geneigt sein möchte. Wir haben es aus dem Munde der beiden genialsten der englischen Erfinder. Als George Stephenson vor dem Parlamentskomitee stand und sich lange und vergeblich bemühte, diesem die Vorteile des Eisenbahnbetriebes auseinanderzusetzen, rief er endlich aus: „Ich kann's nicht sagen, aber ich werde es machen." Und er machte es. Ebenso bemerkte einmal sein nicht minder großer Sohn Robert Stephenson, als er über seine wie seines Vaters schwache Begabung für die mathematischen Wissenschaften scherzte: „Wir haben immer Ideen gehabt, und Leute, die das rechneten, was dabei zu rechnen war, ließen sich leicht und wohlfeil finden."

Für diese Ideen hat Weber ein außerordentlich feines Verständnis, und er weiß sie auch dem Leser verständlich zu machen; es ist nicht umsonst, daß seine Freunde ihn den „Eisenbahn-Philosophen" nannten und die Universität Leipzig ihn honoris causa zum „Philosophiae Doctor et bonarum artium Magister" promovierte. Ja, die „bonae artes" möchten wir in Webers Charakterbild noch voranstellen; denn was uns an allen Stücken dieser Schriften zumeist anziehend erscheint, das ist die künstlerische Rundung, die jeder Stoff, auch der sprödeste, unter seinen Händen annimmt. Aus Max Jähns' biographischen Notizen ersehen wir, daß der Sohn Karl Maria v. Webers nicht eigentlich musikalisch war; aber daß er dennoch „Musik in der Seele" hatte, dafür spricht das große Werk, das er dem Leben und Schaffen seines Vaters gewidmet hat — das ausführlichste, das beste, das wir über diesen besitzen.

Auch da, wo Weber rein technische Gegenstände behandelt, wird er niemals trocken; immer bewegt sich die Darstellung in einem Tempo, das den Leser nicht müde werden läßt, ihm zu folgen, und mitten in der Auseinandersetzung über Steuerung, Kessel, Kolben und Pumpen überrascht uns plötzlich ein Hymnus, der die Großtaten der Technik feiert.

Aber noch ein andres Feld beherrscht Weber mit Virtuosität, da, wo er als spannender Erzähler uns Selbsterlebtes aus der Welt der Arbeit vorführt — Ernstes und Heitres, erschütternde Szenen, drohende Gefahren, wunderbare Errettungen. Überall, in Sturm und Sonnenschein, in Frühlingsgrün und Wintergraus, spielt die Landschaft mit, für die der Verfasser das Auge des Dichters hat. Ja, selbst in seinen großen Erfindern weist er den Zusammenhang mit der heimatlichen Natur nach: in James Watt den tiefinnerlichen Sohn des schottischen Hochlands, in Trevethik, „dem Ahnen der Lokomotive", den abenteuerlichen Kelten von Cornwall, in George Stephenson den eisernen „self-made" Northymberlandmann. Wir sehen die Nebel, aus denen Fingals Gestalten emporstiegen und das Eiland der Jungfrau vom See; wir hören das Meer, das gegen die Felsküste donnert und den Bergstrom, der von der einsamen Halde niederrauscht. Durch das Eingreifen der Elementarmächte gewinnt die Wirklichkeit einen phantastischen Anstrich, ohne daß sie darum aufhörte, Wirklichkeit zu sein. Wer würde z. B. „Sturm auf den Schienen" nicht für ein bloßes, am Schaurigen sich ergötzendes Spiel der Einbildungskraft halten, stände nicht darüber: „Alles Mitgeteilte ist Tatsache" —? Doch auch, wo dieser Zusatz fehlt, sind wir keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß alles, was Weber erzählt, auf Tatsachen beruht. Er hat selbst in einer „Winternacht auf der Lokomotive" gestanden, und man muß bei Schneetreiben und 15° Kälte diese Schrecken erlebt haben, um sie so darzustellen, wie sie uns hier vorgeführt werden. Man muß auf der Maschine von „Dampf und Schnee" umwirbelt worden sein, um am eigenen Leibe erfahren zu haben, was es für Lokomotivführer und Heizer bedeutet, mit Einsatz des Lebens ihre Pflicht zu tun. Es ist der Respekt vor dem still geübten Heldentum dieser Leute, der uns einen so hohen Begriff von der Humanität des Erzählers gibt, jenem Menschheitsgefühl, das doch in Wahrheit den eigentlichen Inhalt alles religiösen Empfindens ausmacht. Ergreifend kommt dies in der Erzählung vom „Bergsturz" zum Ausdruck. Vierundzwanzig Arbeiter sind in einem Steinbruch des Elbtals verschüttet worden. Weber war ein Augenzeuge des Rettungswerks, und heute noch vermeint man in den Seiten, in denen er es beschreibt, das Pochen seines Herzens zu hören, bis aus dem Innern des Schachtes eine Stimme schallt: „Wir sind alle vierundzwanzig wohl und gesund!" Ein Jubelschrei der Menge verkündet weit hinaus das Wunder, das hier geschehen. „Eine Felsenlast von über zweimalhunderttausend Zentnern stürzt über vierundzwanzig Mann herab, begräbt sie sechsundfünfzig Stunden lebendig, und keinem wird ein Haar auf dem Scheitel gekrümmt!" — Einer nach dem andern schreiten sie heraus; man will sie laben, erquicken. „Aber sie aßen nicht, sie tranken nicht, weinend hingen die Ihrigen an ihnen, weinend umstand sie die erschütterte Menge." Da hebt aus dieser eine Stimme zu singen an „Nun danket alle Gott". — Stimmen auf Stimmen

gesellen sich hinzu, „voller und voller hob sich der Ton zum Himmel: im Tal und auf den Höhen, am Ufer und auf den Halden, auf den Barken und jenseits des Stromes sangen die Menschen mit. — Es war ein Gottesdienst, wie ihn größer und schöner nie ein Dom umschloß."

In seinem Vorwort zu diesem Buche sagt Ernst v. Wildenbruch, daß „Poesie immer nur da ist, wo der Mensch ist"; und eben diese menschliche, diese wahrhaft humane Seite ist es, die uns als die besonders charakteristische im Wesen Webers entgegentritt, und die vor allen andern er auch im Techniker entwickelt zu sehen wünscht: humane Gesinnung, humane Bildung. Mehr als ein Menschenalter liegt zwischen dem Aufsatze, der (1855) diese „Gesammelten Schriften" eröffnet und dem, der (1881) sie schließt: „Wo steht der deutsche Techniker? Ein Gespräch unter vier Augen." Er erschien „aus dem Nachlaß ihres unvergeßlichen Mitarbeiters" zuerst in dieser Zeitschrift[1]), die ihm seit ihrem Bestehen so manchen wertvollen Beitrag verdankte. Der Umschwung auf dem Gebiete der Technik hatte während des langen Zeitraums in Deutschland begonnen; und wenn Weber um die Mitte der fünfziger Jahre vor den Eisen- und Stahlkönigen Englands in resignierender Bewunderung steht, kann er zu Beginn der achtziger Jahre schon mit Stolz auf die Riesenschöpfungen eines Krupp, Borsig, Hartmann hinweisen. Er hat es auch noch erlebt, daß die früheren Polytechniken die Form der wirklichen Hochschulen, der Universitäten anzunehmen anfingen; aber die Verbannung der klassischen Sprachen, „der strenggegliederten Werke der Alten", hat er nicht gebilligt und auch für den Techniker jene allseitige Bildung verlangt, die durch „das Versenken in die Wahrheit aus dem Bereiche der Kraft und Zahl allein" nicht zu erreichen ist. Wie hoch er von der Technik denkt, spricht er noch einmal in dem Satze aus, ihr Geist sei „der des Lösens der Vorurteile, des Zueinanderführens des Heterogenen zum segensreichen Wirken, des Befreiens vom Sklavenjoche der materiellen Arbeit und in diesem Sinne der gute Geist, die Humanität selbst." Und fast sein letztes Wort ist: „Es kann niemand ein ganzer Techniker werden, der nicht vorher ein ganzer Mensch war." Max Maria v. Weber hat dies an seinem eignen Beispiel gezeigt, und nichts Besseres könnte man seinem literarischen Vermächtnis wünschen, als daß es erzieherisch wirken und zur Nachfolge aneifern möchte.

J. R.

[1]) Deutsche Rundschau, 1882, Bd. XXX, S. 420.

γ. **Jesus Christus und der christliche Charakter.** Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin von Francis G. Peabody, Professor an der Harvard-Universität zu Cambridge. Gießen, Töpelmann. 1906.

Aus Anlaß des vom Kaiser angeregten Gelehrten-Austausches hat der amerikanische Professor Peabody im Winter 1905—1906 Vorlesungen an der Berliner Hochschule gehalten, die nun im Wortlaut in deutscher Sprache vorliegen. Dem Ganzen geht ein tiefempfundenes Gedicht an den früh durch den Tod hinweggerafften Sohn voran, den er bittet, ihm der Wahrheit Geist aus den Himmelshöhen zu senden, aus denen er ihn trotz aller Sehnsucht nicht mehr zurückrufen will. Es muß ein Genuß seltener Art gewesen sein, diese Vorträge aus dem Munde des Verfassers selbst zu hören. Die Lehre Jesu war nach Peabody in erster Linie auf den Charakter gerichtet: so jemand den Willen Gottes tut, sagt das vierte Evangelium, so wird er erkennen, woher die Lehre stammt, die Jesus verkündigte. „Durch persönliche Loyalität und persönlichen Gehorsam hindurch führte der Weg zu seinem Verständnis." Darin liegt ein Wegweiser für unsre Zeit, welche von der Religion vielfach abgekommen ist; auf dem Wege der Pflichterfüllung kann sie wieder zur Erkenntnis Gottes kommen. Viele sagen, es gebe nur den einen Weg zum christlichen Leben, daß man den christlichen Dogmen zustimme: Jesus selbst ist anders verfahren. Er hat Menschen als Jünger angenommen, deren Glaubensbekenntnis wenige moderne Kirchen befriedigen würde. „Folge mir," spricht er, „nimm dein Kreuz auf dich und wandle mir nach!" Gerade die, welche die Welt für verloren hält, nimmt er an, und selbst an dem Verräter Judas verzweifelt er nicht. Aber alles an ihm war Tat und Kraft, und seine Kirche muß ihm nach die Welt mit Tat und Kraft erfüllen; tut sie das nicht, namentlich nicht auf sozialem Gebiet, so ist ihre Religion formell, technisch, erdichtet.

αχ. **Elias, Jahve und Baal.** Von Hermann Gunkel. (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Bd. II, 8.) Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Das kleine Buch gehört zu dem Besten, was Hermann Gunkel geschrieben hat. Seine auch in dieser Zeitschrift oft bewährte Fähigkeit, die Schönheit der alttestamentlichen Erzählungskunst durch Aufzeigung der Mittel, mit denen sie ihre ästhetischen Eindrücke erreicht, zum Bewußtsein zu bringen, hat in den Sagen von Elias einen Stoff gefunden, der solche Behandlung in besonderem Maße lohnt. Gunkels scharfes kritisches Vermögen, verbunden mit der Fähigkeit, auch Fremdartiges mit Ehrfurcht und Liebe zu betrachten, läßt das Bild der alten Propheten so plastisch vor uns erstehen, wie es vorher niemand gesehen hat. Zugleich darf das Buch als ein Muster gemeinverständlicher Darstellung bezeichnet werden.

γ. **Charakterköpfe aus der antiken Literatur.** Von Eduard Schwarz. Leipzig, Teubner. 1906.

Dieses Werkchen erscheint bereits in zweiter Auflage, und wer es liest, wird sich darüber nicht wundern. In geistvollerer und packenderer Weise kann Literaturgeschichte nicht vorgetragen werden, als es der frühere Straßburger, nunmehrige Göttinger Professor hier tut. Es sind vier Paare und ein einzelner, die uns vorgeführt werden: Hesiod-Pindar; Thukydides und Euripedes; Sokrates und Plato; Polybios und Poseidonios; endlich als neunter Cicero — alles auf 125 Seiten. Als Probe können wir uns nicht versagen, einige Sätze über Cicero, den oft so herb und ungerecht Verurteilten, herzusetzen: „Der Konflikt zwischen dem Ehrgeiz, einer großen Überlieferung treu zu bleiben, und dem Jammer eine verlorene Gegenwart nicht retten zu können, haben diese Menschenseele zerdrückt und zernagt in einem ruhelosen Auf und Nieder von trügerischer Hoffnung und anzweifelndem Schmerz. Aber nicht nur sein Witz und seine geistige Anmut sind ihm bis zuletzt treu geblieben; treu geblieben ist ihm auch die Gabe zu sagen, was er litt, und wessen Ohr offen ist, der vernimmt voll Furcht und Mitleid neben dem ehernen Tritt der weltgeschichtlichen Dike auch die Töne, die der Druck eines ungeheuren Geschehens einem schwachen, liebenswürdigen, fein besaiteten Menschenkind abgepreßt hat, das nicht ahnte, daß die Nachwelt seine Geständnisse belauschen würde."

γ. **Die Wikinger.** Von Prof. Dr. Alexander Bugge. Autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen von Dr. Hungerland. Halle, Max Niemeyer. 1906.

Dieses Werk eines namhaften Gelehrten unterrichtet uns über das erste Hervortreten der nordischen Völker in der Geschichte, über die Stellung, die das Weib damals im Norden einnahm, über das Leben in einer Wikingeransiedlung, über Kultur und Lebensanschauung der Wikingerzeit und deren Umgestaltung beim Übergang zum Mittelalter. Die Wikingerzeit ist die Zeit der wohl größten Kraftentfaltung der nordischen Völker; „der Sinn jener Menschen erscheint uns hart wie der Stahl ihrer Brünnen;" „wir spüren etwas wie den Hauch von den Gletschern des Eismeeres." Die Weltanschauung wird beherrscht vom Glauben an ein eisenhartes, unabwendbares Schicksal, und das wirkt nach bis auf Ibsen und Björnson, die echten Enkel jener Ahnen. Christlicher Einfluß und römische Kultur haben schließlich auch jene rauhen Menschen gesänftigt; aber etwas von ihrem Blut rinnt noch in den Adern des heutigen Geschlechts, und so gewährt das Studium jener alten Zeit mehr als bloß historisches Interesse.

γ. **Pädagogik und Poesie.** Vermischte Aufsätze. Neue Folge. Von Professor Dr. Alfred Biese, königl. Gymnasialdirektor in Neuwied am Rhein. Berlin, Weidmann. 1905.

Der durch seine feinsinnigen Studien über Erziehungsfragen und poetische Stoffe längst bekannte Verfasser bietet hier eine neue Folge von Aufsätzen über beide Gebiete, aus denen wir hervorheben: Phantasie; was ist Bildung? das Bildungsstreben der Gegenwart; Gedanken-

gänge beim deutschen Unterricht in der Prima: zur Behandlung Goethes in der Prima: Gedankengänge bei Entlassung der Abiturienten: über Storm und Frenssens Jörn Uhl: aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung: über Schiller: Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens: eine Poesiestunde in Prima. Zur Empfehlung dieser Studien ist zu sagen, daß sie alle gedankenreich, selbständig und anregend, der Form nach wohl abgemessen und fesselnd sind: es wird niemand gereuen, sie, ich will nicht sagen durchzulesen, aber durchzudenken; man nimmt von dieser Beschäftigung etwas mit.

95. **Hochzeitsfeste der Renaissance in Italien.** Von O. v. Gerstfeldt. Mit 2 Mezzotintogravüren, 3 Einschlagblättern und 6 Abbildungen im Text. (6. Bändchen der „Führer zur Kunst", herausgegeben von Dr. Hermann Popp.) Eßlingen, Paul Neff (Max Schreiber). 1906.

Es sind die zeitlosen Hervorbringungen ihrer bildenden Kunst, durch die das Interesse weiterer Kreise an der Renaissance in Italien bestimmt ist. In der Epoche ihrer Entstehung aber existierten diese Zeugen nicht in der Vereinzelung, in der sie zu sehen uns gewohnt geworden ist. Organisch wuchsen sie hervor aus einer alles umfassenden Kultur, auf die wiederum befruchtend zu wirken sie bestimmt waren. Die moderner Kunstwissenschaft eigene historische Betrachtung der Denkmäler eröffnet ein neues, weit tiefer ergreifendes und weit nachhaltiger wirksames Verständnis. Es ist ein unbeschreiblicher Reiz, diese Fresken und Bauten, Bilder und Statuen einmal aufzufassen als erhaltene Fragmente eines zerstörten Riesenwerks menschlicher Schöpferkraft und aus ihnen das Ganze zu rekonstruieren. Man kann es den Historikern nur Dank wissen, wenn sie diesen höheren Genuß auch solchen zugänglich machen, denen eigene Studien über das Leben der Renaissance versagt bleiben. O. v. Gerstfeldts Schriftchen trägt dazu bei in der Zeichnung eines für das Verstehen der italienischen Renaissance besonders wichtigen Zuges, ihrer Festfreude. Die Menschen jener Tage besaßen, wie andre Fähigkeiten des Geistes, auch das Bewußtsein des Seins in Kultur und vertieften die Entwicklung des Lebens, indem sie sie markierten: daß die Hochzeit dabei besondere Pflege erfuhr, liegt in der Natur der Sache. In lebhaft und wechselvoll geschriebener Schilderung reisen wir von Fest zu Fest: Rom, Florenz, Venedig, Mantua, Urbino, Mailand, Ferrara, die verschiedensten Menschen, Träger großer historischer Namen, beobachten wir in dem zur Charaktererkenntnis so geeigneten Zustand naiver Freude. Die Mischung so ausgeprägter Individualitäten erregt unser nachdenkliches Interesse. Ein wertvoller Anhang belehrt uns über Produkte einer eigenen Hochzeitskunst: bemalte Brauttruhen, die sogenannten Cassoni; ein Monumenten- und Literaturverzeichnis ist beigegeben. Hier verrät sich eine Gelehrsamkeit, die uns zeigt, daß wir einer sachkundigen Führerin vertrauen. Möchten ihren Dienst viele annehmen, denen die Idee der Renaissance, daß das Leben Kunst sein soll, eine ewig gültige ist!

82. **Lyrical Poems.** By Edgar Allan Poe. London, Heinemann. 1906.

Poes Definition der Dichtung als der rhythmischen Schöpfung von Schönheit, seine fremdartige, geheimnisvolle, träumerische Phantasie, sein künstlerisches Bestreben, den Gedanken musikalischen Ausdruck zu verleihen, weil nach seiner Auffassung die Idee ohne Begleitung von Musik Prosa sei: alle diese charakteristischen Züge geben Veranlassung, ihn als den Vorgänger der Symbolisten zu bezeichnen. Edgar Allan Poe hatte noch ein andres künstlerisches Glaubensbekenntnis. Er verwarf die Möglichkeit, lange Gedichte auf der Höhe der Inspiration zu halten. So hoch er z. B. von Miltons „Verlornem Paradies" dachte, weil es voll wahrer Poesie sei, schien es ihm doch, als sei ein glänzendes Können nur aufgeboten, um für den Leser die Übergänge auszufüllen, seine Aufmerksamkeit festzuhalten, bis eigentliche Poesie wiederkehrte. Im berühmtesten seiner Gedichte, „The Raven", in einigen andern, die von seinem Meisterwerk verdunkelt worden sind, hat denn auch Poe Vollendung erreicht. So klein das vorliegende Bändchen, es enthält alles, was der Dichter der Lyrik Amerikas schenkte, und das beste darunter „ist vollkommen wie Kristall".

γ. **Meyers Kleines Konversations-Lexikon** in sechs Bänden. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1907.

Mit dieser Ausgabe des Meyerschen Konversations-Lexikons betritt die Verlagshandlung eine ganz neue Bahn. Neben die große Ausgabe trat bisher die kleine in einem, später zwei, dann drei Bänden; nunmehr soll sie auf sechs Bände gebracht und damit einerseits immer noch die Möglichkeit leichterer Nachschlagbarkeit, anderseits doch eine gewisse Ausführlichkeit der einzelnen Mitteilungen erreicht werden. Das Werk hat einen Stab von über hundert Mitarbeitern, und dabei wird der Grundsatz, daß jeder Artikel von einem berufenen Fachmann geschrieben sein soll, streng durchgeführt. Eine reiche, langjährige Erfahrung auf lexikographischem Gebiete steht der Verlagshandlung und ihren Beamten zur Seite, und man darf es ohne Rückhalt aussprechen, daß etwas Praktischeres und Solideres auf diesem Gebiete und in diesem Umfange dem Publikum noch nicht geboten worden ist. Der bis jetzt vorliegende erste Band reicht von A bis Cambrics und enthält eine lange Reihe von Artikeln, Karten, Plänen (z. B. Amsterdam, Berlin, Bremen, Breslau) und Bildern. Den Artikeln ist überall ein Verzeichnis der wichtigsten einschlägigen Literatur angefügt; so z. B. stehen bei Bazaine die zwei Hauptwerke des unglücklichen Marschalls, und vier Werke, die sich auf die Frage beziehen, ob er ein Verräter war; bei Beaumarchais fünf Biographien. Wir begnügen uns mit diesem kurzen Hinweis und werden nach Vollendung des Ganzen ausführlicher darauf zurückkommen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allfeld. — Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. Vom 9. Januar 1907. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen, Anhang und Sachregister von Philipp Allfeld. München, C. H. Beck. 1907.

Armstrong. — Joshua Reynolds. Von Sir Walter Armstrong. Aus dem Englischen übertragen von E. von Kraatz. Mit 52 ganzseitigen Illustrationen. München, Vereinigte Kunstanstalten, A.-G.-Verlag. O. J.

Arnold and Conway. — The restored pronunciation of Greek and Latin. By Edward Vernon Arnold and Robert Seymour Conway. Cambridge, At the University Press. 1907.

Arx. — Die Ratzenburger. Von Adrian v. Arx. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1907.

Beer. — Saul, David, Salomo. Von G. Beer-Straßburg. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Berger. — Carl Hauptmann. Von Herbert v. Berger. München, Georg D. W. Callwey. 1907.

Bergfeld. — Zerreiß die Binde vor Deinen Augen, liebe Schwester! Ein offener Brief an jedes erwachsene junge Mädchen. München, Seitz & Schauer. O. J.

Berolzheimer. — System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Von Fritz Berolzheimer. Fünfter (Schluß-)Band. München, C. H. Beck. 1907.

Binns. — Walt Whitman. Ein Leben. Von Henry Bryan Binns. Mit drei Abbildungen. Leipzig, H. Haessel. 1907.

Boigne. — Récits d'une tante. Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Osmond. Publiés d'après le manuscrit original par M. Charles Bicoullaud. I. 1781—1814. Portrait en héliogravure. Troisième édition. Paris, Plon. 1907.

Braude. — Zur Agrarbewegung in Rußland. Nach dem Russischen bearbeitet und eingeleitet von Bernhard Braude. Leipzig, Teutonia-Verlag. 1907.

Broicher. — John Ruskin und sein Werk. Sozialreformer, Professor, Prophet. Dritte Reihe, Essays von Charlotte Broicher. Jena, Eugen Diederichs. 1907.

Burdinski. — Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin. Ausführlicher Bericht über die Vorträge des Jesuitenpater Wasmann und den Diskussionsabend mit kritischen Bemerkungen. Herausgegeben von Richard Burdinski. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1907.

Cohen. — Religion und Sittlichkeit. Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphilosophie. Von Hermann Cohen. Berlin, M. Poppelauer. 1907.

Conwentz. — Schutz der natürlichen Landschaft, vornehmlich in Bayern. Von H. Conwentz. Berlin, Gebrüder Bornträger. 1907.

David. — Die Zeitung. Von J. J. David. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). O. J.

Degré. — Familie von Giefsen. Roman in zwei Bänden. Von Wilhelm Degré. Berlin u. Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1907.

Deutsche Bücherei. — Band 18: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Von Max Lenz. Zweite Auflage. — Band 29: Essays. Von Heinrich v. Treitschke und Erich Marcks. Zweite, durchgesehene Auflage. Band 30: Essays. Von Heinrich v. Treitschke und Erich Schmidt. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. — Band 31 u. 32: Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Von Friedrich Paulsen. Zwei Bände. Zweite, vermehrte Auflage. — Band 37: Allerlei Menschliches. Vermischte Betrachtungen. Von Wilhelm Münch. — Band 42: Gestalten vom Wege. Von Wilhelm Münch. — Band 48: Richard Wagner und die Bayreuther Bühnenfestspiele. Gesammelte Aufsätze. Von Richard Sternfeld. Zweiter Band. — Band 58 u. 59: Musikalische Zeit- und Streitfragen. Gesammelte Studien und Aufsätze. Von Rudolf M. Breithaupt. Zwei Bände. — Band 61: Karl Friedrich Schinkel und sein baukünstlerisches Vermächtnis. Von Karl Boetticher. Zweite Auflage. — Band 62: Zur Kenntnis antiker Gottesverehrung. Aufsätze von Karl Boetticher. Band 63: E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner. Harmonien und Parallelen. Von Hans v. Wolzogen. Band 64 u. 65: Aus Richard Wagners Parsifel-Zeit. Von Richard Sternfeld. Zwei Bände. — Band 66: Ferdinand Raimund. Eine Erinnerung und eine Mahnung. Von Hans v. Wolzogen. Mit einem Anhang: Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Von Ferdinand Raimund. — Band 67, 68, 69 u. 70: Populäre Aufsätze und Vorträge. Von Ernst v. Leyden. — Band 71 u. 72: Kreuz und quer. Von Hans Leyden. Berlin, Verlag „Deutsche Bücherei". O. J.

Domanig. — Wanderbüchlein. Von Karl Domanig. Kempten und München, Jos. Kösel. 1907.

Engels. — Hausbuch deutscher Kunst. Ein Familien-Bilderbuch in 375 Abbildungen, zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1907.

Erinnerungen der Kaiserin Katharina II. — Von ihr selbst geschrieben. Nach Alexander v. Herzens Ausgabe. Neu herausgegeben von G. Kunze. Mit mehreren Porträts und einem Nachtrag aus den Erinnerungen der Fürstin Dashkoff. Dritte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. 1907.

Falsche Propheten. Beitrag zur Geschichte der russischen Parteiverhältnisse. Von einem Russen. Leipzig und Berlin, Julius Püttmann. O. J.

Fournier. Gentz u. Wesenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten. Mitgeteilt von August Fournier. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Fournier. — Österreich und Preußen im 19. Jahrhundert. Von August Fournier. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Freiligrath. — Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke. In 10 Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und 1 Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Frühauf. — Praktische Theologie. Kritiken und Anregungen von Walter Frühauf. Dresden, E. Pierson O. J.

Fuchs. — Der Garten mit dem Rosenbusch. Roman von Hanns Fuchs. Leipzig, Scholz & Maerter. O. J.

Gillet. — Raphaël. Par Louis Gillet. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. S. a.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe. In 40 Bänden. 3. Band. Gedichte. 3. Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard v. d. Hellen. 38. Band. Schriften zur Literatur. Dritter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen. Von Oskar Walzel. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

v. d. Goltz. — Von Jena bis Pr.-Eylau. Des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Von Colmar Frhr. v. d. Goltz. Mit 4 Karten in Steindruck und 1 Skizze im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Grabowski. — Mémoires militaires de Joseph Grabowski. Publiés par M. Waclaw Gasiorowski. Traduits du Polonais par Jan V. Chelminski et A. Malibran. Paris, Plon. 1907.

Graf Arthur Gobineau. — Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. Stuttgart, Fr. Frommann. 1907.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Hans Gerhard Gräf. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Dritter Band. (Des ganzen Werkes fünfter Band.) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1906.

Grün. — Anastasius Grüns sämtliche Werke. In 10 Bänden. Herausgegeben von Anton Schlossar (Graz). Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben und 1 Briefe als Handschriftprobe. In 2 Bände gebunden. Leipzig, Max Hesse.

Holdsworth. — The Iron Gates. By Annie E. Holdsworth. London, F. Fisher Unwin. 1906.

Jacoby. — Herders und Kants Ästhetik. Von Günther Jacoby. Leipzig, Dürr. 1907.

Jahrbuch moderner Menschen. — Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. Ostermond Harz, A. W. Zickfeldt. 1907.

Jüngst. Pietisten. Von J. Jüngst-Stettin. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland. — Drittes Heft: Die protestantische Lehrerbibel. Von Weise. — Viertes Heft: Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis in seinem Verhältnis zum Neuen Testament und zum Protestantismus. Von W. Brudner. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1906.

Kleiner. — Antonia. Drama in drei Akten. Von F. B. Kleiner, Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1907.

Knauer. — Aus meinem Leben. Von Georg Knauer. Zweite Auflage. Erinnerungen. Erste Serie. 1907.

Knopf. — Zukunftsbestimmungen des Menschentums. Von Rudolf Knopf. Erfurt u. Thüringen, J. C. B. Mohr. 1907.

Krüger-Westend. — Der Volks-Goethe. Von Herman Krüger-Westend. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1907.

Lasserre. — Les idées de Nietzsche sur la musique. Par Pierre Lasserre. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Lasserre. — Le romantisme français. Par Pierre Lasserre. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Leiter. — Die Verteilung des Einkommens in Österreich. Nach den Ergebnissen der Personaleinkommensteuer in den Jahren 1898 bis 1904. Von Friedrich Leiter. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Leuß. — Aus dem Zuchthause. Von Hans Leuß. Volksausgabe. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Ludwig. — Ich will, mit 44 physiognomischen Studien im Text, und Die Himmelsleiter, mit 46 physiognomischen Studien im Text. Von Hermann Ludwig. Erster Teil. Leipzig, Kommissionsverlag (Max Spohr). O. J.

Meier. — Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert. Von Ernst v. Meier. Erster Band. Prolegomena. Leipzig, Duncker & Humblot. 1907.

Meisel-Heß. — Die Stimme. Roman in Blättern. Von Grete Meisel-Heß. Berlin, Dr. Wedekind & Co. 1907.

Meyer. — Gedichte von Bernhard Meyer. Berlin und Leipzig, Verlagsbureau (Curt Wigand). 1907.

Möller. — Verfassungs- und Verwaltungsrecht des Deutschen Reiches. Zum unterrichtlichen Gebrauch und zur Selbstbelehrung. Bearbeitet von W. H. Möller. Dresden, Wilhelm Baensch. 1907.

Nottbeck. — Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege. Von Friedrich v. Nottbeck. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1907.

Oberndorff. — Die barmherzige Samaritanerin. Hanna. Zwei Wiener Geschichten. Von Gräfin Many v. Oberndorff. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1907.

Petersdorff. — Kleist-Revue. Ein Lebensbild. Von Hermann v. Petersdorff. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Petzoldt. — Das Weltproblem vom positivistischen Standpunkte aus. Von Joseph Petzoldt. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Pflugfelder. — Menschen. Drama in vier Akten. Von Atta Pflugfelder. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1907.

Pott. — Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von August Pott. Mit 8 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Psalmen des Westens. — Aus dem Englischen frei übertragen. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Reitzenstein. — Werden und Wesen der Humanität im Altertum. Rede von R. Reitzenstein. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Rembrandt in Bild und Wort. — Herausgegeben von Wilhelm Bode unter Mitwirkung von Wilhelm Valentin. Bis zur zwanzigsten (Schluß-) Lieferung. Berlin, Rich. Bong.

Report of the commissioner of education for the year ending June 30, 1904. — Volume 2. Washington, Government printing office. 1905.

Robert. — Rauschen und Klingen. Dichtungen von Hermann Robert. Dresden und Leipzig, C. A. Koch. 1907.

Schaarschmidt. — Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. Von C. Schaarschmidt. Leipzig, Dürr. 1907.

Scholer. — Praktische Denklehre auf neuen Grundlagen, gemeinverständlich dargestellt. Von Coletin Scholer. Amstetten, Selbstverlag des Verfassers. 1906.

Schütze. — Studies in german romanticism. By Martin Schütze. Part I. Chicago, The University of Chicago Press. 1907.

Schweninger. — Der Arzt. Von Ernst Schweninger. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). O. J.

Siebert. — Wie sag' ich's meinem Kinde? Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen. Von F. Siebert. München, Seitz & Schauer. O. J.

Simrock. — Karl Simrocks ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters. Herausgegeben von Gotthold Klee. Mit Simrocks Bildnis und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe. In vier Bände gebunden. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Studien zur deutschen Kunstgeschichte. — Von Heinrich Ludwig. Über Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuß. Mit einem Lebensabriß des Verfassers. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Tardieu. — La conférence d'Algésiras. Histoire diplomatique de la crise marocaine. Par André Tardieu. Paris, Alcan. 1907.

Treitschke. — Ausgewählte Schriften von Heinrich v. Treitschke. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1907.

Unger. — Blücher. Von W. v. Unger. Erster Band: Von 1742—1811. Mit 6 Bildnissen, der Nachbildung eines Briefes von Blücher und 19 Kartenskizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Walcker. — Die religiösen und politischen Entwicklungstendenzen der Kulturwelt. Von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1907.

Werner. — Die politischen Bewegungen in Mecklenburg und der außerordentliche Landtag im Frühjahr 1848. Von Adolf Werner. Berlin und Leipzig, Walther Rothschild. 1907.

Wernle. — Paulus Gerhardt. Von Paul Wernle-Basel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Wertheimer. — Die Frau des Raja. Drama in drei Akten. Von Paul Wertheimer. Wiener Verlag. 1906.

Westermarck. — Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. Von Eduard Westermarck. Erster Band. Deutsch von Leopold Katscher. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1907.

Westphal. — Die Ostmark. Drama in drei Akten. Von Gustav Westphal. Danzig, Gustav Macholz. O. J.

Willy. — La retraite sentimentale. Roman par Colette Willy. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Wirth. — Der Weltverkehr. Von Albrecht Wirth. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). O. J.

Wrangell. — Die Elemente des russischen Staates und die Revolution. Von Ferdinand von Wrangell. Leipzig, Duncker & Humblot. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Efeu.

Sardinischer Dorfroman

von

Grazia Deledda.

(Schluß.)

„Heda, Flüchtling!“ rief Onkel Castigu, auf allen Vieren in die Höhle kriechend und ein verschlossenes Gefäß vor sich herschiebend, „die Soldaten kommen!“

„Onkel Castigu,“ sprach Annesa, indem sie die Hände auf die Brust preßte, „redet nicht so! Jetzt ist keine Zeit zum Scherzen. Sagt mir . . . sagt mir . . .“

Er drang in die Höhle, richtete sich auf und stellte das Gefäß, das geronnene Milch enthielt, nieder.

„Sagt mir . . . sagt mir.“

„Don Paulu ist noch nicht verhaftet, aber sie suchen ihn überall . . . Sie suchen dich auch, in allen Häusern haben sie gesucht, in Tante Annas Haus, in Pfarrer Virdis Haus, sogar im Hause von Franchisca Perra.“

Mit weit aufgerissenen Augen, als wäre sie plötzlich aus einem tiefen Traume erwacht, lauschte Annesa.

„Wo mag er sein? Wo glaubt Ihr, daß er sei?“

„Wie kann ich das wissen, mein Täubchen?“ sagte der Hirte. „Da, trink ein wenig Milch, iß dies Stück Brot.“

„Erzählt mir,“ drängte sie. „Seid Ihr unten gewesen?“

„Ja, ich bin unten gewesen. Ich habe mit Pfarrer Virdis gesprochen. Er glaubt, daß nichts erfolgen wird, weil er euch alle für unschuldig hält. Heute kommen zwei Doktoren aus Nuoro, die wollen die Leiche untersuchen. Wenn nichts geschehen ist, kann auch nichts erfolgen! In ein paar Stunden kommt mein Neffe Ballore, der bringt mir Nachricht. Dann komme ich wieder zu dir.“

Sie stellte Milch und Brot auf den Stein, aber sie berührte nichts.

Die Hände im Schoß, die Augen in die Ferne gerichtet, so blieb sie regungslos sitzen, aber sie träumte nicht mehr.

„Wenn nichts geschehen ist, kann auch nichts erfolgen." Die andern konnten wohl hoffen, sie hoffte nicht mehr. „Sie suchen mich, sie suchen mich," dachte sie. „Und endlich werden sie mich finden, hier oder anderswo ... Vielleicht ist es besser, wenn ich gehe. Auf was warte ich noch? Jetzt wird er sprechen, er, der Alte, er wird den gelehrten Ärzten das Geheimnis verraten ... darum haben sie ihn ausgegraben. Er wird sprechen ... er wird sprechen ..."

Sie haßte ihn noch immer.

„Sie suchen mich, sie suchen mich ... Sie haben mich auch bei der alten Tante Franchisca gesucht. Arme Alte! Was mag sie von mir denken?"

Sie sah das Gesicht der alten Kranken vor sich. Sie hatte ihr so oft Essen gebracht und ihre elende Spelunke gereinigt.

Tante Franchisca war gut und geduldig; jedesmal wenn Annesa gekommen war, hatte die Alte ihr die Hand geküßt und vor Dankbarkeit geweint.

„Wenn er so gewesen wäre, der Alte!" dachte die Unglückliche. „Was wird Tante Franchisca sagen? Sie wird vor Entsetzen weinen, daß sie mir die Hand geküßt hat!"

Vom Durst gequält, trank sie nun ein wenig Milch, und von der tiefen Stille ringsumher ermutigt, steckte sie den Kopf hinaus und schaute lange auf den Abgrund nieder.

Es war ein warmer, bedeckter Tag; die Kalkberge ihr zur Seite schienen ganz nahe, und in dem weiten Tale erkannte man deutlich jeden Weg, jeden Wasserfaden. Nur längs des Bergabhangs, auf dem die Höhle sich befand, unterschied sie unbestimmte Schatten, wie Schleier über die Felsen gebreitet, und der Klageschrei, den sie in der Morgenfrühe gehört, stieg jetzt stärker, deutlicher zu ihr empor, er klang wie der Pfiff einer Menschenstimme.

Sie glaubte, es sei der Schrei eines Hirten, da entdeckte sie zwei Hühnergeier, die ihr Nest zwischen den Felsen gebaut hatten. Die beiden Vögel verfolgten einander, flogen von Baum zu Baum, dann in den tiefen Abgrund hinunter. Plötzlich flog der größere Geier in die Höhe, spähte umher, ließ sich wieder hinunter fallen und umflatterte mit wilder Zärtlichkeit die Gefährtin, die er mit seinem Klagegeschrei gerufen hatte. Darauf flogen beide Vögel zu der Steineiche, die der Höhle nahe stand, und der Schrei ihrer Liebe weckte die Einsamkeit der weiten Landschaft, die unter dem bewölkten Himmel zu schlafen schien. Da dachte Annesa an ihren Geliebten, der sich, wie sie, an einem unbekannten Orte verbarg, und sie fühlte wieder den ganzen Schmerz um das verlorene Glück.

„Sie werden mich verurteilen ... sie werden mich weit, weit weg bringen, in einen dunklen Kerker."

Da würde sie an ihren Paulu denken, wie die gefallenen Engel an den Herrn. Und nichts mehr, nichts mehr von ihm würde sie streifen; nicht einmal der Gedanke. An sie, die Mörderin, konnte er nicht mehr denken.

„Warum habe ich das getan?" fragte sie sich und fiel auf die Knie. „Gott hat gesagt: Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen ... Ich

habe die Augen vor Gottes Licht verschlossen, und ich bin gefallen, wie alle fallen, die nicht sehen, wohin sie gehen . . ."

Und wieder weinte sie und schlug die Stirn an den Felsen; aber ein schwaches Licht winkte ihr, wie das Licht des Leuchtturmes, das den Schiffer durch das Dunkel und die Wut des stürmischen Meeres leitet.

Erst gegen Sonnenuntergang kam Onkel Castigu zurück; Anneſa sah, daß er ernst und erregt war.

„Haben sie ihn gefunden?" fragte sie.

„Er hat sich gestellt. Er hat übel daran getan," sagte der Hirte.

Sie wurde erdfahl.

„Warum übel? Glaubt Ihr vielleicht, daß er schuldig sei? Glaubt auch Ihr es? Nun, Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen, wenn die Ärzte die Leiche untersucht haben und der Alte sprechen wird . . . Ihr werdet sehen . . . Ihr werdet sehen, was er sagen wird."

„Anneſa, du rasest. Du hast Fieber. Du hast noch keine Speise angerührt. Warum ißt du nichts?"

Er blickte ihr fest ins Gesicht. Auch sie sah ihn mit großen, spöttischen, aber traurigen Augen an, die doch voll Angst waren. Plötzlich schüttelte sie sich, riß ihre Hände los, legte sie dem Hirten auf die Brust, stieß ihn zurück und schrie:

„Auch Ihr haltet sie für schuldig! Ihr, Ihr Elender! Ihr, der ihr Brot gegessen und in ihrem Hause geschlafen habt! Wer kann nun noch an ihre Unschuld glauben?"

„Sei ruhig, Mädchen," sagte Onkel Castigu; „du bist außer dir, und du hast recht, aber mir darfst du nichts vorwerfen! Höre, reden wir vernünftig miteinander. Niemand kann fester an die Unschuld meiner Herrschaft glauben, als ich. Die ganze Nacht habe ich geweint, schau her! und auch den ganzen Tag. Ich habe über ihr Schicksal geweint, wie man an einem Grabe weint . . . Hör mich, meine Tochter. Sie sagen alle, daß ich ein einfältiger Mann sei, aber manchmal kommt die Wahrheit aus dem Munde der Einfältigen. Anneſa, ich will dir etwas sagen, du mußt mit Pfarrer Virdis sprechen . . ."

Anneſa wurde ruhiger, sie setzte sich wieder auf den Stein und antwortete nicht. Sie preßte im Gegenteil die Lippen aufeinander, als wolle sie sie zu sprechen hindern. Der Hirte beugte sich über sie und legte ihr eine Hand auf den Kopf.

„Was meinst du, Anneſa? Willst du mit ihm sprechen?"

Sie machte eine verneinende Bewegung.

„Erst schreist du, und nun bist du stumm. Es ist wahr, ich selbst habe dir geraten, zu schweigen wie die Steine. Aber von gestern auf heut ist viel geschehen."

„Ich habe nichts zu sagen, weder gestern noch heut, noch morgen. Keinem!" brach Anneſa endlich, mit rauher, heiserer Stimme aus. „Was wollt Ihr? Was soll ich mit Pfarrer Virdis reden?"

„Überlegen, was zu tun ist".

Sie schüttelte den Kopf.

„Auf jeden Fall gehe ich heut nacht oder morgen früh ins Dorf hinunter, da werde ich etwas erfahren."

„Ihr sagt nicht, daß ich hier bin!" befahl Anneſa, ihn scharf anblickend. „Ihr habt mich aufgenommen. Ihr werdet mich nicht verraten. Das wäre der Verrat von Judas . . ."

„Auf deine Reden antworte ich nicht einmal!" sagte er verächtlich. Dann wurde er weich, befühlte ihre Stirn und stellte den Topf mit Milch neben sie. „Du hast Fieber. Höre, ich lasse dir meinen Mantel hier, ich bringe dir auch noch einen Sack. Fürchte dich nicht. Du bist hier so sicher wie in dem Leibe deiner Mutter."

Aber trotz dieser beruhigenden Worte fühlte sie sich nicht sicher. Auch hierher war sie gelockt worden durch die List und Bosheit ihres elenden Schicksals; aber sie wollte dagegen kämpfen und sich wehren, solange sie konnte.

„Onkel Castigu hat alles erraten," dachte sie; „er will mich zur Beichte zwingen, er will, daß ich dem Priester alles sage. Aber ich will . . . noch nicht."

Und wieder ging eine Nacht dahin, voll Fieber und voll Angst. Sie fühlte sich erschöpft, ihr war, als würde sie zermalmt von diesen Steinen, und sie fragte sich, ob der Kerker so sein würde, ein Versteck fürs ganze Leben? Die Wut des Fiebers reizte sie zur Flucht; ein fürchterlicher Alp drückte sie. Fliehen . . . fliehen . . . aber wohin? Die ganze Welt war jetzt für sie voll Angst und Gefahren.

Und wieder wurde es Tag und wieder Nacht. Die Nachrichten, die Onkel Castigu brachte, wurden immer trauriger. Man wußte weder etwas von der ärztlichen Untersuchung noch von dem langen Verhör, mit dem der Richter die Angeschuldigten gequält hatte.

„Morgen bringen sie vielleicht meine Herrschaft in das Gefängnis von Nuoro. Denke Anneſa, denke!" sagte Onkel Castigu, kummervoll die Hände faltend. „Don Simone, Decherchi und Donna Rachele gebunden, auf einen Karren geworfen wie gemeine Verbrecher! Selbst die Steine werden weinen."

„Was tun?" fragte Anneſa.

„Was tun?" wiederholte der Alte, und beide blickten sich verzweifelt an; dann rief das Mädchen aus: „Aber tun die Verwandten nichts? Warum rühren sie sich nicht? Warum nehmen sie keinen Advokaten an?"

„Die Verwandten? Deine Leute, tote Leute! Niemand rührt sich. Nur Pfarrer Virdis versucht zu helfen. Aber was kann er machen? Sieh, Mädchen, ich möchte mich wohl des Verbrechens beschuldigen, um sie zu retten."

„Sie würden höchstens sagen, daß Ihr Mitschuldiger seid!" sagte Anneſa traurig.

Aber als sie allein war, dachte sie beständig an die Worte des Alten.

Am Abend des dritten Tages kam der einfältige Mann, der nichts andres besaß als die Freiheit, die er für seine geliebte Herrschaft opfern wollte, wieder und setzte sich zu Anneſa.

„Was habt Ihr mir zu erzählen?“ fragte sie mit ihrer immer hohler werdenden Stimme. „Was gibt es Neues?“

„Sie sagen alle, daß du dich dem Gericht stellen mußt. Wenn sie sich versteckt, sagen sie, muß sie etwas wissen. Auch Pfarrer Virdis ist dieser Meinung. Er ist es gewesen, der Paulu geraten hat, sich zu stellen, und er will, daß auch du dich stellst.“

„Was weiß er von mir?“

„Anneſa, er weiß, daß ich dich sehe . . .“

„Ihr . . . Ihr habt mich verraten!“ rief sie und richtete sich auf. „Judas, Judas . . . schlimmer noch als Judas . . . Ihr habt ein armes Mädchen verraten. Jetzt bindet mich doch. Holt die Soldaten.“

„Rase nicht!“ antwortete der Alte ruhig und traurig. „Höre mich, ich habe dich nicht verraten. Ich bin zu Pfarrer Virdis gegangen, weil er der einzige Mensch ist, der sich um unsre arme Herrschaft kümmert, und der sie um jeden Preis retten will. Auf seine Kosten hat er einen Advokaten aus Nuoro kommen lassen. Er sagte mir, ich würde zehn Jahre meines Lebens darum geben, wenn ich Anneſa sprechen könnte. Vielleicht kann sie allein ihre Wohltäter retten. Deren Geschick liegt in Anneſas Händen, wie das Spielzeug in den Händen eines Kindes. Und er sah mich an und las in meinen Augen mein Geheimnis . . . Anneſa, Tochter des Herrn, höre auf zwei ehrenhafte Männer. Weder ich noch Pfarrer Virdis haben jemals eine schlechte Handlung begangen; wir wollen nicht anfangen, Böses zu tun, indem wir ein unglückliches Frauenzimmer verfolgen . . . Und was könnte unsre Absicht sein, die nicht auch die deine wäre? Wir müssen sie retten! Anneſa, wir müssen sie retten!“

Anneſa fühlte, daß der Alte recht habe. Was erwartete sie noch? Drei Tage waren verstrichen, und sie hatte nichts getan, sie hatte nichts für sie versucht. Sie mußte sich rühren, sie mußte den wilden Naturtrieb besiegen, der sie stachelte, sich wie ein verwundetes Tier zu verbergen.

„Wenn du dich fürchtest ins Dorf zurückzukehren, wird Pfarrer Virdis hierher kommen. Übrigens zwingt dich keiner, etwas zu tun, was du nicht willst. Aber du hast doch ein Gewissen, Anneſa, und was rät es dir?“

„Das brauche ich Euch nicht zu sagen!“ erwiderte sie, sich stolz aufrichtend. „Gut, laßt also den Pfarrer kommen.“

Achtes Kapitel.

Die Zusammenkunft Anneſas und des Pfarrers Virdis fand am folgenden Morgen bei Tagesanbruch in dem Bogengang vor der kleinen Kirche statt.

Es war noch dunkel, der bleiche abnehmende Mond versank am Horizont. Im Osten sah man das Meer. Man hätte denken können, es sei Abenddämmerung, wenn nicht die taufeuchten Blätter im stillen Walde geglänzt hätten.

Pfarrer Virdis war zu Fuß gekommen; er war unterwegs gefallen, so hell auch der Mond den Pfad beleuchtet, und so gut Onkel Castigu ihn geführt. Er hatte sich eine Hand verletzt. Aber was machte das!

Er saß auf der Mauer unter dem Bogengang, die Soutane bis zu dem Knie herauf gezogen und die Hand mit dem rot und blauen Taschentuch verbunden. Er betete laut und blickte in die Ferne, auf die Lichtung, wo der Mond melancholisch niedersank. Das Mädchen kam langsam näher, sie sah wie abwesend aus und wandelte wie im Schlafe.

Als Pfarrer Virdis sie sah, richtete er seine kleinen grauen Augen fest auf sie, und doch schien er sie nicht zu sehen, sondern fuhr fort zu beten.

Sein Gesicht war bleich, fast weiß und eingefallen, am Kinn, an den unteren Mundwinkeln zeigten sich zwei neue Falten.

„Gut, da sind wir also," sagte er plötzlich, indem er den kleinen schwarzen Rosenkranz in seine Hand drückte. „Komm, setz dich hierher."

Anneſa setzte sich neben ihn auf die kleine Mauer, die sich an die Kirche lehnt, und Priester und Mädchen blickten einander nicht mehr an; beide richteten die Augen auf den Bogengang, auf die trübe Ferne, wo der Mond unterging, und der Himmel mit den Wolken bedeckt war, die eine nach der andern hinter den letzten Bergen niedersanken.

Anneſa sagte:

„Es tut mir leid, daß Sie heraufgekommen sind. Und Sie haben sich auch verletzt? Ach, wenn ich das gewußt hätte! Aber bis gestern abend habe ich mich gefürchtet, bis gestern . . . Ich bin ein schwaches Mädchen, Pfarrer Virdis, verzeihen Sie mir. Heute nacht jedoch habe ich viel an meine Angelegenheit gedacht . . . ich würde ins Dorf gegangen sein, wenn Onkel Castigu mir nicht gesagt hätte, ich solle mich nicht von dem Ort entfernen, an dem ich mich versteckt hatte . . . Ich will mich dem Gerichte stellen . . ."

„Erzähle mir alles, Wort für Wort," bat der alte Priester, „erzähle mir alles!"

Und sie erzählte, wie sie geflohen war.

„Nicht das allein. Erzähle mir, wie der Alte gestorben ist."

„Das wissen Sie ja schon."

„Das tut nichts. Erzähle."

Sie fing wieder an, mit ihrer kalten, schläfrigen Stimme zu sprechen; sie wiederholte, was sie ihren „Wohltätern" gesagt hatte. „Das ist die reine Wahrheit. Meine Schuld ist gewesen, daß ich sie nicht sofort gerufen habe, nachdem der Alte gestorben war."

Pfarrer Virdis atmete schwer. Anneſa sah ihn nicht an, aber sie hörte den Atem des müden Mannes, und ihr schien, daß er wenig teilnehme an dem, was sie sagte.

„Du redest nicht die Wahrheit," sagte er endlich, ohne sich zu rühren, den Rücken und den Kopf immer an die Mauer gelehnt. „Und ich bin gekommen, um die Wahrheit zu hören."

Anneſa antwortete nicht.

„Höre mich, Anneſa! Ich bin weder dein Richter noch dein Beichtvater. Der Richter wird ſchon wiſſen, dich gegen deinen Willen die Wahrheit ſagen zu machen, weil das ſein Handwerk iſt; er wird ſie dir aus dem Munde ziehen wie einen hohlen Zahn, und du wirſt es nicht einmal merken. An den Beichtvater kannſt du dich wenden, wenn du willſt. Ich bin hier nur ein Menſch, ein Menſch, der ſeine Nächſten liebt und ihnen helfen möchte. Wenn du einen armen Alten fallen ſiehſt, wirſt du ihn aufrichten, nicht wahr? Wenn du es nicht tätеſt, würdeſt du dir wie ein vernunftloſes Geſchöpf vorkommen, nicht wie ein menſchliches Weſen. Genug, laſſen wir das Predigen. Ich will dir nur ſagen, daß ich deinen Wohltätern beiſtehen will, ſich von ihrem Fall aufzurichten. Und du mußt mir helfen."

„Das weiß ich, und ich bin bereit. Was ſoll ich tun? Habe ich bis jetzt nicht die Ratſchläge der Freunde meiner Wohltäter befolgt? Sie haben mir geſagt, mich zu verbergen, und ich habe mich verborgen. Sie haben mir geraten zu ſchweigen, und ich habe geſchwiegen."

„Nun wohlan, jetzt mußt du ſprechen. Du mußt die Wahrheit ſagen. Nichts andres."

„Ich habe ſie geſagt . . . ich habe ſie geſagt . . ." beharrte ſie.

Der Pfarrer ſenkte die Stimme und antwortete:

„Nein, Anneſa, du haſt ſie nicht geſagt. Ich aber kenne ſie, ich habe ſie gekannt, noch ehe du ſie kannteſt, ſeit vielen, vielen Jahren, und ich habe ſie mit dir wachſen ſehen. Es iſt eine ſchreckliche Wahrheit, wie eine Schlange, die mit dir gewachſen iſt, die dich umſchlungen hat, deinen Körper, deine Arme, deinen Hals, die eins mit dir geworden iſt: Das Weib und die Schlange . . . Es iſt das, was ſich Anneſa nennt."

„Pfarrer Virdis," ſagte Anneſa, zwiſchen Beleidigung und Entſetzen, faſt ſchreiend. „Redet nicht ſo! Was habe ich getan?"

„Was du getan haſt? Du weißt es, ich brauche dir's nicht zu ſagen! Du kennſt doch die Geſchichte von der Schlange, die den Mann, der ſie an ſeinem Buſen nährte, mit ihrem Gift vernichtete? Genug, ich ſage dir noch einmal, ich will nicht predigen. Nur eins will ich dir ſagen: Paulu hat ſich zu mir geflüchtet. Es hatte ihn jemand vor der Gefahr gewarnt. Ich habe ihn verſteckt, wie Onkel Caſtigu dich verſteckte. Und in der Stunde der Not hat er mir alles geſagt."

„Nun! Was hat er Ihnen geſagt? Daß wir uns lieben! Bin ich nicht immer auf meinem Poſten geweſen? Was habe ich Böſes getan?"

„Sieh, die Schlange, die da ſpricht! Was du Böſes getan haſt? Du haſt geſündigt, nichts andres! Iſt dir das nicht genug?"

„Nun ja, ich habe geſündigt. Aber Böſes habe ich nur mir ſelbſt zugefügt."

„Du durfteſt es dir nicht antun, dir ſelbſt noch weniger als den andern. Gott hat dir eine reine Seele gegeben, und du haſt ſie beſudelt, und du willſt ſie dem Herrn wie einen ſchmutzigen Lumpen wiederbringen. Du haſt dich getreten, du haſt dich mit Schlamm bedeckt, du haſt dich behandelt wie deine ſchlimmſte Feindin."

„Es ist wahr . . . es ist wahr," brach Anneſa aus. Der alte Prieſter uhr fort:

„Das iſt dein größtes Verbrechen. Gott hatte dir eine menſchliche Seele gegeben, und du haſt ſie entſtellt und ſie nach und nach immer noch ſchlechter gemacht. Du haſt ſie getötet, haſt ſie erſtickt, deine Seele in dir iſt verweſt wie ein Leichnam im Grabe und hat dich verdorben, hat dich beſchmutzt. Ein getünchtes Grab biſt du, von außen ſcheint es den Leuten ſchön, und innen iſt es voll Knochen und Fäulnis . . ."

„Pfarrer Virdis! Pfarrer Virdis," ſtöhnte Anneſa, ſich die Hände vors Geſicht haltend.

„Laß mich weiter reden. Wenn ich ſo zu dir ſpreche, ſo weiß ich, daß du mich verſtehſt. Ein andres Mädchen würde mich nicht verſtehen; aber du biſt verſchieden von den andern. Du biſt klug und haſt dir vielleicht ſchon manchmal dasſelbe geſagt. Denke daran, Anneſa, wie oft ich dich geſcholten habe, wenn du nicht zur Meſſe kamſt, weil du dich nicht mehr auf Gott verließeſt. Seit vielen, vielen Jahren biſt du vom rechten Wege abgewichen; ich folgte dir, oder vielmehr ich wartete auf deine Umkehr . . . aber niemals glaubte ich, daß du dich ſo blindlings in den Abgrund ſtürzen würdeſt. Wer kann dich jetzt retten?"

Anneſa antwortete nicht. Die Worte des alten Prieſters waren ſchlicht, rauh, ſogar gewöhnlich, — er hatte auch ſchon früher ſo zu ihr geſprochen — aber ſein Ton war ernſt und überzeugend, und in ſeiner Stimme zitterte mehr Mitleid noch als Vorwurf, und mehr als Mitleid eine unendliche Traurigkeit. Und jedes ſeiner Worte fiel in das Herz des Mädchens, wie ein Stein in den Sumpf fällt und die trübe Decke der ſchlammigen Oberfläche zerreißt.

„Gott allein kann dich retten," fuhr er fort, immer leiſer redend. „Eine Schuld nach der andern haſt du begangen; denn das iſt das Schickſal derer, die auf falſchem Wege ſind. Aber nur die Toten können ſich nicht aufrichten, die Lebenden fallen und erheben ſich wieder, und die Kranken können geſunden. Anneſa, eben ſagte ich dir, daß deine Seele tot ſei; aber ich habe ſchlecht geredet. Die Seele ſtirbt nicht; ſie iſt krank, deine Seele. Wir wollen verſuchen, ſie zu heilen; Anneſa, antworte mir. Glaubſt du noch an Gott? Du antworteſt nicht? Ich ſage dir noch einmal, ich bin weder dein Richter noch dein Beichtvater, ich bin jetzt dein Arzt."

„Ich weiß nicht," antwortete Anneſa; „es iſt wahr, ſeit vielen Jahren glaube ich nicht mehr an Gott. Paulu hat mir geſagt, daß nach dem Tode nichts mehr von uns bleibt. Und ich konnte nicht mehr an Gott glauben, weil zu viel Unglück auf unſre Familie niederfiel, wie Blitzſchläge auf denſelben Baum . . . zu viel, zu viel! Und meine Wohltäter ſind ehrenhafte, gottesfürchtige Menſchen. Warum quält der Herr ſie ſo? Warum hört er nicht auf, ſie ſo zu quälen? In dieſen Tagen aber habe ich manchmal an Gott gedacht, und ich glaube jetzt, daß Sie recht haben, Pfarrer Virdis; doch ſo ſchlecht, wie Sie denken, bin ich nicht. Ich habe mir ſelbſt Böſes zugefügt, das iſt wahr, aber ich habe es getan zum Beſten . . . der andern. Ich bin

jetzt zu allem bereit. Ich wiederhole es; sagen Sie mir, was ich tun muß. Soll ich mich beschuldigen, den Alten getötet zu haben? Ich bin bereit. Ich werde sagen: ich haßte ihn, darum habe ich ihn getötet. Nun bindet mich, werft mich in den Kerker, wie man einen Stein in den Brunnen wirft, daß niemand mehr von mir hört. Aber werden sie mir glauben? Nein, sie werden mir nicht glauben, sie werden nur sagen, daß ich Helferin war, und ich werde meinen Wohltätern mehr Böses als Gutes zufügen."

„Sie werden dir nicht glauben, weil das nicht die Wahrheit ist," erwiderte der Pfarrer. „So darfst du nicht reden. Nein, nein, das ist nicht die Wahrheit!"

„Ah," schrie Anneſa rauh, beinah zornig. „Was ist denn die Wahrheit? Was will man denn von mir? Sagen Sie es mir, Pfarrer Virdis!"

„Gewiß will ich es dir sagen. So mußt du sprechen: ‚Ich allein bin die Schuldige, ich, ich, die ihn getötet, nicht aus Haß, nicht aus Groll, nein, aus Selbstsucht. Ich bin das Weib und die Schlange, die sich Jahre und Jahre um den Baum mit der verbotenen Frucht geringelt hat. Ich habe den schwachen Mann verleitet, mit mir zu sündigen. Und nun, wo ich der Sünde des Fleisches müde bin, habe ich mein Verlangen auf andre Dinge gerichtet, ich habe mir gesagt: ich will den Mann mit andern Schlingen fesseln' . . ."

„Ich verstehe nicht . . . ich verstehe nichts," murmelte Anneſa. „Sagen Sie es mir mit andern Worten."

„Kurz, so mußt du sagen: ‚Ich habe den Alten getötet, um glauben zu machen, wenn das Verbrechen entdeckt würde, Paulu sei der Schuldige und ich seine Helferin. Aus diesem Verbrechen wollt ich mir eine Waffe gegen Paulu machen und eine Schlinge, die ihn immer an mich gefesselt hält.'"

„So soll ich sagen? Wird man mir denn glauben?"

„Gewiß, weil es die Wahrheit ist."

Anneſa sprang auf, starr, erdfahl; sie rang die Hände und heftete ihre weit aufgerissenen Augen mit wildem Blick auf den Priester.

„Pfarrer Virdis," stammelte sie. „Hat Paulu Ihnen das gesagt? War er es, war er es? . . . Ich will es wissen. Sagen Sie mir sofort, daß das nicht wahr ist . . . Wenn nicht . . . so . . ."

Der Priester rührte sich nicht, er blickte sie nicht einmal an. Aber mit lauter Stimme, die ironisch sein sollte und traurig war und ganz anders klang als die schwache, mitleidige Stimme, mit der er bis jetzt gesprochen hatte, fragte er langsam:

„Wenn nicht? Wirst du mir das antun, was du Onkel Zua angetan hast?"

Da begriff Anneſa etwas Entsetzliches. Der Pfarrer hatte Furcht vor ihr wie vor einem tollen Hund und suchte sich zu wehren, indem er sich furchtlos stellte. In diesem Augenblick verstand sie die ganze Abscheulichkeit ihres Verbrechens. Sie kam sich selbst vor wie ein gefährliches Geschöpf, wie die Schlange, mit der der Priester sie verglichen hatte.

„Sehen Sie mich an, Pfarrer, sehen Sie mich an, im Namen Gottes!" sagte sie heiser, keuchend, indem sie sich vor den Priester stellte und ihn zwang,

sie anzusehen. „Sagen Sie das noch einmal, wenn Sie in Ihrem Gewissen es verantworten können . . . Wenn Sie es glauben, Pfarrer Virdis, wenn Paulu es geglaubt hat, will ich es auch glauben. Ich will glauben, daß ich ein wildes Tier geworden bin, eine Bestie, die den Säugling in der Wiege frißt . . . sagen Sie es, so sagen Sie es doch. Sagen Sie es noch einmal. Wenn Sie es mir noch einmal sagen, will ich nicht mehr zögern, ich will ins Dorf hinunterlaufen, will vor der Kerkertür niederknien und will flehen, daß sie mir geöffnet, weit aufgetan werde wie eine Kirchentür . . ."

Der Priester betrachtete die Unglückliche mitleidigen, aber auch forschenden Blickes. Ihre verzweiflungsvollen Augen, ihr gealtertes Gesicht, ihre schmächtige, vor Entsetzen bebende Gestalt waren die Augen, das Gesicht, die Gestalt einer verhärteten Verbrecherin.

„Beruhige dich, Anna," sagte er, die verbundene Hand aufhebend. „Ich kann mich geirrt haben. Wir sind alle dem Irrtum unterworfen. Jetzt hör mich an. Setz dich wieder auf deinen Platz und hör mich an. Paulu, wie ich dir sagte, ist eine Nacht bei mir geblieben; er war so gut versteckt, daß die Karabinieri ihn nicht finden konnten. Als wir dann ganz sicher waren, haben wir lange miteinander geredet. Er vertraute mir alles; er sagte mir, daß er den Abend vorher zurückgekommen sei und eine Unterredung mit dir gehabt habe, während der Alte schlief. Er hat dir erzählt, daß er Geld bekommen und seine Zukunftspläne dir anvertraut. Er hat dir versprochen, dich zu heiraten, aber du hast ihm nicht geglaubt, du hast die Furcht geäußert, daß er dich vergessen werde, wenn er fortginge. Und nach dieser Zusammenkunft ist der Alte gestorben! Kann man da nicht glauben, daß du das Verbrechen begangen hast, um Paulu am Fortgehen zu hindern?"

„Aber Paulu, was sagt er? Was?" fragte sie etwas ruhiger.

„Er hält dich für unschuldig . . . wenigstens sagt er es."

„Pfarrer Virdis", versetzte nun Anneſa und bedeckte sich die Augen mit der Hand. „Sie haben mich beurteilt, wie Kinder die Hexen beurteilen: ach, schlimmer als sie sind. Der Alte war tot, als Paulu zurückkam. Ja," fing sie nach einem Augenblick des Schweigens wieder an, die Hand von den Augen entfernend und die Stimme erhebend, „ich will Ihnen alles sagen, Pfarrer Virdis. Ja, ich habe ihn getötet . . . Ich habe ihn getötet, weil ich glaubte, Paulu dadurch retten zu können. Und Paulu ist draußen vorübergeritten und hat mir kein Zeichen gegeben. Es ist das Schicksal, das mich gezwungen, das zu werden, was ich geworden bin, dasselbe Schicksal, das mich wie eine Feder in dies verfluchte Dorf geweht hat. Habe ich es denn gewollt? Nein, nein, Pfarrer Virdis, ich habe mich zerfleischt, weil das Schicksal es so gewollt. Ich wäre gern ein Mädchen gewesen wie alle andern. Ich hätte gern einen Vater gehabt, eine Mutter und sittsam gelebt . . . Warum hat Gott, wenn er ist, wenn er wirklich ist, es anders gewollt?"

„Gott hat dir Vernunft gegeben, Anneſa. Fühlst du nicht in diesem Augenblick, daß du Vernunft hast, und daß dein Schicksal von dir selbst geschaffen wurde? Warum hast du nicht immer so vernünftig gedacht, wie du jetzt denkst? Siehst du, weil du glaubtest, du wärest Herrin über dich

selbst und könntest mit dir machen, was du wolltest. Dir schien alles erlaubt, weil du keinen Herrn über dir fühltest. Und jetzt, jetzt siehst du, daß du Sklavin warst von dem, was du dein Schicksal nennst. Jetzt beklagst du dich . . . Und du merkst nicht Anna, du merkst nicht, daß, der dich führte, Gott gewesen ist?"

„Gott! Sagt das nicht, Pfarrer Virdis! Er würde den Tod des Alten nicht gewollt haben . . ."

„Du kannst nicht über Gottes Bestimmungen urteilen!" sagte der Priester. „Können wir wissen, ob die Stunde des Alten nicht schon gekommen war? Uns gebührt nicht, über sein Geschick zu urteilen. Denke an dich, Anna! Deine Stunde ist noch nicht da. Kümmere dich nicht um die Art, wie sie kommen wird, ob du in dieser oder in jener Weise sterben wirst. Denke allein daran, vor dem Herrn zu erscheinen mit einer reinen Seele, die vom Bösen gereinigt ist."

„Was soll ich tun? Ich bin bereit, mich anzuschuldigen," sagte sie leidenschaftlich, „und ich will alles sagen, was Sie wollen."

„Was ich will?" schnaubte der Pfarrer. „Was habe ich damit zu tun? Du sollst die Wahrheit sagen, nichts andres, nichts andres."

„Aber werden Sie mir glauben?" erwiderte Annesa, aufs neue von ihrem Zweifel ergriffen. „Sie werden sagen, daß ich nur die Helferin war. Alles, was ich gemacht, habe ich schlecht gemacht, Pfarrer Virdis. Ich will nicht auch noch . . . ihnen schaden."

Sie wagte nicht mehr „Wohltäter" zu sagen.

Der Priester schüttelte den Kopf. „Du hast mich noch nicht verstanden, Anna; die Wahrheit, die Wahrheit! Das ist alles. Die Wahrheit mußt du sagen und dich nicht um andres kümmern. Vielleicht wirst du bestraft werden, vielleicht auch nicht. Ob die andern deinetwegen noch leiden — das alles ist nicht von Belang. Von Belang ist nur, daß du den geraden Weg gehst."

„Ich will alles tun, was Sie mir raten," wiederholte Annesa. Aber er schien sie nicht zu hören, um seinen Mund lag ein Zug von Müdigkeit und Leiden, er schaute wieder in die Ferne.

„Jetzt handelt es sich nicht darum allein, Anna," antwortete er endlich traurig und leise. „Die größte Strafe mußt du dir selbst auferlegen. Sieh, der Herr ist nicht so grausam wie die Menschen. Er sagt zu dem, der gefallen ist: stehe auf und falle nicht wieder. Er sagt zu dir, Anna: Mädchen, ich habe dir die Augen geöffnet, ich habe das Dunkel von deiner Seele genommen, sie entschleiert wie die Morgenröte den Himmel von den nächtlichen Dünsten. Geh und sündige nicht mehr!"

Annesa seufzte und wiederholte, die Hände faltend: „Sündige nicht mehr . . . sündige nicht mehr . . ."

Die letzten Worte des Priesters erschütterten sie mehr als alle Drohungen und Vergleiche, mit denen er seine Rede geschmückt hatte.

„Sündige nicht mehr . . ." wiederholte sie noch einmal, „das habe ich in diesen Tagen viel gedacht, Pfarrer Virdis. Ich dachte, ich will nicht mehr sündigen, ich will niemanden mehr täuschen . . . ich will niemandem mehr Böses antun . . ."

„Gut, gut!"

„Wenn ich verurteilt werde . . ."

„Warte noch, warte noch!" sagte der Pfarrer ungeduldig, die verbundene Hand erhebend, als wollte er das Taschentuch schütteln. „Damit hat es noch Zeit! Vielleicht geht alles besser, als wir denken. Denke du indessen an deine Seele!"

Und er redete weiter. Er sagte, daß das Leben kurz und voller Täuschung sei, und daß unser Glück nur im Glauben an ein ewiges Leben bestehe, an eine Welt, in der alles wahr, alles rein ist, in der die Gerechtigkeit sich ausbreitet wie die Luft über der Erde. Aber das Mädchen bedurfte jetzt seiner Predigt nicht mehr; eine innere Stimme flüsterte ihr Worte des Trostes zu und zeigte ihr den Weg, den sie zu gehen hatte.

„Damit deine Anwesenheit nicht unnützes Geschwätz hervorrufe, kehre heut abend ins Dorf zurück, damit niemand dich sehe," sagte hierauf der Priester. „Komm zu mir in mein Haus, da wollen wir weiter überlegen. Und nun werde ich deinem Wunsche gemäß hier die Messe lesen. Ich habe die geweihte Hostie mitgebracht."

Sie riefen Onkel Castigu, der den Kirchenschlüssel in Verwahrung hatte, und traten ein. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber der Osten glühte schon goldig rot. Das helle Morgenlicht drang durch das kleine Kirchenfenster und vergoldete die bestaubten Wände. Bescheiden und freundlich war alles in diesem einfachen Kirchlein; die kleine Madonna in ihrem verblaßten gelben Kleide, mit dem pausbäckigen, schläfrigen Jesuskinde, sah aus wie ein Bettelmütterchen, das sich in diese Einsiedelei geflüchtet hatte, um mit den armen Berghirten zusammen zu leben und sich von Eicheln zu nähren. Sonst war kein Bild, keine Statue, nicht einmal ein Kruzifix in der kleinen Kirche, aber viele Mäuse waren darin. Als Onkel Castigu die Tür öffnete, flohen sie, und der Pfarrer, der eine kindische Angst vor den unschuldigen Tierlein hatte, erschrak; er schien mehr Entsetzen vor diesem kleinen, fliehenden Heere zu empfinden als vor Annesas Sünden.

„Fürchten Sie sich nicht," sagte Onkel Castigu. „Es sind nur Waldmäuse. Denken Sie sich, neulich habe ich meinen Sack voll Brot und Käse hier gelassen. Da haben sie den Sack zernagt, das Brot und den Käse aber nicht angerührt. Man merkt, daß sie dergleichen nie gesehen haben."

Pfarrer Virdis schritt behutsam weiter; er ließ sich vom Hirten bekleiden, der aus einer Kiste hinter dem Altar ein Chorhemd und ein von den „Waldmäusen" zernagtes Meßgewand nahm. Nachdem er hierauf mit Stahl und Stein Feuer geschlagen und die einzige Altarkerze angezündet hatte, begann die Messe.

Hinten in der öden Kirche, an deren Wänden Staub und Spinngewebe durch den Widerschein der Morgenröte immer rosiger, immer goldiger wurden, murmelte Annesa Bruchstücke längst vergessener Gebete; von Zeit zu Zeit beugte sie sich nieder und küßte mit Inbrunst und Leidenschaft den Boden.

Sie sah nichts, sie hörte nicht die Messe, sie wußte nicht, was sie fast unbewußt vor sich hin murmelte. Vielleicht war es nicht Glaube, nicht Gottes-

furcht, die sie bis zur Erde beugten und sie den Staub mehr mit einem Gefühl der Liebe als der Demut küssen ließen; aber ihre Seele weinte und schrie, und ihr Körper wand sich in einer Art religiöser Ekstase.

Onkel Castigu läutete die Glocke.

Die Wachskerze auf dem melancholischen Altar sah regungslos mit ihrem goldenen Auge zu; mit einem Male jedoch verlängerte sich das Flämmchen, bewegte sich, wurde eine kleine gelbliche Zunge und schien dem schläfrigen Jesuskinde, das sie unverwandt anschaute, etwas zu sagen.

Annesa blieb den ganzen Tag in der Kirche. Sie fuhr fort, Gebete zu murmeln, aber sie dachte an andre Dinge.

„Sie werden mich zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilen," dachte sie. „Vielleicht sterbe ich vorher. Vielleicht verurteilen sie mich nur zu zwanzig. Wenn ich zurückkomme, bin ich alt. Was soll ich dann anfangen? Von Almosen leben . . . Vielleicht kann ich im Zuchthaus arbeiten und mir eine kleine Summe zusammen sparen. Matteu Corbu, der fünfzehn Jahre in Civitavecchia im Zuchthaus gesessen hat, brachte vierhundert Scudi mit nach Haus, als er zurückkam und fing einen kleinen Handel an. Und Paulu? Was wird er sagen? Wird er mir helfen? Wird er mich verleugnen? Mag er tun, was er will; ich werde meine Pflicht erfüllen. Ich werde gut sein, werde gut sein. Gott, mein Gott!"

Und sie weinte, als sie an Paulu dachte; aber es waren nicht mehr Tränen der Scham und der Verzweiflung. Sie nahm sich vor, nicht mehr an ihn zu denken. Es war schon Sünde, an ihn zu denken, und sie wollte nicht mehr sündigen.

Und Gantine? Was würde Gantine tun, was würde er sagen? Er war jung und leichtfertig, er würde schnell getröstet sein.

Gegen Mittag klopfte Onkel Castigu an die Tür. Sie trat in den Bogengang hinaus, genoß etwas Gerstenbrot und Milch und wechselte ein paar Worte mit dem Hirten.

„Hältst du noch an deinem Vorhaben fest?" fragte er sie. „Gehst du heute Nacht hinunter. Soll ich dich begleiten?"

„Es ist nicht nötig. Ich fürchte mich nicht."

Er sah sie an. Sie war bleich, aber sie hatte wieder ihr gewöhnliches Aussehen, ihren gewohnten, halb spöttischen, halb harmlosen Blick. Onkel Castigu glaubte, er müsse sich getäuscht haben, als er sie für schuldig hielt.

„Siehst du, Anna, das Herz hier innen sagt mir, daß wir heute eine gute Nachricht hören werden. Ah, meine allerheiligste Maria, wenn dem so wäre! Jeden Tag, ja, jeden Tag würde ich hierher kommen, auf diese heilige Schwelle niederknien und die Erde küssen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Der Alte kniete nieder, küßte die Erde und machte das Zeichen des Kreuzes.

Bei dem Gedanken an eine gute Nachricht fuhr Annesa zusammen. Ach, das Leben mit seinen Versuchungen zog sie noch immer an, und die Hoffnung,

sich retten zu können, war so süß und glühend, daß sie fast körperlich darunter litt.

Sie ging wieder in die Kirche, warf sich wieder auf die Knie in den Staub. Besser nicht hoffen. Sich retten, heißt wieder in Sünde fallen. Vergessen, sich verlieren für immer! Sie wollte nicht mehr sündigen, nie mehr.

„Gott, mein Gott, hilf mir! Wenn ich in die Welt zurückkehren muß, hilf mir! Ich will nicht mehr lügen, nicht mehr betrügen, nicht mehr Böses tun . . . Ich will Gantine nicht heiraten, um ihn nicht zu täuschen. Ich will Paulu nicht heiraten, ich will nicht mehr mit ihm sündigen. Ich bin niemandes mehr würdig. Ich will allein leben, Kranke pflegen, arbeiten, die Last meines Verbrechens allein tragen."

Abermals beugte sie sich nieder und küßte den Boden; als sie sich aufrichtete, glaubte sie hinter dem kleinen Fenster einen Schatten zu erblicken.

„Sie sehen mich!" Erschrocken zog sie sich zurück, sie hatte noch immer Furcht. Der Gedanke an die Verhaftung, an die Verurteilung, an das Zuchthaus beherrschte sie noch immer. Sie fing wieder an zu beten, aber mit unendlicher Traurigkeit.

Der Gott, zu dem sie in der Stunde der Verzweiflung zurückgekehrt war, wie das Kind in den Schoß der Mutter, die es bestrafte, war ein strenger, unerbittlicher Gott. Er konnte verzeihen, aber nicht vergessen, und er verlangte: Buße, Buße.

„Nein, ich werde mich nicht vor der Verurteilung retten können," dachte sie und weinte leise, die Stirn an die Wand gedrückt. „Es ist nicht möglich. Sie wird man retten, und das wird mir genügen. Die gute Nachricht wird die ihrer Entlassung sein, nichts andres."

Im Geiste sah sie Paulu im Kämmerlein des kleinen Gefängnisses von Barunei; sie sah ihn in sich zusammengesunken, bleich vor Demütigung und vor Zorn; bereuend, sich in die Hand der blinden menschlichen Gerechtigkeit gegeben zu haben. Er hatte gehofft, nach ein paar Stunden, mit den Seinen zusammen, in Freiheit gesetzt zu werden; er hatte sich gestellt, um seine Unschuld zu beweisen, und man hatte ihm nicht geglaubt, und die Stunden gingen dahin und die Tage, und vielleicht hoffte er nicht mehr.

„Und ich bin noch hier, ich bin noch frei! Mein Paulu, Paulu, mein Paulu! Was wirst du von mir sagen, wenn du es erfährst? Und Donna Rachele, was wird sie sagen? Sie wird weinen, und die Großväter werden sagen: ‚sie hatte keine Gottesfurcht, sie hat uns an den Rand des Abgrundes gebracht, durch ihre Schuld haben wir den größten Schmerz, die größte Demütigung unsers Lebens erlitten.' Dann werden sie sich trösten und werden vergessen. Und das Leben wird dahingehen. Ich werde weit, weit, in einer unbekannten Galeere leben, und immer werde ich das schreckliche Gesicht, das rachsüchtige Lächeln des Toten vor mir sehen. Er allein, der schlechte Mensch, wird mich nicht vergessen; er wird immer mit mir gehen, immer, immer. Ach, er wußte schon, daß er sich rächen würde, er wußte es, und ich wußte es nicht. Wir wissen niemals, was geschehen kann! Weiß ich, was morgen geschehen wird? Ach, mein Gott, barmherziger Herr, verzeih mir!"

Durch das kleine Fenster drang das helle Mittagslicht, der Himmel war tiefblau, und der Wald rauschte leise, schläfrig um die kleine Kirche wie Bienensummen um den Bienenstock. Ein tiefer Friede, eine leise Schwermut erfüllte den einsamen Zufluchtsort dieser Waldmadonna, dieses schlaftrunknen Jesuskindes, die so ruhig schienen in ihrer Dürftigkeit, so weit entfernt von dem Mädchen, das zu ihren Füßen weinte.

Gegen Sonnenuntergang kam in Onkel Castigus Hütte sein Neffe, der jeden Abend die Produkte der Herde ins Dorf hinuntertrug.

„Pfarrer Virdis hat mich geschickt," sagte er, „ich soll Euch bestellen, daß er mit Euch heut nacht zu sprechen wünscht, mit Euch allein. Er hat mir wiederholt gesagt, mit Euch allein."

Onkel Castigu lief zu Annesa.

„Annesa," rief er erregt. „Gute Botschaft! Pfarrer Virdis wünscht, daß du dich nicht von der Stelle rührst. Ein Zeichen der Hoffnung ist da!"

Annesa bebte am ganzen Leibe.

„Täuscht mich nicht, Onkel Castigu! Laßt mich nicht hoffen. Nein, nein, . . . ich will nicht hoffen," stammelte sie, flehte sie den Alten an mit derselben Bewegung, mit der sie Gott angefleht hatte.

„Warum willst du nicht hoffen? Nach der Nacht folgt der Tag. Bete, bete nur, Annesa, ich laufe hinunter ins Dorf. Willst du in dein Versteck zurückkehren?"

Sie wollte lieber in der Kirche bleiben.

In der Eile vergaß der Hirt, ihr Essen zu bringen, aber sie hatte keinen Hunger, sie schlief auch nicht, sie rührte sich nicht aus ihrem Winkel. Durch das kleine Kirchenfenster sah sie am grünlichen Abendhimmel einen rötlichen Stern auftauchen, dann andre und noch andre, und der Wald schwieg, ringsum war Stille, die geheimnisvolle Stille der Erwartung.

Gegen Mitternacht kehrte Castigu zurück. Als Annesa den Schlüssel im verrosteten Türschloß knarren hörte, glaubte sie ein unsichtbares Wesen, ein Gespenst, aus der Tiefe einer unbekannten Welt gekommen, suche in die Kirche einzudringen, um ein Gespräch mit ihr zu haben und ihr das Geheimnis ihrer Zukunft zu enthüllen.

Statt dessen erschien im Dunkel der alte Hirt. Sie erkannte seinen Schritt, seinen verwilderten Kopf, als er einen Augenblick sich schwarz in dem ausgestirnten Viereck des Fensters zeigte. Aber aus dem Klang seiner Stimme, mit der er rief: „Annesa, weißt du?" . . . hörte das Mädchen, daß er ihr wie jenes Gespenst der unbekannten Welt das Geheimnis ihrer Zukunft enthüllen würde.

„Onkel Castigu?"

„Morgen werden sie freigelassen werden. Der Advokat hat dem Pfarrer gesagt: die ärztliche Untersuchung habe ergeben, daß der Alte an seinem Leiden erstickt sei . . . Niemand hat ihn geschlagen, niemand, nur der Herr hat ihn sterben lassen."

Annesa fiel auf die Knie, um sie war Dunkelheit, aber ein Licht, strahlend wie die Sonne, erleuchtete ihre Seele. „Der Herr hat verziehen. Der Herr hat mein Herz gesehen. Er hat meinen Schmerz und meine Verirrung gewogen, und er hat gesehen, daß mein Schmerz größer war, größer als meine Verirrung."

In der tiefen Stille hörte Onkel Castigu, wie ihre Zähne krampfhaft aufeinander schlugen. „Anna, was machst du da? Willst du nicht mit mir herauf kommen? Pfarrer Virdis rät dir, dich nicht zu rühren, bis sie in Freiheit sind! Hast du gehört?"

„Ich habe gehört."

„Aber was machst du denn?"

„Ich bete."

„Du kannst auch in der Hütte beten. Gott hört dich überall, und du hast noch nicht gegessen, Blondkopf!"

Als Annesa sich mit ihrem Beinamen rufen hörte, hatte sie eine freudige Aufwallung. Während dieser Schreckenstage hatte Onkel Castigu sie nicht mehr so genannt.

War nun alles vorüber? War es möglich? Träumte sie nicht? Um sich zu überzeugen, stand sie auf, vergaß ihre Gebete und folgte dem Alten, der immer noch drängte: „Laß uns gehen! laß uns gehen!"

Sie traten hinaus, die Nacht war hell, die Sterne funkelten, der Horizont hinter den schwarzen Waldlinien und den Felsprofilen schien ganz nahe.

Onkel Castigus Schafe weideten in dem Buschwald hinter der Lichtung; man sah sie nicht, aber man hörte das gleichmäßige Geläut ihrer Glöckchen, das wie ein Chor zitternder Stimmen aus den Steinen, den Bäumen, den Büschen hervorquoll.

Eine ungewöhnlich große Menge Sternschnuppen durchkreuzte den weißlich schimmernden Himmel, und Onkel Castigu, dem niemals eine Himmelserscheinung entging, sagte, indem er in die Höhe blickte:

„Es scheint, als ob heute nacht die großen Sterne weinten. Sieh nur, wie viele Tränen."

Annesa erhob das Antlitz. Auch sie weinte. Sie dachte an das Fest des heiligen Basilio, an den Abend und die Raketen, die den dunklen Himmel jenseit des stillen Hofes, in dem sie gesessen, durchschnitten hatten. Vierzehn Tage waren vergangen, vierzehn Tage, lang und schrecklich. Jetzt war alles zu Ende, und alles mußte von neuem beginnen.

„Was hat Pfarrer Virdis sonst noch gesagt?" fragte sie und folgte vorsichtig dem Alten, der rasch und geschickt zwischen Steinen und Disteln voranschritt.

„Nichts weiter, als ruhig zu bleiben. Dich nicht zu rühren, bis . . ."

„Ich möchte mit ihm sprechen, ehe . . ." unterbrach sie ihn. Dann, nach einem Augenblick Schweigen, fügte sie leise hinzu: „ehe ich zu meinen Wohltätern zurückkehre."

Jetzt sprach sie das gewohnte Wort aus, aber gleich darnach fing sie wieder an zu weinen.

Es waren nicht mehr Tränen der Traurigkeit und Gewissensbisse, auch nicht Tränen der Freude. Es waren Tränen der Reue und der leisen Hoffnung, die in der tiefen Nacht ihrer Seele leuchteten wie die Sternschnuppen droben am dunklen Nachthimmel.

Neuntes Kapitel.

Der dritte Abend nach der Entlassung der Familie Decherchi sank herab. Im Dorfe sprach man jetzt nicht mehr von dem Ereignis, man redete auch nicht mehr über den Tod des alten Onkels Zua; aber man zerbrach sich noch immer den Kopf über Annesas Verschwinden. Sie war nicht ins Dorf zurückgekehrt. Wohin war sie gegangen? Viele sagten, daß sie sich in Onkel Castigus Hütte verborgen halte: „Sie hat Fieber und kann nicht fort." Andre versicherten, sie im Dorf gesehen zu haben, in Pfarrer Virdis Hause. Wieder andre behaupteten, daß der Kutscher des Postwagens aus Nuoro einen Brief von Annesa an Donna Rachele gebracht habe. Warum kommt sie nicht wieder? Weil sie sich fürchtet, verhaftet zu werden.

Unbestimmte seltsame Gerüchte kreisen unter den besser unterrichteten Leuten. Die ärztliche Untersuchung hat festgestellt, daß der Alte eines natürlichen Todes gestorben, infolge eines Anfalles von Asthma, aber der Anfall — fügen sie hinzu — ist durch die schlechte Behandlung Annesas hervorgerufen worden, die dem Kranken nicht das vom Arzte vorgeschriebene Beruhigungsmittel gegeben hat. Die Schuld ist nicht groß, aber es ist doch eine Schuld, und Schulden, auch die kleinen, müssen bezahlt werden. Annesa fürchtet sich, und darum kommt sie nicht zurück. „Ihr sollt sehen, sie kommt nicht wieder." Die Decherchi behaupten, daß sie nichts von ihr wissen. Die beiden Großväter, die um Onkel Zua Trauer tragen, trotz alles Bösen, das er ihnen zugefügt hat, gehen nicht aus dem Hause und empfangen wenig Leute. Auch Donna Rachele läßt sich nicht sehen, und Paulu ist unzugänglich. Wenn jemand ihn nach Annesa fragt, antwortet er: „Kümmert euch um euere Angelegenheiten. Laßt sie tun, was sie will."

Wer gern schwatzt, ist Gantine.

Als er durch einen Kärrner aus Nuoro, der in den Wald heraufgekommen war, das Ereignis erfahren hat, ist Gantine ins Dorf zurückgekehrt. Aber Paulu, eben aus dem Gefängnis entlassen, hat den jungen Knecht angefahren: „Warum bist du gekommen? Nimm sofort dein Bündel und geh wieder in den Wald."

„Was, warum ich gekommen bin? Und Annesa? Muß ich mich nicht um sie kümmern?"

„Annesa wird auch ohne deine Hilfe zurechtkommen. Geh!"

Aber Gantine trotzt. Er streicht im Dorf umher. Schwatzt, fragt und gibt Auskunft. Er läuft auch in Onkel Castigus Hütte und klopft an Pfarrer Virdis Tür. Annesa ist nicht da.

Die Leute fangen an, den armen Bräutigam aufzuziehen. Einige sagen ihm:

„Vielleicht ist Anneſa zu dir in den Wald gegangen! Ihr habt euch vielleicht verfehlt!"

Nun tut Gantine, der im Grunde leidet, aber es nicht zeigen will, als ob er wisse, wo Anneſa sich versteckt hält. „Sie ist den Tag nach der Verhaftung meiner Herrschaft mit der Post nach Nuoro gefahren und hält sich dort im Hause von Pfarrer Virdis Nichte auf, die mit einem Kaufmann verheiratet ist."

„Warum kommt sie denn nicht wieder?"

„Weil sie sich vor euren Lästerzungen fürchtet, ihr schlimmen Leute!"

„So, so!" — —

Und der arme Gantine geht von Haus zu Haus, er geht zu Donna Rachele, fragt sie um Rat, und vor ihr, deren Gesicht abgehärmt und bleich, aber fast verklärt, wie das einer Märtyrerin ist — „der Wille Gottes geschehe!" — weint er aus Zorn und Unruhe wie ein krankes Kind.

Pfarrer Virdis in Kamisol, Hosen und Pantoffeln, ohne Perücke und ohne Taschentuch, saß auf dem Holzbalkon seines Häuschens, wo er das Brevier gelesen hatte. Er schien ein andrer zu sein; er machte den Eindruck eines Vogels, dem die besten Federn ausgerupft sind. Der kleine Platz vor dem Hause, ein Dreieck felsigen Bodens, lag öde da; im Hintergrunde tauchte am rosigen Abendhimmel ein Profil der fernen Landschaft, ein violetter Berggipfel auf. Über dem Platz, über den stillen, grauen Häusern verblaßte der Himmel. Ein frischer Lufthauch, der den Duft des Basilikum mit sich trug, wehte herein. Dennoch war Pfarrer Virdis außer sich, als ob er von der Hitze erdrückt werde.

Was tun? Was tun? Seit zwei Tagen war Anneſa in seinem Hause versteckt. Vor zwei Abenden, als er aus dem Hause der Decherchi zurückgekommen, war Anneſa, die sich hinter einem Mäuerchen des Platzes verborgen hatte, plötzlich vor ihm erschienen.

„Pfarrer Virdis."

„Anghelos santos!" hatte der Priester gerufen. „Bist du's? bist du's?"

„Ich bin es. Ich muß mit Ihnen reden."

„So komm."

In dem Häuschen war es still. Paula Virdis, die Base des Pfarrers, schlief fest in einer Kammer neben der Küche. Im Dunkeln tastend folgte Anneſa dem Priester. Sie gingen über den Flur, stiegen eine steile Treppe hinauf und traten in das Balkonzimmer. Das Fenster stand auf, bis in das Zimmer drang das Zirpen einer Grille, der Duft des Basilikum und das Funkeln eines Sternes.

Pfarrer Virdis zündete Licht an. Anneſa kannte dies ärmliche Zimmer, das ausgestattet war wie das eines Bauern. Müde, erschöpft, aber die Augen erleuchtet von einem inneren Feuer, ließ sie sich auf die alte Truhe fallen, die von den Mäusen zernagt schien.

Pfarrer Virdis schloß den Balkon und wandte sich um. Er schien aufgebracht.

„Nun?"

„Ich bin," sagte Anneſa, ſich aufraffend, „ich bin da vorübergegangen. Ich habe am Fenſter gelauſcht."

„Wo da?"

„Da," ſie zeigte mit einer zitternden Bewegung, als ob ſie andeuten wolle, daß es kein andres „da" gebe, wo ſie ſtehen bleiben könnte. „Da, wo Sie vor kurzem waren! Dann bin ich hierher gekommen und habe auf Sie gewartet."

Er fing an, im Zimmer auf- und abzugehen. Was wollte dieſes Mädchen von ihm? Ja, er wußte es. Sie wollte Hilfe von ihm. Sie wollte von ihm gerettet ſein. Aber wie ſollte er ſie retten?

„Seit zwei Tagen denke ich an dich," ſagte er, ohne ſie anzuſehen. „Und ich denke, daß die Luft in dieſem Dorfe dir nicht mehr gut iſt."

„Ja, ich will gehen."

„Aber wohin, wohin?"

„Das ſollen Sie mir ſagen."

„Ich?" fragte er, „grade ich? Ach ja, ihr begeht die Sünden, und ich ſoll ſie wieder gut machen."

„Sie ſind der Hirt," murmelte Anneſa. „Nein, werden Sie nicht böſe, Pfarrer Virdis, verlaſſen Sie mich nicht . . . Sie ſorgen für alle . . . Sie müſſen auch an mich denken. Sie ſind der Hirt, ich bin das verlorene Schaf."

„Es iſt ſpät, es iſt ſpät," bemerkte er traurig. Anneſa tat, als hätte ſie ihn nicht gehört, und fuhr fort:

„Ihre Baſe, Paula, klagte mir einmal: mein Vetter denkt niemals an ſich, darum iſt unſer Haus wie eine Höhle, und die Leute verleumden ihn und ſagen, daß er geizig ſei und ſein Geld verſtecke. Statt deſſen denkt er immer an die andern. Er iſt der Vater der Verbrecher, der Sünder, der Unglücklichen, der Verzweifelten."

Pfarrer Virdis ging auf und ab, er ſchnaubte und wedelte mit dem Taſchentuch.

„Paula iſt ein Waſchweib, das iſt ſie, eine Schwätzerin."

„Ich will fort, Pfarrer Virdis. Ich will nicht wieder in jenes Haus zurück. Ach, helfen Sie mir! Heute abend habe ich den Mut gehabt, nicht dort einzutreten, obwohl die Verſuchung mich trieb. Aber morgen, Pfarrer Virdis, morgen? Was wird morgen mit mir geſchehen? Ich muß fort, ich will nach Nuoro. Geben Sie mir eine Empfehlung an Ihre Nichte. Ich will als Magd dienen. Ich will arbeiten, will ſittſam leben."

„Paulu wird dich ſuchen. Du wirſt wieder fallen."

„Nein, nein," brach Anneſa aus; ſie faltete die Hände und bewegte ſie bittend. „Sagen Sie das nicht noch einmal. Sie, Pfarrer Virdis, müſſen mit Paulu ſprechen. Sie müſſen ihm alles ſagen, wenn es nötig iſt."

„Ich?" wiederholte der Alte, der immer noch auf und ab ging. „Meine Lippen ſollen vertrocknen, ehe ſie dein Geheimnis verraten, das kommt dir zu."

„Mir?" fragte nun ihrerſeits Anneſa. „Mir?" . . .

Da wurde am Tore geklopft. Anneſa unterbrach ſich, ſie riß die Augen auf. Trotz allem hatte ſie immer noch Furcht. Ihr ſchien es noch immer unmöglich, daß das Verbrechen geheim, unentdeckt bleiben ſolle, und doch zitterte eine heiße, traurige Hoffnung durch ihre Angſt.

Der Pfarrer zögerte einen Augenblick, ehe er den Balkon öffnete, dann blieb er ſtehen und ſchaute das Mädchen an.

„Wenn es Paulu wäre?“ ſagte ſie leiſe mit entſetzten Augen.

„Das wünſcheſt du wohl? Sei ſtill.“

Sie ſchlug die Augen nieder und überlegte, was ſie tun würde, wenn Paulu plötzlich vor ihr ſtünde. Sie würde ſich auf die Erde werfen, die Augen ſchließen, die Ohren zuhalten, den Mund auf den Staub drücken, um ihn nicht zu ſehen, nicht zu hören, um nicht mit ihm zu ſprechen.

Und doch — als der Pfarrer nun die Balkontür öffnete, und eine Knabenſtimme rief: „Mein Vater iſt krank, er will beichten!“ — ſtöhnte ſie enttäuſcht auf.

„Iſt er ſehr krank?“ fragte der Pfarrer.

„Sehr! Er ſieht wie eine Leiche aus.“

Des Knaben Stimme bebte. Anneſa dachte an ihr Gelübde: „Ich will den Kranken beiſtehen, den Sterbenden die Augen ſchließen . . .“

Sie erhob ſich. Pfarrer Virdis hatte den Hut aufgeſetzt und ſchritt auf die Tür zu, er vergaß den Balkon zu ſchließen und achtete nicht mehr auf ſie.

„Pfarrer Virdis, kann ich dieſem Kranken nicht beiſtehen?“

„Anghelos santos! Du rührſt dich nicht von der Stelle. Du bleibſt hier. Der Kranke hat dich nicht nötig. Ich komme bald wieder.“

„Aber wenn Paulu mich hier findet!“ — Doch der Pfarrer hatte Eile, er antwortete nicht mehr. Er nahm das Licht, ging hinaus und ſchloß die Tür.

Anneſa ließ ſich wieder auf die Truhe nieder und rührte ſich nicht mehr. Der Duft des Baſilikum, das Zirpen der Grille, das Funkeln des Sternes drangen noch immer durch das offne Fenſter. Ihr war, als ſäße ſie wieder auf den Stufen der Treppe, die zum Garten Don Simones führt. Und die Sehnſucht nach den verlorenen Dingen erwachte wieder.

„Was hindert mich zurückzukehren? Wenn ich ginge! Warum, warum ſoll ich nicht zurückkehren? Wer verbietet es mir? Warum hat Pfarrer Virdis mich eingeſchloſſen?“

Und die Sehnſucht wuchs. Sie war ſo müde. Es war Zeit, nach Hauſe zu gehen, ſich ins Bett zu legen. Sie war ſoviel gewandert, in der Dunkelheit, zwiſchen Steinen und Dornen; es war Zeit, zu ruhen. Sie ſchließt die Augen, ſie ſchläft ein. Da plötzlich ſteht eine Geſtalt vor ihr, Tante Paula, die immer brummende Baſe des Pfarrers.

„Wer biſt du? Was machſt du hier? Ein Mädchen hier? Wahrhaftig, dieſer Micheli wird noch verrückt, ganz verrückt, ein wenig war er es immer. Mach, daß du fortkommſt!“

„Ich bin Anneſa, Tante Paula.“

„Was Tante! Mach, daß du fortkommſt. Ich habe das Elend der andern ſatt. Ich habe genug an meinem eigenen . . .“

Anneſa ſteht auf und geht. Sie wandert und wandert durch dunkle Gaſſen, und endlich kommt ſie da, vor Don Simones Hauſe, an. Die Tür iſt verſchloſſen, ſie drückt gegen das Hoftor, das Tor tut ſich auf. Gantine wird heimlich davon gegangen ſein und hat das Tor offen gelaſſen. Sie geht in den Hof, in die Küche, in das Zimmer. Hinter der Tür brennt die Nachtlampe. Onkel Zua ſitzt aufrecht in ſeinem Bett und atmet mühſam. Anneſa wirft ſich auf das Sofa und will ſchlafen. Aber mit einem Mal richtet ſie ſich auf und ſchaut entſetzt den Alten an. Was, iſt er nicht tot? Hat ſie ihn nicht getötet? Was macht er da? Warum haben ſie ihn wieder dahin gelegt? Lebt er noch? Iſt er auferſtanden? Wird er jetzt ſprechen? Wird er ſie anklagen? Muß ſie wieder fliehen? weit, weit fort?

Sie wacht auf, und alsbald denkt ſie, „ich muß wieder wandern, wandern . . .“

Ein wenig ſpäter hörte ſie den Pfarrer nach Hauſe kommen und an Paulas Kammertür pochen.

„Er wird zu ihr gegangen ſein, ihr ſagen, daß ich hier bin. Wie wird die Alte brummen!“

Aber ſie brummte nicht. Sie ſchlief in einer Kammer zu ebener Erde, die ebenſo ausgeſtattet war wie das Balkonzimmer. Pfarrer Virdis trat ein, weckte ſie und ſagte ihr, daß es nötig ſei, Anneſa einige Tage verſteckt zu halten. Tante Paula begnügte ſich mit der Antwort: „Laß ſie kommen!“

Pfarrer Virdis brachte Anneſa in die Kammer und ließ die beiden Frauen allein.

„Zieh dich aus und komm zu mir ins Bett,“ ſagte die Alte einfach.

Anneſa entkleidete ſich und gehorchte. Das Bett war genügend breit, und obwohl es nicht ſehr weich war, erſchien es ihr doch wie ein Federbett.

„Seit vielen Nächten ſchlafe ich auf der Erde,“ ſagte ſie. „Ach, mir iſt, als läge ich in einer Barke und müßte weit weg gehen, weit weg.“

„Wo warſt du, Anneſa, wenn ich es wiſſen darf?“ fragte Tante Paula neugierig.

„Ach, wenn Sie wüßten! Ich war in der Sakriſtei der Kirche des heiligen Baſilio verſteckt,“ log Anneſa.

„Mein heiliger Baſilio!“ rief die andre aus und machte das Zeichen des Kreuzes. „Iſt das möglich? Und warum biſt du jetzt nicht nach Hauſe gegangen?“

„Ich habe kein Haus, Tante Paula. Ich bin nicht zurückgegangen, weil die Leute ſagen . . .“

„Freilich, freilich . . . Die Leute ſagen, daß Onkel Zua geſtorben iſt, weil du ihm das Beruhigungsmittel nicht gegeben haſt. Iſt das wahr?“

Anneſa antwortete nicht.

„Wohin wirſt du gehen, Anneſa? Willſt du nicht wieder zu deiner Herrſchaft gehen?“

„Wer weiß? Jetzt bin ich müde. Laßt mich um Gotteswillen ſchlafen.“

„Und Gantine? Haſt du ihn nicht wieder geſehen? Er ſucht dich im ganzen Dorfe.“

„Armer Gantine! er ist noch so jung!"

Die Alte fragte weiter, aber das Mädchen schloß die Augen und fiel schweigend und fiebernd in ihre schmerzvollen Träume zurück . . .

Drei Tage blieb sie in diesem traurigen Kämmerchen verborgen, das sein Licht aus einem kleinen Dachfenster empfing. Von hier aus hörte sie die Stimme Gantines, der gekommen war, um sich nach ihr zu erkundigen.

„Mein Sohn," sagte Tante Paula. „Anneſa muß entflohen sein, und sie hat gut daran getan. Ich an ihrer Stelle würde bis ans Ende der Welt gelaufen sein. Ich würde gelaufen sein wie die Katze, die dem Feuer zu nahe gekommen ist!"

„Aber warum? warum?" klagte Gantine.

„Warum? Darum! Geh, bring dein Herz zur Ruhe. Anneſa wird vielleicht nie wiederkommen."

„Ha, dieser Alte! Wenn er noch lebte, ich würde ihn töten! Auch nach dem Tode quält er uns noch!"

„Das ist wahr! Das ist wahr!" schluchzte Anneſa in ihrer dunklen Kammer.

„Sie hat mich nicht mehr lieb," fing Gantine wieder an. „Seit langer Zeit schon hat sie mich nicht mehr lieb. Ich habe es wohl gemerkt. Sonst würde sie nicht so gehandelt haben. Ich verstehe, daß sie mit unsrer Herrschaft grollt und nicht wieder in ein Haus gehen will, wo sie so viel gelitten hat, und ihretwegen . . ."

„Schweig", gebot Tante Paula, „ihretwegen! Vielmehr sind sie es, die sagen müßten . . ."

„Was müßten sie sagen?"

„Wenn Anneſa ihre Schuldigkeit getan hätte, würde er nicht gestorben sein."

„Ihre Schuldigkeit? Sie hätte ihn erwürgen sollen, sie hätte . . ."

„Schweig, schweig," rief die Alte.

Und Anneſa dachte:

„Wenn Gantine wüßte, ja, er würde mich vielleicht verstehen. Er haßte ihn auch. Aber er wird es nie erfahren. Nein, nein, Gantine! Ich will dich nicht mehr täuschen, ich will niemanden mehr täuschen.

Pfarrer Virdis hat sein Brevier zu Ende gelesen. Er steht auf und blickt auf den Platz hinunter. Der Himmel ist aschgrau geworden, der grünliche Stern, der da hinten über den Bergen auftaucht, funkelt bis in das Zimmer hinein, die Grille zirpt. Pfarrer Virdis wartet auf Paulu, dem er hat sagen lassen, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, und er wartet auf den Kutscher Sogos, der ihm einen Brief aus Nuoro bringen soll; aber weder Paulu kommt noch läßt Sogos sich blicken. Und doch muß die Post vor mehr als einer Stunde angekommen sein. Endlich sieht er einen großen, gebückten, armselig gekleideten Alten über den Platz schreiten und an das Tor unter dem Balkon klopfen.

„Es ist Zeit!" rief er hinunter, zündete Licht an, schloß den Balkon und öffnete die Tür.

Onkel Sogos stieg die Treppe herauf und seufzte:

„Wir sind alt, Pfarrer Virdis, wir sind alt. Es geht jetzt langsam."

Er trat ein. Groß und gebückt, das Gesicht voll Runzeln und stachelig von grauen Haaren; wie ein Bettler sah er aus.

„Nun, habt Ihr meine Nichte gesehen?"

„Ich habe sie gesehen. Ich habe ihr den Brief gegeben. Da ist die Antwort."

„Setzt Euch. Wartet einen Augenblick."

Pfarrer Virdis öffnete den Brief, ohne zu bemerken, daß das Kuvert beschmutzt und beschädigt war; er beugte sich über die Lampe und las.

„Gut, gut," sagte er, faltete den Brief wieder zusammen und ließ das Kuvert auf dem Tisch liegen. „Jetzt hört! Ihr müßt mir einen Gefallen tun!"

Der Alte, der sich auf die Truhe neben den Tisch gesetzt hatte, erhob die kleinen, feuchten Augen, die immer auf das Kuvert gerichtet waren und blickte den Pfarrer an.

„Befehlen Sie, Pfarrer Virdis. Sie haben mir so oft geholfen. Ich habe Ihnen immer gesagt: Pfarrer Virdis befehlen Sie, ich bin Ihr Diener."

„Ihr müßt morgen, nein übermorgen, eine Person in Euerm Wagen nach Nuoro fahren, die nicht gesehen sein will, wenn sie von Barunei abreist."

„Gut, ich habe verstanden," antwortete der Alte bereitwillig. „Laßt diese Person übermorgen früh bis an die Brücke gehen und mich dort erwarten."

„Und wenn jemand mitfahren will?"

„Das werde ich morgen abend wissen, ich werde Ihnen Nachricht geben."

„Gut und . . . Schweigen, nicht wahr?"

„Sie können sicher sein. Fürchten Sie nichts."

Der Alte stand auf und legte die Hand auf das Kuvert.

„Paula, bring uns was zu trinken," rief Pfarrer Virdis, an die Tür tretend; da aber niemand antwortete, schüttelte er den Kopf und sagte: „Gehen wir hinunter. Ich will Euch ein Glas Wein geben lassen. Oder wollt Ihr lieber Branntwein?"

„Wein, Wein," antwortete der Kutscher, das Kuvert fest in die Hand drückend, „Branntwein ist nicht mein Freund."

Er folgte dem Priester und dachte:

„Es ist besser, das Kuvert mitzunehmen, damit dieser verteufelte Priester nicht merkt, daß es geöffnet worden ist."

Anneſa hörte in ihrem Winkel die Stimme des alten Kutschers. Endlich! Die Antwort von Nuoro mußte gekommen sein. Ach, fort, fort! An einen unbekannten Ort, unter neuen Menschen ein neues Leben anfangen, arbeiten, leiden, vergessen! An nichts andres dachte sie mehr.

Kaum hatte sich Onkel Sogos entfernt, so trat Pfarrer Virdis in das Kämmerchen, in dem Anneſa saß.

„Was, noch im Dunkeln?" fragte er. „Was fällt meiner Base ein, daß sie dich im Dunkeln läßt? Gibt es keine Oliven in diesem Jahr? Ist kein Öl da?"

„Für das, was ich zu tun habe!" murmelte Anneſa, „und die Lampe iſt ja hier." Sie ſtand auf und ſuchte Zündhölzer.

„Hier iſt die Antwort von meiner Nichte Maria Antonia. Sie ſchreibt mir, daß ſie einen Platz für dich bei einer Familie in Nuoro gefunden hat."

Anneſa hatte eine freudige Aufwallung, als ſie dieſe gute Nachricht hörte; aber mit einem Mal fuhr ſie zuſammen, zitterte und ließ das angebrannte Streichholz fallen. Die kleine violette Flamme flackerte auf und erloſch. Der Pfarrer ſchwieg, und in dieſem Schweigen, einſam, dunkel, vergaß das Mädchen alles Vergangene, alles Gegenwärtige — ſie hörte Paulu Decherchis Stimme.

„Wie gehts der Tante Paula? Wo iſt Pfarrer Virdis?"

Er trat in die Küche.

„Ach, Sie ſind es, Don Paulu! Micheli wird gleich kommen. Gehen Sie nur ins Zimmer hinauf.

„Wo iſt er? Wo iſt er?"

„Kommen Sie nur!" Tante Paula ſchritt mit der Lampe voran, er folgte ihr.

„Was will er?" fragte Anneſa leiſe, und der Prieſter antwortete ebenſo:

„Ich weiß es nicht. Ich gehe zu ihm und laſſe dir den Brief hier. Lies ihn, faſſe Mut!"

Sie zündete wieder ein Streichholz an und hielt es an den Docht der Öllampe. Ihre Hand zitterte, ſie faltete den Brief auseinander und las die wenigen, ſchlechtgeſchriebenen Zeilen:

„Lieber Onkel!

„Ich habe Euren Auftrag ſofort ausgerichtet und einen guten Platz für das Mädchen gefunden. Der Herr iſt ein wohlhabender Grundbeſitzer in Nuoro, die Frau iſt alt und hat keine Kinder. Es iſt viel zu tun da, Gerſtenbrot für die Knechte und Arbeit auf dem Felde. Aber die Herrſchaft iſt gut, und wird die von Euch empfohlene Magd gut behandeln. Wenn ſie will, kann ſie ſchon morgen kommen. Wir ſind geſund. Eure Nichte

Maria Antonia."

Immer wieder las Anneſa den Brief; aber ſie wußte kaum, was ſie geleſen. Ihre Gedanken waren im Zimmer, wo Pfarrer Virdis und Paulu von ihr ſprachen. Was redeten ſie? Was wollte, was verlangte Paulu? Sie würde zehn Jahre ihres elenden Lebens hingegeben haben, um der Unterredung der beiden Männer lauſchen zu können. Immer wieder ſagte ſie ſich das Wort, das der Pfarrer ihr zugerufen hatte: Mut! Ja, Mut, Anneſa, Mut, Mut! Mut, um zu kämpfen, um zu ſiegen, um nicht wieder in den weichen, dunklen Abgrund der Sünde zu ſinken!

In der Küche hörte man nichts; aber ſicher horchte die neugierige Tante Paula an der Tür des Balkonzimmers. Wenn die beiden Männer nur nicht an das ſchreckliche Geheimnis Anneſas rührten! Nein, das war nicht möglich, Paulu wußte nichts, fürchtete nichts, er konnte nicht glauben ... und Pfarrer Virdis hatte geſagt: „Ehe ich davon ſpreche, ſollen meine Lippen vertrocknen!" Nein, ſie redeten nur von Anneſas Verſchwinden. Paulu wird ſagen: „Ich weiß, daß ſie hier iſt, ich will ſie ſehen, ich will ſie zwingen, nach Hauſe

zurückzukehren," und Pfarrer Virdis wird antworten: „Anghelos santos! Wie bist du starrköpfig, lieber Sohn! Hast du noch nicht verstanden, daß Anneſa fortgegangen ist, weit, weit fort, und daß es ihr nicht ziemt, in dein Haus zurückzukehren?"

Ein Schritt in der Küche, dann wieder Stille. Ja, ja, Tante Paula ist sicher hinaufgestiegen und horcht an der Tür. Anneſa beneidet sie darum. Sie möchte auch hinaufsteigen und lauschen.

Fast besiegt von der Versuchung legt sie den Brief, den sie immer in der Hand gehalten hat, wieder auf den Tisch, schleicht an die Tür und öffnet sie leise, ganz leise.

Da sah sie Gantine, der still, regungslos hinten in der Küche auf der Bank saß. Er richtete die Augen auf die Tür, er mußte gemerkt haben, daß jemand sie öffnete, er stand auf und blickte umher. Aber er sah nichts. Anneſa hatte sich rasch wieder in die Kammer zurückgezogen und die Tür geschlossen, sie lehnte sich dagegen, als wollte sie verhindern, daß Gantine in die Kammer trete. Es vergingen einige Minuten. Tante Paulas Stimme rief Anneſa aus ihrem Schrecken, ihrer Verwirrung wieder zu sich.

„Was willst du hier?" fragte die Base des Pfarrers ein wenig unruhig, als sie Gantine neben der Kammertür stehen sah.

„Ich wartete auf Euch," antwortete der junge Mann, der sich zwang, unbefangen zu erscheinen.

„So setz dich, Gantine. Wie, du bist nicht wieder in den Wald gegangen?"

„Wenn ich hier bin, kann ich nicht dort sein," sagte er spitz. Er setzte sich, und wieder herrschte einige Augenblicke Stille in der Küche. Anneſa lauschte, ihr Herz klopfte heftig, sie hatte Angst, daß Paulu beim Fortgehen in die Küche kommen, Gantine sehen und eine Szene machen würde.

„Ja," sagte der Knecht nach einem Augenblick. „Don Paulu wollte, daß ich heute wieder fort ginge, aber ich pfeife auf ihn. Er ist wütend, er ist der leibhaftige Teufel, aber ich bin auch wütend — auf alle, auch auf Euch, ja, ganz besonders auf Euch, Tante Paula!"

„Allerheiligste Maria!" rief die Alte nicht ohne Spott aus. „Warum bist du denn so wütend, Gantine?"

„Ihr wißt wohl warum, Tante Paula. Anneſa ist hier. Hier ist sie versteckt! Vielleicht da hinter der Tür! Schadet nichts, daß sie mich hört, wenn sie da ist. Ich muß mit ihr sprechen."

„Sprich leiser," bat die Alte. „Sprich, aber nicht so laut. Anneſa kann dich doch nicht hören. So weit möge der Teufel von uns entfernt sein, als sie es ist."

„Sie ist hier, sie ist hier in diesem Hause," wiederholte Gantine. „Lügt nicht, flucht nicht, Tante Paula. Ich will keinen Lärm machen, zu was sollte das auch nützen? Ich will mich nicht zum Gegenstand des Gelächters und des Mitleidens machen. Aber wenn ich schweige, wenn ich nicht rede . . . ja, bei Gott, zu lange habe ich den Dummen gemacht. Jetzt begreife ich alles, Tante Paula, und ich will zeigen, mit wem ihr es zu tun habt!"

„Wem, mir? Mir willst du es zeigen?"

„Auch Euch, ja! Sagt es ihr, sagt es diesem Mädchen, daß ich die ganze Komödie durchschaut habe. Ich will keinen Lärm machen, wiederhole ich, will nicht die Türen werfen, nicht schreien, nein, ich bin nicht schlecht! Andre, andre sind viel schlechter als ich . . ."

Er weinte beinahe. Einen Augenblick wurde Anneſa faſt beſiegt von dem Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, das die Jugend und die Herzensgüte Gantines immer in ihr geweckt hatten; ſie wollte die Tür öffnen und zu dem jungen Mann gehen, ihm einige Worte des Troſtes ſagen. Aber der Andre konnte ſie überraſchen, konnte ſie ſehen, und ſie, ſie wollte den Andern nicht wieder ſehen.

„Heute abend," fuhr Gantine fort, „habe ich Don Paulu mit Onkel Sogos reden ſehen. Sie haben ſicher über Anneſa geſprochen. Alle dieſe Tage ſchon ſind ſie zuſammengeweſen. Und er, Paulu, mein Herr, er glaubt, daß ich nichts weiß; aber ich weiß alles. Ich habe Ohren zu hören und Augen zu ſehen."

„Aber ich weiß nichts, Sohn meines Herzens, ich weiß wirklich nichts."

„Dann will ich Euch ſagen, was ſie machen wollen. Paulu will Anneſa heiraten, und Anneſa . . . vielleicht iſt ſie dem Plane nicht abgeneigt. Seit langer Zeit iſt ſie nicht mehr die Anneſa von früher. Sie liebt mich nicht mehr, ſie denkt nicht mehr an mich. Als ich in den Wald gehen mußte, wollte ſie mich nicht einmal küſſen. Finſter, traurig ging ich fort, mit einem böſen Vorgefühl im Herzen. Und darauf iſt geſchehen, was geſchehen mußte."

„Woher weißt du das, Gantine? Deine Phantaſie reißt dich fort," ſagte die Alte bewegt, aber auch neugierig. „Täuſchſt du dich nicht? Täuſchſt du dich nicht?"

„Nein, ich täuſche mich nicht. Ich täuſche mich nicht, Tante Paula. Es iſt alles ſo. Warum kommt Anneſa nicht nach Hauſe? Weil Paulu es nicht will, weil er beſtändig lange und heftige Auseinanderſetzungen mit ſeinen Großvätern und ſeiner Mutter gehabt hat. Sie halten Anneſa für ſchuldig und wollen nicht, daß er ſie heirate. Auch Paulu hält ſie für ſchuldig. Er ſagt, daß er weit fort ins Bergwerk gehen und Anneſa mit ſich nehmen will. Donna Rachele weint den ganzen Tag. Don Simone ſieht aus, als ob er ſterben wolle — ſterben vor Zorn und vor Schmerz. Ja, ja, ſo ſtehen die Dinge, Tante Paula, ſo ſtehen ſie."

„Vielleicht weiß Anneſa nichts davon?"

„Doch, doch! Sie iſt im Einverſtändnis mit Paulu. Sie kommt nicht zurück, weil ſie iſt, wie ſie iſt — ein Weib voller Lug und Trug, eine wilde Katze und Verräterin. Ich haſſe ſie jetzt, ich würde ſie nicht mehr heiraten, auch wenn ſie zwei Tankas hätte, jede zu tauſend Scudi."

„Warum ſuchſt du denn nach ihr? Was kümmerſt du dich noch um ſie? Laß ſie in Frieden."

„Ich haſſe ſie, ich haſſe ſie . . ." wiederholte Gantine traurig; und hinter der Tür, erſtaunt und erſchüttert über das, was er ſagte, murmelte Anneſa:

„Beſſer! beſſer! beſſer ſo!"

„Ich sie suchen?“ fragte Gantine. Das ist nicht wahr. Was kümmert sie mich? Nur sehen möchte ich sie und ihr sagen, daß ich kein Dummer bin, ihr sagen, daß ich kein Hahnrei sein will, ihr sagen, daß ich Mitleid mit ihr habe. Arme Unglückliche! Sie hat niemals den Nagel gemerkt, der ihr die Augen durchbohrt hat. Die Dumme ist sie gewesen, nicht ich. Ich bin ein Mann. Ich leide und werde leiden, aber ich überwinde vielleicht die Prüfung und vergesse sie. Ich finde schon ein andres Mädchen, das mich lieb hat. Aber sie, was will sie machen? Sie wird immer eine Magd bleiben! Paulu wird sie vom ersten Tage ihrer Ehe an schlagen, wird alles Unglück, das ihn verfolgt hat, auf sie fallen lassen. Annesa ist immer von ihnen gequält und ausgebeutet worden, sie wird ihnen immer zum Spott dienen und ihr Opfer sein. Und ich werde lachen. Ihr sollt sehen, daß ich lachen werde, Tante Paula!“

Aber jetzt lachte er nicht. Seine Stimme klang wie die eines Kindes, dem das Weinen nahe ist. Tante Paula wußte nicht, was sie ihm antworten solle; sie ging durch die Küche hin und her und machte den Tisch für das Abendessen zurecht. Der Gedanke, daß Paulu jeden Augenblick herunterkommen und Gantines böse Worte hören könnte, fing an, sie zu beunruhigen.

„Übrigens,“ fuhr der junge Knecht fort, „versichere ich Euch noch einmal, daß ich mich wirklich nicht mehr um sie kümmere. Ich finde schon Mädchen, schönere, sittsamere, jüngere als sie. Sie ist beinah vierzig Jahre alt, ich bin noch nicht siebenundzwanzig. Zum Teufel, wenn sie alt ist, werde ich noch jung sein.“

„Gewiß, gewiß, das sage ich ja! Warum regst du dich denn so auf? Such dir ein andres Mädchen. Verliere keine Zeit, meine Lilie. Da ist zum Beispiel Ballora, Anna Decherchis Nichte, die gut zu dir passen würde. Sie hat auch ein paar Soldi . . .“

Aber Gantine schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie wütend:

„Seid still! Warum sprecht ihr von so etwas? Ich denke nicht daran!“

„Schrei nicht so! Hör, ich glaube sie kommen herunter.“

„Wer?“

„Micheli und Don Paulu!“

„Don Paulu ist hier?“ sagte Gantine leiser. „Dann muß ich gehen!“ Er stand auf und lauschte. Hinter der Tür lauschte auch Annesa, die vergebens ihre Angst zu unterdrücken suchte.

„Ich gehe,“ sagte Gantine nach einem Augenblick mit veränderter Stimme. „Gute Nacht, Tante Paula. Ich weiß nicht, ob ich morgen wiederkommen kann. Wenn Ihr Annesa seht, wie Ihr sie bestimmt sehen werdet, so sagt ihr von mir: ‚Annesa, du tust unrecht, mich so zu behandeln, du tust sehr unrecht. Wenn es jemanden gibt, der dich wirklich lieb hat, so bin ich es. Annesa, laß mir ein Wort sagen, ein einziges. Ich will alles tun, was du willst!‘ Sagt ihr noch: ‚Auch wenn es wahr ist, was die Leute reden, daß du den Alten hast sterben lassen, mich kümmert es nicht. Ich würde ihn schon vor einem Jahr getötet haben. Ich würde ihn erwürgt haben. Ich würde ihn ins Feuer geworfen haben!‘“

„Schöne Gefühle hast du, Goldlilie!“ rief Tante Paula aus. „Du wirst lebendigen Leibes in die Hölle fahren!“

„Die Hölle ist hier, in dieser Welt, Tante Paula,“ sagte Gantine und ging hinaus. Draußen blieb er stehen und fügte hinzu: „Sagt ihr auch: ‚Anneſa, traue Paulu nicht, er ist eine Viper. Er hat dich nicht lieb. Wenn er dich heiraten will, so tut er es nur, weil er glaubt, daß du den Alten seinetwegen getötet hast, und er will keine Gewissensbisse haben.‘ Ja, ja, er ist ein gewissenhafter Mann, Don Paulu! Und noch eins, was ich heute morgen erfahren habe,“ fing er wieder an, ein paar Schritte zurückkommend, „sagt ihr auch noch: ‚Anneſa, in Magomadas ist ein Frauenzimmer, eine leichtfertige, reiche Witwe, die hat sich neulich gerühmt, daß Paulu Decherchi sterblich in sie verliebt sei; sie hat ihm viel Geld geliehen, am Tage vor Onkel Zuas Tod, und sie hat es ihm geliehen, weil er ihr versprochen hat, sie zu heiraten.‘ Gute Nacht, Tante Paula.“

„Warte, warte,“ bat die Alte, neugierig hinter ihm herlaufend. Aber er ging und versprach wiederzukommen.

An die Türe gelehnt, bebend, mit herunterhängenden Armen, glaubte Anneſa zu ersticken, wie da, als sie in der Nacht des Verbrechens erfuhr, daß Paulu vorübergeritten sei, ohne ihr Nachricht zu geben. Sie bezwang sich, sie wollte nicht an Gantines Worte glauben; aber in ihrem Herzen fühlte sie, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Und sinnlos vor Schmerz und Verlangen nach Strafe, wiederholte sie: „Besser, besser, besser so!“

Nachdem Paulu gegangen, rührte sich Pfarrer Virdis, trotzdem seine Base ihn wiederholt gerufen hatte, nicht aus dem Balkonzimmer. Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, wiederholte er immer wieder laut vor sich hin: „Was tun? Was tun?“

Paulu hatte ihm erklärt, daß er auf alle Fälle, auch gegen den Willen aller, Anneſa heiraten wolle. Er hielt sie für schuldig, und gerade darum wollte er sie heiraten; aber in seinem Entschluß war so viel Groll und Erbitterung, daß der Pfarrer darüber entsetzt war. Das würde eine Teufelsehe werden, „eine Teufelsehe,“ wiederholte er, stand plötzlich auf und begann an den Fingern zu zählen:

„Erstens. Ich glaube nicht an Paulus Entschluß, aber er ist imstande, Anneſa zu verfolgen und sie in Nuoro zu treffen. — Zweitens. Ich glaube auch wenig an die Reue und Bekehrung der Unglücklichen. Ganz besonders macht es mir Sorge, daß sie keine Gewissensbisse hat. Jetzt ist sie von einer Art religiöser Ekstase ergriffen; aber ich wette, wenn sie Paulu sehen wird, fällt sie ihm sofort wieder in die Arme. — Drittens. Wenn das geschieht, sind wir alle verloren: verloren die beiden Unseligen, verloren die alten Großväter, die unglückliche Mutter; verloren ich vor dem Herrn, ich, der nicht fähig war, eine unglückliche Seele zu retten . . .“

„Micheli, willst du heute abend nicht essen? Komm herunter, alles ist bereit.“ Tante Paula stand an der Tür, der Pfarrer sah sie, ohne sie zu sehen, und wiederholte trostlos:

„Verloren!"

„Was haſt du verloren?" fragte die Alte und blickte beunruhigt vor ſich nieder.

„Laß das Mädchen zu mir heraufkommen. Geh," ſagte er und ſchritt im Zimmer auf und ab.

„Was, Micheli, du willſt nicht herunterkommen? Du kannſt während des Eſſens mit ihr reden."

„Jetzt iſt keine Zeit zum Eſſen, geh!"

„Mir ſcheint, es iſt hohe Zeit, jemanden ins Irrenhaus zu bringen," brummte die Alte und ſtieg die Treppe hinunter.

Anneſa folgte dem Ruf des Pfarrers; traurig, aber ergebungsvoll trat ſie ein. Pfarrer Virdis ging noch immer im Zimmer auf und ab, er blickte das Mädchen nicht an.

„Anneſa, haſt du den Brief geleſen? Wozu haſt du dich entſchloſſen?"

„Abzureiſen."

„Paulu war hier. Wir haben lange miteinander geſprochen. Weißt du, was er will? Er will dich heiraten. Seine Familie will es nicht, aber er iſt entſchloſſen. Ah! Ah! Jetzt! Jetzt! Jetzt hat er ſich dazu entſchloſſen! Anghelos santos! Was ſagſt du dazu, Anneſa? Willſt du ihn heiraten?"

„Nein," ſagte ſie.

„Warum willſt du ihn nicht heiraten?"

„Pfarrer Virdis, das wiſſen Sie beſſer als ich."

„Ich weiß es? Ja, du haſt es geſagt. Du willſt ein Büßerleben führen. So redeſt du heute, aber in einem Monat, in einem Jahre wirſt du da noch ebenſo reden? Wirſt du nicht abermals in Todſünde fallen, wenn du Paulu wieder ſiehſt? Iſt es nicht vielleicht beſſer, daß ihr euch heiratet, jetzt, da er ſich dazu entſchloſſen hat?"

„Nein, nein, niemals," ſagte ſie beſtimmt.

„Er will dich ſehen. Er weiß, daß du hier biſt, weiß, wohin du gehen willſt — kurz, er weiß alles. Er ſagt, daß er dir folgen, daß er dich verfolgen werde. Es iſt beſſer, wenn du ihn ſiehſt und ihm ſagſt, was du denkſt."

„Nein, nein," wiederholte ſie bittend. „Ich will ihn nicht ſehen, Pfarrer Virdis, erlaubt es ihm nicht."

„Sieh, du fürchteſt dich vor ihm, und das iſt vielleicht ein Grund, weshalb du ihn heiraten ſollſt. Das wird eine größere Buße ſein, eine Buße, die viele Tränen koſten wird, auch den andern, Unſchuldigen. Gott, ſiehſt du, Gott, ſage ich dir noch einmal, iſt barmherzig. Er hat dir vergeben; er legt dir keine übermäßige Strafe auf, aber er legt dir die Pflicht auf, andern nicht mehr Böſes zuzufügen. Haſt du mich verſtanden?"

Sie folgte ihm mit den Augen, ſie ſah, daß er ihr noch immer nicht traute. Was ſollte ſie ſagen, um ihn zu überzeugen? „Pfarrer Virdis," antwortete ſie einfach, „die Zeit wird für mich ſprechen."

„Die Zeit, die Zeit!" erwiderte er heftig.

Dann aber blieb er ſtehen, blickte ſie flüchtig an, ſchüttelte den Kopf, und aus ſeinen Augen ſchwanden Zorn und Mißtrauen, und nur der milde Strahl des Mitleids blieb zurück.

„Du willst ihn also nicht wiedersehen? Überlege es wohl, du hast bis morgen Zeit."

„Ich habe es überlegt, ich will ihn nicht wiedersehen."

„Dann können wir also hinuntergehen und zu Abend essen."

Der Pfarrer aß in der Küche wie ein Bauer. Seine Mahlzeiten waren einfach, aber er gönnte sich gern dazu einen reichlichen Trunk des guten Weines von Oliena. Der Wein von Oliena war der einzige Luxus und das einzige Laster des alten Priesters. Auch an diesem Abend hatte er sein Maß getrunken und fing nun an, mit Tante Paula zu plaudern und zu zanken. Sie erzählte ihm, was mit Gantine vorgegangen, und er verteidigte Paulu nicht. Und Anneſa lauschte und schwieg, als ob ihre Wirte nicht von ihr redeten, sondern von einer Person, die sie nie gekannt hatte und die seit langer Zeit gestorben war. Da . . . mit einem Male — Tante Paula war wieder in den Keller gegangen — schlug sie die Augen auf und sagte:

„Pfarrer Virdis, ich bitte Sie um eine Gunst. Lassen Sie mich morgen früh abreisen."

„Anghelos santos! Du hast es eilig, Anneſa; vor übermorgen früh ist es nicht möglich."

„Lassen Sie mich abreisen! Sonst gehe ich diese Nacht zu Fuß fort. Ich muß fort, es ist Zeit."

Tante Paula, mit der Flasche in der Hand, trat wieder ein.

„Das Faß liegt im Sterben," schalt sie, „es ist kaum noch ein Tropfen darin. Unser Haus ist eine Schenke geworden!"

„Dann öffnen wir ein ander Faß, liebe Base. Wenn alle Übel doch wären wie dieses!" antwortete der Pfarrer philosophisch.

Nach dem Abendessen ging er aus, und als er zurückkam, klopfte er an Tante Paulas Kammertür.

„Anneſa!" rief er, „morgen früh bei Tagesanbruch mußt du an der Brücke sein und auf die Post warten. Ehe du weggehst, komm zu mir herauf. Paula, ich habe dir noch etwas mitzuteilen."

Tante Paula, in Nachtmütze und Unterrock, fing wieder an zu schelten.

„Was willst du? Nicht einmal des Nachts läßt du mich in Frieden. Du ruhst nicht und läßt andre nicht ruhen. Geh lieber zu Bett."

„Liebe Base, nur zwei Worte."

Als sie auf dem Hof waren, sagte er:

„Du mußt ein Bündel für sie zurecht machen. Mir scheint, wir dürfen sie nicht so wegschicken. Du wirst schon einen Rock und ein Hemd für sie haben!"

„Wahrhaftig, du wirst toll, Micheli. Jetzt willst du auch mich berauben, mir das Hemd vom Leibe reißen!"

„Vor dem Herrn werden wir ohne Hemd erscheinen," sagte der Alte. „Weniger schwatzen, liebe Paula, mehr Werke der Barmherzigkeit tun!"

„Aber begreifst du denn nicht, daß in eins meiner Hemden drei Anneſas hineingehen?"

Dieser Grund schien dem Pfarrer einzuleuchten, er bestand nicht weiter auf seiner Forderung und stieg im Dunkeln die Treppe hinauf. Tante Paula

schloß die Küchentür und trat wieder in die Kammer, aber anstatt sich niederzulegen, öffnete sie die Truhe, stöberte darin herum, machte ein Bündel, knüpfte in den Zipfel eines Taschentuches ein Zwei-Lirestück und legte das Tuch ins Bündel.

Währenddessen suchte auch Pfarrer Virdis in seiner Schublade und zählte das wenige Geld, das darin war. Darunter befand sich ein Goldstück von zehn Lire, das Donna Rachele ihm gegeben hatte, um für das Seelenheil von Onkel Zua fünf Messen zu lesen. Das übrige war Kupfergeld und wog zu schwer; da entschloß er sich, Anneſa das Goldstück zu geben.

Die Morgendämmerung des Septembertages begann den Himmel über den Bergen von Barunei zu erhellen. Das Tal schlief noch, und im Schweigen dieser Morgenfrühe, unter einem Himmel, der noch ohne Licht, aber nicht mehr dunkel war, erschien die große, einsame Landschaft mit ihren Felsen und Granitmauern, ihren phantastischen Gebilden von weißem Stein und dem Grün ihres Buschwaldes wie ein Zyklopenfriedhof, wo unter den Felsblöcken Riesen einer längst verschwundenen Zeit schlummerten.

Einzelne gelbliche Wolken lagen über den Bergen von Nuoro und Orune, die von malvenfarbigen Dünsten verschleiert waren. Der feierliche Ernst von etwas Abgestorbenem, von unberührten Stätten, die nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, ruhte auf der Landschaft bis zu dem fernen Horizont, der mit unbeweglichen Wolken einer dunstigen Ebene glich, in der die Wälder schon herbstlich vergilbt waren.

Das Mädchen, das zur Brücke hinunterschritt, ihr Bündel in der Hand, schien durchdrungen von der Schwermut des Ortes und der Stunde. Das graue, regungslose Gesicht, die Augen mit den erweiterten Pupillen spiegelten die traurige Klarheit der großen, toten Landschaft, des großen, einsamen Himmels wider.

Dicht bei der Brücke, unter der nicht ein Wasserfaden war, verbarg sie sich hinter einem Felsen, und da sie noch ein Weilchen zu warten hatte, ehe das Rollen der Postkutsche die Stille unterbrechen würde, setzte sie sich auf einen Stein und legte das Bündel auf die Erde.

„Leb wohl! Leb wohl! Jetzt ist wirklich alles aus.“ Sie hat ihre verhängnisvolle Wanderung wieder aufgenommen, die sie weit weg, für immer, von jenen Orten führen wird, zu denen sie eines Tages gekommen ist, so wie sie jetzt davongeht, mit einem Bündel in der Hand und geführt von einem geheimnisvollen Alten, der vielleicht ihr trauriges Schicksal war. Er führt sie auch jetzt, er ist unsichtbar, aber er ist da, ihr zur Seite, und er wird sie nicht mehr verlassen.

Es verging beinah eine Stunde. Der Himmel hatte sich mit rötlichen Wolken bedeckt, die einen trüben, warmen Tag verkündigten. Neben dem Felsen, hinter dem Anneſa sich verbarg, stand eine hundertjährige Steineiche, deren Wipfel vertrocknet, deren niedrige Zweige aber noch frisch waren, und von deren Stamm eine gewalttätige oder vielleicht mitleidige Hand lange

Efeuzweige abgerissen hatte, die noch auf der Erde umhergestreut lagen. Eine Lerche sang, schüchtern zuerst, dann immer lebhafter und beherzter, als sich auf der Straße das Rollen eines Wagens hören ließ. Anneſa sprang auf, sie lauschte, ein Wagen kam. War es Onkel Sogos Wagen? Nein, es war noch zu früh. Aber vielleicht hatte der alte Kutscher die Stunde der Abfahrt verfrüht, aus Rücksicht für die geheimnisvolle Reisende, die ihn an der Brücke erwarten sollte. In der Tat, als der Wagen näher kam, verlangsamte er die Fahrt, dann hielt er.

Anneſa nahm ihr Bündel und ging auf die Straße zu. Und plötzlich flog ein fahles Rot über ihr Gesicht.

Paulu Decherchi stand da, wenige Schritte von ihr, vor einem kleinen Wagen mit zwei Sitzen.

„Anneſa!"

Sie antwortete nicht, sie rührte sich nicht. Wie entsetzt schaute sie ihn an, überwältigt von einem seltsamen Gefühl, aus Furcht und Freude gemischt. Paulu sagte ihr einige Worte, die sie in ihrer heftigen Verwirrung nicht hörte. Einen Augenblick vergaß sie alles, was nicht er war: die Anneſa, die seit Tagen und Tagen tot, war wieder auferstanden, trat heraus aus dem Leichentuch, in das sie sich gehüllt hatte, um nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören vom Leben. Wenn in diesem Augenblick Paulu ihre Hand ergriffen, ihr gesagt hätte: „wir gehen jetzt nach Hause," sie würde ihm gehorsam gefolgt sein.

Aber Paulu ergriff ihre Hand nicht, er schlug ihr nicht vor, nach Hause zu gehen, und sie kam wieder zu sich selbst. Sie sah, daß er gealtert, häßlich geworden war, und daß er sie in sonderbarer Art mit bösen, verzweifelten Augen anschaute, und sie gedachte sogleich des unübersteiglichen Hindernisses, das sie für immer trennte.

„Was willst du?" fragte sie, wie aus einem Traum erwachend.

„Ich werde es dir unterwegs sagen. Komm! Vorwärts! Steigen wir ein. Wir werden Zeit genug zum Reden haben."

„Was willst du? Was willst du? Wohin willst du gehen?" fragte sie, wieder bleich und traurig geworden.

„Dorthin, wohin du willst. Aber mach, wir müssen fort."

„Ich fahre nicht mit dir. Ich werde allein fahren."

Seine Augen funkelten vor Zorn.

„Du wirst mit mir fahren! Und sofort!"

Er streckte die Hand aus, aber wie von einer Macht, von einem Widerwillen zurückgehalten, der stärker war als der eigene Wille, konnte er ihren Arm nicht ergreifen. Und schaudernd bemerkte sie an ihm eine Bewegung instinktiver Angst, wie sie sie damals auf dem Berge beim Pfarrer Virdis bemerkt hatte.

Immer mehr wich sie zurück, immer mehr entfernte sie sich von Paulu.

„Ich werde fortreisen, aber nicht mit dir, mein Herz," sagte sie traurig, ohne Groll, ihre entsetzten Augen fest auf seine trotzigen gerichtet. „Warum bist du gekommen? Du wußtest, daß ich dir nicht gehorchen würde. Hat

Pfarrer Virdis dir das nicht gesagt? Ich gehe nicht mit dir, ich gehe nicht wieder zurück. Du kannst mir Gewalt antun, mich binden, mich fortschleppen — ich werde dir entfliehen, sobald ich kann, immer weiter, immer weiter."

Erregt kreuzte er die Arme über der Brust, als wollte er einen heftigen Ausbruch unterdrücken. Er bebte, er näherte sich, und ohne es zu merken, entfernte er sich wieder von Anneſa, getrieben und zurückgestoßen von entgegengesetzten Gefühlen, von Zorn und Leidenschaft, von Mitleid und Entsetzen. Sie hatte ihn niemals so gesehen, nicht einmal in den verzweifeltsten Augenblicken, wenn er gesagt, daß er sich töten wolle; und auch sie, innerlich widerstrebend, blickte ihn an, mit dem Gefühl des Mitleids und der Demütigung.

„Ich werde dich nicht binden," sagte er und folgte ihr bis an die Steineiche, hinter deren Stamm sie sich geflüchtet hatte. „Aber du wirst sicher mit mir kommen, wenn nicht heute, so morgen. Reise denn allein, wenn du willst, aber merke, was ich dir jetzt sage: Ich verbiete dir, als Magd zu dienen! Ich bin kein Ehrloser, verstehst du mich? Ich bin Paulu Decherchi, und ich kenne meine Pflicht. Ich verlasse dich nicht, hast du mich verstanden?"

„Ich habe dich verstanden. Du bist kein Ehrloser, und du verläßt mich nicht. Aber auch ich muß meine Pflicht tun, und ich werde sie tun."

„Laß die unnützen Worte, Anneſa! Lassen wir vielmehr die unnützen Worte. Quäl mich nicht länger. Ich bin es jetzt müde, hörst du, ich bin es müde. Ich habe die Narrheiten satt, die Pfarrer Virdis dir in den Kopf gesetzt hat. Ich habe genug von allem, es ist Zeit, ein Ende zu machen."

„Ja, es ist Zeit, Paulu. Brause nicht auf! Pfarrer Virdis hat sich um unsre Angelegenheiten nicht zu kümmern. Auch die andern, die Deinen, beunruhigen sich unnötig. Laßt mich in Frieden gehen und kehrt auch ihr zum Frieden zurück. Handele nicht gegen den Willen der andern, auch nicht gegen deinen eigenen Willen."

„Also ist es wirklich dein Wille, gegen den ich kämpfen soll?"

„Ja."

„Und warum?"

„Das Warum weißt du, laß es mich nicht sagen."

Mit einem Male belebten sich ihre matten Augen, sie drückten einen fast körperlichen Schmerz aus.

„Du weißt es," wiederholte sie, leiser, ängstlicher. „Ich lese es in deinen Augen. Geh. Du denkst ein wenig spät an deine Pflicht. Es ist besser so; das, was geschehen ist, wäre auch so geschehen, und du würdest mich verflucht haben. Auch jetzt, auch jetzt bist du anders gegen mich. Ich bin nicht mehr Anneſa, ich bin ein ruchloses Weib. Aber siehst du, Geliebter, ich bin zufrieden, daß du mich nicht verfluchst. Das hatte ich gefürchtet. Ich bin zufrieden, daß du gekommen bist, ich verlange nichts mehr von dir. Du hast keine Verpflichtungen gegen mich, wie du glaubst; was ich getan, habe ich getan, weil es mein Schicksal war, ich habe es nicht für dich allein, ich habe es für alle getan, für euch alle. Ich habe Böses verübt, doch ich war wie von Sinnen, ich war außer mir, ich wußte nichts mehr. Später, später, ja, da

habe ich es verstanden, und da habe ich ein Gelübde getan. Ich habe gelobt: wenn sie gerettet werden, wenn ich mich rette, will ich mich selbst strafen, ich will fort gehen, weit von ihm entfernt will ich leben . . . um nicht wieder zu sündigen . . . Sieh, das ist alles. Und es war gut, daß ich es tat, weil du so sehr, so sehr . . . Paulu . . . so sehr verändert bist. Du hast Furcht vor mir und du hast recht . . ."

„Du rasest," sagte er, indem er mit beiden Händen den Kopf preßte. „Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr . . . Es ist nicht wahr!" schrie er noch einmal, außer sich vor Wut.

„Es ist alles wahr. Was geschehen ist, ist geschehen."

Sie schüttelte den Kopf, schüttelte die Hände, als wolle sie die Vergangenheit von sich abschütteln. Paulu schien sich zu beruhigen, von ihren Worten überzeugt zu sein. Er beugte den Kopf und blickte lange auf die verwelkten Efeuzweige, die von seinen ruhelosen Füßen zertreten waren.

Und in dieser Stille erklang aus dem Wipfel der einsamen Steineiche der Lerchentriller, wie das Lachen eines unsichtbaren Wesens, ein wenig melancholisch und ein wenig spöttisch, als ob es lache über die beiden kleinen Sterblichen, die gekommen waren, um ihre armseligen Klagen in die unempfindliche Erhabenheit der toten Landschaft zu tragen.

„Was willst du jetzt anfangen?" fragte Paulu, ganz verändert in Blick und Stimme. „Wohin willst du gehen? Du bist krank, ich sehe es jetzt. Du bist um zwanzig Jahre gealtert. Was willst du anfangen? Magd sein? Weißt du, was das heißt? Weißt du, wie die Familie ist, zu der du gehen willst? Ich kenne deine Herrschaft; es sind hochmütige, eingebildete Leute, sie werden sicher nicht gut mit dir sein. Sieh, du wirst hinsiechen, wirst unnütz verwelken wie dieser Efeu, der vom Baum gerissen ist."

„Der Efeu hätte den Baum erstickt, es ist besser, daß er abgerissen wurde," antwortete Anneſa, gerührt von dem Mitleid, das Paulu ihr endlich zeigte. Sie ließ sich auf dem Stein nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte. Paulu sprach weiter, Anneſa weinte weiter, dann beruhigte sie sich mit einem Male und blieb unbeweglich sitzen, mit den Ellbogen auf den Knien und dem Gesicht zwischen den Händen, wie damals auf der Treppe, die zum Garten führte, und im Geiste spann sie den Faden ihrer finsteren Gedanken weiter. Sie sagte kein Wort mehr, sie merkte, daß Paulu im Grunde froh war, sich von ihr zu befreien, und Paulu seinerseits fühlte, daß seine Worte vergebens waren und nicht mehr in die Seele der Unglücklichen drangen.

In der Ferne hörte man das schwerfällige Rollen des Postwagens, da richtete Anneſa den Kopf auf und blickte Paulu wieder an.

„Geh," bat sie. „Um Gotteswillen geh. Laß mich in Frieden gehen. Gib mir die Hand, grüße die Deinen. Sage ihnen, daß ich keine Undankbare bin, unglücklich ja, aber undankbar nicht. Geh. Lebe wohl."

Er rührte sich nicht.

Der Wagen kam näher, er mußte nicht weit von der Brücke sein. Anneſa stand auf und nahm ihr Bündel.

„Paulu, lebe wohl! Gib mir die Hand!"

Aber er, ganz bleich, kämpfte sichtbar zwischen dem Wunsch, sie reisen zu lassen, sich von ihr zu befreien, und dem Gedanken der Demütigung, die ihre Großmut ihm auferlegte.

„Nein, nein, ich sage dir nicht Lebewohl, ich gebe dir nicht die Hand. Wir werden uns wiedersehen. Du wirst bitter bereuen, was du heute tust. Geh denn, ich hindere dich nicht, aber ich verzeihe dir nicht, Anneſa, ich kann dir nicht verzeihen! Du beleidigſt mich heute, wie noch niemals mich jemand beleidigt hat. Geh denn, geh!"

„Paulu, Geliebter," ſchrie Anneſa voller Verzweiflung. „Verzeihe mir. Sieh mich an! Laß mich nicht ſo troſtlos gehen. Verzeihe mir! Verzeihe mir!"

„Komm mit mir! Komm, laß uns zuſammengehen! Ich werde den Onkel Sogos benachrichtigen, daß er weiter fahren ſoll."

Anneſa klammerte ſich an ſeinen Hals, er konnte ſich nicht regen. Und in ſeinen Armen, die mit einem Ausbruch wahren Mitleids ſie an ſeine Bruſt drückten, bebte ſie wie ein verwundeter Vogel.

„Gehen wir, gehen wir," wiederholte er; „gehen wir, wohin du willſt. Wo wir büßen können. Wir haben zuſammen geſündigt, wir wollen zuſammen büßen."

Die Poſt kam an, ſie hielt bei der Brücke.

Anneſa merkte wohl, daß Paulu weich und teilnehmend mit ihr ſprach, weil er ſicher war, daß ſie gehen würde; ihr kam nicht einmal in den Sinn, ihn auf die Probe zu ſtellen. Sie machte ſich von ihm los, ſie glaubte, ſchon durch ſeine Berührung wieder geſündigt zu haben. Ohne ein Wort mehr zu ſagen, nahm ſie ihr Bündel und ſchritt auf die Straße zu.

Er folgte ihr nicht.

Epilog.

Und Jahre um Jahre vergingen. Die Alten ſtarben, die Jungen wurden alt.

Als die Familie, zu der Anneſa in Dienſt gehen ſollte, ihre Geſchichte erfuhr, wollte ſie nichts mehr von ihr wiſſen. Sie mußte lange ſuchen, ehe ſie wieder eine Stelle fand; endlich wurde ſie in einem Hauſe kleiner, wohlhabender Bürgersleute aufgenommen. Der Herr verſuchte, die Magd zu verführen, die weder jung noch hübſch, aber anmutig und klug war. Die Frau, wenn ſie aus der Predigt oder von einem Ausgang kam, wo ſie eine Dame geſehen, die beſſer gekleidet war als ſie, hielt ſich an Anneſa ſchadlos, beſchimpfte und ſchlug ſie.

Es war nicht das erträumte Büßerleben des ſchuldigen Mädchens, aber ein viel froheres Leben war es auch nicht.

Doch die Zeit ging dahin. Gantine kam, um ſeine ehemalige Braut zu ſprechen; Paulu ſchrieb ihr verſchiedene Male; dann aber heiratete Gantine, und Paulu beruhigte ſich.

Anneſa wechſelte die Herrſchaft häufig; endlich fand ſie Stellung bei einem alten Kanonikus mit dem Beinamen: „Kanonikus Schmetterling", weil

er so rasch ging, daß es aussah, als ob er fliege. Dieser Kanonikus hatte den Ruf eines Astrologen. Jede Nacht stand er am kleinen Fenster seines Hauses, das am Ende des Dorfes lag, und betrachtete lange und aufmerksam die Sterne. Wenn irgendeine Himmelserscheinung oder ein ungewöhnliches irdisches Ereignis vorfiel, liefen alle zu ihm, um von ihm die Erklärung zu hören.

Er war ein gelehrter, aber sehr zerstreuter Mann. Anneſa wurde bald Herrin des Hauses und konnte tun, was sie wollte. Sie erwarb sich den Ruf einer wohltätigen Frau, man sah sie bei allen Begräbnissen, man rief sie, um den Sterbenden beizustehen, die Toten zu waschen und anzuziehen, bevor sie in den dunklen Sarg gelegt wurden; alle armen Kranken, alle armen Wöchnerinnen, alle armen Gelähmten fanden bei ihr Hilfe.

Und also gingen die Jahre dahin. Einmal kam Donna Rachele zum Fest des Erlösers nach Nuoro. Sie besuchte Anneſa, umarmte sie, und beide Frauen weinten zusammen; dann ergriff die alte Dame, bleich und traurig in ihrem schwarzen Kopftuch wie die Madonna, Anneſas Hand und sagte:

„Die beiden Alten, du weißt es, sind tot, und Paulu ist alt geworden, er leidet an Schlaflosigkeit und andern Übeln. Auch ich werde jeden Tag hinfälliger, ich suche den Platz, wo mein Grab ist. Wir brauchen ein treues Mädchen im Hause, ein Mädchen, das uns zugetan und uneigennützig ist. Wir haben eine Magd gehabt, die uns sogar das Salz stahl. Paulu versteht nicht, auf das Haus zu achten, und Rosa ist krank. Was wird aus ihnen, wenn ich nicht mehr bin?“

Anneſa glaubte, daß Donna Rachele ihr vorschlagen wolle, zu ihr zurückzukommen, und obwohl sie entschlossen war, abzulehnen, fühlte sie doch ihr Herz klopfen. Die Alte jedoch sagte nichts mehr. Sie hatte Anneſa vergeben, aber ohne Zweifel fürchtete sie noch immer, daß Paulu das für schuldig gehaltene Mädchen heiraten könne.

Einige Zeit später hörte Anneſa, daß Paulu am Typhus erkrankt sei; dann, gegen Ende des Herbstes, sah sie ihn eines Tages wie ein Gespenst vor sich erscheinen.

Er war wirklich sein eigener Schatten geworden: alt, hager, mit weißen Haaren, eingesunkenen Augen und hervorstehenden Zähnen. Während aller dieser Jahre hatte er immer sein müßiges, unordentliches Leben weitergeführt. Der Typhus hatte ihm den Geist getrübt, und eine wunderliche Einbildung hatte sich seiner bemächtigt; er glaubte, der Mitschuldige Anneſas bei der Ermordung des Alten gewesen zu sein, und er empfand darüber Gewissensbisse.

Als Anneſa ihn sah, erschrak sie. Er erzählte ihr von seinen Leiden: „Jede Nacht träume ich von dem Alten, manchmal sieht er wie Großvater Simone aus, der von mir verlangte, daß ich zu dir gehen und dich zwingen solle, mich zu heiraten. Was tun wir, Anneſa? Hast du keine Gewissensbisse? Träumst du nicht von dem Alten?“

Anneſa wurde nie mehr von Gewissensbissen gequält. Sie hatte bereut und glaubte sich genug gestraft zu haben, als sie den Geliebten verließ. Sie träumte nicht mehr von dem Alten, sie sah ihn nie mehr vor sich.

„Was tun wir?“ wiederholte Paulu. „Wir brauchen eine treue, geduldige Frau in meinem Hause. Anna, wenn du Buße tun willst, kehre zurück.“

„Donna Rachele fürchtet sich vor mir,“ antwortete Anneſa. „Wenn ſie es wünſcht, komme ich zurück, aber ſolange ſie lebt, rede du mir nicht von Heirat!“

„Dann iſt es unnütz, daß du kommſt,“ antwortete Paulu, von ſeiner fixen Idee gequält.

Und er ging, ohne ihr auch nur die Hand gedrückt zu haben.

Und wieder verging ein Jahr.

Paulu beläſtigte Anneſa nicht mehr, aber mit ſeiner Reue, ſeiner Angſt, ſeiner fixen Idee mußte er Donna Rachele angeſteckt haben; denn eines Tages erhielt die Magd des Kanonikus einen Brief, in dem die alte Dame ſie bat, zurückzukommen. Mit Schmerz verließ Anneſa das ſtille Häuschen, aus deſſen Fenſter der Kanonikus mit den Sternen redete, und kehrte zurück.

Das alte Haus Decherchi ſah wie eine Ruine aus. Das große Tor mit dem Spitzbogen, die verroſteten Balkone, das mit Unkraut bewachſene Geſims, alles, außen und innen, war verfallen, unkenntlich geworden, bereit, einzuſtürzen, um die drei elenden Geſchöpfe, die in dieſer Ruine hauſten, zu begraben.

Weinend trat Anneſa in dieſe Stätte des Kummers ein; ſie ſah Donna Rachele im Bett, das im Eßzimmer aufgeſchlagen war, und fuhr zuſammen.

Neben dem Bett ſaß eine gelbliche, etwas buckelige Alte mit zwei großen, metalliſch funkelnden Augen, die einen ſeltſamen, mißtrauiſchen, katzenartigen Ausdruck hatten.

Das ſonderbare Kleid dieſes ſonderbaren Geſchöpfes, halb bäueriſch, halb ſtädtiſch, machte Anneſa ſtutzig. Sie blickte das ältliche Weſen genauer an und bemerkte, daß es rötliche Haare habe.

„Roſa, meine Roſa!“ rief ſie und brach in Tränen aus.

Aber Roſa erkannte ſie nicht. Als ſie vernahm, daß die kleine Perſon, die jünger als ſie zu ſein ſchien, Anneſa war, ihre künftige Stiefmutter, blickte ſie ſie mit noch größerem Mißtrauen an.

„Roſa,“ bat Donna Rachele. „Geh in die Küche und mach ein wenig Kaffee warm.“

„Laßt mich gehen, ich meine, ich kenne die Küche!“ rief Anneſa.

Aber prahleriſch zog Roſa ein Schlüſſelbund aus der Taſche, machte die Schublade des Tiſches auf, nahm Zucker heraus und ſagte:

„Du weißt nicht, wo die Vorräte ſind. Ich gehe in die Küche, bleib bei der Großmutter.“

Sie ſteckte die Schlüſſel wieder in die Taſche. Als ſie allein waren, ſagte Donna Rachele zu ihrer alten Adoptivtochter:

„Widerſprich der armen Roſa nicht. Sie glaubt, die Herrin zu ſein von allem, von dem Wenigen, was wir noch haben! Anneſa, widerſprich ihr nicht, mein Kind. Wenn die arme Roſa ſich ärgert, bekommt ſie Krämpfe. Widerſprich ihr nicht.“

In diesem Augenblick trat Paulu ein. Er war in der Kirche gewesen, er glaubte jetzt an Gott. Er hatte von Annesas Ankunft gehört.

„Was gibt es Neues in Nuoro?" fragte er einfach und reichte ihr die Hand. „Ist es sehr heiß?"

„Nicht sehr," antwortete sie.

Sie blickte ihn an. In einem Jahre war er vollends ein Greis geworden, die Haare schneeweiß, der Bart grau, er sah aus wie Cosimu Damianu.

„Paulu," sagte Donna Rachele leise, „sage Annesa, daß sie der armen Rosa nicht widerspreche. Bitte du sie auch. Sag ihr . . ."

„Ja, ja," entgegnete er ungeduldig. „Annesa weiß schon, daß sie zurückgekommen ist, um hier zu büßen. Ich glaube, ich habe es dir schon gesagt, Anna. Habe ich es dir nicht gesagt, ja oder nein?"

„Ja, ja," antwortete sie.

Wie an einem längst vergangenen Abend öffnet Annesa die Tür, die zum Garten führt und setzt sich auf die Steintreppe.

Die Nacht ist warm und ruhig, kaum von dem weißlichen Schleier der Milchstraße erhellt. Der Garten duftet von Basilikum; regungslos liegt der Wald, das Gebirge scheint zu schlafen auf der unendlichen Einöde des Sternenhimmels.

Sie schlafen alle, auch Paulu, der so lange an Schlaflosigkeit gelitten hat. Seit einigen Tagen ist er ruhig, sein Gewissen schweigt. Morgen wird Annesa einen Namen haben, sie wird Anna Decherchi heißen. Alles ist für die bescheidene, traurige Hochzeit bereit. Annesa hat alles hergerichtet, und jetzt sitzt sie müde auf der Türschwelle.

Und sie denkt, oder besser, sie denkt nicht, aber fühlt, daß ihre wahre Buße, das wahre Werk der Barmherzigkeit nun endlich begonnen hat. Morgen wird sie Anna Decherchi heißen, der Efeu wird sich an den Baum ranken und ihn mitleidig mit seinen Blättern bedecken. Mitleidig, weil der alte Baum abgestorben ist.

Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug,

nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69.

Von

Paul Güßfeldt.

IX.

Schon in wenigen Tagen sollten wir Gelegenheit haben, dem Inhalt dieses Armeebefehls[1]) gerecht zu werden. Ich kann bezeugen, daß unser Regiment nie die Gesetze der Menschlichkeit übertreten hat. Freilich ist es in der Not oder in der Eile nicht immer möglich, die Bewohner mit zarter Rücksicht anzufassen, namentlich wenn man bösem Willen begegnet. Denn „Krieg ist Krieg", und der alte Soldatenrefrain: „Im Kriege wird niemand verschont" bleibt zu allen Zeiten eine Wahrheit, die nicht bloß den Besiegten trifft, sondern auch den Sieger.

Während der Nacht zum 6. August regnete es, und wir mußten bis zum Mittag im Biwak ausharren. Ich ging auf eine alte Schanze, wo ein Denkstein steht mit der Inschrift: „General Hoche 1793." Der geniale Oberbefehlshaber der französischen Moselarmee war damals fünfundzwanzig Jahre alt; nur fünf Jahre später setzte ein frühzeitiger Tod seiner glänzenden Feldherrenbahn ein Ende.

Der Marsch ging zunächst weiter durch die bayrische Rheinpfalz längs des Landstuhler Bruches. Wir ritten auf der, von Napoleon I. angelegten „Kaiser-Straße" bis dicht vor Hauptstuhl, biwakierten daselbst im Divisionverbande und hatten am folgenden Sonntag, den 7. August, einen sehr beschwerlichen Marsch, weil die Garde-Kavallerie-Division vorgezogen wurde, und alle Wege mit den gleichfalls marschierenden Truppenteilen besetzt waren. Wir saßen elf Stunden im Sattel und hatten trotzdem nur ein gedrücktes Pferd in der Schwadron. Am Abend bezog das Regiment einen herrlichen Biwakplatz hinter dem Orte Einöd.

[1]) Armeebefehl des Prinzen Friedrich Carl von Preußen vom 8. August 1870.

Über die folgenden Tage berichtet mein Tagebuch:

„Montag, den 8. August 1870.

Um 6 Uhr 50 Min. vormittags im Regimentsverband weiter; forcierter Marsch; steiniger Boden, bergauf, bergab, überaus trist. Nach zwei- bis dreistündigem Ritt mit Hurra über die durch Marksteine bezeichnete Grenze ins französische Gebiet (Lothringen). Durch einige Dörfer, die ziemlich verlassen aussehen; die Gesichter, die zum Vorschein kamen, waren meist ernst und betrübt. Jetzt (11 Uhr 30 Min. vormittags) Rendezvous; vielleicht wird ein Biwak daraus. Geschlafen, Helm als Kopfkissen. Nach einer Stunde weiter. Durch Dorf Achen, hinter dem das Biwak aufgeschlagen wurde, das erste in Feindesland. In der Nacht Regen, trotz alledem auf dem Heulager des Wachtmeisters mit v. Stach famos geschlafen.

Biwak bei Achen, Dienstag, den 9. August, Ruhetag.

Ringsum alles im tiefsten Schmutz. Mit den Offizieren der Eskadron und dem Dr. v. Sobbe ein Kalb geschlachtet und verspeist. Drohender Regen blieb aus. Abends erschien der aus Berlin mitgenommene Marketender unsrer Schwadron — der sogenannte „Gefreite Karl" — und brachte gutes Bier aus Zweibrücken. Das Biwakfeuer brannte heller als je, so daß wir wirklich einen sehr fröhlichen Abend hatten. Der Kommandeur begrüßte uns (gerade eine Woche vor seinem Tode in der Schlacht) und rief mich heran, um zu fragen, wie mir das Kampagneleben bekäme. Die große Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme, die mir von seiten meiner Vorgesetzten zuteil wird, entschädigt mich reichlich für die Widerwärtigkeiten, die der Gegensatz zwischen meiner früheren Lebenslage und der jetzt geltenden ohne weiteres schaffen mußte.

Biwak bei Achen, Mittwoch, den 10. August 1870.

Heute vor zwei Jahren war der Tag meiner (ersten) Matterhornbesteigung (nach dem Kriege folgten noch vier andre). Das war damals ein überaus seltenes Ereignis; Deutsche hatten den Berg überhaupt noch nicht erstiegen. Der in Zermatt weilende Duc d'Aumale hatte bei meiner Rückkehr nach Zermatt den Wunsch ausgesprochen, daß ich bei Tisch sein Nachbar würde. Das geschah, und wir führten eine sehr lebhafte Unterhaltung. Der Prinz gab sich als feiner Weltmann von großer Erfahrung und Bildung. Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß ich zwei Jahre später als Feind auf dem Boden stehen würde, dem das Haus Orléans entstammt."

Am 10. August begann das Vorrücken unsrer II. Armee an die Mosel. Die Garde-Kavallerie-Division wurde weit vorgeschoben; ihre Avantgarde bestand aus der Garde-Dragoner-Brigade, die 16 km vorauseilte. Das trug meiner Eskadron einen Vorpostendienst ein, der die Härte des Krieges fühlen ließ. Wir lagen bei dem Dorfe Hundskirch, als die Dämmerung einsetzte, zwischen einer Wiese und einer Hecke, zum Teil in einem nassen Graben, „komplett" mit Säbel und Karabiner bei strömendem Regen und heulendem Wind. Unsre Aufgabe war, im Verein mit der 1. Eskadron, nach rechts mit dem X. Korps, nach links mit dem IX. Korps

Verbindung herzustellen. Der Feind zeigte sich nicht. Am andern Morgen brachten uns mitleidige Dorfbewohner Suppe und für die Offiziere Kaffee. Dann ging es weiter, und wir stießen wieder zum Regiment.

Der Regen hörte nicht auf, man war durch und durch naß und klebte am Sattel; die Aufschläge der Mantelärmel waren vollgesogen von Wasser und legten sich wie Eisbeutel um die Fäuste. So ritten wir dahin und rückten am Abend des 11. August ins Biwak bei Virming. In der Nähe war ein großer Wald mit dichtem Unterholz. Not machte die Leute bereits erfinderisch: sie gingen in den Wald, hieben Zweige ab und bauten sich Laubhütten. In einer solchen schlief ich mit dem Burschen des Rittmeisters bis zum andern Morgen um 3½ Uhr, Freitag, 12. August.

Wir marschierten ungesäumt weiter und kamen nun erst in das französische Sprachgebiet. In Oron wurde von neuem biwakiert. Im Tagebuch steht: „Wir sind gleich weit von Metz und von Nancy entfernt, etwa 28 km, und haben noch nicht einen einzigen französischen Soldaten gesehen." Das sollte nun bald anders werden.

Am Sonnabend, den 13. August, ritt die Schwadron aus dem Vorpostenbiwak Oron nach Mousson. Der Ort liegt etwa 300 m hoch und gewährt einen schönen Niederblick in das Moseltal. Auf dem gegenüberliegenden linken Ufer führt die Eisenbahn von Nancy nach Metz in nördlicher Richtung stromabwärts. Nancy selbst liegt noch im Meurthetal, das etwa 8 km weiter nördlich bei dem Städtchen Frouard in das Moseltal mündet. Das wichtige Pont-à-Mousson — der Platz hat im Kriege eine große Rolle gespielt — liegt halbwegs zwischen Frouard und Metz; und etwa halbwegs zwischen Frouard und Pont-à-Mousson liegt Dieulouard.

Die Eisenbahn war noch in französischen Händen; ihre Zerstörung und der Besitz der Moselbrücken bei Dieulouard und Pont-à-Mousson war entscheidend für uns. Die 4. Eskadron 1. Garde-Dragoner-Regiments unter dem Rittmeister Prinz Friedrich von Hohenzollern erhielt den Auftrag, die Eisenbahn bei Dieulouard zu zerstören. Mit Mühe gelang es, einen Zug Dragoner über die halbdemolierte Brücke zu bringen. Inmitten des nun beginnenden Zerstörungswerkes lief von Frouard her ein Eisenbahnzug heran, der französische Infanterie brachte; sie zwang durch ihr Feuer die Dragoner zum Rückzug. Aber mittlerweile war die 1. reitende Batterie des Garde-Feldartillerie-Regiments unter dem Hauptmann v. d. Planitz (später Generalinspekteur der Fußartillerie) auf den Höhen von Mousson aufgefahren und vertrieb den Feind. Wir wurden selbstverständlich alarmiert, und ein Teil unsrer Infanterie wurde zu Wagen herangebracht. Dadurch erhielten wir freie Bahn für die nächsten Operationen.

X.

Am Sonntag, den 14. August, setzte das Regiment über die Mosel und bezog nach kurzem Marsch Ortsbiwak in Rogéville. Die 5. Eskadron jedoch erhielt einen besonderen Auftrag.

Wir sollten einen großen Rekognoszierungsritt ausführen und womöglich bis gegen die wohlbesetzte Festung Toul vorstoßen, 30 km weit in

Feindesland hinein, das hier noch keinen deutschen Soldaten gesehen hatte. Das Gebiet wird von der Eisenbahn und von dem Kanal de la Marne au Rhin durchzogen, einer der bedeutendsten Wasserstraßen Frankreichs; desgleichen von der Mosel, die hier einen großen Bogen gegen Toul beschreibt. Toul bezeichnet den westlichsten Punkt des Mosellaufes.

Der herrliche Sonntagmorgen hatte etwas unendlich Friedliches und paßte so gar nicht zu dem befohlenen Zerstörungswerk; denn zerstören sollten wir alles, was uns in die Hände käme: den Kanal, die Eisenbahn und den Telegraphen. Zerstören ist aber nicht so einfach, wie man denken möchte; namentlich nicht für eine rekognoszierende Schwadron. Die Leute waren dazumal ungeübt in diesen Dingen, auch fehlte es ihnen an dem geeigneten Handwerkszeug. Immerhin hatten wir einen succès d'estime, rissen bei Fontenoy die Schienen auf, zerschnitten die Drähte der Telegraphenleitung an verschiedenen Stellen und öffneten sogar eine Schleuse des Kanals in der schönen Hoffnung, daß nun die Festungsgräben von Toul auslaufen würden. So leicht ließ sich dem herrlichen Bau allerdings nicht beikommen. Es mag erwähnt werden, daß der Kanal de la Marne au Rhin 180 Schleusen besitzt; er nimmt seinen Anfang bei Vitry le François an der Marne, endet bei Straßburg und ist 315 km lang.

Nachdem unsre Arbeit vollbracht war, ritten wir weiter durch das schöne, scheinbar menschenleere Land direkt auf Toul los. Ernst und feierlich stiegen die Türme der Kathedrale St. Etienne allmählich vor uns auf. Ungehindert näherten wir uns der Festung, als plötzlich ein Trupp französischer Reiter erschien. Sofort formierte sich die Schwadron zum Angriff; der Feind machte kehrt; wir verfolgten ihn, und es fand ein Scharmützel statt. Der Unteroffizier Peter wurde verwundet, zwei unsrer Pferde wurden schwer verletzt. Die Franzosen ließen einen Mann liegen, und wir machten ein Beutepferd. Es wurde Appell geblasen, die Schwadron gesammelt und von neuem rangiert.

Dann rief mich Rittmeister v. Trotha zu sich und sagte: „Lieber Doktor, ich habe einen großartigen Gedanken; reiten Sie in die Festung als Parlamentär und fordern Sie den Kommandanten zur Übergabe auf. Ich werde Ihnen einen Offizier und einen Trompeter mitgeben."

Gesagt, getan! Zu der Expedition wurden kommandiert der Leutnant v. Wagenhoff und der jugendliche, der Vollendung erst zustrebende Trompeter Schilde, der durch gelegentlich falsches Blasen am meisten geeignet schien, den Feind zu erschrecken und das Nahen der Barbaren zu verkünden.

Mit dem Augenblick des Abreitens kam mir das Außergewöhnliche meines Auftrages und der dadurch geschaffenen Situation zum Bewußtsein. Auch wenn unsre Eroberungspatrouille aus lauter Helden bestanden hätte, so mußte der Erfolg doch mehr als fraglich erscheinen. Aber das war es nicht allein. Ich sollte einen direkt erteilten Befehl des Rittmeisters v. Trotha ausführen unter den Augen des Leutnants v. Wagenhoff, der die Patrouille kommandierte und stets mein Vorgesetzter blieb. Daß er zehn Jahre jünger war als ich,

hatte mit dem Subordinationsverhältnis gar nichts zu tun. Ohne den feinen Takt des jungen Offiziers, der mich frei gewähren ließ und meiner größeren Lebenserfahrung gerecht wurde, hätte unsre Expedition ein schlimmes Ende nehmen können.

Bei glühendem Sonnenbrande ritten wir zu dem nächst gelegenen, offenen Tor der Festung. Ein weißes Taschentuch, das ich noch besaß, war an Schildes Säbelspitze befestigt worden und stellte die Parlamentärsflagge vor. Anfänglich führte der Weg durch die Straßen einer Vorstadt; hier hatten sich Menschen angesammelt, darunter auch Frauen und Kinder. Nirgendwo ließ sich ein Ausdruck der Wut wahrnehmen; überall nur flehende Gesichter, als ob das Massacre sofort beginnen sollte. Nirgendwo ein Soldat! Dienstbeflissene Männer zeigten uns den Weg.

Wir ritten über die Brücke des ersten Festungsgrabens, während Schilde sein Rolandhorn ertönen ließ, und gelangten kurz danach an den Außenrand des innern Grabens. Offenbar erwartete man uns. Denn auf der andern Seite standen der Kommandant, eine Anzahl von Offizieren und französische Infanterie in roten Hosen.

Ich setzte mich nun im Sattel zurecht, hübsch gerade, und rief mit lauter Stimme:

„Monsieur le commandant! Au nom de Son Altesse Royale le Prince Auguste de Wurttemberg, commandant le Corps de la Garde Prussienne, je vous somme de rendre la forteresse."

Es blieb einen Augenblick alles still, keiner rührte sich. Dann trat der Kommandant einen Schritt vor, nahm eine Haltung an, etwa wie der Cid auf dem Théâtre français, machte eine vornehme Geste mit dem rechten Arm und rief mir die klassischen Worte zu: „Repassez une autre fois!" Man konnte sich nicht kürzer und sarkastischer ausdrücken!

Das letzte Wort war kaum verhallt, als die französische Infanterie auf uns anschlug. Beim Wenden unsrer Pferde konnte ich gerade noch sehen, daß der Kommandant eine abwehrende Bewegung gegen seine Leute machte, und rief mit energischer Stimme zu Herrn v. Wagenhoff, der hart vor mir ritt: „Herr Leutnant, nur im Schritt."

So zogen wir würdevoll und unerschrocken von dannen. Hätten wir uns vor dem schußfertigen Feinde in Galopp gesetzt: unfehlbar hätten wir Feuer erhalten und wären niedergeschossen worden. Eine schnelle Bewegung unsrerseit hätte bei dem temperamentvollen Gegner ohne weiteres den Drang ausgelöst, die frechen Flüchtlinge zu Boden zu strecken.

Auch in späteren Jahren, als er schon lange Regimentskommandeur war, hat Herr v. Wagenhoff oft und gern mit Freimut erklärt, daß mein Zuruf ihm und seiner Patrouille das Leben gerettet hätte.

Es vergingen zunächst einige bange Minuten für uns, und das Gefühl der Sicherheit kehrte erst wieder, als wir die Festung im Rücken hatten.

Toul hat sich so leicht nicht ergeben. Nach einem erfolglosen Handstreich größeren Stils, bald nach unserm flüchtigen Besuch, mußte die Festung regulär belagert werden und kapitulierte erst am 23. September 1870 nach

zwölftägiger Beschießung und tapferer Gegenwehr. Der General der Artillerie v. Müller, damals Hauptmann, der auch bei der Beschießung von Paris eine hervorragende Rolle gespielt hat, schoß die erste Bresche in die Werke von Toul. Er hat mir vor kurzem selbst davon erzählt, auch daß er den Kommandanten — sein Name ist Huc — bei der Kapitulation kennen gelernt hätte. Der tapfere Mann wäre ganz gebrochen gewesen und hätte immer von neuem ausgerufen: „Oh je suis malheureux, bien malheureux!“ Das sind die Wechselfälle des Krieges!

Als wir wieder zu unsrer Eskadron gestoßen waren, und Leutnant v. Wagenhoff die Patrouille zurückgemeldet hatte, ritt die Schwadron ein Stück Weges zurück. Dabei mußte ich dem Rittmeister v. Trotha ausführlich Bericht erstatten. Meine größte Freude war, die Anerkennung des Mannes zu erhalten, der mich genau vier Wochen zuvor in seine Schwadron aufgenommen hatte, und an den ich heute, beim Niederschreiben dieser Zeilen, in treuer Gesinnung zurückdenke.

Die 5. Eskadron bezog Biwak zwischen Toul und Pont-à-Mousson bei der Ortschaft Jailly, während ich Befehl erhielt, weiter zu reiten nach Rogéville und der Brigade mündlich das Ergebnis unsrer Rekognoszierung zu melden. Gegen Abend traf ich daselbst ein, begleitet von den Dragonern Steinchen und Pöltnitz. Meine alte Stute „Dora“ hatte bereits 64 km unter mir zurückgelegt, aber wir befanden uns beide in gleich guter Kondition. Alte Männer und alte Pferde halten, wenn es darauf ankommt, zuweilen besser aus, als junge.

Vor Rogéville angelangt, erblickte ich den General Grafen Brandenburg II., Kommandeur der Garde-Dragoner-Brigade, auf einer Wiese einherschreitend, saß ab, führte das Pferd am Zügel heran und meldete mich vorschriftsmäßig, innerlich freudig erhoben durch das Wohlwollen, mit dem der hohe Vorgesetzte meinen Bericht entgegennahm. Ich meldete, daß die nächsten feindlichen Streitkräfte vor uns nur in den Besatzungstruppen der Feste Toul beständen, und daß eine Begegnung mit französischen Feldtruppen zunächst nicht zu erwarten wäre. Danach wiederholte ich die Meldung vor meinem Kommandeur dem Grafen Finckenstein, der in der Nähe an einem Tische saß und sich mit einigen Herren unsrer Brigade unterhielt. Er freute sich sichtlich über das erfolgreiche Vorgehen seiner 5. Schwadron und über unser gewagtes Reiterstück; er füllte selbst ein Glas mit Wein, für mich und reichte es mir, während ich in dienstlicher Haltung vor ihm stand. Für solche Zeichen des Wohlwollens von seiten eines Vorgesetzten bedankt sich der Untergebene dadurch, daß er nichts sagt, das Glas mit einem Zuge leert und dann auf einen Nebentisch setzt.

Später wurde ich noch viel von Offizieren meines Regiments ausgefragt. Der liebenswürdige Assistenzarzt Dr. v. Sobbe stärkte mich mit Schinken und drei Zigarren, und ich befand mich in ähnlich erregter Stimmung wie nach der Rückkehr von einer geglückten Pionierexpedition in dem Hochgebirge der Alpen.

Nachdem ich so auf kurze Zeit im Mittelpunkt des Interesses gestanden hatte, fiel ich aus der Glorie wieder in mein Nichts zurück und biwakierte

neben der 2. Eskadron auf grüner Wiese, ohne Stroh, unter den Sternen des wolkenlosen Himmelszeltes.

Die Erregungen des Tages und die Kälte der Nacht hielten den Schlaf fern; Erinnerungen aller Art trieben ihr Spiel mit mir. Eine davon hatte etwas Tröstliches: zwei Jahre zuvor, in derselben Nacht vom 14. zum 15. August lag ich nach Überschreitung des „Alten Weißthor" in 3300 m Höhe, verirrt und völlig durchnäßt, ohne Feuer auf einer Felsleiste, oberhalb eines der steilen Gletscher, die von dem Monte Rosa nach Italien niedergehen. Damit verglichen hatte ich es heute doch sehr gut.

XI.

Zum besseren Verständnis meiner Erzählung erscheint es angezeigt, an Dinge zu erinnern, die der jetzt lebenden Generation nicht mehr so geläufig sind, wie sie es der vorangegangenen waren.

Bei Beginn des Feldzuges wurde das deutsche Heer in drei Armeen geteilt, die unter dem Oberbefehl König Wilhelms I. von Preußen standen. Die I. Armee unter General v. Steinmetz hatte sich bei Trier konzentriert und das II. französische Korps Frossard am 6. August bei Spicheren geschlagen, etwa 5 km südlich von Saarbrücken.

Zwei Tage zuvor, am 4. August, hatten Teile der III. Armee, die vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen befehligt wurde, die Avantgarden-Division Douay angegriffen. Im Verein mit dem II. bayerischen Korps errangen dadurch das V. und XI. preußische Korps den glänzenden Sieg bei Weißenburg, dem am 6. August der Sieg bei Wörth folgte. Dieser trug der Armee Mac Mahons eine völlige Niederlage ein.

An jene Tage der nationalen Begeisterung und Brüderlichkeit erinnert in der Nähe von Weißenburg ein Grab von fünf Offizieren des 52. Regiments; es trägt die Inschrift: „Das erste Preußengrab für Deutschlands Einheit."

Das Große Hauptquartier hatte am 9. August feststellen können, daß Mac Mahon mit seinen geschlagenen Truppen gegen Châlons eilte. Es wurde nun für den 10. August das allgemeine Vorrücken der I. und II. Armee befohlen. Letztere hatte den Prinzen Friedrich Carl von Preußen zum Oberbefehlshaber und bestand aus sieben Armeekorps: dem Gardekorps, dem II. (pommerschen), dem III. (brandenburgischen), dem IV. (sächsischen), dem IX. (holsteinischen), dem X. (hannoverschen) und dem königlich sächsischen XII. Korps; dazu traten als besondere Formationen die Garde-Kavallerie-Division, die 5., 6. und 12. Kavallerie-Division.

Als die II. Armee ihren Vormarsch begann, wurde die Garde-Kavallerie-Division weit vorgeschoben; am weitesten die beiden Regimenter der Garde-Tragoner-Brigade. Diese erreichten, wie bereits erwähnt wurde, am 13. August die Mosel, und das hatte für den 14. August den geschilderten Rekognoszierungsritt der 5. Eskadron 2. Garde-Tragoner-Regiments zur Folge.

An diesem Tage stand die Avantgarde des VII. (westfälischen) Korps der I. Armee östlich von Metz und erhielt Fühlung mit dem Feinde; die rückgängigen Bewegungen des letzteren hatten einen Angriff von preußischer Seite zur Folge. Aus dem eingeleiteten Vorpostengefecht entwickelte sich allmählich bei Colombey und Nouilly eine Schlacht, die mit dem Zurückgehen der Franzosen auf Metz endete.

Für die deutsche Heeresleitung und das Heer war nunmehr, innerhalb zehn Tagen, eine neue Lage geschaffen worden. Die Tatsache stand fest, daß die Deutschen bei jedem Zusammenstoß mit den Franzosen gesiegt hatten — und zwar auf Grund kühner Offensive. Der Wille zum Siege erfüllte die ganze Armee; derselbe Geist der Tapferkeit und Vergeltung umschlang die preußischen, sächsischen und süddeutschen Truppen; er hob alles auf, was die Deutschen seit Jahrhunderten getrennt hatte, und das gemeinsame, Schulter an Schulter für dieselbe Idee vergossene Blut machte uns schon im Beginn dieses großen Krieges zu treuen Waffenbrüdern. Das sollte auch heute noch unvergessen bleiben!

Der 14. August entschied über die nächsten Maßnahmen des Großen Hauptquartiers. Wenn Mac Mahon seine geschlagene Armee in Châlons mit den reichen Hilfsmitteln Frankreichs wieder in schlagfertigen Zustand versetzt haben würde, so mußte der Armee Bazaines in Metz alles daran liegen, eine Vereinigung mit Mac Mahon herbeizuführen; uns dagegen mußte alles daran liegen, diese Vereinigung zu verhindern. Der Abzug Bazaines konnte nur auf den von Metz nach Verdun führenden Straßen erfolgen oder auf dem nördlich davon gelegenen Wegenetz.

Der Oberbefehlshaber unsrer II. Armee erhielt am 15. August die Order, energisch gegen jene Straßen vorzugehen. Sie führen über das wellige Hochland zwischen Mosel und Maas. Die Entfernung zwischen Metz und Verdun beträgt etwa 68 km; beide Städte haben nahezu dieselbe geographische Breite (49° 10').

Prinz Friedrich Carl erließ demgemäß für den 16. August seine Befehle. Danach sollte das III. Korps die Mosel überschreiten und die Verdun-Straße bei den kleinen Ortschaften Vionville und Mars la Tour erreichen; die dem III. Korps unterstellte 6. Kavallerie-Division sollte hierbei später vorausgesandt werden. Das X. Korps mit der 5. Kavallerie-Division, der Garde-Dragoner-Brigade und der 1. reitenden Garde-Batterie v. d. Planitz sollten bei St. Hilaire und Maizeray die mutmaßliche Rückzugstraße des Feindes erreichen.

Diesem Befehle haben die Garde-Dragoner-Brigade und die 1. reitende Batterie des Gardekorps ihre ruhmvolle Teilnahme an dem blutigen Ringen des 16. August zu verdanken. Es lag dem für die II. Armee ausgegebenen Befehl die Annahme zugrunde, daß der Feind bereits im vollen Abzuge aus Metz begriffen wäre, und daß es dem III. und X. Korps gelingen müßte, durch Eilmärsche auf die Arrieregarde des nach Verdun eilenden Feindes zu stoßen.

In Wirklichkeit aber lagen die Dinge anders. Bazaine stand noch mit seiner ganzen Macht in und bei Metz; und wenn wir auch einigen dieser Truppenteile am Morgen des 16. August vorübergehend eine Überraschung bereiteten, so wurden wir selbst durch die Entwicklung der Ereignisse bald um vieles stärker überrascht. Der Kriegsschauplatz ist eben kein Schachbrett; die Truppenteile sind keine Schachfiguren; ihre Führer keine Schachspieler. Letztere überblicken in jedem Augenblick das ganze Spiel, ihr eigenes und das des Gegners. Im Kriege dagegen ist alles verschleiert; der Aufklärung durch die Kavallerie sind enge Grenzen gezogen; selbst wenn ihre Patrouillen ausschließlich richtige Daten liefern, so ist der Feldherr nur zu oft auf Mutmaßungen angewiesen, und auch der Größte kann dabei des Kriegsglücks nicht entraten. Erst wenn die Aktion entbrannt ist, kommen die zuverlässigen Soldatentugenden der Tapferkeit und Disziplin, des Ausharrens und Ertragens zur Geltung.

Was ließ sich schließlich mit Sicherheit über die Stärke und die Absichten einer Armee aussagen, die verborgen hinter den Festungswerken von Metz stand? Wer führte den Oberbefehl, Marschall Bazaine oder der bereits stark erschütterte, von schmerzhafter Krankheit gepeinigte Kaiser der Franzosen? Wie wirkten die Nachrichten über die Stimmung in Paris, nachdem sich der Pöbel mit dem Rufe: „à Berlin!“ erfolglos heiser geschrien? Wenn nun die deutschen Geschütze mit einem „à Paris“ antworten würden, was dann? Bazaine war Mac Mahons keineswegs sicher und umgekehrt: Mac Mahon konnte es vorziehen, Paris zu schützen und zu überwachen, um das bereits bedrohte Kaisertum zu retten; Bazaine konnte in der starken Feste Metz seine beste Stütze sehen.

XII.

In der Frühe des 15. August wurde ich aus dem Biwak Rogéville der Garde-Dragoner-Brigade zu meiner Schwadron zurückgesandt; ich überbrachte den Befehl, daß die 5. Eskadron in Beaumont (Lothringen) zum Regiment stoßen sollte. Dort traf der Armeebefehl des Prinzen Friedrich Carl ein, und damit traten wir zum X. Korps über. Das bereits aufgeschlagene Biwak wurde wieder abgebrochen; wir ritten nordnordöstlich weiter bis Thiaucourt, einem reizend gelegenen Städtchen in einem linken Seitental der Mosel. Hier fand unsre Vereinigung statt mit der 19. Division v. Schwartzkoppen, unter dessen direktem Befehl wir nunmehr standen.

Die 5. Kavallerie-Division v. Rheinbaben hatte bereits im Laufe des 15. August französische Biwaks bei Rezonville festgestellt und Biwak zwischen den nahegelegenen Dörfern Puxieux und Tronville bezogen. Die Ortschaften bilden mit Mars la Tour im Norden ein Dreieck, dessen Seiten nur wenige Kilometer lang sind.

Die 5. Kavallerie-Division des X. Korps bot das Bild einer imposanten Reitermasse; sie bestand aus den 4. und 7. Kürassieren, den 13. und 16. Ulanen, den 13. und 19. Dragonern, den 10., 11. und 17. Husaren. Das III. Korps, das am 16. August die Hauptschwere der Schlacht zu tragen hatte, verfügte über die schwächere 6. Kavallerie-

Division; sie setzte sich zusammen aus den 6. Kürassieren, den 3. und 15. Ulanen, den 3. und 16. Husaren. Die Kavallerie des X. Korps war, wie oben bereits erwähnt ist, noch durch die Garde-Dragoner-Brigade verstärkt worden. Alles das verdient im Detail erwähnt zu werden, weil die preußische Kavallerie bei Rezonville, Vionville und Mars la Tour eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, weil sie durch pflichttreuen Opfermut das furchtbare Übergewicht der französischen Infanterie und ihrer überlegenen Feuerwaffe gegen die unsre ausgeglichen hat.

Ahnungslos genossen wir am Abend des 15. August den Zauber des Biwaks bei Thiaucourt. Die liebliche Landschaft, die milde Temperatur, die weit umher brennenden Lagerfeuer, die kameradschaftlichen Gespräche der Kriegsgefährten machten dieses Biwak zu dem schönsten, das wir in diesem Feldzug erlebt haben.

Und wie sah es vierundzwanzig Stunden später um die Männer aus, die so kampfesfreudig, so ruhig in ihrem Pflichtgefühl der Zukunft entgegensahen? Sie lagen da, tot oder verwundet oder erschöpft durch Aufbieten der letzten Kraft.

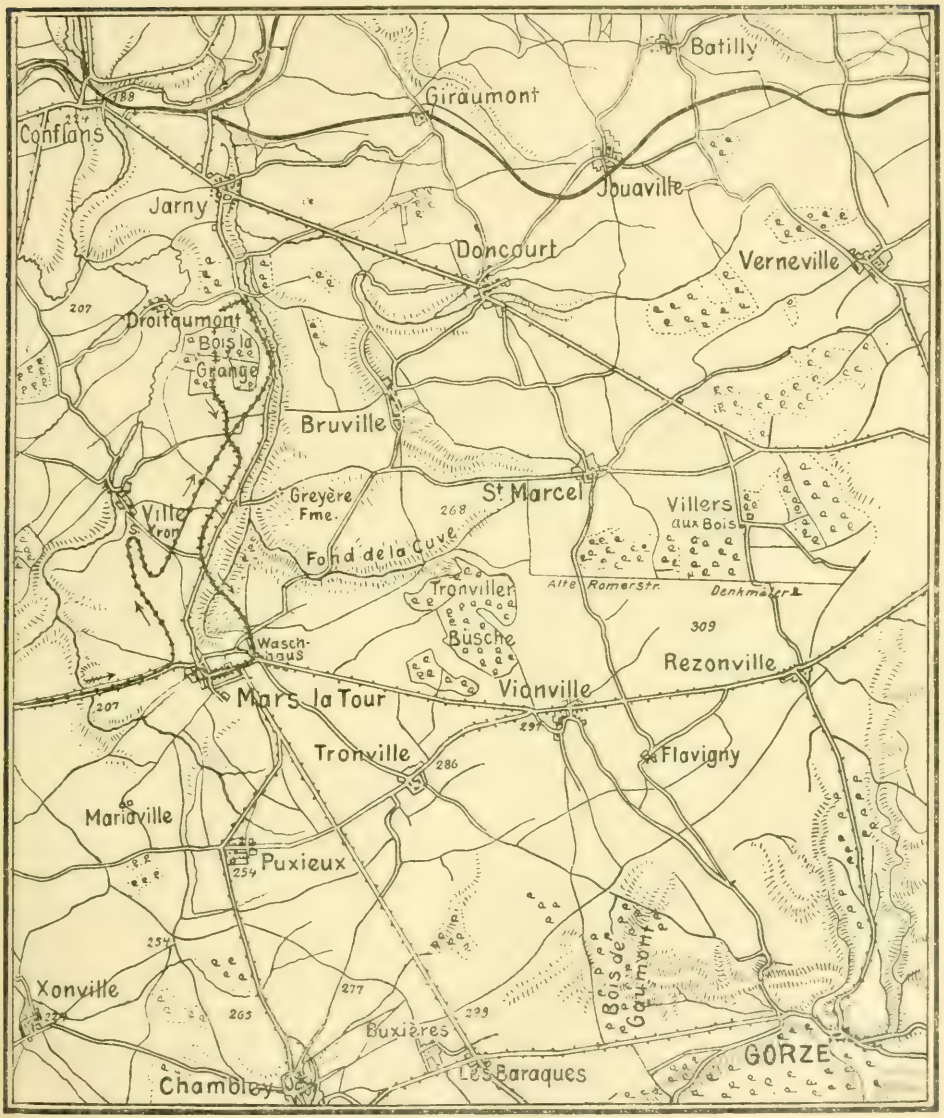
In derselben Nacht hatten Kaiser Napoleon III. und Marschall Bazaine ihre letzte Unterredung für immerdar; sie fand statt zu Gravelotte in dem Hause Nr. 17. Es ist ein steinernes Eckhaus mit einer oberen Etage und wohnlich anzuschauen, an der Kreuzung der Straßen Metz-Verdun und Ars sur Moselle-Vernéville. Eine angebrachte Tafel verkündet heute lakonisch: „Quartier des Kaisers Napoleon vom 15. zum 16. August 1870." Hier ging der Oberbefehl definitiv über von dem Kaiser auf den Marschall, und am folgenden Tage sollte die Garde-Kavallerie-Brigade de France den Kaiser westwärts gegen Verdun, zu den Truppen Mac Mahons, eskortieren. Tatsächlich trat die Kavallerie-Brigade Margueritte an Stelle der Brigade de France. Der Leutnant v. Natzmer von meiner Schwadron ritt am 16. August eine weit ausgreifende Patrouille bis Etain (22 km von Verdun); er erhielt mehrfach Feuer, konnte aber feststellen, daß der Kaiser den Ort soeben passiert hatte: immerhin eine Erkundung von weittragender Bedeutung.

Am frühen Morgen des 16. August stand die Garde-Dragoner-Brigade auf dem Biwakplatz bei Thiaucourt zum Abmarsch bereit. Als ich mich aufs Pferd setzte, da sollte ich meine „Dora" zum letzten Male gesattelt haben.

Der kommandierende General des X. Korps v. Voigts-Rhetz entsandte zunächst die beiden reitenden Batterien seiner Korpsartillerie und die 2. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments, Rittmeister Prinz Wittgenstein, als Bedeckung nach Tronville vor, zur Verstärkung der bei der 5. Kavallerie-Division befindlichen reitenden Batterien. Der Oberstleutnant v. Caprivi, Generalstabschef des X. Korps und späterer Reichskanzler, übernahm die Führung.

Dann setzten sich die übrigen Truppen in Marsch. Als General v. Voigts-Rhetz gegen 9 Uhr vormittags Kanonendonner vernahm, wurde auch die 3. Eskadron, Rittmeister John, abkommandiert, so daß nur noch die 4. und 5. Eskadron des 2. Garde-Dragoner-Regiments bei ihrer

Das Schlachtfeld von Vionville-Mars la Tour[1]).



[1]) a) Die erst nach dem Kriege gebaute Eisenbahn Conflans-Mars la Tour-Pagny ist nicht eingezeichnet.

b) Die von ≺ ≻ begleitete Linie bezeichnet meinen Weg am Abend und in der Nacht des 16. August 1870. Das mit —·—·—·— bezeichnete Wegstück wurde zu Pferde zurückgelegt, das mit —|—|—|— bezeichnete zu Fuß. Das Attackenfeld liegt unmittelbar südlich des Bois la Grange.

Brigade verblieben. Zwei Züge der 3. Eskadron wurden zur Bedeckung des kommandierenden Generals bestimmt, der nun gegen Puxieux und Tronville vorauseilte und daselbst um 1 Uhr eintraf. Schon unterwegs, von Joinville aus, hatte der General Befehle für seine zurückgebliebenen Truppen abgesandt. Diese standen unter dem Kommandeur der 19. Division, General v. Schwartzkoppen und sollten von ihrer Marschroute Thiaucourt-St. Hilaire direkt nach dem Schlachtfeld rechts abbiegen. Denn eine Schlacht war in der Tat entbrannt und wütete bereits seit mehreren Stunden: die Schlacht von Vionville-Mars la Tour.

XIII.

Was im folgenden über den Verlauf dieser dramatischen Schlacht hier mitgeteilt wird, bezieht sich hauptsächlich auf die Aktion des X. Korps, das schließlich den linken Flügel der Schlachtlinie bildete. Ich stützte mich dabei vornehmlich auf meine persönlichen Erlebnisse und spätere topographische Studien an Ort und Stelle. Es liegt mir selbstverständlich fern, den Schein zu erwecken, als handele es sich in diesen Erinnerungsblättern um eine fachmännisch-kriegsgeschichtliche Darstellung. Deshalb kann ich der Wahrheit noch immer die Ehre geben und dabei zeigen, was preußische Truppen in ihrer schlichten Größe zu leisten vermochten.

Als Oberstleutnant v. Caprivi nach sehr scharfem Ritt mit seinem Detachement bei der 5. Kavallerie-Division eingetroffen war, wurden die nun vorhandenen vier reitenden Batterien unter das Kommando des Majors Körber gestellt. Das bedeutete den Anfang der Schlacht.

Die Batterien fuhren gegen 9 Uhr vormittags auf einer Anhöhe zwischen Tronville und Vionville auf und nahmen das bei Vionville befindliche Lager der französischen Kavallerie-Divisionen Forton und Valabrègue unter Feuer. Die Regimenter ritten teilweise gerade zum Tränken, und völlig unerwartet schlugen die Granaten in sie ein. Es entstand eine panikartige Verwirrung; die Reiter machten kehrt und durchbrachen mit ihren Handpferden die rückwärts aufgeschlagenen französischen Infanterielager.

Gleichzeitig damit hatten die reitenden Batterien der 6. Kavallerie-Division von dem östlich befindlichen Bois Gaumont aus — es liegt nördlich der Chaussee Les Baraques-Gorze — die südlich Rezonville gelegenen Biwaks der französischen Infanterie beschossen. Damit war also auch das III. Korps des Generals Constantin v. Alvensleben in Aktion getreten.

Die französische Infanterie zeigte eine bewunderungswerte Haltung, wie zu ihren glanzvollsten Zeiten. Überraschend schnell ging sie zum Angriff vor und setzte sich in Vionville fest.

Aus unsrer gewaltsamen Rekognoszierung war eine Schlacht geworden, in der zwei preußische Armeekorps (III. und X.) gegen eine nahezu dreifache Übermacht sich behaupten sollten. Letztere bestand aus den französischen Korps II, VI, III, IV und Teilen des Gardekorps; ihr Zentrum war das Dorf Rezonville. In diesem Dorfe verbrachten König Wilhelm I., Bismarck und Moltke die Nacht vom 18. zum

19. August nach der Entscheidungsschlacht des 18. August. Tafeln an den Häusern Nr. 81, 65, 69 geben Meldung davon.

Zunächst entspann sich der Kampf um Vionville, den das brandenburgische (III.) Korps glorreich bestand. Vionville wurde erstürmt und gehalten; es ist nie wieder vom Feinde betreten worden und bis zur Stunde in deutschem Besitz geblieben.

Aber damit hatte die Schlacht den Charakter erhalten, der ihr bis in die Nacht hinein verbleiben sollte: den Charakter der verbissenen Wut und absoluten Todesverachtung auf beiden Seiten. Die fureur française und der furor teutonicus maßen sich.

An den Kämpfen, die unmittelbar nach der Vertreibung des Feindes stattgefunden hatten, nahm die 2. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments hervorragenden Anteil. Rittmeister Prinz Wittgenstein führte seine Schwadron im Galopp gegen die zurückflutende französische Infanterie, erhielt aber schließlich von frischen Bataillonen heftiges Feuer, das sehr schwere Verluste zur Folge hatte. Trotzdem attackierte er bald danach, im Verein mit dem Husaren-Regiment 17, die französischen Garde-Kürassiere, die sich unserm Regiment 52 entgegengeworfen hatten und nun selbst zurückgeworfen wurden. Marschall Bazaine befand sich in unmittelbarer Nähe und entging der Gefangenschaft nur durch die Tapferkeit seiner Bedeckungsmannschaften.

An den Offensivbewegungen der französischen Übermacht gegen Vionville und unsrer Gegenwehr verblutete sich das III. Korps. Um den Feind zurückzudrängen, hatten wir schließlich nichts andres zu vergeben als Teile der Brigade Bredow, bestehend aus den 7. Kürassieren und den 16. Ulanen, im ganzen sechs Schwadronen. Sie ritten ihren berühmten Todesritt und retteten uns Vionville. An der „alten Römerstraße", wo die Attacke an einem Waldrand endete, erzählt ein Denkstein dem Wanderer von ihrer Tat; sie waren wert des Heldenliedes, das Freiligrath ihnen geweiht hat.

Das brandenburgische Korps unter General Alvensleben hatte bereits sieben Stunden lang standgehalten, als endlich das X. Korps Hilfe brachte. Die 20. Division nahm wieder Besitz von den berüchtigten Tronviller Büschen, wo kurz zuvor zwei brandenburgische Regimenter zusammengeschossen worden waren.

Unser linker (westlicher) Flügel war so schwach, daß ein Feldherr von dem Genie Napoleons I. ihn ohne weiteres aufgerollt hätte. Nun war es zu spät; denn von Westen her, wo es der Feind am wenigsten erwartete, nahten frische preußische Truppen. Der General v. Schwartzkoppen war erschienen; ihm folgte die Garde-Dragoner-Brigade, die Batterie v. d. Planitz und die 38. Brigade des X. Korps.

Diese Truppen, zu denen ich auch gehörte, waren von Thiaucourt bis St. Hilaire (22 km) marschiert, ehe der Befehl des Generals v. Voigts-Rhetz sie erreichte. Auf unserm Marsche war weit und breit nichts zu sehen, noch zu hören, was an Krieg erinnerte, weder feindliche Patrouillen noch verwundete deutsche Soldaten. Die Landschaft bot ein Bild des tiefsten Friedens.

Selbst in St. Hilaire verbrachten wir die erste Stunde des Wartens noch in voller Unkenntnis der Dinge. Das wird auch durch mein Kriegs-Tagebuch bestätigt, in das ich damals folgende Bemerkungen einschrieb:

„Am Morgen (16. August) um 3 Uhr auf. Den Bericht über die Affäre von Toul geschrieben — zum Teil auf dem Marsch (für Trotha). Rittmeister Graf Wesdehlen vom 1. Garde-Dragoner-Regiment (er fiel an demselben Tage) mit uns geritten. Halt in diesem Dorf (St. Hilaire), bis Befehl zum Weitermarsch eintrifft. Ich requirierte mit zwei Dragonern eine Wagenladung Hafer; eben aller Hafer zur Stelle, als Befehl zum Aufbruch."

Auch eine Feldpostkarte d. d. St. Hilaire, 16. August 1870, an meine Mutter enthält übereinstimmende Angaben.

XIV.

General Graf Brandenburg II führte zuerst das 1. Garde-Dragoner-Regiment, die Batterie v. d. Planitz und als deren Bedeckung die 4. Eskadron des 2. Garde-Dragoner-Regiments von St. Hilaire ostwärts zurück gegen Mars la Tour.

Unsre 5. Eskadron bildete vorläufig die Vorhut der auf derselben Straße anmarschierenden 38. Brigade v. Wedel, die mit Spannung erwartet wurde. Denn stärker und stärker entwickelten sich die Truppenmassen des rechten französischen Flügels, und mit der fließenden Zeit wuchs für uns die Gefahr.

Als wir uns Mars la Tour näherten, setzte sich die 5. Eskadron in Trab; ich ritt neben meinem Eskadronschef v. Trotha. Lauter und lauter schlug der Donner der Geschütze an mein Ohr; die Atmosphäre erzitterte in dumpfem Dröhnen, so kontinuierlich, wie das Summen eines Insektenschwarmes. Über dem Schlachtfeld schwebten, scheinbar unbeweglich, die weißen Wolkenballen der in der Luft krepierten Schrapnells und setzten sich scharf ab gegen den blauen Himmel dieses wolkenlosen, heißen Augusttages. Trupps von Verwundeten und Erschöpften kamen uns entgegen. Es waren Soldaten des 24. Regiments, ohne Offiziere; denn diese waren alle tot oder lagen schwer verwundet bei den Tronviller Büschen. Die 24er begrüßten unsre frische Truppe; man sah es diesen Tapferen an, wie schwer sie gelitten hatten.

Was ich hören und sehen mußte, ergriff mich tief. Es sind stets feierlich-ernste Minuten, die dem Eintritt in das Schlachtgetümmel vorangehen; sie werden zu strengen Richtern des Soldatenherzens, zu um so strengeren, je stärker der Verstand, je zarter die Seele besaitet ist. Ich war schon oft in Lagen gekommen, wo mein Leben auf dem Spiel stand; auch in Zukunft sollten sie mir nicht erspart bleiben; aber in solchen Fällen handelte es sich um einen Kampf mit den unabänderlich waltenden Kräften der Natur, hier um das Zerstörungswerk durch Menschenhand.

Dicht vor Mars la Tour schwenkte die 5. Eskadron links ab und nahm Aufstellung auf dem weiten Gefilde zwischen dem Flüßchen Yron im Westen und der Chaussee Mars la Tour-Jarny im Osten (siehe die Karte). Nördlich, einige Kilometer entfernt, liegt die Ferme la Grange,

dahinter das Gehölz gleichen Namens, auf manchen deutschen Karten Bois de Greyère genannt. Rittmeister v. Trotha befahl mir, zu dem Generalleutnant v. Schwarzkoppen zu reiten und ihm das Eintreffen der Schwadron zu melden. Ich hatte das Glück, den General in dem Gewühl wogender Truppenmassen aufzufinden. Es war für mich ein bedeutsames Erlebnis, inmitten der kritischsten Lage des Tages, den Führer zu sehen und zu sprechen, dessen Truppen nun an der meist bedrohten Stelle des Schlachtfeldes aufmarschierten. Ich wurde mit dem Befehl zurückgesandt, daß unsre Schwadron gegen Ville sur Yron aufklären sollte, d. h. gegen den äußersten rechten französischen Flügel; dort hielten große Kavalleriemassen, die sich hinter dem Bois la Grange zusammengezogen hatten, zum Teil unsichtbar für uns.

Zuvor war ich zum letztenmal an meinem Regimentskommandeur, dem Grafen v. Finckenstein vorbeigeritten, dem jene Scharen bald darauf einen ruhmvollen Reitertod bringen sollten.

Erst nach 5 Uhr nachmittags konnte die 38. Brigade Wedel (16. und 57. Regiment) auf dem Schlachtfeld erscheinen. Sie hatte bereits eine enorme Marschleistung hinter sich und sollte sofort angreifen.

Sie wußte, welches Schicksal ihrer harrte.

Vor dem Anmarsch trat ein furchtloser Kaplan, der diese katholischen Regimenter begleitete, vor sie hin, hielt eine kurze ermutigende Ansprache und segnete sie mit dem Zurufe: „Die heilige Jungfrau Maria wird mit euch sein[1])."

Die Tröstung auf ein besseres Jenseit im Herzen tragend marschierte die todesmutige Truppe vorwärts über sanft geneigtes Feld, empfangen von Gewehr- und Mitrailleusenfeuer. Anfänglich waren die Wirkungen nicht vernichtend; da stießen die beiden Regimenter auf ein bis dahin unsichtbares Hindernis, einen grabenartigen Talabschnitt, den „fond de la Cuve", dessen gegenüberliegender Hang von der Talsohle aus im steilsten Anstieg erklettert werden mußte. Hinter dem Rande stand die Division Grenier, die noch durch die Division Cissey verstärkt wurde.

Der Rand wurde von allen fünf Bataillonen erreicht; dort gerieten sie in das verheerende Schnellfeuer des Feindes, der in 150, 100 und 30 Schritt gegenüberstand. Ein furchtbares Morden vollzog sich. Der allein unverwundete Oberst v. Cranach des 57. Regiments führte nach wenigen Minuten, die Fahne seines 1. Bataillons in der Hand haltend, die Trümmer der Brigade zurück; auf dem Rückmarsch durch den Graben wurde sie von den bis zum nördlichen Rande vorgedrungenen Franzosen von neuem unter Feuer genommen und dem vollen Untergange geweiht.

Der nachdringende Feind hatte freie Bahn — und nun war die letzte Hoffnung dahin. Aber gerade in diesem Moment der höchsten Not sollte sich das größte Wunder dieser Schlacht vollziehen. Das in der Nähe aufgestellte 1. Garde-Dragoner-Regiment erhielt Befehl, sich der vordringenden französischen Infanterie entgegenzuwerfen; nur drei Eskadrons waren dazu ausersehen; sie galoppierten von der Stelle

[1]) Aus einem Vortrage des Oberstleutnant Dickhuth auf der kaiserlichen Nordlandsreise 1906.

aus hinein in das wohlgezielte Feuer der Chassepotgewehre; es fielen der Kommandeur v. Auerswald, der etatsmäßige Stabsoffizier Major Ewald v. Kleist, die drei Eskadronschefs Graf Westharp, Prinz Reuß und Graf Wesdehlen, fünf Leutnants, ein junger Avantageur, der Stabstrompeter, 56 Unteroffiziere und Dragoner. Aber aus der Hand der sterbenden Krieger empfingen die Überlebenden den Siegespreis. Denn die Verfolgung wurde zum Stillstand gebracht.

Die Wirkung der Attacke war auch moralisch von größter Bedeutung. Zudem sollen die Uniformen der gefallenen Garde-Dragoner in dem General Ladmirault den Glauben erweckt haben, daß das ganze preußische Garde-Korps im Anzug begriffen wäre.

Während dieser Geschehnisse und im engsten Zusammenhang damit war die 1. reitende Garde-Batterie v. d. Planitz, unter Bedeckung der 4. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments, Rittmeister v. Hindenburg, auf der nordwärts gerichteten Straße Mars la Tour-Jarny vorgegangen und fuhr schließlich mit großer Kühnheit bis zu dem Punkte vor, wo ein Feldweg östlich nach rechts zu der nahe gelegenen Ferme Greyère abbiegt. Diese Ferme glich einer Festung und bildete einen Hauptstützpunkt für den Gegner. Trotz aller Bedrohung von Norden her durch neue französische Kavallerie feuerte die Batterie auf die von Osten anrückende Infanterie. Da setzte sich von Norden her das 2. Regiment Chasseurs d'Afrique in Bewegung. Zur Rettung der Batterie warf sich Rittmeister v. Hindenburg dieser Übermacht entgegen; seine 4. Eskadron brachte den Feind im Handgemenge vorübergehend zum Stehen und schaffte der Batterie v. d. Planitz dadurch Zeit, südlich gegen Mars la Tour abzufahren. Der Rittmeister aber bezahlte die Rettung der Batterie mit dem Tode. Sein Name lebt fort in den Annalen des Regiments, dessen Zierde er war.

Oberst Graf v. Finckenstein, der sich während dieser Attacke bei der 4. Eskadron seines Regiments aufgehalten hatte, suchte sogleich Hilfe zu schaffen. Es gelang ihm, das 13. Dragoner-Regiment heranzuholen, das die Chasseurs nach Norden zurückwarf.

Darauf antwortete die Kavallerie-Division Legrand mit einem neuen Angriff. Aber das 13. Dragoner-Regiment und die links davon aufmarschierte 4. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments standen schon wieder bereit und parierten den ersten Vorstoß der 2. und 7. Hussards (Brigade Montaigu) durch eine entschlossene Attacke. Die Linie der feindlichen Husaren wurde durchbrochen, aber in dem erbitterten Handgemenge, das nun stattfand, wurde Oberst Graf Finckenstein, der sich an Stelle des eben gefallenen Rittmeisters v. Hindenburg an die Spitze seiner 4. Eskadron gesetzt hatte, vom Pferde gehauen. Man fand die Leiche des hochherzigen Mannes am andern Tage mit Stichen durch die Brust und Säbelhieben quer über das Gesicht.

Auf dem Kirchhof von Mars la Tour erhebt sich ein Denkmal in Kreuzesform zur Erinnerung an die Gefallenen der Garde-Dragoner-Brigade. Dort leuchtete mir der Name meines einstigen Regiments-

kommandeurs entgegen, als eine Pilgerfahrt mich sechsunddreißig Jahre später an die geweihte Stätte führte; und von neuem segnete ich das Andenken des Mannes, der es mir einst ermöglicht hatte, ein Kämpfer in diesem Kriege zu werden.

XV.

Die Schlacht ging nun ihrem großen Finale entgegen. Gegen 6½ Uhr nachmittags wurden wir stark bedroht. Die soeben erwähnte Attacke war nur der erste Offensivversuch französischer Kavallerie gegen preußische. Aber dahinter steckte mehr. Unmittelbar danach marschierten sechs französische Regimenter auf, und zwar westlich von dem Operationsfelde der Brigade Montaigu, darunter die Lanciers de la Garde und die Dragons de la Garde. Ohne Zeitverlust führte nun General v. Barby die gesamte bei Tronville versammelte Kavallerie dagegen vor, im ganzen sechzehn Schwadronen; sie gehörten zu den 19. Dragonern, 4. Kürassieren, 13. Ulanen, 10. Husaren und 16. Dragonern.

Während die vorbereitenden Bewegungen für den Aufmarsch stattfanden, kehrte die 5. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments gerade von ihrer Rekognoszierung zurück. Sobald Rittmeister v. Trotha den Beginn des Aufmarsches erkannt hatte, ließ er anreiten, und wir gingen im scharfen Trabe über das ziemlich schwierige Gelände; eine grüne Hecke, die uns den Weg sperrte, wurde von der ganzen Schwadron glatt gesprungen. Wir ritten weiter, schwenkten ein und setzten uns ohne weiteres an den linken Flügel der 13. Ulanen. Ich hatte noch eben Zeit, meinen Rittmeister um Erlaubnis zu bitten, daß ich neben ihm reiten dürfte, da setzte auch schon die gewaltige Reitermasse unter Waffengeklirr und Bodengedröhne zur Attacke an. Es fiel mir auf, wie wenig das Anreiten der Franzosen unsern Vorstellungen entsprach; soweit ich das bei den auf unsre Eskadron zureitenden Dragons de la Garde wahrnehmen konnte. Während wir Bügel an Bügel und beim Signal „Marsch-Marsch" in schnellster Gangart unter Hurrarufen vorgingen, kamen die feindlichen Reiter ganz lose und — wie mir schien — im Trabe gegen uns. Aber einen großartigen Eindruck machte das doch auf mich; auch den andern Eindruck werde ich nicht vergessen, den mir unsre eigenen Regimenter boten, als mein Auge vom linken Flügel aus ihre lange Linie überflog.

Über den Moment des Zusammenstoßes weiß ich nichts zu berichten; in Augenblicken höchster Gefahr verläßt uns nur zu oft die Beobachtungsgabe, dafür schwindet das Gefühl des angeborenen Selbsterhaltungstriebes. Ich weiß nur, daß ich mich plötzlich inmitten einer wirbelnden Masse befand, die aus phantastisch uniformierten, fremdartigen Reitern bestand, dazwischen die hellblauen Röcke unsrer Dragoner, ein Gebrüll, ein Geklirr, ein buntes Farbenspiel gedämpft von einer Staubwolke. Fünftausend berittene Streiter bekämpften einander im Handgemenge. Wir hieben mit unsern Säbeln ein, die Franzosen stachen mit ihren Pallaschen. Ich erhielt einen Stich in die rechte Brust, was gar keinen Schmerz verursachte, wohl aber die schon vorhandene Erregtheit auf das äußerste steigerte. Der Knäuel wurde loser, die Zahl der reiterlosen Pferde wuchs, die Franzosen machten Kehrt, ihr Vorstoß war glänzend abgeschlagen und wurde nicht wieder erneuert.

General Legrand fand den Tod des heldenmütigen Soldaten, General Montaigu fiel verwundet in unsre Hände. Das Werk des Großen Generalstabes sagt: „Mit diesem großartigsten Reiterkampfe des ganzen Krieges war die noch vor kurzem drohende Gefahr für den preußischen linken Flügel endgiltig abgewandt."

Die wilde Jagd der Verfolgung begann. Mit einer Handvoll Dragonern stürmte ich dahin, ununterbrochen Hurra schreiend, hypnotisiert durch die Idee „vorwärts"! Ich gelangte in die Ecke eines von zwei Waldlisièren gebildeten Winkels und galoppierte weiter auf der Straße, die aus dieser Ecke nordwärts führt; es war die Chaussee von Mars la Tour nach Jarny.

Erst da sah ich, daß keiner meiner Kameraden mehr bei mir war. Das Gestampfe der Hufe rührte her von fliehenden Lanciers de la Garde, die mich überholten und nicht zu bemerken schienen; aber einer der feindlichen Reiter hatte mich schließlich doch wahrgenommen; denn ich erhielt plötzlich einen Lanzenstich in das Kreuz.

Ich drückte mein Pferd gegen eine der bis unten belaubten Pappeln, die den Chausseedamm einfaßten. Es war ein großer, kritischer Moment: Das Los, entweder niedergehauen oder gefangen genommen zu werden, schien mir sicher. Deshalb faßte ich einen verzweifelten Entschluß. Ich wandte mein Pferd links, ließ es den niedrigen Damm hinabklettern und setzte mich in Galopp, um über ein Stück freien Ackerfeldes den linker Hand gelegenen Waldsaum zu erreichen. Meine „Dora" kam nur noch mühselig von der Stelle: um 4 Uhr früh war sie gesattelt worden; über 40 km hatten wir miteinander zurückgelegt, ehe das Schlachtfeld erreicht wurde; dann folgte das Hin- und Herreiten daselbst, die Meldung, die Rekognoszierung nach Ville sur Yron, endlich die Attacke und der Verfolgungsritt. Ich schlug mit der flachen Klinge auf das erschöpfte Tier, während sechs bis acht Schüsse von der Chaussee aus hinter mir hergefeuert wurden.

Auf diese Weise erreichte ich den Waldrand. Ein Hineinreiten war unmöglich; das Unterholz war — wie bei den meisten lothringischen Wäldern — so dicht, daß ein Fußgänger sich nur mit Mühe Bahn brechen konnte. Ich sprang also vom Pferde, zog es ein paar Schritt in den Wald, warf mich auf den Boden und horchte gespannt.

So blieb ich fünf Minuten lang liegen, kroch dann auf Händen und Füßen wieder zur Waldlisière vor und hielt Umschau. Die Chaussee lag nun verödet da; unter dem unmittelbaren Eindruck der dort durchlebten Gefahr erschien sie mir in dieser Friedlichkeit wie verzaubert. Betreten durfte ich sie nicht von neuem; denn in der Richtung zum Attackenfeld konnten mir jeden Augenblick feindliche Nachzügler entgegenkommen, und in der entgegengesetzten, nach Jarny zu, lief ich dem Feind direkt in die Arme. Der Wald aber war unpassierbar.

Zunächst suchte ich nach meinem Pferde, das meinen Blicken entschwunden war; es hatte sich, wohl von Hunger getrieben, allmählich tiefer durch das Dickicht hindurchgebrochen. Ich hörte nichts von irgend einem Geräusch; Auge und Ohr strengten sich vergeblich an: Das brave Tier war für

mich verloren. Hätte ich seiner noch einmal habhaft werden können, so hätte ich es abgezäumt und abgesattelt, noch einmal freundlich auf den Hals geklopft und dann laufen lassen. Denn in meiner extremen Lage konnte ich den wackeren Gefährten nicht länger gebrauchen. Ich stand innerhalb der französischen Linien, auf dem Boden, den die Kavallerie-Division Legrand kaum verlassen hatte. Ich konnte Rettung nur erhoffen, wenn ich unsichtbar blieb für den Feind; ich mußte mich wie ein Schmuggler durch das Gelände schlagen.

XVI.

Deshalb faßte ich den Entschluß zur Wanderung und folgte dem Rande des unzugänglichen Waldes; ich war bewaffnet mit Säbel und Revolver, besaß auch einen Feldstecher und die Feldmütze. Das war nunmehr all meine Habe.

Zunächst entfernte ich mich in westlicher Richtung von der obengenannten Chaussee und gelangte bald an eine offene Stelle der Waldlisière. Von hier führte ein Weg geradlinig von Nord nach Süd durch das Dickicht. Es war das Bois la Grange, auf dessen Südseite unsre Attacke stattgefunden hatte. Ich bog links ein, folgte dem Wege, wanderte nun also südlich. Das mußte mich unsern eigenen Truppen näher bringen. Da wo ein andrer Durchhau rechtwinklig schnitt, sah ich ein schönes Pferd einherlaufen, ohne Reiter; an der Schabracke erkannte ich, daß es einem Garde-Dragoner-Offizier gehörte, wahrscheinlich einem der gefallenen Offiziere meines Regiments. Mein Weg mündete in eine große Waldlichtung, die sich südlich gegen das freie Feld öffnete. Dieses Feld war unser Attackengelände.

Beim Betreten der Lichtung sah ich an deren südlichem Ende eine große Kavallerieaufstellung mit der Front nach Süden. Es war mir trotz des Feldstechers unmöglich zu erkennen, ob ich es mit französischen oder deutschen Reitern zu tun hätte; meine Marschrichtung führte gerade darauf los. Endlich kam mir zum Bewußtsein, daß das ganze Regiment mit Schimmeln beritten war; es waren also Franzosen – wahrscheinlich jene Chasseurs d'Afrique, die weiter oben erwähnt worden sind. Deshalb verbarg ich mich zum zweiten Male in dem Gehölz und wartete die Nacht ab.

Es überfiel mich hier eine fürchterliche Stimmung; ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild — vogelfrei —, jedem Franzosen preisgegeben; dazu trat die Reaktion nach all den Erregungen und physischen Anstrengungen des langen Tages; mich dürstete und ich war ohne Nahrung; auch hörte man noch immer das periodische Donnern der Geschütze. Wollte denn dieses gräßliche Morden gar kein Ende nehmen? Wer würde die Schlacht gewinnen? Der stille düstere Wald mit seinem Frieden konnte mir keine Antwort darauf geben.

So lag ich da, bis die Dämmerung zu Ende ging und der Tag verlöschte. Dann verließ ich mein Versteck und richtete gespannt den Blick auf die Waldlichtung. Die Chasseurs waren verschwunden. Nun ging ich weiter und überschritt die Stelle, wo kurz vorher das feindliche Kavallerie-Regiment gestanden hatte. Ich betrat das alte Attackenfeld, ohne mir dessen bewußt zu sein. Auf dem Boden lagen tote Pferde, aber gefallene Soldaten sah ich nicht. In der Ferne stand ein Pferd, unbeweglich; es trug unsre Schabracke; ich faßte

es sanft am Zügel; das Tier tat keinen Schritt vorwärts; denn es hatte einen Schuß durchs Bein. Ich grub mit den Händen in den Packtaschen nach dem Säckchen mit gebrannten Kaffeebohnen, das jedem Dragoner mitgegeben war, und fand es. Begierig kaute ich einige Bohnen; das milderte den quälenden Durst und wirkte belebend.

Anbetungsvoll blickte ich auf zu dem schwarzblauen Himmel und seiner ungetrübten Sternenpracht. Es war, als ob Strahlen der Versöhnung herniedergingen auf diese blutigen Gefilde, und in mein Herz zog die Zuversicht, daß die Gnade des Allmächtigen mich aus der tiefen Not erretten würde.

Das Sternbild des Großen Bären gab mir die Möglichkeit, den Polarstern zu finden und die Himmelsrichtungen festzulegen. Ich entwarf mir ein Bild des heutigen Tagemarsches und bestimmte die Richtung, die mich am wahrscheinlichsten zu unsern Linien führen würde. Dieser folgte ich. Es war nun alles still geworden; seit 10 Uhr nachts schwiegen die Geschütze vollständig.

Ein verworrenes Geräusch hemmte meine Schritte von neuem; es waren Menschenstimmen; offenbar herrührend von einem nahe gelegenen Biwak; ich konnte den Klang von Worten auffassen, aber ganz undeutlich; einmal glaubte ich bestimmt französische Laute zu vernehmen. Das genügte, jeden Annäherungsversuch fernzuhalten. Bald sah ich viele Feuer; ich hielt sie für Biwakfeuer, die in weitem Abstand einander parallel zu laufen schienen. Nach dem topographischen Bilde, das ich mir innerlich zurechtgelegt hatte, mußte die nähere Linie die französische, die entferntere Linie die preußische sein; deshalb marschierte ich auf diese los. Das verlangte das Kreuzen der französischen Vorpostenkette; ich konnte nicht wissen, daß die erschöpften Truppen eine solche nicht aufgestellt hatten. Ebensowenig erriet ich, daß die Chaussee, auf die ich plötzlich stieß, die südliche Fortsetzung jener Chaussee war, auf der ich drei bis vier Stunden zuvor den Lanzenstich erhalten hatte. Das habe ich jetzt erst ermittelt durch ausgedehnte Wanderungen über das Schlachtfeld von Mars la Tour am 23. September und am 13. Oktober 1906.

Die Chaussee führte ungefähr auf die erstrebten Biwakfeuer; letztere lagen ein wenig links davon. Aber ich wagte nicht, trotz aller Erschöpfung, die bequeme Straße einzuschlagen, ich hätte da plötzlich auf einen französischen Posten stoßen können. Ich ließ die Straße zur Linken und wanderte parallel damit über das Ackerfeld. Wer weiß, an wie vielen Leichen ich einherging; einige Pferdekadaver bekundeten deutlich genug, daß hier gekämpft worden war! Noch war der Mond unter dem Horizont; doch binnen kurzem mußte er aufgehen. Als das eintrat, ging ich schnell quer über die Chaussee. Nun lag der Weg frei zu den Feuern, die ich für die unsern hielt. Die unsern waren es freilich, wie sich später herausstellte, — aber keine Biwakfeuer, sondern drei brennende Scheunen des Dorfes Mars la Tour.

Ein langes Gebäude — ich hielt es für einen großen Schafstall, in Wirklichkeit war es das steinerne Waschhaus von Mars la Tour — tauchte mitten im Felde unerwartet vor mir auf. Weil es im Grunde einer flachen, wasserführenden Mulde lag, war es von weitem nicht sichtbar. Ich ging näher und erkannte die ausgehängte weiße Flagge mit dem roten Kreuz. Hier

wollte ich mein Schicksal endgültig entschieden sehen. Das rote Kreuz erschien mir anders als auf den deutschen Flaggen, seine Linien nicht gerade, sondern gewellt; das hielt ich für französisch und wurde wieder ganz irre. Fest entschlossen öffnete ich die Tür und trat in einen langen, niedrigen Raum, ganz dunkel; nur im Hintergrunde war eine Laterne mit schwachem Licht aufgehängt. Ein Mann kam mir von dort aus entgegen; ich rief ihn von weitem französisch an und bat um Wasser; als wir einander gegenüberstanden, erkannte ich, daß er eine preußische Pickelhaube trug. Ich war also wirklich wieder im Bereich unsrer Truppen und empfand namenlose Freude und Dankbarkeit.

Der Lazarettgehilfe reichte mir Wasser in einem Kochgeschirr und nannte mir den Namen des Dorfes Mars la Tour. Erquickt zog ich weiter, kam zu einer Vedette von zwei Pferden (19. Dragoner-Regiment), die mich durchließ, und betrat bald danach die große Dorfstraße von Mars la Tour. Ich ging in ein beliebiges Haus, Nr. 85, das gleich den meisten andern voll von Verwundeten lag, und bat um Unterkunft. Es war eben Mitternacht vorüber. Ich erhielt ein Strohlager zwischen zwei schwer verwundeten Musketieren der 38. Brigade. Das Klagen und Wimmern der vielen Unglücklichen in dem kleinen Raum ließ mich nicht zur Ruhe kommen, und ohne daß ich den Waffenrock ausgezogen hatte, um meine Wunden verbinden zu lassen, stürzte ich um 4 Uhr morgens ins Freie.

XVII.

Bald traf ich den Leutnant v. Natzmer, der gerade von seiner weiten Patrouille nach Etain zurückkehrte. Auf seine Frage nach dem Verbleib des Regiments konnte ich ihm keine Antwort geben. Er ritt weiter, während ich planlos umherwanderte und schließlich an den Rand des Schlachtfeldes gelangte.

Ins Dorf Mars la Tour zurückgekehrt, wollte ich aus dem Hause, das mir Obdach gegeben hatte, den dort zurückgelassenen Revolver und Helm abholen — beide Stücke waren verschwunden. So wurde ich immer ärmer! Ich mußte mich nun mit einem Infanterie-Helm begnügen; er gehörte einem 57er, und ich fand ihn in der Gegend, wo die 38. Brigade zum Teil vernichtet worden war.

Am östlichen Ausgang des Dorfes, da, wo die Straße nach Tronville abgeht, sah ich ein stattliches Haus — das einzige seiner Art —, an dem mit großen Lettern die Inschrift stand: Cordier, Entrepreneur de travaux publics. Hier trat ich auf gut Glück ein. Es lagen daselbst keine Verwundeten. Ich bat um ein Stück Brot und einen Schluck Wein. Die braven Besitzer nahmen mich freundlich auf; es machte sie zutraulich, daß ich sie in ihrer Sprache angeredet hatte.

„Hélas Monsieur," sagte Herr Cordier, „nous n'avons plus de pain, mais du sucre et du vin."

Man brachte mir Zucker und Rotwein, die erste Nahrung seit neunzehn Stunden.

Danach wollte ich meine Wunden verbunden haben.

Eine alte Frau erschien, um mir Samariterdienste zu leisten. Ich legte den Waffenrock ab, den ich seit dreizehn Tagen nicht ausgezogen hatte, und

streckte mich auf einer Matratze aus. Ich wurde verbunden, dann aber trat die Katastrophe eines schaudervollen Kollapses ein. Die Natur kehrt sich weder an Krieg noch an Frieden. Ich hatte dreißig Stunden lang große körperliche Anstrengungen, nahezu ohne Nahrung, durchmachen müssen und war durch seelische Zustände hindurchgegangen, von deren Wucht meine Erzählung nur ein mattes Abbild liefert. Für diesen Mißbrauch ihrer reichen Gaben rächte sich nun die Natur und machte das Recht auf Erhaltung ihrer Geschöpfe geltend. Ihr Hauch ließ meine Sinne schwinden; ich verfiel in eine Ohnmacht, die von gräßlichen Phantasien durchsetzt wurde. Ich sah eine Welt, in der jeder Lebende jeden Lebenden zu zerstören suchte, Blut sollte fließen, nichts als Blut; nichts als Gram, Elend und Verzweiflung sollte den Inhalt einer Welt bilden, in die ich mich mitleidlos geschleudert sah.

Im tiefsten Jammer schlug ich die Augen wieder auf und starrte auf die teilnahmvoll blickenden neuen Freunde. Danach überwältigte mich bewußtloser Schlaf und spendete mir seine erquickenden Wohltaten.

Als ich neugestärkt erwachte, war es Nachmittag (17. August) geworden. Ich trat an das Fenster und empfand lebhaftes Vergnügen darüber, daß ich aus einem geschützten Raum ins Freie sehen durfte. Nicht lange hatte ich so gestanden, als ein Zug 1. Garde-Dragoner erschien, die mit Handpferden von weit her zur Tränke ritten; denn das lothringische Plateau ist wasserarm. Auf meine Anfrage erfuhr ich, daß beide Garde-Dragoner-Regimenter bei Tronville im Biwak lägen. Als die Leute von der Tränke zurückkamen, setzte ich mich auf eines der Handpferde und erreichte so das Biwak, als es zu dämmern begann. Ich wurde mit herzlicher Freude aufgenommen, im besonderen von dem Rittmeister v. Trotha; er hatte mich tot geglaubt. Nachdem man mir eine stärkende Suppe gereicht hatte, mußte ich über meine Irrfahrten berichten.

Die allgemeine Stimmung im Lager war düster. Die Verluste der Brigade am Tage zuvor waren doch gar zu groß gewesen: beide Regimentskommandeure gefallen! beide Regimenter kaum stärker als ein einziges! Dazu die Ungewißheit über die allgemeine Lage. Die Truppen vor dem Feinde sind darüber oft am schlechtesten unterrichtet.

Das Gefühl eines errungenen Sieges war nicht vorhanden, konnte es auch nicht sein. Denn die Schlacht des 16. August war kein Sieg; wohl aber entsprossen ihrem Schoße die nun folgenden Siege, und an diese knüpfte sich der ganze Verlauf unsrer glorreichen Kampagne.

Am Abend des 17. August, in dem Biwak bei Tronville, ahnte niemand die Größe des historischen Moments. Man konnte nicht wissen, daß unser aller Ausharren bei Vionville und Mars la Tour den stark erschütterten, moralisch deprimierten Feind in der Nacht des 16. August zum Stehen und am Vormittag des 17. August zum Aufgeben jeder Offensive gebracht hatte.

Das Große Hauptquartier — es befand sich in Pont-à-Mousson — hatte bereits am Abend des 16. August die Lage erkannt. Die Korps der II. und I. Armee wurden demgemäß in Gewaltmärschen vorgezogen, um nun am 18. August der auf den Höhen von Gravelotte und St. Privat verschanzten Armee Bazaines

gegenüberzutreten. Der französische Marschall hatte seinen Generalen gegenüber die eingenommene Stellung als „position inexpugnable“ bezeichnet. Er hatte es dabei nur in Einem versehen: das war die todesmutige Haltung unsrer von genialen Männern geführten Armee. Auch dieser Sieg unsrer Truppen war äußerlich weniger glanzvoll, als von entscheidender Tragweite. Bazaine zog sich aus allen noch behaupteten Stellungen zurück und ließ sich in Metz einschließen. Damit war erreicht, was die oberste Heeresleitung erstrebt hatte: die Vereinigung der Armeen von Mac Mahon und Bazaine war unmöglich gemacht; der Versuch, diese Vereinigung trotzdem zu bewirken, führte zu der Katastrophe von Sedan.

Kein Epilog auf die Schlacht von Vionville-Mars la Tour vermag die Haltung unsrer Truppen und ihrer Führer so schlicht und eindrucksvoll zu charakterisieren wie folgende Zahlenangaben: es standen während des dreizehnstündigen Kampfes auf deutscher Seite 67000 Mann und 222 Geschütze; auf französischer Seite 138000 Mann und 476 Geschütze. Die Verluste waren gleich groß; sie betrugen 16000 Mann für jeden der beiden Gegner.

Das Biwak der Garde-Dragoner-Brigade erhielt am 17. August den Besuch des Bundeskanzlers Grafen Bismarck. Er kam aus Pont-à-Mousson, das 30 km entfernt liegt, und wollte sich Gewißheit über das Schicksal seiner Söhne verschaffen. Beide waren 1. Garde-Dragoner und hatten Tags zuvor die Attacke des Regiments mitgeritten. Der ältere hatte einen Schuß durch den linken Oberschenkel erhalten, dem jüngeren war das Pferd unter dem Leibe erschossen worden. In dem Briefe Bismarcks an seine Gemahlin d. d. Pont-à-Mousson, 17. August (nachts), ist das geschildert. Der Brief schließt mit folgendem Urteil über die Schlacht von Mars la Tour: „Wir schlugen gestern gegen mehr als doppelte Übermacht, gegen bessere Stellung, bessere Gewehre und tapfere Feinde — und siegten doch.“

XVIII.

Die Nacht war längst da, als ich noch immer mit dem Rittmeister v. Trotha und dem Leutnant v. Czettritz am Biwakfeuer saß. Gemeinsam bestandene Gefahr gab den Empfindungen der Sympathie, die uns verband, freien Lauf, und es war mir zumute, als hätte ich nach langen Irrfahrten das väterliche Haus wieder glücklich erreicht.

Um so trauriger stimmte mich die Notwendigkeit der Trennung. Ich war vorderhand felddienstunfähig. Der Oberstabsarzt Dr. Büttner hatte angeordnet, daß ich mit den übrigen Leichtverwundeten nach Berlin transportiert werden sollte. Der Gedanke an eine verfrühte Rückkehr in die Heimat war mir unerträglich. Deshalb entfernte ich mich, ohne ein Wort zu sagen, unauffällig in der Dunkelheit aus dem Biwak. Mein Plan stand fest: ich wollte nach Mars la Tour zurückkehren, dort die Heilung meiner Wunden abwarten und dann, nach möglichst kurzem Verweilen, mein Regiment auf gut Glück wieder erreichen. Ich fand meine Handlungsweise ganz natürlich und dachte mir gar nichts Böses dabei. Erst später ist mir klar geworden, daß sie militärisch nicht richtig war. Die Schuld ist heute verjährt.

Auf der großen Straße von Tronville nach Mars la Tour nahm mich ein vorüberfahrender Leiterwagen mit, und um 10 Uhr abends klopfte ich an die Tür des Hauses Cordier. Man öffnete mir erst, nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte. Ich wurde wie ein Freund begrüßt, aber mit lauter Klage: „Ah, Monsieur, quel malheur, les Saxons sont venus et nous ont pris tout! Venez et restez avec nous."

So wurde ich der Gastfreund und erfolgreiche Beschützer des Hauses Cordier gegen alle weiteren Eindringlinge.

Dadurch war mit einem Schlage eine neue Lebenslage für mich geschaffen worden; sie stand zu der alten in dem Verhältnis von Traum zu Wirklichkeit — so groß war der Kontrast. Bis dahin hatte mein Wille kein andres Ziel gehabt, als die Befehle der Vorgesetzten streng auszuführen und Herr zu bleiben über jede Anwandlung von Kleinmut, den die Strapazen des Krieges zeitigten. Nun aber stand ich plötzlich außerhalb jedes Befehls und außerhalb aller Strapazen; doch gerade das bedrückte mich —, der peinlichen Empfindung wegen, daß ich nicht dort stehen konnte, wo ich ohne die empfangenen Blessuren hätte stehen müssen. Ein Glück noch, daß das Brennen meiner Wunden mir zum Trost wurde, und daß eine unwiderstehliche Schlafsucht mich auch bei Tage in Bewußtlosigkeit verfallen ließ. Wohl vernahm mein Ohr zuweilen den gedämpften Donner der Geschütze während des 18. August, aber ich blieb nahezu teilnahmlos; das laute Brüllen der Kanonen am 16. August hatte mich abgestumpft.

Mein Aufenthalt in Mars la Tour währte fünf Tage, und es ist charakteristisch für die Lethargie, die mich umfangen hielt, daß mein Tagebuch darüber nichts andres enthält als die lakonische Bemerkung: „Viel Elend gesehen." Im Gefolge der für Freund und Feind gleich ruhmvollen Schlacht von Mars la Tour erhob das Elend sein grausiges Gesicht. Die armen verwundeten deutschen Soldaten lagen da, vom bitteren Schmerz gepeinigt; der Troß der siegreichen Armee stellte die friedlichen Bewohner unter das harte Gesetz des unerbittlichen Krieges. Ich sah nun die Kehrseite dessen, was man als „frischen, fröhlichen" Krieg bezeichnet; bis dahin war ich in der Avantgarde durch intaktes Land vorwärts geritten oder hatte im Feuer gestanden; nun stand ich im Rücken des Heeres.

Es tat mir doppelt wohl, daß ich mich dem Hause Cordier gegenüber als Freund, statt als Feind erweisen konnte. Die Familie bestand aus vier Personen, den Eltern und zwei Knaben von neun und sieben Jahren; ich gesellte mich dazu als fünftes Familienmitglied. Wir teilten alles, was wir hatten; die Ration an Brot, Kaffee und Speck, die ich täglich von dem sofort eingerichteten Verpflegungsamt erhielt, wanderte ohne weiteres in die Hände der Madame Cordier, und in der Küche nahmen wir die gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen von den noch vorhandenen „lapins" (Kaninchen) eins nach dem andern die Fleischkost bestritt.

Es herrschte ein rührendes Einvernehmen zwischen uns; jede Verbitterung war ausgeschlossen, und wir haben alle eine wohltuende Erinnerung davon bewahrt. Am 13. Oktober 1906 habe ich den älteren Sohn besucht; er hält

das Hôtel du Buffet am Bahnhofe von Conflans. Sein erstes Wort, nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, war: „Ah, c'est vous le Monsieur qui a partagé tout avec nous!" Dann ließ er Wein und Biskuit für mich kommen und rief seine Kinder.

In meiner Erinnerung lebt das Haus des Herrn Cordier weiter als eine Oase des Friedens in der Wüstenei des Kriegsgetümmels. Ein greifbares Zeichen davon liegt vor mir: der Brief, den ich am 19. August 1870 an meine Mutter schrieb; er schildert meine Erlebnisse während des 16. und 17. August und schließt mit den Worten: „Ich hoffe, daß meine Wunden bald geheilt sein werden. Wann wird das Blutbad dieses Krieges enden? Was war das Jahr 1866 gegen diese Reihenfolge mörderischer Kämpfe!"

Ich brauche mich der Stimmung nicht zu schämen, die aus diesen Zeilen spricht; sie war der Ausdruck eines für gewaltige Eindrücke offenen Herzens. Aber über dem Herzen steht der Wille, und dieser schloß jede Zaghaftigkeit aus.

XIX.

Am Montag, dem 22. August, begab ich mich auf das in Mars la Tour etablierte Etappenkommando und meldete, daß ich den Weg zu meinem Regiment antreten wollte. Es wurde mir gestattet; aber eine Auskunft darüber, in welcher Richtung das 2. Garde-Dragoner-Regiment marschiert wäre, konnte ich nicht erlangen.

Ich blieb also ausschließlich auf die eigene Entscheidung angewiesen. Es war mir wenigstens bekannt geworden, daß ein Teil des deutschen Heeres bei Metz festgehalten wurde, der andre westwärts gegen die Maas vorrückte. Ich vermutete, daß die Garde-Kavallerie-Division an diesem Vormarsch teilnähme. Also setzte ich mich am Nachmittag des 22. August von Mars la Tour aus westlich in Bewegung.

Die Reise stand unter dem Zeichen einer aufgezwungenen Originalität; sie hatte eine Richtung, aber es fehlte ihr das örtliche Ziel. Ohne Mantel, den Helm eines gefallenen Musketiers auf dem Kopfe, unter dem Arm ein Brot, schritt ich in meinen Reiterstiefeln und dem hellblauen Waffenrock dahin auf der großen Straße nach Verdun. Mein Tagebuch und die Karte von Frankreich ruhten auf der Brust. Das Groteske meiner Erscheinung wuchs noch dadurch, daß ich bald gezwungen wurde, den Säbel abzuschnallen und wie ein Gewehr über der Schulter zu tragen. Denn durch das Scheuern der Säbelkoppel wurde die kaum verharschende Stichwunde im Kreuz so gereizt, daß ich von neuem Schmerzen empfand und Verschlimmerung befürchtete.

Ohne den Glauben an meinen Stern, ohne den Vorsatz, jeden glücklichen Zufall für meine Zwecke auszubeuten, hätte ich vielleicht nicht die Kraft behalten, weiter zu marschieren. Die Armseligkeit meiner äußeren Lage, die deprimierende Ungewißheit, wo ich am Abend mein Haupt niederlegen könnte, alles dies ließ sich ertragen. Aber es gab etwas Schlimmeres, das war der falsche Schein, der meinem von der Pflicht gebotenen Handeln das Aussehen der Pflichtwidrigkeit gab. Denn ein Soldat, der allein und ohne ausweisbare Befehle durch Feindesland zieht, gilt jedem begegnenden Truppenteil verdächtig als Marodeur oder als Deserteur.

Noch ehe die Sonne untergegangen war, stellte sich der erste jener glücklichen Zufälle ein, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte.

Ein Dorf tauchte auf; es war Suzemont. Ein Doppelposten des Garde-Train-Bataillons stand am Eingang des Ortes. Dem Kommandeur Major v. Schickfuß war ich bereits von früher her persönlich bekannt; ich meldete mich bei ihm; danach durfte ich außerdienstlich meine Erlebnisse erzählen. Man gab mir zu essen und zu trinken, und der Arzt sorgte für passenden Verband meiner Wunden.

So hatte sich denn meine Lage unerwartet schnell geändert. Besonders wichtig dabei war, daß ich nun wieder Fühlung mit meinem Regiment nehmen konnte; denn der Befehlsempfang für das Garde-Train-Bataillon fand statt bei dem Stabe der Garde-Kavallerie-Division. Sämtliche Adjutanten trafen dort zusammen, und auf diese Weise war es möglich, Bestimmtes über die nächste Marschroute zu erfahren. An dem ersten Ruhetage, der den Truppen gewährt werden würde, wollte ich zu meinem Regiment stoßen.

Vorläufig war alles in Bewegung, und zwar in der Richtung auf Châlons; man vermutete das weitere Vorrücken bis Paris.

Deshalb gestattete mir Major v. Schickfuß, daß ich zunächst bei seinem Bataillon verbliebe. Ich wurde mit einem Offizierpferde beritten gemacht, und als ich es am andern Morgen bestieg, genau eine Woche nach der Schlacht von Mars la Tour, fühlte ich mich frisch und froh, wieder als echten Soldaten, der die Freiheit des Versprengtseins als eine Fessel empfunden hatte. Gleich am ersten Marschtage, der nach Vigneulles führte, konnte ich mich nützlich machen. Ich erhielt ein Requisitionskommando und in meinem Tagebuch steht über den Erfolg: „6 Sack Hafer, 12 Hühner, 30 Flaschen Wein, Omelette-Frühstück, einen renitenten alten Sünder zahm gemacht."

Am 24. August ritten wir bis Dompcevrin am linken Maasufer, am folgenden Tage bis Chaumont sur Aire. Die bequemen Märsche, die gute Verpflegung und die ebenso guten Quartiere hatten schnelle Erholung zur Folge. Auch begegnete ich vieler Freundlichkeit bei den französischen Familien, die mich beherbergten. Das lag vornehmlich daran, daß ich mich mit den Leuten in ihrer Sprache zwanglos verständigen konnte.

Die gleiche Sprache ist die zuverlässigste Brücke für das Einvernehmen im Verkehr. Die meisten Roheiten, die in einem Kriege vom Feinde gegen die Bewohner verübt werden, beruhen auf Mißverständnissen; keiner der beiden Teile versteht den andern, weil keiner die Sprache des andern kennt; und der vergebliche Versuch, durch Gesten und Mienenspiel den Mangel zu ersetzen, führt zur Ungeduld, zum Zorn, zur Handgreiflichkeit. Ich bin immer gut mit den Franzosen ausgekommen, während des ganzen Feldzugs; sie wußten sich der traurigen Erkenntnis anzupassen, daß sie die Besiegten waren, und blieben jederzeit geneigt, einem freundlichen Wort oder den Gründen der Notwendigkeit Gehör zu geben.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Väter und Söhne.

Eine sozialpädagogische Studie aus der deutschen Gegenwart.

Von

Friedrich Paulsen.

Unter dem obigen Titel hat Turgenieff in einem bekannten Roman das Verhältnis der beiden Generationen dargestellt, wie es in Rußland vor einem Menschenalter unter dem Zarbefreier die Gemüter erregte. Die alte Welt und die junge Welt, sie verstehen sich nicht, und die Folge ist Entfremdung und Geringschätzung.

Etwas Ähnliches scheint zurzeit in Deutschland stattzufinden: die beiden Generationen, Alter und Jugend, verstehen sich nicht. Natürlich, an Mißverständnissen und Reibungen hat es zu keiner Zeit gefehlt, sie sind in der Natur und Denkweise der beiden Lebensalter und in der zwischen ihnen stattfindenden Beziehungen begründet. Aber ein aufmerksamer Beobachter möchte doch finden, daß die Spannung zu keiner Zeit so stark und bitter gewesen sei; ein Anzeichen dafür ist der Umfang, in dem der Gegenstand in der Literatur unsrer Tage behandelt wird, natürlich mit Parteinahme für die Jugend. Es gibt in Deutschland zurzeit für Bücher und Zeitschriften, für Romane und Dramen kein beliebteres Thema als die Unterdrückung und Mißhandlung hochstrebender Söhne und Töchter durch eigensinnige, engherzige und unverständige Väter und Mütter, die Niederhaltung und Abmarterung hochbegabter, zur Selbständigkeit des Denkens emporstrebender Jünglinge durch verständnislose, pedantische, herrschsüchtige, blind am Alten hangende Schulmeister. Auf Versammlungen und allgemeinen Erziehungstagen werden die Schrecken dieses grausamen Regiments dargestellt, wie alle tüchtigsten und selbständigsten Geister bis zur Erschöpfung gehetzt und geplagt werden, bis sie endlich unterm Rad liegen oder als „Schülerleichen" aus dem Wasser gezogen werden. Wer Deutschland bloß aus der Literatur kennt, das Ausland, muß zu dem Glauben kommen, daß es nie ein Zeitalter gegeben habe, wo mit der Jugend so unbarmherzig umgegangen worden sei: unter dem Beifall aller menschlich Gesinnten müsse demnächst eine allgemeine Empörung gegen dieses verrottete und verruchte Erziehungssystem ausbrechen.

Seltsam, wer in der wirklichen Welt lebt, nicht in jener papiernen, dem werden diese Schilderungen und Anklagen etwas befremdlich vorkommen. In der Schule begegnet man überall Bemühungen, die Schullast nach Möglichkeit zu erleichtern; die Zahl der Stunden wird beschränkt, die Pausen werden verlängert, die Prüfungen werden erleichtert, die Forderungen an den Hausfleiß überwacht und ermäßigt, Spiel und Turnen gepflegt; überall sucht man nach verbesserten Methoden, die dem Lehrer zwar vermehrten Aufwand an Kraft und Arbeit auflegen, aber dem Schüler das Lernen erleichtern. Überall wird den Lehrern Individualisierung und Differenzierung in der Behandlung der Schüler nach Neigung und Begabung zur Pflicht gemacht, und vielfach wird dieser Forderung mit Lust und Liebe entsprochen. Noch dieser Tage sagte mir ein Kollege, dessen Knabe das Gymnasium eines Berliner Vorortes bereits besucht: „So gut als jetzt gelehrt wird, ist es uns einmal nicht gemacht worden.“ Und in der häuslichen Erziehung steht es nicht anders: sie ist in dem halben Jahrhundert, das ich übersehe, sicherlich nicht straffer und härter geworden. Im Gegenteil, an die Stelle strenger Forderung und entschiedener Durchführung ist wohl nicht selten allzu weichliche Nachgiebigkeit und schweigende Nachsicht getreten. Wogegen auf der andern Seite respektvolle Unterordnung oder rücksichtsvolles Sich-schicken schwerlich zugenommen haben: vielleicht möchte jemand eher finden, daß gleichgültiges Sich-gehen-lassen oder herausforderndes Benehmen gegen das Alter und die Autoritäten gewöhnlicher geworden sei. Die Jugend fühlt sich, hat sie doch die Presse, die Literatur, das Publikum, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite. Wenn heute ein Mann, der einen ungezogenen Bengel auf der Straße eine Nichtsnutzigkeit begehen sieht, ihm in guter Meinung eine Ohrfeige verabreicht, so wird der Junge unfehlbar aufbegehren, das Publikum den Züchtiger der Roheit beschuldigen, das Gericht ihn verurteilen, weil ihm kein Züchtigungsrecht zustehe, und Ellen Key wird über die Rückständigkeit zetern, die noch glaube, mit Prügeln tugendhaft zu machen. Ich war vor nicht langer Zeit Zeuge folgenden Vorganges. Eine alte Frau, die ihr Leben lang auf dem Lande gelebt hatte, kam zum ersten Male in die Großstadt; sie steigt in einen Omnibus, und da alle Plätze besetzt sind, bittet sie einen Jungen aufzustehen, um sie sitzen zu lassen. Da war sie aber an den falschen gekommen: das habe er nicht nötig; und seine neben ihm sitzende Mutter schoß sogleich los: sein Platz sei so gut bezahlt wie jeder andre. Und unter dem Publikum nicht einer, der das nicht in Ordnung gefunden hätte, wenigstens erhob sich keine Stimme zugunsten der alten Frau. Die aber war ganz erschüttert und wagte kein Wort zu sagen; erst nachher meinte sie: „Das sind hier aber scharfe Leute.“ Und so sehe ich denn auch, wo die Wortführer der Jugend nur Opfer grausamer Disziplin und pedantischer Erziehungskünste zu gewahren vermögen, auf der andern Seite Eltern und Lehrer, die durch Hochmut und Empfindlichkeit, durch leichtfertige Rücksichtslosigkeit und lieblose Selbstsucht, durch pietätlose Vernachlässigung und schmähliche Mißachtung zu Tode gekränkt und gepeinigt werden. Lehrer, die mit Hingebung und Treue ihrer Schüler sich annahmen, die ihrer keimenden

Begabung und Neigung mit freier persönlicher Teilnahme nachgingen, werden hinterher durch zur Schau getragene Gleichgültigkeit beleidigt, wohl auch öffentlich verhöhnt und an den Pranger gestellt; Väter, die für ihre Söhne sorgten und lebten, werden durch hochmütige Geringschätzung und schnöde Undankbarkeit gepeinigt und zuletzt zur Strecke gebracht; Mütter, die das Letzte für ihre Kinder hergaben, werden von anspruchsvollen Töchtern und Söhnen bis aufs Blut ausgesogen und dann wie eine ausgepreßte Schale weggeworfen. Ich glaube, daß jeder, der ein wenig ins Innere unsres Familienlebens hineinzublicken Gelegenheit hat, Beispiele hierfür aus seiner nächsten Umgebung anführen kann, Beispiele aus allen Lebenskreisen, aus den sogenannten besseren Kreisen wie aus den breiten Massen.

So könnte man zu jener Rechnung die Gegenrechnung machen, von beiden Seiten Anklagen und Beschuldigungen häufend; wobei denn die lauteren Stimmen zweifellos auf seiten der Jugend sind: das Alter pflegt die Schmerzen, die ihm von dieser Seite her erwachsen, still duldend zu tragen, während die Jugend sich in der Rolle des Unverstandenen und Unterdrückten gefällt, ihre Leiden mit Triumph aufzeigt und durch ihre Anwälte zur Ausstellung bringen läßt.

Ich will nicht entscheiden, auf welcher Seite die Anklagen berechtigter sind; ich mag nicht mit der Jugend hadern, wenn sie andre Wege geht, als das Alter für recht hält; ich kann nicht das Alter schelten, daß seine Klagen grundlos sind. Ich weiß auch, wie schon gesagt, daß Reibungen und Spannungen zwischen den beiden Generationen immer waren und immer sein werden; es war schon dem Horaz bekannt: monitoribus asper, den Mahnern nicht liebsam. Die Schwierigkeit liegt zuletzt darin, daß im Menschenleben die Natur nicht mit fester Grenzbestimmung ähnlich wie im Tierleben den Punkt bezeichnet, wo die junge Generation auf sich selbst gestellt wird; so begegnen sich hier in lang dauernder Krisis das Aufstreben der Jugend zur Selbständigkeit und das Festhalten eines lange geübten und unbezweifelten Führungsrechts von seiten des Alters. Nur die Frage möchte ich zu beantworten versuchen, worin die Ursachen liegen, daß dies Verhältnis gerade in unsrer Zeit so besonders gespannt und schwierig geworden ist.

Wenn ich, was mir als der Hauptgrund der großen Verstimmung erscheint, gleich mit einem Worte bezeichnen soll, so würde ich sagen: an allen Punkten unsres Lebens hat die Auflösung der alten Autoritätsverhältnisse stattgefunden, aber es haben sich noch nicht die notwendigen Ersatzformen freier Selbstbeherrschung in unsern Sitten und Gewohnheiten fest eingebürgert. Das gilt vom öffentlichen Leben, das gilt auch vom Familienleben: die alten Formen sind wurzellocker geworden, die neuen haben sich noch nicht befestigt.

Im öffentlichen Leben ist das abgelaufene Jahrhundert zweifellos charakterisiert durch die Abtragung alter Autoritätsverhältnisse auf allen Gebieten und das Vordringen eines nivellierenden und demokratisierenden Individualismus.

Nirgends ist die Sache sichtbarer als im Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens. Vor hundert Jahren lebte die große Masse der deutschen Bevölkerung

noch im Glauben und Gehorsam der Kirche; die wenigen, die von der Aufklärung berührt waren, standen mit ihrer Weltanschauung doch auf demselben Boden; sie eigneten sich unter dem Titel der Vernunftreligion im wesentlichen dieselben Gedanken auf subjektive Weise an, und die Kirche hatte auch hierfür Raum. Gegenwärtig ist die Abwendung der Masse von dieser Weltanschauung vollendet, mit Stolz stellt sie sich auf die Vernunft oder die Wissenschaft, die dem Glauben definitiv ein Ende gemacht habe, die „Welträtsel" sind ihr Evangelium. Die Mehrzahl der Gebildeten steht innerlich kaum viel anders; auf jeden Fall ist ihre Religion, wenn sie solche haben, unkirchlich; die große Reaktion im Sinne erneuter Buchstabengläubigkeit, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand, hat einen tiefen Einschnitt gemacht, sie hat, auch auf dem Boden des Protestantismus, die Kirche von der Bildung und Wissenschaft, mit der sie noch zur Zeit der Aufklärung in leidlichem Frieden gelebt hatte, geschieden. So hat die Kirche ihre innere Autorität völlig eingebüßt, und auch die äußere hat sie durch die fortschreitende Verweltlichung des Staates mehr und mehr verloren. Die Reste der alten Kirchenherrschaft, wie sie namentlich im Gebiete der Schule noch dauern, dienen mehr dazu, die Opposition gegen die Kirche zu nähren, als für sie zu erziehen.

So ist auf dem Gebiete des geistig-religiösen Lebens ein individualistisch-revolutionärer, antiautoritärer Zug bei uns herrschend. In England und Amerika ist es anders; die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft beruht dort ganz auf dem freien Willen der einzelnen, und darum gibt es keine organisierte Religionsfeindschaft; in Deutschland ist die Erinnerung an den Staatskirchenzwang noch lebendig genug, wird auch durch kleine Überreste und Rückfälle immer wieder aufgefrischt, um den „Unglauben" zum eigentlichen Zeichen der Freiheit des Geistes zu machen.

Ähnlich liegen die Dinge im Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Im Staate ist an die Stelle des Respekts vor der Obrigkeit, wie er vor hundert Jahren in deutschen Landen noch allgemein war, die Gewohnheit getreten, die Regierung zu kritisieren und lächerlich zu machen; durch tausend Zeitungen und hundert Witzblätter wird das Geschäft zum Vergnügen des Publikums tagtäglich besorgt; die Kritik und Opposition, wenigstens mit der Faust in der Tasche, ist das stolze Recht des deutschen Staatsbürgers. Und daß wir daneben auch eine byzantinische Literatur und Beredsamkeit haben, bessert die Sache nicht, im Gegenteil: es gibt der Kritik und dem Spott täglich neuen Reiz und Schwung. In andern Ländern, vor allem wieder in England und Amerika, fehlt dieser Reiz, weil dort der Staat rein Sache des „Volkswillens" ist, oder wenigstens es zu sein scheint; jeder fühlt sich als Teilhaber der öffentlichen Gewalt und berufen, sobald er seinen Willen zum Mehrheitswillen gemacht haben wird, sie selber auszuüben. In Deutschland haben wir nicht mehr die alte Obrigkeitsregierung, aber auch nicht die neue Form der Selbstregierung: und so fehlt auch hier die innere Autorität des Staatswillens, welche die reine Form gibt. Ich weiß wohl, es kann nicht anders sein; wir können bei unsrer geschichtlichen und politischen Lage weder

ein absolutistisches noch ein republikanisch-parlamentarisches Regiment haben und ertragen; es handelt sich mir nur darum, die Tatsache zu erklären, daß auch auf staatlichem Gebiete bei uns eine individualistisch-antiautoritäre Gesinnung in den allerweitesten Kreisen herrschend ist.

Und in der Gesellschaftsordnung ist's ebenso: das alte Autoritätsverhältnis ist verschwunden; an die Stelle des Herrn und des Knechts ist der Arbeitgeber und Arbeitnehmer getreten. Aber auch hier sind Erinnerungen und Reste des alten Verhältnisses noch überall vorhanden, die das Einleben auf dem neuen Fuß der Gleichheit verhindern; überall rufen Versuche, die alten Herrschaftsrechte festzuhalten und auch in den neuen Verhältnissen des großindustriellen Lebens durchzuführen, die Opposition und den antiautoritär-revolutionären Geist wach, der unserm ganzen sozialen Leben das Gepräge gibt. Die ganze Zeit atmet die Luft, die in den Fieberanfällen der sozialdemokratischen Presse ihre akutesten Wirkungen auf das soziale Leben zeigt. In England und Amerika, wo sich die Gesellschaft auf dem neuen Fuß schon einigermaßen eingelebt hat, ist dieser Habitus des Denkens und Fühlens wieder kaum bekannt.

Dieser Geist kritischen Niederräsonnierens und Niederreißens alles Bestehenden, der durch unser ganzes Leben geht, der unsre ganze Literatur beherrscht, der wirkt nun auch auf die Stimmung und den Verkehrston in den engsten Lebenskreisen, in der Familie und Schule, zurück: Achtung vor der Autorität und den geltenden Ordnungen ist eine Sache, die auf diesem Boden nirgends recht gedeihen will.

Ich las vor kurzem das „Leben von Gabriele v. Bülow", der Tochter Wilhelm v. Humboldts. Drei Generationen stellen sich darin dar, und eine vierte erscheint am Horizont. Man wird nicht leicht bessere Gelegenheit haben können, das Verhältnis von Eltern und Kindern zueinander in der Folge der Geschlechter, größtenteils in ihren eigenen Briefen, zu studieren. Vergleicht man den Verkehrston, in dem die Jugend gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu der elterlichen Generation spricht, mit dem, der sich zwei Menschenalter später durchgesetzt hat, so fällt der Abstand in die Augen: dort ein Ton feierlicher Ehrerbietung, der uns, in Briefen geistig und gesellschaftlich so hochstehender Personen, wie Wilhelm v. Humboldt und seine Frau es waren, nicht bloß an Eltern und Schwiegereltern, sondern auch an ferner stehende ältere Verwandte oft seltsam berührt. Bei der mittleren Generation ist der alte Kurialstil weggefallen; ein warmer Ton herzlicher Verehrung beherrscht die Briefe der Kinder an die Eltern aus den zwanziger, dreißiger Jahren. Bei der dritten Generation, in Briefen aus den fünfziger, sechziger Jahren, wagt sich schon ein munter scherzender, neckischer, auch wohl einmal ein wenig selbstbewußter Ton hervor; er wirkt nirgends verletzend, aber er läßt doch die große Wandlung im inneren Verhältnis der Generationen erkennen; das Selbstbewußtsein der Jugend ist stärker, wenigstens sichtbarer geworden.

Man wird annehmen dürfen, daß die Entwicklung seither in derselben Richtung sich weiter bewegt hat. Der Verkehrston der beiden Generationen hat sich immer mehr den kameradschaftlichen Stil angewöhnt; das „Du", das vor hundert Jahren in der Anrede an die Eltern noch überall unmöglich

war, ist zur selbstverständlichen Regel geworden, das „Sie" erschiene als unerträgliche Kälte. Scherz und Witz, Neckerei und Stichelei, die denn wohl auch bis an die Grenze des Herausfordernden und darüber hinausgehen, werden von beiden Seiten geübt und ertragen, oder auch nicht ertragen, und dann führen sie von selbst weiter zu einem Ton der Verhöhnung und Invektive, der schon unter Gleichaltrigen unschön, zwischen Eltern und Kindern unerträglich ist. Täusche ich mich oder ist es so, daß man solcher Entgleisung in unsrer Zeit häufig begegnet, häufiger als in früherer Zeit? Vor hundert Jahren wären Alterationen zwischen den Generationen, wie man sie jetzt überall hören kann, nicht bloß in der vornehmen Gesellschaft, sondern in jedem gut bürgerlichen Hause als etwas Unerhörtes empfunden worden.

Ich mache der Jugend von heute keinen Vorwurf; sie nimmt die Farbe der Zeit und der Umgebung an, in der sie aufwächst. Sie hört den Ton der Ehrfurcht selten; dagegen schlägt der Ton aufgeregter, leidenschaftlicher, überheblicher, gehässiger, hämischer Kritik von allen Seiten an ihr Ohr: im Hause, in der Zeitung, im Witzblatt, in der Flugschrift, in der Literatur; wer hat denn noch vor etwas Respekt, ja wer schämte sich nicht, heutzutage noch vor etwas Respekt zu haben? Haben auch die „großen Männer" unsrer Zeit, haben unsre „Geistesheroen", hat Haeckel, hat Nietzsche vor etwas Respekt, außer vor sich selbst und seinen eigenen augenblicklichen Gedanken? Alles in Frage stellen, alles wegwerfen, alles für tot erklären, besonders alles, was nach Autorität von ferne aussieht, das ist der Ton, auf den unsre Schriftsteller gestimmt sind; nichts gemeiner, als etwas anerkennen, als der Ehrfurcht vor dem Alten und Großen, als der angeborenen Schafs- und Herdennatur zu folgen. O pfui, wer noch an etwas glaubt, wer noch etwas für wahr und gut und groß hält, das ist das Zeichen der gemeinen Seele! Ist's zu verwundern, daß diese Beredsamkeit unsrer Jugend leicht eingeht, daß es wie eine Erleuchtung über sie kam, als sie Nietzsche entdeckte, für ihn selbst zu spät entdeckte: ja, das ist's, was wir meinen, keinerlei Autorität, nicht einmal mehr die der eigenen Vernunft, auch sie beengt und bindet die Freiheit, die Instinkte allein sind das Wahre, aus ihnen kommen die großen Eingebungen und die großen Impulse. Daß in Nietzsche doch etwas mehr steckt, daß in ihm auch die Aufforderung gefunden werden kann, positive Werte in seiner Persönlichkeit zu schaffen, das wurde über den prachtvollen Schlagworten, die wie die weithin sichtbaren Plakatinschriften an den Häusermauern wirken und haften, übersehen; lauter Verkündigungen der großen Verachtung der Gegenwart und der Vergangenheit.

Was für ein Abstand zwischen der Zeit, in der heute die Jugend lebt, und der, zu der Goethe sprach, der Ehrfurcht gebietende und Ehrfurcht übende, der Kant und Schiller auf den Gott in der eigenen Brust zu horchen predigten, den Gott, der durch das Pflichtgebot, das unbedingt bindende, zu dem natürlich-sinnlichen Menschen rede. Jetzt wissen wir's besser: Goethe, ein ziemlich mittelmäßiger Dichter, dem ein eben ausgebackener Primaner das Konzept mühelos korrigiert, Kant und Schiller — doch ich mag die widrigen Witzworte eines kranken Hirns nicht wiederholen.

Oder man nehme die pädagogischen Schriftsteller, die sich heute an die „reifere" Jugend wenden. Man nehme Ellen Key und das berühmte Buch: „Das Jahrhundert des Kindes". Es beginnt mit einem Kapitel, das die erbauliche Überschrift trägt: „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen." Nun, es kommt ja schließlich nicht dazu, aus bewegenden Ursachen; aber eine solche Überschrift hängt sich dem Backfisch doch in sein weiches Gehirn, und es findet darin die Aufforderung, die Eltern mindestens zu analysieren, zu kritisieren und minderwertig zu finden. Was denn die treffliche Beraterin von Herzen billigt; statt der alten Rede: daß die Kinder den Eltern für ihr Leben zu danken haben, lehrt sie die neue: „in den meisten Fällen müßten umgekehrt die Eltern die Kinder für deren Dasein um Verzeihung bitten" (S. 45). Sehr wahr, will eben unser Backfisch ausbrechen, besinnt sich aber: nun, ein so hervorragendes, begabtes Mädchen wie ich, das kann man den Eltern noch nachsehen; aber freilich, die meisten, ja, das ist wahr: Fabrikware der Natur, als Krüppel zur Welt gekommen! Und die Schule — ja da hat Ellen Key freilich vollkommen recht; die Lehrer und Lehrerinnen, das ist ein wahrer Jammer: alte, vertrocknete Stockfische, die vor Jahrhunderten eingepökelte Weisheit vergangener Zeiten uns zum Ekel immer wieder vorsetzen, so z. B. das Christentum: „das im jetzigen Augenblick demoralisierendste Moment der Erziehung ist der christliche Religionsunterricht; mit diesem meine ich in erster Linie Katechismus und biblische Geschichte, Theologie und Kirchengeschichte". Aber wo anfangen und wo aufhören: „Wer vor die Aufgabe gestellt würde, mit einem Federmesser einen Urwald zu fällen, müßte dieselbe Ohnmacht der Verzweiflung empfinden, die den Reformeiferer vor dem bestehenden Schulsystem ergreift — diesem undurchdringlichen Dickicht von Torheit, Vorurteilen und Mißgriffen. Der Schule der Jetztzeit (!) ist etwas gelungen, das nach den Naturgesetzen unmöglich sein soll: die Vernichtung eines einmal vorhanden gewesenen Stoffes. Der Kenntnisdrang, die Selbsttätigkeit und die Beobachtungsgabe, die die Kinder mitbringen, sind nach Schluß der Schulzeit in der Regel verschwunden."

Ja, so ist es, sagt unser Backfisch; das Kapitel von den „Seelenmorden in den Schulen" ist wirklich ganz vortrefflich. Zwar ich habe ja noch meine Beobachtungsgabe, ich merke es daran, wie scharf ich die Fehler meiner Lehrer und Eltern erfasse, und auch meine Selbsttätigkeit und mein Erkenntnisdrang sind noch nicht erloschen; o, ihr würdet euch wundern, was ich alles weiß, ohne daß ihr es mich gelehrt habt. Aber die meisten, das ist ja wahr, die „viel zu vielen", von denen der große Nietzsche spricht, die sind gerade so, wie sie dort abgemalt sind, dumme Schneegänse, die nachschnattern, was ihnen vorgeschnattert wird, ohne Mut und ohne eigenes Urteil. Aber wartet nur, das soll jetzt anders werden; mit dem „Vaterland" und der dummen Liebe zu ihm ist's alle: „Eurer Kinder Land sollt ihr lieben," so lauten die Worte des neuen Propheten: „An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid." Wohl, so soll es sein, ruft triumphierend die Mutter künftiger Geschlechter: mit der Verachtung der Vergangenheit, des Landes der Väter, ist unbedingt anzufangen, eher kann die bessere Zukunft nicht kommen

den „Übermenschen" kann nicht zur Welt bringen, als wer die Ehrfurcht vor dem Alter gründlich und gänzlich abgetan hat. „Ehre Vater und Mutter," das ist so eine alte, dumme Rede, die nach einer alten Sage Moses vom Sinai heruntergebracht haben soll; aber mit diesen Fabeln und Flausen wird jetzt aufgeräumt: „Eine neue Tafel stelle ich über euch: gut machen sollt ihr, daß ihr eurer Väter Kinder seid!" So heißt es bei uns, so lehrt uns Zarathustra. Also, ans Werk! Ich muß mir bloß noch erst den „Mann für die Vaterschaft erziehen," wie Ellen Key so wahr sagt (S. 105). Denn mit den Männern unsrer Zeit ist da freilich auch nicht viel Staat zu machen.

Wer liest das Buch vom „Jahrhundert des Kindes", das in ein paar Jahren in 22000 Exemplaren, wie es das Titelblatt rühmt, in der deutschen Ausgabe verkauft worden ist? Ich weiß es nicht; daß Männer es lesen, glaube ich nicht; bleiben die höheren Töchter. In der Tat, ich denke mir, daß es so ziemlich durch die Hände aller Backfische Berlins gegangen sein wird. Wer sollte auch sonst imstande sein, dieses Gemisch von wohlmeinender Trivialität, schwungvoller Beredsamkeit, maßlosen Anklagen, kritikloser Kritik, unverdauten Lesefrüchten aus allen Modernen, dissoluter Dünkelei und Meinerei, mit Zwischenreden des gesunden Menschenverstandes zu lesen, in dem jeder Satz wider den andern ist, die Forderungen des extremsten Individualismus friedlich neben sozialistischen Ideen stehen; denn Nietzsche ist modern, August Bebel ist aber auch modern: die Schulen und Kindergärten sind der Fluch der Menschheit, denn sie vernichten die individuelle Erziehung durch die Mutter; aber die jungen Mädchen müssen alle eine von der Gesellschaft organisierte Dienstzeit der Kinderpflege und -Erziehung durchmachen, um mit pädagogischer Normalweisheit getränkt zu werden. Wer in der Welt, frage ich, sollte ein solches Buch zu lesen aushalten, ausgenommen die vereinigten Backfische von Berlin?

Wie Ellen Keys Schriften von den Backfischen, so werden L. Gurlitts Bücher und Reden und Aufsätze von allen Untersekundanern im Deutschen Reich, auch solchen, die schon das Bakkalaureusalter hinter sich haben, verschlungen. Sie werden ungefähr dasselbe daraus lernen: unsre Lehrer sind arme, alte Tröpfe, öde Pflichtbanausen, Männer ohne Kraft und Selbständigkeit, bloße Puppen, die am Draht des Reglements bewegt werden. Wie sollten sie imstande sein, uns den Weg zur Zukunft zu zeigen? Wissen sie doch selbst nur von der Vergangenheit, vom ewig Gestrigen, von Griechenland und Rom; was können solche Leute modernen Geistern, wie sie in uns heranwachsen, bieten? Und unsre Väter, nun, man spricht nicht gern davon, aber daß sie sich solche Schule gefallen lassen, daß sie diese Dinge noch ernst nehmen, das allein ist doch ein bedenkliches Zeichen für ihre Urteilsfähigkeit. Freilich, das Alter macht stumpf, so war es von jeher. Und so hat im Grunde jener Treffliche wohl so unrecht nicht:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.

Durch tausend Kanäle fließen derartige Empfindungen und Betrachtungen der heutigen Jugend zu: man liest sie in Broschüren und Romanen, man sieht die Typen dazu inkorporiert auf der Bühne, man kann kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, das nicht in eigenen Artikeln oder Berichten aus Reden und Versammlungen weiblicher und männlicher Reformer die dringende Notwendigkeit einer vollständigen Reform der Schule und Erziehung behandelte, vor allem und zuerst den gänzlichen Abbruch des völlig verrotteten Alten als unbedingte Pflicht hinstellte. Überall ist von den Rechten und Ansprüchen des heranwachsenden Geschlechts die Rede, von seinen Pflichten darf im Jahrhundert des Kindes überhaupt nicht gesprochen werden. In der Tat, es ist der Jugend in unsrer Zeit nicht leicht gemacht, das innere Gleichgewicht zu bewahren und zu den alten Autoritäten, die nun doch einmal die äußere Stellung noch inne haben, das rechte Verhältnis zu finden. Es ist verständlich, wenn sie vielfach, von dem Recht der Jugend und der Verblödung des Alters durch ihre neuen Autoritäten überzeugt, zähneknirschend das Joch trägt und den Tag herbeisehnt, wo sie es abwerfen kann.

Aber das ist nun ein weiterer Umstand, der die Beziehung zwischen den Generationen erschwert und unfriedlich macht: dieser Tag wird durch die äußeren Verhältnisse immer weiter hinausgeschoben. Früher ging man mit sechzehn, siebzehn Jahren auf die Universität, jetzt sitzt man bis zwanzig und darüber auf der Schulbank und muß sich einer Schulzucht, die auch für Zehnjährige gilt, fügen. Früher hatte man mit zwanzig Jahren das Universitätsstudium absolviert und trat ins Leben und vor neue praktische Aufgaben, und sei es auch zunächst nur als Erzieher und Hofmeister. Jetzt ist man mit fünfundzwanzig Jahren noch Student, und die Selbständigkeit erreicht man kaum mit dreißig; vielfach dauert die Abhängigkeit vom väterlichen Geldbeutel bis an die Grenze der ersten grauen Haare. Es ist wohl der schwerste Übelstand, der aus der bei uns chronischen Überfüllung der gelehrten Berufe entspringt. Wie sollte nicht diese so weit über die natürlichen Grenzen hinaus dauernde Abhängigkeit bitter gefühlt werden? Wie sollte nicht der überalte Schüler und der überalte Kandidat mit Gott und der Welt und vor allem mit den Autoritäten hadern? In den Jahren, wo man seine Kräfte am meisten fühlt, wo sie am dringendsten der Übung an bedeutenden Aufgaben bedürfen, ganz ohne selbständige und selbstverantwortliche Tätigkeit sein, es ist wirklich eine harte Lage, und wohl ist es verständlich, wenn die unbenutzten und niedergehaltenen Kräfte mit revolutionären Gedanken gegen die herrschenden Ordnungen sich auflehnen.

Und noch eins kommt dazu: das im letzten Menschenalter ungeheuer gesteigerte Wohlleben. Es hat in den oberen Schichten der Gesellschaft, und nicht hier allein, zu einer Verweichlichung auch der Jugenderziehung geführt, die mit Willensschwäche gebüßt wird, gebüßt von den so Erzogenen. Wer in den Knabenjahren strenge gehalten oder in engen Verhältnissen aufgewachsen war, wie es für den größten Teil der Studierenden des achtzehnten und noch der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zutraf, der biß, wenn ihn nun auch das Leben einstweilen noch karg hielt, die Zähne zusammen und

schlug sich durch. Jetzt fühlt er sich gekränkt und in seinen berechtigtsten Ansprüchen verkürzt. Statt den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, fängt er an zu lamentieren und der Welt mit Klagen und Weltreformplänen lästig zu fallen. Er redet gern von seinem großen Willen und seinen weitreichenden Absichten, die Einbildungskraft vergrößert ihm die Vorstellung von dem, was er eigentlich zu leisten habe und leisten könne, ins Ungemessene; aber er kommt zu nichts als vergeblichen Anläufen, und so verzehren sich seine Kräfte ohne den stählenden Widerstand der Wirklichkeit in sich selbst. Wofür er dann wieder die Welt anschuldigt: sie lasse ihn eben zu nichts kommen. Die Figur solcher hypersthenischen und zugleich lamentablen Neurastheniker ist ja ein rechter Zeittypus. Gerhart Hauptmann hat ihn in den „Einsamen Menschen" gezeichnet, ich weiß nicht, ob in der Absicht, eine Zeitkrankheit zu zeichnen, oder ob er selber in dem Glauben an den großen Einsamen befangen ist. Die Jugend aber findet diese blassen, kraft- und blutlosen Gesellen interessant und drapiert sich mit Gefühlen der Dekadence, bis sie wirklich auch von der Krankheit infiziert wird, jener Erkrankung des Selbstbewußtseins, die darin besteht, daß man sich elend fühlt und zugleich auf sein Elend stolz ist.

In der Tat, eine ungesundere Literatur, als sie von der deutschen Jugend gegenwärtig konsumiert wird, hat es zu keiner Zeit gegeben. Das Krankhafte, das Verkehrte, das Perverse, das Fratzenhafte, das Verrückte, natürlich, es hat solches zu allen Zeiten gegeben, aber zu keiner Zeit hat es, als Objekt und Subjekt literarischer Darstellung, eine so große Rolle gespielt, ist es so von aller Welt ernst genommen worden. Zu keiner Zeit sind die Schreier, die Impotenten, die Dekadenten, die ausgeklügelten Originale, die falschen Genies so sehr als die wahren Größen ausgeschrien worden, und zu keiner Zeit stand das Publikum so fassungs- und urteilslos diesen Erscheinungen gegenüber. Leistete das deutsche Volk nicht auf andern Gebieten, auf dem der Wissenschaft, der Technik, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so Tüchtiges und Hervorragendes — ich wurde gerade, als ich diese Betrachtungen niederschrieb, auf die sozialpolitischen Schriften und Taten Ernst Abbes in Jena geführt —, es könnte einem schier einmal bedünken, daß es an Gehirnerweichung leide.

Aber, auch das wird vorübergehen. Die Mode, für das Kranke, das Tobende, das Verrückte zu schwärmen, sie wird wie andre Moden ihre Zeit haben. Wir werden wieder nüchtern werden, und dann wird es uns freilich sein wie den Betrogenen in jenem Märchen von dem König, der nichts anhatte, nichts als die von ein paar Schwindlern gewobene Augenverblendung. Wie konnten wir nur von jenen krampfhaft aufgedonnerten Originalen, die durch nichts als durch eine jedesmal neue Verrücktheit ihre Originalität zu beweisen vermochten, uns so hinters Licht führen lassen? Wie konnten wir nur glauben, daß Originalität und Genialität durch Jagd nach dem Andern, dem Befremdlichen sich machen lasse? „Originalität muß man haben, nicht darnach streben", sagt J. Burckhardt.

Und so sehe ich denn überhaupt nicht mutlos in die Zukunft. Auch jene krankhafte Verschiebung im Verhältnis der beiden Generationen zueinander, von der wir ausgingen, wird überwunden werden, so gewiß das deutsche Volk noch

eine Zukunft hat. Wenn der Geist des Revolutionarismus, der uns jetzt noch in allen Gliedern spukt, einmal völlig gewichen sein wird, wenn auch das deutsche Volk zu seinen großen Lebensformen in Staat, Kirche und Gesellschaft die normale Haltung wieder gewonnen haben wird, wenn es die Gestaltungen des öffentlichen Lebens so gebildet haben wird, daß es sie, als auf seinem eigenen autonomen Vernunftwillen ruhend, empfindet, dann wird auch die Jugend das natürliche und normale Verhältnis zu den Autoritäten wiederfinden.

Das Zeichen des freien und innerlich vornehmen Menschen ist nicht ein lautes, aufgeregtes, vordringliches Wesen, sondern der ruhige Selbstbesitz und die sichere Bewegung innerhalb der anerkannten und selbstgezogenen Schranken. Ganz so ist das Zeichen eines freien und seiner selbst sicheren großen Volkes nicht ein aufbegehrerisches, revolutionistisches Wesen, oder, nach außen gewendet, ein schneidiger, mit Getöse sich darstellender Nationalismus, sondern ein ruhiges Bewußtsein des eigenen Wertes und der inneren Notwendigkeit seiner geltenden Lebensordnungen. Ich zweifle nicht daran, daß das deutsche Volk auf dem Wege ist, diesem Typus eines vornehmen Volkes sich anzunähern, daß es das Kreischende und Schreiende, das auf der Oberfläche des Lebens jetzt noch vielfach sich breit macht, als seinem Wesen und seiner Würde nicht entsprechend ausstoßen wird. Dann wird auch die Jugend die ihr gemäße Lebensform finden. Nicht anspruchsvolle Unbescheidenheit, nicht empfindliche Widerborstigkeit und rücksichtslose Selbstdurchsetzung, sondern ruhige Anerkennung der durch die Sitte und die Natur der Dinge selbst gesetzten Schranken, bei entschlossenem Widerstand gegen unbillige Zumutungen der Willkür, das sind die Kennzeichen des Wohlerzogenen, die Kennzeichen des gentleman.

Der Jugend die Erkenntnis dieses Zieles der Charakterbildung zu erleichtern, ist vor allem eins wichtig: das rechte Maß von Freiheit und Notwendigkeit.

Die Jugend kann der Notwendigkeit nicht entbehren, ja, sie ist von allen Dingen dem Menschen überhaupt das unentbehrlichste. Ohne Notwendigkeit weiß er weder, was er will, noch was er soll; die Notwendigkeit befreit ihn von der schrecklichen Pein der Willkür: das Andre und immer das Andre zu wollen und nie zu etwas zu kommen. Für den Erwachsenen ist es regelmäßig die durch die Gesamtlage gegebene sachliche Notwendigkeit, die seine Willkür einschränkt und seine Tätigkeit bestimmt. Der Jugend fehlt es an dieser Notwendigkeit; sie hat noch keinen Beruf, sie hat noch nicht durch bestimmte Leistungen für nächste Bedürfnisse zu sorgen. An die Stelle der sachlichen Notwendigkeit tritt hier die Nötigung durch den Willen der Erzieher. Und darauf beruhen im Grunde alle jene Schwierigkeiten und Konflikte zwischen den Generationen. Zwar das Kind nimmt die Nötigung durch den fremden Willen als etwas Selbstverständliches hin. Aber schon im Knaben regt sich der Trieb zur Selbständigkeit, der dann im Jünglingsalter mit Macht hervorbricht und gegen den Willen der Autorität als gegen bloß äußerlich zwingende Willkür reagiert. Hier gilt es nun, die Willkür nach

Möglichkeit umzusetzen in sachliche, von der eigenen Vernunft anerkannte Notwendigkeit. Je mehr dem Erzieher das gelingt, desto weniger wird er mit einem leeren revolutionären Widerstreben zu kämpfen haben.

Vielleicht ist es so, daß im Gebiet der Erziehung, der häuslichen und der Schulerziehung, von dem alten absolutistischen System sich bei uns mehr erhalten hat, als mit dem Geist der neuen Zeit verträglich ist, wie wir denn dasselbe auch in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, dem politischen, dem sozialen und dem kirchlichen, nicht allzu selten zu beobachten Gelegenheit haben. Ebenso sind wohl auch im Gebiet der Erziehung Formen des Gebietens und Verbietens zurückgeblieben, die das innere Widerstreben der aus dem Knabenalter längst Herausgetretenen hervorrufen. Ich glaube, die Engländer und Amerikaner sind uns auch in diesem Stücke voraus. Wir sind wohl im Begriff, Veraltetes abzustoßen und neue Formen des Verkehrs auch hier auszubilden, aber es finden sich Überreste und kommen Rückfälle vor, die mit ihren störenden Wirkungen langsam Aufgebautes rasch wieder vernichten. Das konstitutionelle System ist uns noch nicht, ebenso wie den westlichen Germanen, in Fleisch und Blut übergegangen. Unsre östliche Nachbarschaft und ihre Lebensformen treten noch manchmal verwirrend dazwischen, wie im Hause, so in der Schule. Vor allem in der Schule: der Schulrat, nach dem Schema des militärischen Regiments blickend, tritt als gebietender Herr, als Revisor und Richter auf, nicht als der geborene, das heißt durch Einsicht und Alter berufene Führer, Vertreter und Berater der Lehrer; der Direktor leitet nicht ein Kollegium Gleicher, sondern verwendet ihm unterstellte „Lehrkräfte“: kein Wunder, wenn diese Form des Regiments sich dann auch auf die Lehrer fortpflanzt und sie die Schüler als Untergebene ansehen und behandeln, die nach Vorschrift bestimmte Dinge zu lernen und zu leisten haben.

Daß dies nicht so sein soll, das ist doch wohl der tiefere und allgemeinere Sinn jener Bestrebungen, der Oberstufe unsrer höheren Lehranstalten eine freiere Gestaltung zu geben. Aus bloß Lernenden selbsttätig Arbeitende, aus bloßen Schülern angehende Studierende zu machen, ist die Absicht. Und hierfür ist offenbar erste Bedingung, daß der Lehrer die Gestalt des vorangehenden, erläuternden, beratenden Führers annimmt: mit Aufgeben und Abhören ist die Sache nicht getan. Damit ist aber wieder gegeben, daß die Aufsichtsinstanz, die Revisionen und Prüfungen sich dem Zweck anpassen: es können und dürfen nicht schematisch gleiche Leistungen verlangt werden, auch nicht im einzelnen Fach. Selbstverständlich sind die allgemeinen und gleichen Grundlagen, z. B. der grammatischen Kenntnisse, vorauszusetzen; aber auf der Oberstufe und im Abiturientenexamen müßten die besonderen Leistungen der einzelnen in Anschlag gebracht werden.

H. Morsch hat in einem kürzlich erschienenen Buche über das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich darauf hingewiesen, daß die allgemeinen Ordnungen, durch welche die Verhältnisse der Lehrer zu den Vorgesetzten, die Befugnisse der Direktoren und Schulräte festgestellt sind, in Preußen meist aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen. Es war nicht eine der Freiheit und dem konstitutionellen System günstige Zeit; vielfach

handelte es sich darum, durch Verwaltungsmaßregeln das neue System nach Möglichkeit unwirksam zu machen. Es ist inzwischen manches anders geworden; und es wäre daher wohl an der Zeit, auch die alten Rechtsnormen im Geiste der neuen Zeit zu erneuern. Vor allem wird die Funktion des Schulrats bei den Reifeprüfungen zu revidieren sein: individuelle Leistungen können natürlich nur durch die Lehrer, die sie im Laufe der letzten Jahre geleitet haben, nach ihrem wirklichen Werte geschätzt werden. Bleibt es dabei, daß am Ende der Schulzeit das gebotene Maß regelrechter Ziegelsteine gebrannt sein muß, dann wird es nichts mit der Freiheit der Oberstufe.

Ich berühre zum Schluß noch einmal das Verhältnis unsres Volkes, besonders unsrer Jugend zur Kirche und zum offiziellen Glauben. Daß es ein unbefriedigendes ist, wird ganz allgemein zugestanden werden. Ich glaube, daß dies wesentlich mit der Gestaltung des Religionsunterrichtes zusammenhängt, wie ihn ebendasselbe Reaktionszeitalter der fünfziger Jahre begründet oder wiederhergestellt hat, wiederhergestellt nämlich auf der Grundlage des 16. Jahrhunderts und seiner Bekenntnisformeln. Daß dieser dogmatische Religionsunterricht völlig versagt, darüber ist nirgends ein Zweifel. Seine Absicht ist die begründete Erkenntnis und Überzeugung von der Wahrheit des Bekenntnisses der Kirche, seine Wirkung in weitestem Umfange ist der Unglaube in der allerentschiedensten Form, die schärfste Feindschaft gegen Bekenntnis und Kirche, ja gegen Christentum und Bibel. Die Ursache liegt auf der Hand: der Religionsunterricht steht völlig isoliert in einer ihm fremdartigen Umgebung; alles hat sich seit dem 16. Jahrhundert gewandelt, unsre kosmologisch-naturwissenschaftlichen Ansichten und nicht minder unsre Anschauungen vom geschichtlichen Leben der Menschheit. Die Bibel ist uns nicht mehr, wie sie es im 16. Jahrhundert war, die Hauptquelle der Realkenntnisse. Schon unsre Schüler werden angeleitet, die Natur mit den Augen der modernen Naturforschung, die Geschichte mit den Augen der modernen Geschichtsforschung zu betrachten. Kein Wunder, daß sie den Widerspruch fühlen, und daß sie in dem Widerspruch für die moderne und wissenschaftliche Ansicht Partei nehmen. Die Folge ist, daß ihr die Bibel, die im Religionsunterricht als inspirierte Offenbarung erscheint, zu einem Fabel- und Lügenbuch und das Bekenntnis zu einem System von Formeln wird, die nur Feigheit oder Heuchelei gelten läßt; in der Sozialdemokratie ist das der sozusagen offizielle Glaube; er ist aber, wie alle Welt weiß, keineswegs auf diese Partei beschränkt. Seine weitere Wirkung ist das allgemeine Mißtrauen, die innere Empörung gegen die Autoritäten überhaupt: man will uns durch Geistesknechtung zahm und nichtig machen. Daß dies ein völlig unerträglicher Zustand ist, darüber sollte alle Welt einverstanden sein. Und darum sollte es als eine allerdringendste Forderung allseitig anerkannt werden, durch Umgestaltung des Religionsunterrichts hierin Wandel zu schaffen. Die Religionslehre überhaupt aus der Schule hinauszutun, wie der Radikalismus empfiehlt, würde ich allerdings nicht für die geeignete Maßregel halten; eine eingehende Belehrung über Christentum und Bibel wird schon aus dem Grunde notwendig bleiben, weil ohne Kenntnis dieser Dinge ein Verständnis des geschichtlichen Lebens

der europäischen Völkerwelt an keinem Punkt möglich ist. Dann auch aus dem weiteren Grunde, daß eine Belehrung über menschliche, geistige, sittliche Dinge in den Geschichten und Lehren der Bücher des Alten und Neuen Testaments die für uns nächste und zugänglichste Anknüpfung findet. Aber schlechthin notwendig wird eine innere Umwandlung des Unterrichts in der Absicht sein, daß an Stelle der gebundenen konfessionell-dogmatischen Behandlung eine freie historisch-exegetische tritt. Es muß dem Lehrer und dem Schüler gestattet sein, zu denken und zu sagen, daß es sich hier nicht um absolute, ewige, inspirierte Wahrheiten, vor allem nicht um naturwissenschaftliche und geschichtliche Wahrheiten handelt, sondern um Denkmäler des sittlich-religiösen Lebens der Menschheit, Denkmäler vergangenen Lebens, das einmal wahrste und tiefste Wirklichkeit war, und schon dadurch ehrfürchtige Betrachtung verdient, das aber allerdings keinen Rechtsanspruch hat, unser Eigenleben und Denken zu binden oder zu unterdrücken. Wollen wir Religion, lebendige Religion, sie muß aus unserm Leben erwachsen. Tote Religion tötet Leben und Glauben, Vertrauen und Ehrfurcht überhaupt.

Vortrefflich heißt es bei Fechner in dem Vorwort zum „Zend Avesta“: „Das Ewige kommt zu uns nur in den Schuhen des Zeitlichen und geht unter uns damit und wechselt von Zeit zu Zeit die Schuhe, denn der Fuß wächst im Schreiten und es zerreißt der Schuh. Nun gilt es, wenn die Zeit des Wechsels gekommen ist, nicht den Fuß zu schnüren in den Schuh, sondern ihn daraus zu lösen, so wächst alsbald ein neuer Schuh.“

Einige Ergebnisse und Probleme aus dem Gebiete der neuen Strahlen[1].

Von

Walther Löb.

Als im Jahre 1879 der englische Physiker Crookes einen Vortrag „die strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand" veröffentlichte, da mögen wohl viele Naturforscher und Laien ein ähnliches Gefühl der Ungläubigkeit empfunden haben, wie es in uns die vierte Dimension der Spiritisten erzeugt. Freilich mußte jeder, der die Ausführungen Crookes kennen lernte, einen großen Unterschied gegenüber den vagen Märchen ungebildeter oder unkritischer Geisterseher gelten lassen: Crookes' Ideen, soweit sie sich auch über das Niveau des Forschungsstromes erhoben, wurzelten in dem gesunden Boden der Erfahrung. Heute bietet die Mehrzahl der Physiker dem damals Einsamen Gefolgschaft. Wenn auch die Bezeichnungen „strahlende Materie" und „vierter Aggregatzustand" durch präzisere Begriffe ersetzt worden sind, so hat doch die Wissenschaft den Grundgedanken Crookes' übernommen, daß es eine eigenartige Strahlung gibt, charakterisiert durch einen Zustand der kleinsten Teile, den man bei fester, flüssiger oder gasförmiger Materie unter den gewöhnlichen Bedingungen nicht beobachtet.

Die spätere Anerkennung von Gedanken und Ideen, für deren Aufnahme zur Zeit ihrer Entstehung die Menschen noch nicht reif waren, ist in der

[1]) Dem naturwissenschaftlich Vorgebildeten, der sich in die im folgenden Aufsatz behandelten Fragen vertiefen will, seien folgende Bücher empfohlen:

Untersuchungen über die radioaktiven Substanzen. Von Mme. Curie. Deutsch von W. Kaufmann. Braunschweig 1904.

Die Kathodenstrahlen. Von G. C. Schmidt. Braunschweig 1904.

Elektrizitätsdurchgang in Gasen. Von J. J. Thomson. Deutsch von E. Marx. Leipzig 1906.

Elektrizität und Materie. Von J. J. Thomson. Deutsch von G. Siebert. Braunschweig 1904.

Ergebnisse und Probleme der Elektronentheorie. Von H. A. Lorentz. Berlin 1906.

Über Kathodenstrahlen. Von P. Lenard. Leipzig 1906.

Geschichte der Wissenschaft ebenso häufig, wie das Zurückgehen der Forschung auf frühere und als veraltet beiseite gelegte Anschauungen. Freilich erscheinen dann die „überwundenen" Ansichten in neuem Lichte, das ihren Urhebern noch nicht geleuchtet hat — aber der merkwürdige Ausspruch Goethes: „Alles Kluge ist schon einmal gedacht worden" besitzt auch seine Geltung für die vorwärtsschreitende Naturwissenschaft, die zwar neue Tatsachen dem Bestande des Wissens zufügt, aber die geistige Bewältigung ihres Materials, den Anschluß des Neuen an das Alte, mit klugen — doch schon einmal gedachten — Gedanken bewerkstelligt. Auch das an überraschenden Ergebnissen reichste Gebiet der neueren Naturforschung, das die Entdeckung und die Untersuchung der „Strahlen" erschlossen haben, bestätigt die Wahrheit des Goetheschen Satzes.

Die Naturwissenschaft begnügt sich nicht mit der Beobachtung der Tatsachen, mit ihrer Ordnung unter Fach und Riegel, sie will auch die Erscheinungen *deuten*, d. h. das Fremdartige durch Bekanntes vertrauter machen, zu den Erscheinungen, die sich uns durch die Eigenschaften unsrer Sinne in grober Form offenbaren, den feinen, nicht erschauten Mechanismus ersinnen. Solche Versuche, nicht unmittelbar gegebene Zusammenhänge in unsern Gedanken anschaulich zu gestalten, sind Hypothesen, ersonnen, wie man oft trügerisch sagt, das Kausalitätsgefühl zu befriedigen oder das Wesen der Erscheinung zu ergründen, sie zu erklären. In der Naturwissenschaft aber gibt es kein „Wesen der Erscheinung", sondern nur die Erscheinung selbst, deren Eigenschaften der Beschreibung und Systematisierung zugänglicher werden, wenn wir das in ihnen seltene oder unzugängliche, weil außerhalb unsrer Beobachtungsfähigkeit liegende, durch altvertraute Bilder oder Analogien ausdrücken, durch Gedanken, die so alltäglich sind, daß wir nicht mehr über sie nachdenken. Der zur Erde fallende Apfel ist ein ebenso großes Wunder, wie der das Undurchsichtige durchdringende Röntgenstrahl. Doch wenn Bewegung das Wesen der Strahlung ist, so bleibt anscheinend nichts zu fragen übrig; Bewegung kennt ja jeder — nur oft wird vergessen, daß Bewegung uns wohl bekannter, aber nicht erklärter ist als Strahlung.

Also nur in dem einfachen Sinne einer wissenschaftlich zweckmäßigen Formulierung darf man die Frage nach dem Wesen der Erscheinungen auffassen. Der Versuch, das Fremdartige in den geistigen Bestand einzuordnen, es mit bekannten Gedanken zu bewältigen, beleuchtet notwendigerweise neue Seiten der alten Gedanken — die neuen Tatsachen ziehen ihnen gleichsam ein neues Kleid über, aber aus der Verkleidung winkt ein bekanntes Gesicht. So haben auch die „Strahlen" ein neues Gewand über manchen alten Gedanken gewebt, und manches Kluge, das schon einmal gedacht worden, aber überwunden war, zu frischem Leben geweckt.

I.

Unter den Strahlungsphänomenen sind uns die Lichtstrahlen die bekanntesten; über ihr Wesen hat man am frühesten nachgedacht und eine Reihe von Hypothesen aufgestellt. Die Vorstellungen über die Natur des Lichtes sind in mancher Beziehung maßgebend für die Auffassung der Strahlungserscheinungen überhaupt.

Der Weg der Licht- und Strahlungshypothesen, markiert durch die Namen Newton, Huyghens, Maxwell, Hertz, Thomson, ist im gewissen Sinne ein Kreisweg geworden.

Die Newtonsche Anschauung der Emissionstheorie, nach der alle leuchtenden Stoffe kleinste Körperteilchen, Korpuskeln, aussenden, die mit ungeheurer Geschwindigkeit den Raum durchfliegen, durchsichtige Körper durchdringen, von undurchsichtigen zurückgeworfen, reflektiert werden, galt bereits kurze Zeit nach ihrer Entstehung für unzureichend. Zu ihrem Grundgedanken ist man heute nach zwei Jahrhunderten wieder zurückgekehrt. Newtons Auffassung der ponderabeln Natur des Lichtes paßte sich jedoch einigen Erscheinungen weniger gut an, als die Huyghens-Youngsche, die durch die Annahme von Wellenbewegungen des unwägbaren, alles erfüllenden Weltäthers die Lichtphänomene zu beschreiben suchte — die Undulationstheorie. Die mannigfachen Beziehungen zwischen Licht, Elektrizität und Magnetismus veranlaßten später Maxwell, eine elektromagnetische Lichttheorie aufzustellen, die, experimentell durch Hertz' berühmte Untersuchungen gestützt, die Verwandtschaft der drei Erscheinungsklassen durch die Annahme qualitativ gleicher, aber quantitativ ungleicher Schwingungszustände des Weltäthers zum Ausdruck brachte.

Im Gegensatz zu den späteren Theorien betont also die Newtonsche eine stoffliche Natur des Lichtes; nur die Kleinheit der abgeschleuderten Teilchen verhindert ihren Nachweis. In der Undulations- und der elektromagnetischen Theorie ist lediglich der unwägbare Weltäther der Lichterzeuger, dem die Gedanken der Forscher widerspruchsvolle und unsren Erfahrungen fremde Eigenschaften, wie den gleichzeitigen Besitz der Charakteristika fester und flüssiger Stoffe, der Theorie zu Liebe verleihen mußten.

Die Hypothesen der kleinsten stofflichen Lichtteilchen und des bewegten Äthers berühren, wie man erkennt, das fundamentale Problem der Materie. Ist es der Äther, der den Weltenraum erfüllt, durch den sich die Lichtstrahlen fortpflanzen, oder ist es die körperliche Welt, deren kleinste Splitter in unzähligen Bahnen mit enormer Geschwindigkeit durch den Raum geschleudert das Licht von Welten zu Welten tragen?

Die Erforschung der Strahlen hat bisher eine sehr merkwürdige Antwort auf diese Frage gegeben: Die Strahlungsphänomene beruhen im Sinne der Emissionstheorie auf der Abschleuderung kleinster Teile der Strahlungsquelle, diese kleinsten Teile sind, oder, besser wirken materiell, körperlich — aber die körperliche Welt löst sich auf in eine masselose Urstubstanz.

II.

Durch die beiden Enden eines geschlossenen Glasrohres von einigen Zentimetern Weite ragen zwei Metalldrähte, deren jeder im Innern des Rohres eine kleine Metallscheibe trägt, so daß die beiden Platten in einem Abstand von 10—20 cm parallel einander gegenüberstehen. Das Rohr hat eine feine seitliche Öffnung, ein enges Glasröhrchen, durch das es an eine gut wirkende Luftpumpe angeschlossen wird. Ein hochgespannter Strom wird den beiden Metallplatten, den Elektroden, zugeführt; das Metall, an dem

der positive Pol der Elektrizitätsmaschine hängt, heißt die Anode, das, an dem der negative Pol hängt, die Kathode. Ein solches Glasrohr in dieser Anordnung ist der Apparat, in dem die merkwürdigsten und folgenschwersten Entdeckungen der neueren Physik gemacht worden sind; er bildet das Modell aller der Apparate, deren wechselnde Erscheinungen in den Köpfen vieler Naturforscher schließlich die Materie vernichteten, den Äther zur Elektrizität, die Elektrizität zur Materie machten. Die Luftstrecke zwischen Anode und Kathode setzt dem Durchgang des elektrischen Stromes einen ungemein großen Widerstand entgegen; erst bei sehr hoher Spannung tritt seine Überwindung durch gewaltsame Überbrückung der trennenden Luftschicht ein: ein Funken, ein Blitz gleicht die Spannungsdifferenzen aus, eine Entladung hat stattgefunden. Man kann aber den Widerstand der Luft verringern und damit die Form der Entladung verändern. Läßt man nämlich die Luftpumpe wirken, so daß der Druck der im „Entladungsrohr" befindlichen Atmosphäre stetig sinkt, so wird der Widerstand zunächst immer kleiner. Bei etwa 1 mm Quecksilberdruck, dem 760. Teil des normalen Atmosphärendruckes, zieht sich ein feines Lichtbündel von Anode zur Kathode, das sich bei weiterer Verdünnung in einzelne, den Elektroden parallele Schichten, zwischen denen dunkle Räume sind, teilt. Bei fortgesetzter Evakuierung erscheint an der Kathode ein sich immer mehr ausbreitendes Glimmlicht und schließlich, bei einem Drucke von etwa 0,01 mm Quecksilber, tritt aus der Mitte der Kathode ein violettes Lichtbündel, das das Glimmlicht an der Kathode durchdringt und sich durch die einzelnen, den Elektroden parallelen Lichtschichten hindurch, allmählich an Ausbreitung wachsend, bis zur Anode erstreckt. Diese von der Kathode ausgehenden, das Rohr durchziehenden Strahlen sind die Kathodenstrahlen, die strahlende Materie, der vierte Aggregatzustand. Treibt man die Verdünnung noch weiter, so wächst der Widerstand im Rohr, bis schließlich ein Stromdurchgang durch den Entladungsraum nicht mehr stattfindet und das Rohr dunkel bleibt.

Die Kathodenstrahlen sind von Plücker (1859) und Faraday (1860) entdeckt worden; im Jahre 1869 hat Hittorf ihre wichtigsten Eigenschaften festgestellt; Crookes gab im Jahre 1874 die Ergebnisse seiner Untersuchungen, die an Tatsachen gegenüber den klassischen Arbeiten Hittorfs wenig Neues brachten, mit der Hypothese der strahlenden Materie bekannt.

Wenn die Kathodenstrahlen auf Glas auftreffen, erzeugen sie eine grüne Fluoreszenz, d. h. sie lassen das Glas in einem grünlichen Lichte aufleuchten. Nicht nur Glas, auch andre im Entladungsrohr befindliche Körper geraten in Fluoreszenz, die je nach der Natur und der Schichtdicke der Substanzen, der Zusammensetzung des im Rohr befindlichen Gases in mannigfach wechselnder, oft märchenhaft schöner Farbenwirkung auftritt. Die Pracht dieser Erscheinungen hat die Crookesschen Röhren zu einem beliebten Demonstrationsobjekt gemacht.

Mit der Erzeugung der Fluoreszenz ist gleichzeitig eine Absorption verbunden: alle Substanzen, die in Leuchten geraten, verschlucken die Kathodenstrahlen, sind für sie undurchlässig. Durch diese Eigenschaft blieben die Kathodenstrahlen im Innern des Glasrohres gefangen, bis sie die Beobachtungen

von Hertz, Wiedemann und Ebert, daß dünne Metallschichten nicht fluoreszieren und den Kathodenstrahlen Durchgang gestatten, aus ihrer Gefangenschaft befreiten. Der damalige (1892) Assistent von Hertz, Lenard, brachte an eine Wandung des Entladungsrohres eine dünne Metallplatte, ein Aluminiumfensterchen, an, durch das die Strahlen in die Luft austreten konnten. Damit war ihre Untersuchung auch außerhalb des Entladungsrohres möglich: Man konnte an den Schatten, die sie von undurchsichtigen Gegenständen auf einen leuchtenden Fluoreszenzschirm warfen, ihren Weg verfolgen; man lernte, wie die Lichtgeschwindigkeit, so auch die ihre bestimmen; man beobachtete, daß sie durch Magnete, durch elektrische Ladungen von ihrem geraden Weg ablenkbar sind. So gaben die in die Luft geleiteten Strahlen, die Lenardstrahlen, die Möglichkeit und den Anstoß zu einem eingehenden Studium dieser unsichtbaren und uns nur durch ihre Umsetzung in Lichtphänomene zugänglichen Energieform.

Eine glückliche Beobachtung Röntgens verlieh den Kathodenstrahlen alsbald ein neues, ungeahntes Anwendungsgebiet. Durch die bei sehr geringem Gasdruck erzeugten Kathodenstrahlen geraten viele Substanzen, vor allem die Glaswand des Entladungsrohres, in lebhafte Phosphoreszenz. Röntgen (1895) fand, daß die phosphoreszierende Glaswand neue Strahlen mit neuen Eigenschaften aussendet, die Röntgenstrahlen. Sie rufen an vielen Körpern, wie die Kathodenstrahlen, Fluoreszenz und Leuchten hervor, machen Gase für Elektrizität leitend, durchdringen aber, im Gegensatze zu den Kathodenstrahlen, leicht viele lichtundurchlässige Stoffe. Die Röntgenstrahlen sind durch ihre ausgedehnte Verwendung im praktischen Leben, durch ihre große Bedeutung für viele Gebiete der Wissenschaft und Technik populär geworden, so daß hier ihre Erwähnung genügen mag.

III.

Wir wollen uns nun einigen der erwähnten Eigenschaften der Kathodenstrahlen etwas eingehender zuwenden.

Zunächst drängt sich die Frage auf: Was sind eigentlich die Kathodenstrahlen? Sind sie Lichtstrahlen, vergleichbar den von der Sonne ausgesandten?

Crookes war der erste, der in den Kathodenstrahlen negativ elektrisch geladene Teilchen körperlicher Natur sah, die mit großer Geschwindigkeit von der Kathode abgeschleudert werden. Seine Versuche zur Stütze dieser Ansicht waren zwar nicht einwandfrei; doch konnten Perrin, Thomson, Wien, Liniger und vor allem Lenard die Richtigkeit seiner Vermutung experimentell bestätigen. Sie ließen die Kathodenstrahlen auf einen im Innern des Entladungsrohres befindlichen, mit einer kleinen Öffnung versehenen Metallzylinder fallen und zeigten, daß nur, wenn die Strahlen durch die Öffnung in den Zylinder gelangten, in seinem Innenraum negative elektrische Ladungen auftreten. Wurde die Öffnung von den Kathodenstrahlen nicht getroffen, so war keine elektrische Ladung vorhanden. Lenard leitete die Kathodenstrahlen mittels seines Aluminiumfensterchens zuerst in ein auf den zehnmillionsten Teil des Atmo-

sphärendrucks gebrachtes Vakuum und von dort aus in das Innere eines Zylinders, der eine mit dem Elektroskop verbundene Aluminiumplatte trug. Sobald die letztere von den Kathodenstrahlen getroffen wurde, zeigte sie negative Ladung. Durch diese Versuche, in denen der Nachweis der negativen Elektrizität außerhalb des leitenden Gases stattfand, war der Einwand, daß das von den Kathodenstrahlen getroffene Metall seine Ladung etwa seiner Berührung mit dem elektrisch leitenden Gase verdankt, beseitigt.

Die Kathodenstrahlen führen also negative elektrische Ladungen mit sich.

Diese Einsicht birgt eine Reihe wichtiger, experimenteller Konsequenzen. Ein Grundgesetz der Elektrizitätslehre lautet: Gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an. Es muß also möglich sein, die Richtung der Kathodenstrahlen durch äußere elektrische Kräfte zu beeinflussen. Eine Reihe von Forschern teilt sich in das Verdienst, die Ablenkbarkeit der Kathodenstrahlen festgestellt zu haben: Jaumann, Kaufmann, Aschkinaß, Lenard und Wien.

Bringt man im Innern des Entladungsrohres parallel zur Richtung der Kathodenstrahlen metallische Platten an, die mit einer Elektrizitätsmaschine verbunden sind, so werden die Kathodenstrahlen abgelenkt. Der Sinn und die Größe der Ablenkung läßt sich aus der Verschiebung einer von den Kathodenstrahlen getroffenen, fluoreszierenden Stelle leicht feststellen. Zu dem Zwecke wird die Anode mit einer feinen Öffnung versehen, die nur einem schmalen Bündel Kathodenstrahlen Durchtritt gestattet, und in der Mitte des Entladungsrohres angebracht. Der feine, durch die Anode fallende Strahl erzeugt auf einem am Ende des Entladungsrohres angebrachten Fluoreszenzschirm einen hellen Fleck, der durch die Ladungen der Metallplatten verschoben wird. Die Versuche über die Ablenkbarkeit bestätigten das Vorhandensein der negativen elektrischen Ladungen in den Kathodenstrahlen.

Ebenso zeigt die schon von Plücker und Hittorf beobachtete Ablenkbarkeit durch den Magneten, daß die Kathodenstrahlen als elektrische Strömungen aufzufassen sind. *Und zwar ist die Größe der durch einen Magneten hervorgerufenen Ablenkung der Kathodenstrahlen unabhängig vom Druck des Gases im Entladungsraum, von der chemischen Natur des Gases, der Elektrodensubstanz und dem Elektrodenabstand.* Diese Tatsache führt zu einer äußerst interessanten und wichtigen theoretischen Folgerung.

Die durch einen Magneten von bestimmter Stärke hervorgerufenen Ablenkungen elektrisch geladener Körper stehen im direkten Verhältnis zu der Größe der Ladungen, im umgekehrten zu den mit den Ladungen verbundenen Massen. Für den Betrag der Ablenkung ist also das Verhältnis der Ladung zur Masse des Trägers dieser Ladung maßgebend. Machen wir für den Augenblick die Annahme, daß die Kathodenstrahlen aus irgendwelchen körperlichen Atomen bestehen, deren jedes elektrisch geladen ist, so muß das Verhältnis der Größe der elektrischen Ladung, die auf jedem Atom haftet, zu der Masse des Atoms einen bestimmten Wert besitzen, der aus dem Betrag der

Ablenkung der Kathodenstrahlen durch den Magneten zu ermitteln ist. Jeder elementare Stoff besteht, nach heute geltenden Anschauungen, aus gleichartigen, an Masse gleichen Atomen oder Molekülen; die Atome oder Moleküle verschiedener Stoffe sind ungleichartig und an Masse verschieden. Das Elementarquantum Elektrizität hingegen, das auf irgend einem Atom haften kann, besitzt stets — auf diesen Punkt werden wir noch eingehender zurückkommen — genau den gleichen Betrag, unabhängig von der chemischen Natur des Gases. Aus der Unabhängigkeit der Größe der magnetischen Ablenkung vom Gasinhalt, vom Druck und von der Elektrodensubstanz folgt dieselbe Unabhängigkeit des Verhältnisses der Ladung der Kathodenstrahlen zu ihrer Masse von den gleichen Faktoren und, da die auf jedem Atom sitzende Ladung einen unveränderlichen Wert hat, so muß auch die Masse der Atome der Kathodenstrahlen immer die gleiche bleiben, ob auch die Natur des Gases im Entladungsrohr oder die Substanz der Elektroden wechselt. Mit andern Worten: die Atome der Kathodenstrahlen können nicht von irgendwelchen Stoffen des Entladungsrohres und seines chemischen Inhaltes stammen. Es müssen Atome sein, die auch bei der Veränderung aller stofflichen Verhältnisse die gleichen bleiben.

Diese experimentell begründete Auffassung muß wissenschaftlich gedeutet werden. Thomson sprach zuerst die Hypothese aus, daß die Kathodenstrahlen aus den geladenen Atomen einer sich stets gleichbleibenden Urmaterie bestehen, die *allen* materiellen Gebilden zugrunde liegt und in den Kathodenstrahlen gleichsam in Freiheit gesetzt ist. In dieser Hypothese lebt ein alter, bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts von dem Chemiker Prout ausgesprochener Gedanke wieder auf, daß alle chemischen Elemente Verdichtungszustände eines Urelementes seien, als welches zuerst das leichteste bekannte Element, der Wasserstoff, angesehen wurde. Nach der experimentellen Widerlegung dieser Möglichkeit suchte man mit der Annahme eines hypothetischen, unbekannten Urelementes weiterzukommen. Ohne Erfolg. Ein Stammbaum der Elemente, genetische Beziehungen zwischen ihnen ließen sich in allgemein gültiger Form nicht feststellen. Der Proutsche Gedanke wurde als unbrauchbar von der Chemie beiseite gelegt und hat augenblicklich keine Bedeutung mehr. Die Wiederbelebung des Urelementes durch Thomson war nur von kurzer Dauer, obgleich die Chemie gegen seine Annahme nicht die Bedenken hätte geltend machen können, welche die Proutsche Hypothese stürzten.

Die Weitererforschung der Kathodenstrahlen, und zwar mit in erster Linie durch Thomson selbst, verdrängte die Hypothese der Urmaterie durch eine weit radikalere Anschauung. Zunächst wurde ihre Annahme der Ausgangspunkt wertvoller Untersuchungen, die in der direkten Bestimmung der Größe der elektrischen Ladungen und der Masse der geladenen Teilchen der Kathodenstrahlen durch Thomson gipfeln.

Über die Größe der Atome seiner Urmaterie versuchte Thomson auf Grund folgender Überlegungen Anhaltspunkte zu gewinnen. Elektrochemische Erscheinungen, deren Gesetze von Faraday ermittelt waren, haben die Auffassung begründet, daß die auf einem Wasserstoffatom haftende elektrische Ladung einen konstanten Wert besitzt und zugleich das Minimum elektrischer Quantität,

ein elektrisches Atom, darstellt. Die Masse eines Wasserstoffatoms besitzt ebenso einen konstanten Betrag, so daß das Verhältnis der elektrischen Ladung eines Wasserstoffatoms zu seiner Masse ein unveränderliches ist. Hält man an der Gleichheit der elektrischen Elementarquanten auch für die Atome der Kathodenstrahlen fest, so daß ihre Ladung den gleichen Wert wie die der Wasserstoffatome besitzt, so folgt aus der experimentell gegebenen Kenntnis des Verhältnisses der Ladung des Atoms der Kathodenstrahlen zu seiner Masse, daß die letztere, also die Masse eines Atoms der Thomsonschen Urmaterie, nur etwa den zweitausendsten Teil der Masse eines Wasserstoffatoms haben kann. Es könnte aber diese Verschiedenheit dadurch veranlaßt sein, daß die Voraussetzung der Unveränderlichkeit und des Wertes des elektrischen Elementarquantums für die Kathodenstrahlen nicht zutrifft. Die Entscheidung hierüber führte Thomson durch direkte Messungen in genialer Weise herbei. Wilson beobachtete, daß elektrisch geladene Teilchen in einer mit Wasserdampf geschwängerten Atmosphäre eine Kondensation des Wassers hervorrufen, die sich durch Nebelbildung zu erkennen gibt. In staubfreien Gasen sind es nur die elektrisch geladenen Teilchen, die diese Nebelbildung veranlassen, und zwar bildet jedes einzelne einen Kondensationskern für die Bildung des flüssigen Wassers, d. h. für die Bildung eines Tropfens. Gelingt es also, die Zahl der auf diese Weise erzeugten Tropfen in einem abgeschlossenen Raum zu zählen, so ist auch die Zahl der elektrisch geladenen Teilchen ermittelt.

Bei der Bestrahlung irgendeines Gases mit Röntgen- oder Lenardstrahlen werden in dem Gase elektrisch geladene Teilchen erzeugt. Dieses Mittel verwandte Thomson, um einem mit Wasserdampf gesättigten Gase elektrische Ladungen zu geben. Die unter dem Einfluß der Strahlen bei geringer Ausdehnung des Gases auftretenden Nebeltropfen zählte er auf indirektem Wege und damit auch die geladenen Teilchen selbst. Die gemessene Elektrisierung des Gases ergab die Gesamtmenge elektrischer Ladungen und, da nun die Anzahl der elektrisch geladenen Teilchen bekannt war, so ließ sich bei der als selbstverständlich angenommenen Gleichheit der Ladungen auf den einzelnen Teilchen ohne weiteres die Größe der Einzelladungen berechnen.

Das Resultat der Thomsonschen Messungen war, daß die durch Strahlung erzeugten Einzelladungen gleich den Elementarquanten Elektrizität sind, die auf einem Atom Wasserstoff oder auf irgend einem andern Stoffatom als elektrisches Atom haften. Das „elektrische Atom" hat stets dieselbe Größe. Diese Bestimmungen und die aus der Ablenkbarkeit der Kathodenstrahlen durch den Magneten gegebene Kenntnis des Verhältnisses der Ladung zur Masse führen also tatsächlich zu dem Schluß, daß ein „Uratom" nur den zweitausendsten Teil der Masse eines Wasserstoffatoms besitzen kann.

Die Thomsonsche Hypothese der Urmaterie erhielt weitere Stützen durch die Werte der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Kathodenstrahlen. Mit einer je nach den Versuchsbedingungen innerhalb gewisser Grenzen schwankenden, ungeheuer großen Geschwindigkeit, die sich der Lichtgeschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde nähert, durcheilen die Kathodenstrahlen den Raum, mit einer Geschwindigkeit also, die alle an „Körpern" beobachteten Werte weit über-

trifft — auch ein Hinweis auf die äußerst geringe Masse der Träger der Ladungen, der Uratome Thomsons.

IV.

Der Hypothese Thomsons erwuchs ein Gegner in den Beobachtungen, die an den den Kathodenstrahlen verwandten Becquerelstrahlen gemacht wurden.

Im Jahre 1896 fand der französische Forscher Becquerel, daß die leuchtend gelb bis gelbgrün gefärbten Uransalze[1]) Strahlen aussenden, die durch schwarzes Papier hindurch starke photographische Wirkungen auf lichtempfindliche Stoffe ausüben. Außer dem Uran zeigt noch eine Anzahl andrer Stoffe die Fähigkeit, Strahlen mit ähnlichen Wirkungen auszusenden. Nach einem Vorschlag der französischen Chemikerin, Frau Curie, die sich um die Erforschung dieses Gebietes die größten Verdienste erworben hat, bezeichnet man die Substanzen mit diesem Strahlungsvermögen als radioaktive.

Aus dem Ausgangsmaterial der radioaktiven Substanzen, der Joachimstaler Pechblende, gelang Frau Curie, zum Teil in Gemeinschaft mit ihrem Gatten und dem Chemiker Bémont, der Nachweis und die Isolierung zweier verschiedener Substanzen, die als Hauptträger der Strahlungseigenschaften der Pechblende anzusehen sind, des Poloniums und des Radiums. Später wurden noch mehrere andre radioaktive Substanzen gefunden; wir wollen uns auf die Beschreibung des Radiums, über das die gründlichsten Untersuchungen vorliegen, beschränken. Durch subtile chemische Trennungsmethoden glückte die Darstellung eines reinen Salzes des Radiums, des Radiumchlorids, eines feinen, weißen Pulvers, das im Dunkeln leuchtet und im Zusammenhang mit seinem Strahlungsvermögen die Eigenschaft zeigt, stets eine etwas höhere Temperatur als die Umgebung zu besitzen. Worauf diese äußerst merkwürdige Erscheinung beruht, ist noch nicht erkannt; jedenfalls steht sie in Beziehung zu einer noch zu erwähnenden stofflichen Umwandlung des Radiums. Von den Wirkungen der Strahlung sind wohl hauptsächlich die physiologischen und therapeutischen in die Öffentlichkeit gedrungen; jedoch ist über dieses noch ganz unerforschte Gebiet nichts Bestimmtes zu sagen.

Unter den genauer untersuchten Eigenschaften sind aber einige, die das höchste Interesse verdienen.

Man kann die Intensität der Strahlung messen — etwa aus der Schwärzung des photographischen Papiers — und findet, daß sie durch starkes Erhitzen des Radiumpräparates auf hohe Temperatur (Rotglut) zum größten Teile zerstört wird; jedoch bildet sich nach der Abkühlung die Radioaktivität alsbald zurück und zwar in höherem Maße, als sie vor dem Erhitzen bestanden hat. Weiter beobachteten Herr und Frau Curie, daß alle Substanzen, Gase, Flüssigkeiten und feste Körper, die sich einige Zeit in der Nähe von

[1]) Die Uranverbindungen werden hauptsächlich aus dem Uranpecherz, einer erdigen, braunen Masse, die aus Oxyden des Urans besteht, zu Joachimstal im böhmischen Erzgebirge gewonnen. Der Uran selbst ist ein weißes, hartes Metall, seine Salze zeichnen sich durch lebhafte Farben aus.

Radiumpräparaten befanden, selbst radioaktiv wurden. Sie nannten diese neue Erscheinung induzierte Radioaktivität. Ein Luftstrom, der über einen radioaktiven Stoff oder durch seine Lösung streicht, wird selbst radioaktiv, eine Tatsache, die man am leichtesten aus der Fähigkeit der Strahlung erkennen kann, die Atmosphäre elektrisch leitend zu machen, ein geladenes Elektroskop zur Entladung zu bringen. Die induzierte Aktivität ist von kurzer Dauer; sie verschwindet, wenn das Radiumpräparat aus der Nähe des induzierten Stoffes entfernt wird, in wenigen Tagen.

Rutherford sprach zuerst die Vermutung aus, daß die radioaktive Energie in Form eines wirksamen, materiellen Gases aus dem Radium entwickelt wird. Dieses Gas nannte er „Emanation". Wohin die Emanation gelangt, dort entsteht induzierte Radioaktivität. Mit dieser Annahme stehen alle Erfahrungen im Einklang: die leichte Induzierbarkeit der dem Radiumpräparat ausgesetzten Substanzen, die Fähigkeit eines Luftstromes, die Aktivität mit sich zu führen; vor allem aber die Beobachtung, daß beim Erhitzen des Radiumpräparates ein radioaktives Gas, die Emanation selbst, entweicht, während das Präparat inaktiv zurückbleibt. Freilich bildet sich bei der Abkühlung das Strahlungsvermögen zurück, dem Radium wohnt die Fähigkeit inne, die Emanation aufs neue zu erzeugen; und in dieser chemischen Reaktion glaubt man die Veranlassung zu der dauernden Wärmeentwicklung sehen zu dürfen, die die Temperatur des Radiums immer einige Grade über die der Umgebung hält, solange die Aktivität herrscht. Jeder Verlust an Emanation wird sogleich durch die Bildung neuer Emanation ersetzt.

An die Untersuchung der Emanation knüpft sich eine der interessantesten Beobachtungen der neueren Naturforschung. Die Emanation zeigt ein bestimmtes Spektrum, das es als eigentümliche Substanz charakterisiert. Dieses Spektrum verschwindet aber nach kurzer Zeit (etwa 108 Stunden) mit der Radioaktivität des Gases, und an seine Stelle tritt das Spektrum eines bekannten gasförmigen Elementes, des Heliums. Diese von dem großen englischen Chemiker Ramsay, dem Entdecker des Heliums in der Atmosphäre, in Gemeinschaft mit Soddy gemachte Beobachtung bringt zu den vielen Rätseln dieses Gebietes ein neues. Verwandelt sich das Element Radium in das Element Helium? Mit andern Worten: Sind unsre Elemente in Wirklichkeit keine elementaren Stoffe? Kehren wir zurück zu der alten, durch Thomsons Urmaterie neu befruchteten Hypothese, daß es nur *ein* Element gibt und alle andern nur sehr beständige Verdichtungen dieses Urelementes darstellen, dessen Isolierung möglich, vielleicht gelungen ist? Oder enthalten das Radium und die andern radioaktiven Substanzen ein kompliziert zusammengesetztes Gas — die Emanation —, das die Strahlungseigenschaften besitzt und allmählich in das Element Helium zerfällt? Woher erzeugt sich immer aufs neue die Radioaktivität? Lauter Probleme, deren Erforschung eine Fülle interessanter Tatsachen verspricht, deren Deutungen heute nur Vermutungen, Ahnungen sein können.

V.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines populären Aufsatzes die zahlreichen Einzelbeobachtungen über Radioaktivität wiederzugeben; wir müssen uns mit einer generellen Zusammenfassung begnügen, welche die Zusammengehörigkeit der Radium- und Kathodenstrahlen und ihre Wechselbeziehungen zum Ausdruck bringt.

Der Anschluß folgt ohne weiteres aus der physikalischen Untersuchung der Strahlung radioaktiver Körper. Ihre Strahlen zeigen im großen Ganzen die Eigenschaften der Kathodenstrahlen. Man unterscheidet drei Arten der Radiumstrahlen: Die α-Strahlen von geringer durchdringender Kraft, die den Hauptteil der ganzen Strahlung ausmachen, sind in magnetischen und elektrischen Feldern wenig ablenkbar und zwar im umgekehrten Sinne wie die Kathodenstrahlen, was auf eine positive elektrische Ladung schließen läßt und sie zu den noch wenig aufgeklärten Anodenstrahlen in Vergleich bringt[1]); die β-Strahlen, weniger absorbierbar, werden, wie die Kathodenstrahlen, durch den Magneten abgelenkt; die γ-Strahlen, die, stark durchdringend und wenig ablenkbar, den Röntgenstrahlen ähnlich sind.

Die α-Strahlen durchdringen einen dünnen Metallschirm nicht, sie können daher durch einen solchen im Versuch ausgeschaltet werden. Die γ-Strahlen werden nicht abgelenkt, so daß mittels eines magnetischen oder elektrischen Feldes und mit Hilfe eines Metallschirmes die β-Strahlen, frei von α- und γ-Strahlen, untersucht werden können. Ihre Übereinstimmung mit den Kathodenstrahlen ist eine sehr weitgehende: dieselbe Ablenkbarkeit gegenüber elektrischen und magnetischen Einflüssen; auch sie verhalten sich wie materielle, negativ geladene Teilchen, die mit großer Geschwindigkeit — sie schwankt innerhalb bestimmter Grenzen, deren obere die Lichtgeschwindigkeit ist — in den Raum geschleudert werden.

An diesen, den Kathodenstrahlen ähnlichen, durch eine größere Fortpflanzungsgeschwindigkeit von ihnen sich unterscheidenden β-Strahlen stellte Kaufmann das Verhältnis der elektrischen Ladung zu der Masse der β-Strahlenteilchen fest, ebenso, wie es für die Kathodenstrahlen geschehen war, aber nach einer andern experimentellen Methode. Das Resultat war ein sehr eigentümliches. Zwar stützten auch seine Versuche die durch alle Eigenschaften wahrscheinlichste Annahme, daß die β-Strahlen Kathodenstrahlen von großer Geschwindigkeit sind; aber das Verhältnis der Ladung zur Masse ist für die β-Strahlen nicht konstant, sondern abhängig von ihrer Geschwindigkeit. Die langsameren β-Strahlen, deren Geschwindigkeit sich der der Kathodenstrahlen nähert, geben auch einen, dem für die Kathodenstrahlen ermittelten naheliegenden Verhältniswert. Der Grenzwert, der sich für β-Strahlen von der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Kathodenstrahlen berechnet, stimmt mit dem für die letzteren gefundenen überein. Mit steigender Geschwindigkeit nimmt dieser Wert aber immer mehr ab.

[1]) Die von der Anode des Entladungsrohres ausgehenden, von Goldstein entdeckten Anoden- oder Kanalstrahlen scheinen aus positiven Ladungen, die an stofflichen Atomen haften, zu bestehen.

Diese Änderung des Verhältnisses der elektrischen Elementarladung zum elementaren Massequantum erscheint im Sinne der bisher geltenden Anschauungen sehr wunderbar und speziell nicht vereinbar mit Thomsons Hypothese, daß die Massenteilchen der Kathodenstrahlen Atome der Urmaterie sind. Denn, da die Größe der elektrischen Ladung sich nicht mit der Geschwindigkeit ändern kann, so muß, wie aus der Änderung des Verhältniswertes hervorgeht, sich die Masse mit der Geschwindigkeit geändert haben. Das widerspricht natürlich dem Wesen eines unveränderlichen Uratoms, das mithin nicht als Träger der Ladung angesehen werden darf. Die Thomsonsche Hypothese mußte verlassen werden.

Ein Problem der Mechanik war durch diese Resultate gestellt: das Problem einer mit der Geschwindigkeit variabeln Masse. Analogiebetrachtungen, die sich auf bekannte mechanische Erscheinungen stützen, führten zu einer ganz eigenartigen Anschauung: *die Masse der in den Kathodenstrahlen bewegten geladenen Teilchen ist nicht die einer Urmaterie, sondern eine scheinbare Masse von elektrischer Natur.*

Ein Beispiel aus der Mechanik wird das Verständnis dieses Satzes erleichtern. Die Reibung eines Körpers gegenüber einem Medium nimmt, das ist bekannt, mit der Geschwindigkeit des Körpers zu, d. h. um dem Körper einmal bei geringer, dann bei großer Geschwindigkeit *denselben Geschwindigkeitszuwachs, dieselbe Beschleunigung* zu geben, ist im letzteren Falle eine größere *Kraft* als im ersteren erforderlich. Da wir die *Kraft* aus dem Produkt Masse × Beschleunigung messen, letztere aber die gleiche bleibt, so ist also bei steigender Geschwindigkeit mit dem Aufwand einer größeren Kraft die Masse *scheinbar* gewachsen.

So kann es auch sein, daß die elektrischen Ladungen der Kathodenstrahlen und der β-Strahlen in ihrer Umgebung Störungen hervorrufen, die, auf die Bewegung der Ladungen wie eine Reibung wirkend, die Masse der Teilchen bei höherer Geschwindigkeit größer als bei geringerer erscheinen lassen. Mit einer solchen Annahme steht die experimentell beobachtete Änderung des Verhältniswertes der konstanten elektrischen Ladung zur Masse im Einklang.

Aus der Geschwindigkeit der Kathoden- und β-Strahlen und aus der bekannten Größe der elektrischen Ladung auf jedem Teilchen läßt sich die Größe der durch die Störungen erzeugten *scheinbaren* Masse neben der wirklichen mechanischen Masse berechnen. Diese Rechnung gibt ein sehr merkwürdiges Resultat: Die wirkliche mechanische Masse der Kathoden- und β-Strahlen ist wahrscheinlich gleich Null, die *ganze* Masse ist nur scheinbar, nur elektrischer Natur. Man kommt zu der gewiß überraschenden Auffassung, daß diese Strahlen aus negativen elementaren Elektrizitätsatomen ohne Masse bestehen. Man bezeichnet sie als Elektronen. Das *Elektron* ist also ein masseloses, selbständig existierendes Atom Elektrizität.

VI.

Einige Überlegungen allgemeiner Natur werden vielleicht mit dem Gedanken dieser Überwindung der Materie vertrauter machen.

Wir sind gewohnt, stets von elektrisch geladenen *Körpern* zu sprechen, in ihnen die *Träger* der Ladung zu sehen. Wenn auch schon Helmholtz, die Struktur der Elektrizität mit der der Körper vergleichend, den Begriff der elektrischen Elementarquanten, der nicht weiter teilbaren elektrischen Atome eingeführt hat, so ist es doch noch ein weiter Schritt bis zur Annahme der von Körpern unabhängigen, *isolierten Existenz* der elektrischen Atome.

Alle unsre Erfahrungen drängen darauf hin, den Konnex verschiedener, häufig gefundener Eigenschaften *überall* anzunehmen. Elektrische Eigenschaften findet man an Körpern mit Masse. Daher der Schluß: wo Elektrizität ist, da ist auch Masse. Zwar darüber läßt sich klar werden, daß Masse, Gestalt, Tastbarkeit ebenso nur „Eigenschaften" sind, wie die elektrischen, daß wir nichts anders als Eigenschaften erkennen und theoretisch mit derselben *logischen* Berechtigung Elektrizität ohne Masse erwarten dürfen, wie Masse ohne Elektrizität. Diese *Denkmöglichkeit* ist zweifellos vorhanden; aber die entsprechenden Erfahrungen fehlten. Unsre Erfahrungen haben die *Denkgewohnheit* erzeugt, die Masse (wie als integrierender Bestandteil des Körperlichen für Körper, Materie gesagt werden mag) gleichsam als *Trägerin* der andern Eigenschaften anzusehen. Im Banne dieser wissenschaftlich durchaus begründeten Auffassungsweise erscheint es zuerst widersinnig, den Träger zu eliminieren und die Eigenschaften für sich bestehen zu lassen. Es gilt, sich von dieser Denkgewohnheit freizumachen und alle Eigenschaften, die wir erfahren, wie Wärme-, Licht-, elektrische, Masse-, Bewegungseigenschaften usw., als koordiniert, als gleichwertig zu betrachten, unterschieden nur durch den Grad der Beständigkeit und die Art der Sinnesnerven, die sie übermitteln.

Das Abhängigkeitsverhältnis der Eigenschaften untereinander wird erst durch unsre Gedanken geschaffen. Das Beharrliche im Wechsel der Erscheinungen, wie Masse, chemische Zusammensetzung u. a., eignet sich wegen seiner Unveränderlichkeit besonders zum Ausgangspunkt einer Klassifizierung und Beschreibung unsrer Erfahrungen und berechtigt zu dem Versuch, die variabeln Eigenschaften als von den invariabeln begrifflich abhängige darzustellen. Aus diesem formalen Bedürfnis, das dem Streben nach einer *einheitlichen* Zusammenfassung unsrer Erfahrungen entspringt, ist auch die Anschauung, die in der Materie, in den Körpern Träger der Eigenschaften sieht, entstanden. Hat man die lediglich formale Berechtigung erkannt, so ist es nicht schwer, sich von der gewohnten Denkweise freizumachen und einzusehen, daß diese nicht in unsern unmittelbaren Erfahrungen, sondern in der Form der geistigen Verarbeitung der Erfahrungen begründet ist. Wir erlangen durch die Beobachtung nur die Kenntnis einer Mannigfaltigkeit von Eigenschaften. Keine erscheint als Trägerin der andern; sie sind da, zum Teil durch bestimmte Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten in ihrem Auftreten verbunden, zum Teil nicht. Wir unterscheiden beharrliche Eigenschaften, wie Tastbarkeit, Form fester Körper, neben unbeständigen, wie Licht-, elektrische-, thermische Eigenschaften. Welche wir als Oberbegriff, dem wir die andern unterordnen, wählen, ist eine Frage wissenschaftlicher Zweckmäßigkeit und unsrer Willkür. Die Entscheidung, die abhängig von dem Stand unsrer Naturerkenntnis bleibt,

darf niemals ein Dogma werden. Bis in unsre Zeit galt die Materie, das eigenschaftslose Körperliche, als jener Oberbegriff, den unsre Gedanken dem Naturgeschehen zugrunde legen; die Kathodenstrahlen scheinen jetzt der Elektrizität diese Funktion in der wissenschaftlichen Naturbeschreibung übertragen zu wollen.

VII.

Eine voraussetzungslose Betrachtungsweise wird daher in der Annahme des Elektrons als des masselosen elektrischen Atoms keine Schwierigkeit erblicken. Das Experiment hat ebenso die Existenz der Elektrizitätsquanten bewiesen, wie die der mechanischen Masse in Frage gestellt.

Einige kühne Physiker ziehen aus diesem Ergebnis weitere Schlüsse, die, wenn sie auch in der heutigen Wissenschaft noch nicht aktuell sind, doch kurz erwähnt werden müssen.

Die scheinbare oder vorgetäuschte Masse der Kathoden- und der β-Strahlen wirkt wie mechanische Masse; die Elektronen verhalten sich wie materielle Körper. Es ist möglich, daß jede Masse, deren Wirken wir in der Natur beobachten, elektrischer Natur ist: bewegte elektrische Ladungen genügen, um den Eindruck der Masse zu erzeugen. Sollte sich diese Auffassung bewähren, so wäre dem Fundament der ganzen Physiklehre, der Mechanik, eine andre Stelle im Aufbau der Wissenschaft einzuräumen. Die Mechanik würde nur ein spezieller Teil der Elektrizitätslehre, der neuen Basis der Physik, werden. Die Annahme eines besonderen Lichtäthers wäre überflüssig; die selbständig existierenden elektrischen Ladungen, die Elektronen, blieben das einzig wirkliche: Äther, Ursubstanz der Welt wäre die Elektrizität selbst. Sie kommt nur als negative oder positive Elektrizität zur Wahrnehmung, je nachdem die negativen oder die positiven Elektronen überwiegen. Neutralisieren sich die Wirkungen der beiden Arten, so resultieren die unelektrischen Zustände.

Dieser Hinweis auf eine weitgehende Umgestaltung unsrer Anschauungen über das Wesen der Stoffe stützt sich vornehmlich wieder auf die grundlegenden Arbeiten Lenards, der den exakten Nachweis lieferte, daß Kathodenstrahlen von großer Geschwindigkeit von derselben Menge (Gewicht) aller Stoffe gleich stark absorbiert werden. Ein Gramm irgend eines Gases hat dasselbe Absorptionsvermögen wie ein Gramm Glas oder ein Gramm Metall. Wenn die Materie nur aus Elektronen besteht, so muß in demselben Gewicht stets dieselbe Anzahl Elektronen, deren Anordnung nur in den verschiedenen Stoffen verschieden ist, vorhanden sein. Es ist erklärlich, daß die gleiche Zahl Elektronen einen gleichen Betrag von Kathodenstrahlen absorbiert, dieselbe Menge der in ihnen vorhandenen negativen Elektronen festhält. Bei geringerer Geschwindigkeit der Kathodenstrahlen wird die in den stofflichen Molekülen vorhandene Anordnung der Elektronen elektrische Beeinflussung auf den Durchgang der Strahlen durch Ablenkungserscheinungen zeigen müssen, der Einfluß dieser verschiedenen Anordnung, d. h. die Verschiedenheit der Materie auf die Größe der Absorption wird merklich werden. Auch ein solches Verhalten konnte Lenard experimentell feststellen.

Dieser oberflächliche, ja nebelhafte Ausblick muß genügen.

Die Elektronentheorie ist von großer Bedeutung für Physik und Chemie. In der Physik hat durch sie außer der Elektrizitätslehre die Optik die größte Bereicherung erfahren. Schon Maxwell (1864 68) konnte die innige Beziehung elektrischer und optischer Phänomene theoretisch voraussagen, die, durch Hertz' berühmte Experimentalunterſuchungen bestätigt, die elektromagnetische Lichttheorie begründete. Im Jahre 1896 fand der Holländer Zeemann, daß die Linien des Spektrums in einem magnetischen Feld verbreitert und zerlegt — jede Linie in mehrere — werden. Diese Ablenkungserscheinungen optischer Bahnen im magnetischen oder elektrischen Felde konnte nun der Physiker H. A. Lorentz theoretisch streng unter der Annahme entwickeln, daß die Lichtstrahlen aus schnell bewegten Elektronen bestehen. Die durch magnetische und elektrische Kräfte bedingten Ablenkungen der Elektronenbahn müssen zu den beobachteten Verbreiterungen und Verdoppelungen der Spektrallinien führen. In der Lorentzschen Theorie tritt das oft erwähnte, wichtige Verhältnis der elektrischen Ladung zur Masse gleichfalls auf; sein aus den optischen Erscheinungen ermittelter Wert stimmt mit dem aus den Strahlungsphänomenen abgeleiteten nahe überein. Auch die optischen Vorgänge lassen sich als Elektronenvorgänge auffassen; die „strahlende Materie" ist das überall wirksame Elektron. So ist eine neue Emissionstheorie entstanden, welche die Newtonschen von der Lichtquelle abgeschleuderten Korpuskeln nur ihrer Körperlichkeit beraubt und mit Elektrizität begabt: aus den Korpuskeln sind die Elektronen geworden.

Für die Chemie bedeutet die Elektronentheorie die Annahme zweier neuer selbständiger elektrischer Elemente, des negativen und des positiven Elektrons, die als Erzeuger jeder Körperlichkeit vielleicht die Ansicht zweckmäßig werden lassen, in ihnen die vielgesuchten Urelemente — die aber keine Urmaterie sind — zu sehen. Im Anschluß an die heute geltenden Anschauungen wird man sie als besondere Elemente neben den bereits anerkannten zu betrachten haben, als Elemente mit ausgesprochener „polarer" Verbindungsfähigkeit, das positive Elektron mit starker chemischer Verwandtschaft zu den Metallen, das negative zu andern Elementen, die wie Sauerstoff, Chlor, Brom u. a. zu den Metalloiden gehören. Die Bildung des Heliums aus der Emanation ist eine zu isolierte Erscheinung, um weitergehende Folgerungen zu erlauben.

Nur einen flüchtigen Überblick von einem noch nicht zur Rast bestimmten Punkte kann diese kurze Betrachtung gewähren. Es ist unmöglich, ein Problem in der Bewegung seiner Entwicklung ruhend im Bild festzuhalten. Kennen wir doch nicht einmal die Wege, auf denen es seinem Ziele, das wir die Lösung nennen, zustrebt.

Zu unsern Füßen fließt der Strom. Über ihm lagert der Nebel; nur hier und dort erleuchtet die Sonne bebautes Land, undurchdringlichen Urwald, nackte Felsen und ragende Berge, die seinen Lauf zu enden scheinen. Aber in silbernen Windungen taucht er wieder auf, ferner und ferner, immer dem Meere zustrebend, das ihn am Horizonte in seine geheimnisvollen Fluten aufnimmt und — vernichtet.

Eine staatswissenschaftliche Denkschrift für den Kalifen Harun al-Raschid.

Von

Wilhelm Riedel.

Der Name des Kalifen Harun al-Raschid ist uns aus frühester Jugend bekannt. Wir hören von ihm bei der Gesandtschaft, die Karl der Große nach Bagdad sandte, um den christlichen Pilgern ungestörten Zugang zum Heiligen Lande zu erwirken; wir lesen von ihm in der Märchensammlung der „Tausend und eine Nacht", wo seine Frömmigkeit, seine Fürsorge für die Untertanen, seine Gerechtigkeitsliebe und sein ritterlicher Sinn in tausend Zügen gefeiert werden. Freilich so ganz fleckenrein war sein Charakter im Grunde nicht. Sein Verfahren zur Vernichtung der Barmekiden war grausam, hinterlistig und gemein, und das Lob der Frömmigkeit im Munde der Zeitgenossen scheint er sich hauptsächlich durch seine achtmalige Wallfahrt nach Mekka verdient zu haben. Aber in dem Worte Karls des Großen, daß das Bündnis mit Harun ihm wertvoller sei als die Freundschaft irgendeines andern Fürsten, scheint doch auch ein Moment persönlicher Wertschätzung zu liegen; und jedenfalls im Oriente sind jene Mängel vergessen worden gegenüber den großen Erfolgen der äußeren Politik, welche die Gesandtschaften des fränkischen und des chinesischen Kaisers an seinen Hof zogen, gegenüber den siegreichen Feldzügen, die Harun persönlich gegen das byzantinische Reich unter Irene und Nikephoros führte, gegenüber den kostbaren Bauten, die er in seiner Hauptstadt Bagdad errichtete, und ganz besonders gegenüber der großen Zahl bedeutender Männer, die er an seinem Hofe sammelte und die sein Zeitalter sonst verherrlichten. Ein arabischer Chronist sagt darüber: „Es vereinigten sich um Raschid an ernsten und heiteren Personen so viele, wie sonst um keinen. Die Barmekiden, die edelsten Männer der Welt, waren seine Wesire, Abu Jusuf war sein Kadi, Merwan war sein Dichter, Ibrahim aus Mosul, der Einzigartige, war sein Musiker (es werden von ihm dämonische Geschichten wie von Paganini erzählt), Zubeida, bei allem Guten und Großen die erste, war seine Gattin, und Cheizuran, jener ähnlich, war die Mutter des Kalifen."

Wir könnten dieser Aufzählung noch manchen berühmten Namen hinzufügen. Denn in die Zeit Haruns fällt die erste Blüte der arabischen Wissenschaft. Durch Vermittlung der Syrer wurde man damals mit Aristoteles, Ptolemäus und Euclid bekannt. Sibawaihi wurde damals der Begründer der arabischen Grammatik, und der berühmteste Astronom jener Zeit, El-Farghani, galt noch dem späteren europäischen Mittelalter unter dem Namen Alfraganus als große Autorität. Unter den mohammedanischen Historikern schrieben damals Ibn Ishak und Ibn Hischam die beste Biographie Mohammeds, Wakidi die älteste und berühmteste Geschichte der arabischen Eroberungen; und die Stifter der vier großen theologischen, rituellen und juristischen Schulen, in die noch heute der sunnitische Islam zerfällt, lebten sämtlich ungefähr in dieser Zeit. Wenn nämlich Harun in den Jahren 170—193 der Hedjra (786—809 D) regierte, so starb Malik ibn Anas, der Stifter des malikitischen Ritus, der heute besonders in Marokko und Tunis gültig ist, 177 in Medina; Schafii, der Stifter der schafiitischen Schule, die hauptsächlich an der Universität Kairo gelehrt wird und unter anderm auch in unsrer ostafrikanischen Kolonie verbreitet ist, lehrte um 180 in Bagdad und starb 204 in Ägypten; Achmed ibn Hanbal, der Stifter der hanbalitischen, heute am wenigsten verbreiteten Schule, starb 240 in Bagdad; und endlich der vierte, Abu Hanifa, der Stifter der Hanifiten, die im türkischen Reiche die maßgebenden Theologen sind, starb zwar schon 150 in Bagdad, aber sein Schüler Abu Jusuf, der dieser Schule erst ihre Bedeutung gegeben hat, war, wie wir bereits hörten, eine der bekanntesten Persönlichkeiten im Kreise Haruns.

Dieser Abu Jusuf — das heißt „Vater des Joseph"; eigentlich hieß er Jakob, aber nach arabischer Sitte wird er gewöhnlich nach seinem ältesten Sohne Joseph benannt, der später auch sein Nachfolger im Amte wurde —, also dieser Abu Jusuf war im vierten Gliede Nachkomme eines Anhängers Mohammeds in Medina; er stammte also aus edlem Geschlechte. Aber sein Vater starb schon sehr früh und ließ die Familie in Armut zurück. Seine Mutter sandte ihn deshalb zu einem Walker in die Lehre. Er aber verließ bisweilen das Haus seines Lehrmeisters und ging in Abu Hanifas Auditorium, setzte sich dort nieder und hörte zu. Dann kam manchmal seine Mutter, nahm ihren ungehorsamen Sohn bei der Hand und brachte ihn zu seinem Walker zurück; und als ihr endlich sein Davonlaufen zu häufig wurde, redete sie den Abu Hanifa selbst daraufhin an: „Du allein bist schuld am Verderben meines Sohnes, daß er bei seinem Meister nichts lernt. Er ist ein Waisenkind, das nichts besitzt. Ich ziehe ihn auf mit dem Erwerbe meiner Spindel; aber ich möchte doch gerne, daß er bald fähig werde, sich selbst sein trocken Stück Brot zu verdienen." Doch Abu Hanifa antwortete ihr: „Geh nach Hause, alte Quatschtante! Dein Sohn lernt bei mir im juristischen Kolleg Mandelteig mit Pistazienöl essen." Jene drehte ihm den Rücken und sagte im Fortgehen: „Du bist ein alter Geck und hast deinen Verstand verloren." Abu Hanifa aber gab jenem lernbegierigen Schüler eine Börse mit hundert Drachmen und sagte zu ihm: „Höre regelmäßig bei mir und teile mir mit, wenn das Geld alle geworden ist."

Dieser arme Schüler wurde dann später Kadi der Hauptstadt Bagdad und als solcher auch öfter von Harun zur Hoftafel befohlen. Als dabei einmal ein seltenes Gericht serviert wurde, sagte der Kalife: „Davon lange dir ordentlich zu, Abu Jusuf, so etwas wird uns nicht alle Tage vorgesetzt.“ „Was ist es denn?“ fragte jener, und Harun antwortete: „Mandelteich mit Pistazienöl“. Da huschte ein Lächeln über Abu Jusufs Gesicht. Der Kalife bemerkte das und fragte, warum er lache. Zuerst rückte er nicht damit heraus, aber endlich mußte er doch jenes Erlebnis mit Abu Hanifa erzählen, und da bemerkte al-Raschid behaglich und weise: „Da sieht man doch, die Wissenschaft ist nicht allein für jene, sondern auch für diese Welt nützlich. Gott segne den Abu Hanifa, denn er sah mit dem Verstande, was man mit dem Auge allein nicht sehen kann.“

Aber auch Abu Hanifa hat jene Wohltat nicht zu bereuen gehabt. Denn Abu Jusuf wurde sein bedeutendster Schüler. Er verfaßte Kompendien der Rechtswissenschaft nach dem Systeme seines Meisters und verbreitete dadurch dessen Lehre über die ganze mohammedanische Welt, so daß man sagte: „Wenn Abu Jusuf nicht gewesen wäre, so hätte niemand von Abu Hanifa etwas gehört.“ Sein Lehrer erkannte das selbst an; denn als Abu Jusuf einmal krank war, besuchte er ihn mit mehreren Schülern und sagte dann, beim Verlassen des Hauses, indem er die Hand an die Türschwelle legte: „Wenn dieser Jüngling sterben sollte, so würde der gelehrteste von uns allen dahin sein.“

Als Richter der Hauptstadt Bagdad trug Abu Jusuf den Titel: „Richter der Richter der Welt,“ weil nämlich Streitfälle aus dem ganzen mohammedanischen Reiche vor sein Tribunal gebracht wurden. Noch heute laufen Anekdoten über diesen berühmtesten Kadi im Oriente um, die ihn als einen raffinierten Rabbulisten zeigen. Eine dieser Geschichten, die auch in die Sammlung der 1001 Nacht aufgenommen ist, sei hier wiedergegeben. Sie ist nicht gerade sehr geistreich, aber vielleicht bezeichnend für die damalige Beurteilung eines Kadi.

Eines Abends war der Barmekide Jsa ibn Djafar bei Harun. Dieser brachte das Gespräch auf eine wunderschöne Sklavin seines Besuchers und deutete an, daß er sie gern in seinen Besitz übergehen sähe. Aber der Besitzer schwur: „Bei Gott, die behalte ich. Ich will sie weder verkaufen noch verschenken.“ Da ließ Harun mitten in der Nacht den Abu Jusuf holen und machte ihm klar, daß seine ganze Juristerei ihm nichts nützen würde, wenn er nicht einen Kniff fände, ihm trotz jenes Eidschwures die Sklavin zu verschaffen. Abu Jusuf war mit jenem Barmekiden befreundet, aber in diesem Falle meinte er doch der Laune des jähzornigen Harun folgen zu müssen, und so lautete denn sein Fetwa also: „Jsa ibn Djafar hat geschworen, er wolle die Sklavin weder verkaufen noch verschenken. Er soll sie also halb verkaufen und halb verschenken. Dann bricht er seinen Eid nicht und der Kalife erhält die Sklavin doch.“ „Jst das so Gesetz?“ fragte Jsa. „Natürlich,“ antwortete Abu Jusuf. „Schön,“ sagte Jsa, „so schenke ich dem Beherrscher der Gläubigen die eine Hälfte der Sklavin, und die andre Hälfte verkaufe ich ihm für 100000 Drachmen.“ Harun ließ diese Summe holen

und gab dem Abu Jusuf 10000 Drachmen, also ein Zehntel des strittigen Objektes, als Honorar für sein Rechtsgutachten. Abu Jusuf hatte aber doch einige Gewissensskrupel. Er ging deshalb zu seinem Kollegen Bischr ibn al-Walid und fragte ihn: „Verurteilst du meine Handlungsweise?" „Nein," antwortete Bischr. „Gut," sagte Abu Jusuf, „dann sollst du auch dein Honorar für dies Rechtsgutachten haben, 10% des Objektwertes; hier hast du also 1000 Drachmen."

Das ist so ein Scherz, wie man sie sich in den Klubs von Bagdad über diesen obersten Richter der Welt zu erzählen pflegte. Zur wirklichen Charakteristik historischer Persönlichkeiten tragen solche Geschichten jedoch wenig bei. Viel lehrreicher ist da das bedeutendste Werk des Abu Jusuf, eine Schrift, welche er für den Kalifen ausgearbeitet hat, und welche a parte potiori den Titel „Das Grundsteuerbuch" trägt; wir könnten dafür etwa sagen: Denkschrift über die Finanzverwaltung.

Als Harun al-Raschid im Jahre 786, noch nicht fünfundzwanzigjährig, vielleicht erst einundzwanzigjährig, den Thron der Abbasiden bestieg, hatte er schon kriegerische Lorbeeren errungen. Er hatte seinen Vater El-Mahdi zweimal auf Feldzügen gegen Leo den Chazaren nach Kleinasien begleitet und schon vor den Mauern Konstantinopels gestanden. Aber jetzt als Kalifen lag ihm hauptsächlich die innere Verwaltung ob: die 1001 Nacht schildern ihn ja, wie er nächtlicherweile in der Stadt umherzieht, um überall nach dem Rechten zu sehen. Und da diese Seite der Regierung ihm zunächst noch ganz fremd war, wendete er sich an seinen Oberrichter Abu Jusuf, um sich darüber belehren zu lassen. An seinen Oberrichter, denn für den Islam bilden Recht und Staatsrecht *eine* Wissenschaft. El-Raschid legte also dem Abu Jusuf bestimmte Fragen vor, die er beantwortet sehen möchte. Ob das mündlich oder schriftlich geschah, wissen wir nicht. Denn wir erfahren darüber nur aus der Denkschrift des Abu Jusuf selbst; und da heißt es z. B. im ersten Kapitel: „Beherrscher der Gläubigen, du hast danach gefragt, ob die Beute, die dem Feinde abgenommen wird, verteilt werden muß, und wie das zu geschehen habe. Darauf gebe ich dir folgende Antwort." Oder im dritten Kapitel: „Du hast gefragt, Beherrscher der Gläubigen, was mit den Bewohnern des Sawas, d. h. Babyloniens, bei der Eroberung in betreff der Steuern vereinbart wurde, und was ferner mit den Bewohnern Syriens und Mesopotamiens vereinbart wurde." Im ganzen sind es etwa dreißig solcher Fragen des Kalifen. Sie beziehen sich außer den ebengenannten Gegenständen auf Lehen und Krondomänen; auf die Behandlung von Ödland; auf Grundsteuer und Zehnten; auf die Besteuerung der Meereserzeugnisse, wie Perlen und Ambra; auf die Besteuerung der Fischerei, der Feldfrüchte und des Honigs; auf die Steuerbeamten und ihre Gehälter; auf die Form der Verpachtung von Ackerland und Palmständen; auf die Inseln im Euphrat und Tigris und die Uferanlagen an diesen Flüssen; auf die Kanäle in Babylonien; auf die Beschädigung angrenzender Grundstücke durch Kanalanlagen; auf die Dorfweiden, Brunnen und Tränkstätten; auf Währungsfragen und den Getreidepreis; auf die Stellung der Christen und Juden in mohammedanischen Ländern;

auf die Magier, Götzendiener, Apostaten und Ketzer; auf Räuber, Banditen und Verbrecher, auf die Bestrafung des Diebstahls und die Blutrache; auf die Gefängnisse und die Stellung der Sklaven; auf die Haftpflicht; auf das Ehe- und Erbrecht; auf das Kriegsrecht, die Behandlung gefangener Feinde, den Waffenstillstand und Friedensschluß; kurz, so ziemlich auf alle Materien, welche in der Staatsadministration überhaupt aufgeworfen werden können.

Wir fragen nun, wie Abu Jusuf sich der Aufgabe entledigt, über diese Gegenstände sein Gutachten als Sachverständiger abzugeben. Und die erste Antwort darauf lautet: er schreibt als Theologe. Denn im Islam ist die Wissenschaft vom Recht und der Verwaltung ein Zweig der Theologie. In vielen andern Stücken ist der Islam vom Christentume beeinflußt, aber diese Schätzung des Rechts ist ein Punkt, in welchem der Islam gegenüber dem Christentume seine Verwandtschaft mit dem Judentume zeigt. Für den Christen sind Religion und Recht zwei verschiedene Sphären. Gewiß, der Gehorsam gegen die Obrigkeit ist auch uns eine religiöse Pflicht, und die moralischen Grundlagen des Rechts, daß es überhaupt ein Recht gibt, und daß die Verletzung desselben bestraft werden muß, sind göttliche Anordnung. Aber trotz dieser Berührungen zwischen Religion und Recht wird es uns niemals einfallen, die Höhe der Einkommensteuer oder die Börsen- und Hypothekengesetzgebung direkt aus der Bibel abzuleiten. Im Islam ist das anders. Der Kalife als Stellvertreter Mohammeds ist nicht allein Staatsoberhaupt, sondern auch religiöses Oberhaupt und oberster Richter, weil auch Mohammed selbst in Medina die Ämter des politischen Herrschers, des Kriegsführers und Richters als Ausflüsse seines Prophetenamtes in Anspruch nahm, ganz ebenso wie im Alten Testament das Gesetz Mosis neben dem moralischen und kultischen Rechte auch das Staats- und Zivilrecht umfaßt. Die erste Rechtsquelle zur Beantwortung der vom Kalifen gestellten Fragen war also für Abu Jusuf der Koran, als das von Gott durch den Propheten geoffenbarte Gesetz. Um das im Koran enthaltene Gesetz darstellen zu können, muß man die Koranexegese beherrschen, die schon damals eine völlig entwickelte Wissenschaft war; und dementsprechend wird uns berichtet: „Hilal ibn Jahja erzählt: Abu Jusuf wußte die Koranexegese, die Geschichte der muslimischen Eroberungskriege und die Kämpfe zwischen den arabischen Beduinen in der Wüste auswendig."

Neben diesem schriftlichen Gesetze, dem Koran, ist die zweite Rechtsquelle dann die von Mohammed in seinem Amte als Oberhaupt der Gemeinde beobachtete Praxis oder Regel. Denn nicht bloß der Koran, sondern das ganze Leben des Propheten galt als Offenbarung Allahs. Schon die ersten Kalifen waren daher bestrebt, in allen Stücken im Sinne des von ihnen vertretenen Gesandten Gottes zu handeln. Die Urteilssprüche, die er bei bestimmten Anlässen fällte, galten als entscheidende Präzedenzfälle und dienten dazu, die zahlreichen Lücken auszufüllen, welche der Koran in legislatorischer Beziehung aufweist. Und nicht bloß die Entscheidungen, die er als Richter traf, sondern sein ganzes Verhalten im öffentlichen und häuslichen Leben bildete für die Gläubigen eine Norm, nach der sie ihr Leben gestalteten. Selbst das

Stillschweigen des Gesetzgebers — argumentum e silentio —, seine stillschweigende Billigung in gewissen Rechtsfällen wurde sorgfältig beachtet und konnte unter Umständen als Richtschnur dienen. Die Gesamtheit dieser Überlieferung bezeichnet man als die Sunna, die Praxis, Norm, Regel des Propheten. Jede einzelne solche Überlieferung heißt Hadith, d. h. Erzählung, Tradition.

Heute haben wir diese Traditionen in großen Sammlungen gebucht vor uns liegen. Dagegen zur Zeit des Abu Jusuf wurden sie noch ähnlich wie ursprünglich die jüdische Mischna mündlich weiter überliefert und von den Schülern auswendig gelernt. Zu jeder Tradition gehörte auch die Aufzählung der Überlieferer, durch die sie von Mohammed bis auf den Berichterstatter gelangt sind. Dafür ein Beispiel. Der Koran verbietet das Weintrinken denn es heißt im Koran (V., 89):

„O ihr Gläubigen, wahrlich, der Wein, das Spiel, Bilder und Loswerfen sind verabscheuungswürdig und ein Werk des Satans. Vermeidet sie daher, auf daß es euch wohl gehe. Durch Wein und Spiel will der Satan nur Feindschaft und Haß unter euch anstiften und euch vom Danke gegen Gott und von der Verrichtung des Gebetes abbringen. Solltet ihr daher nicht davon ablassen wollen? Gehorchet Gott und gehorchet dem Gesandten und seid auf eurer Hut!"

Wie wird aber nun der Weintrinker bestraft? Das entscheidet folgende Tradition: „Abu Jusuf sagte: Es überlieferte mir Ibn Abi Aruba von Abd Allah al-Danadj von Husein von Ali: ‚Der Gottgesandte gab, wenn jemand Wein getrunken hatte, vierzig Schläge'." Diese Tradition hat also Abu Jusuf, geboren im Jahre 113 der Hedjra, von seinem Lehrer Said ibn Abi Aruba gehört, der 156 der Hedjra in Basra starb; Said hörte sie von Abd Allah al-Danadj; dieser hat sie von dem bekannten Thronprätendenten Husein, dem Enkel des Propheten erfahren, der im Jahre 61 der Hedjra starb; Husein hat sie von seinem Vater Ali, gestorben 40 der Hedjra, und Ali, der Schwiegersohn des Propheten, hat das Überlieferte selbst erlebt und gesehen. Somit haben wir von Mohammed bis Abu Jusuf eine geschlossene Kette von vier Überlieferern, und diese Kette heißt der Isnad, d. h. „die Stütze" der folgenden Tradition.

Der Umfang dieser sämtlichen Traditionen, also die Sunna, ist natürlich ungeheuer groß. Der Geschichtschreiber Ibn al-Athir, gestorben 1232 D, hat ein Verzeichnis von 7500 „Genossen" zusammengestellt, d. h. von Personen, die mit Mohammed verkehrt haben. Der letzte derselben, Abu Tufeil, ist im Jahre 100 H, also um 720 D gestorben. Jede dieser Personen konnte zur Sunna etwas berichten, am meisten natürlich die Verwandten und Frauen Mohammeds. Durch die Eroberungskriege wurden diese 7500 Leute in der ganzen mohammedanischen Welt von Algier bis Samarkand zerstreut, doch lebten die meisten in Medina, in Basra und Kufa. Zu diesen pilgerten also die berufsmäßigen Überlieferer, ließen sich von ihnen erzählen, brachten das Gehörte nach Hause, zeichneten es dort in ihren Sammlungen auf und tradierten es mündlich weiter. Die älteste der uns erhaltenen Traditionssammlungen, der Muwatta, d. h. „der geebnete Pfad" des Malik ibn Anas

(† 179 H) enthält 1700 Traditionen; die von Krehl herausgegebene Sammlung des Buchari († 867) umfaßt 7000 Traditionen, welche Buchari aus etwa 600000 ausgewählt haben soll. Daß er die Traditionen auswählen mußte, weist darauf hin, daß er eine Kritik derselben für notwendig hielt. Schon im Beginn des Islam kam eine Menge gefälschter und erfundener Traditionen auf. Ein Zeitgenosse des Abu Jusuf, Ibn Abi Audja, legte bei seinem Tode das Geständnis ab, daß er 7000 falsche Traditionen in Umlauf gesetzt habe. Daher weist die arabische Literatur schon früh Schriften über lügenhafte Traditionen, über Fälscher und schwache Überlieferer auf. Unser Abu Jusuf gilt als besonders guter Kenner der Tradition. Es werden uns neun berühmte Traditionisten genannt, bei denen er Traditionswissenschaft hörte; doch sollen sie hier nicht aufgezählt werden. Sein Gedächtnis soll so vorzüglich gewesen sein, daß er bei einem Traditionslehrer 50 oder 60 Traditionen hören und dann aufstehen und sie selbst als Überlieferer andern Schülern diktieren konnte.

Zu dieser Überlieferung von Mohammed tritt nun die Überlieferung von den Genossen Mohammeds, besonders von seinen ersten Stellvertretern, Abu Bekr, Omar, Othman und Ali. Da man wußte, daß Abu Bekr und Omar ganz im Sinne des Mohammed zu entscheiden suchten, so konnte bei einer Entscheidung derselben eine Überlieferung von Mohammed vorliegen, die man später nicht mehr kannte; daher hatte auch die Praxis dieser ersten Kalifen und überhaupt der Genossen autoritative Kraft. Ja, nach der Theorie gilt das, worin sämtliche Genossen Mohammeds übereinstimmen, als dem Koran und der Sunna gleichwertig. Die Dogmatiker stützen das mit der Lehre von der Infallibilität der Gemeinde der Gläubigen; denn Mohammed soll gesagt haben: „In einem Irrtume kann meine Gemeinde nicht einig sein", ein Analogon zu dem katholischen: Quod ubique, quod ab omnibus, quod semper creditum est.

Diese auch von Abu Jusuf vertretene Lehre ist die sunnitische im Unterschiede von der schiitischen. Der Grund der Trennung zwischen diesen beiden Sekten des Islam ist die verschiedene Beurteilung der drei ältesten Kalifen. In der Anerkennung der Sunna des Mohammed stimmen beide überein, dagegen verwerfen die Schiiten, d. h. die Schismatiker, die Sunna des Abu Bekr, Omar und Othman. Sie meinen, daß Ali als der Schwiegersohn Mohammeds auch sein Nachfolger hätte sein müssen; daß daher der Kalifat seiner drei Vorgänger unrechtmäßig und verwerflich sei. In der Anerkennung Alis stimmen dann beide Parteien wieder überein. Ali ist eigentlich auch der letzte Kalife, der für die Sunna noch Bedeutung hat. Die ältesten Omaijaden waren zu weltlich gesinnt, um den früheren gleichgestellt werden zu können. Doch hält Abu Jusuf mit andern Theologen auch noch einen Omaijaden für autoritativ, Omar II., der von 99—101 der Hedjra regierte und als ein überaus gerechter Herrscher, ja als Heiliger und Wundertäter galt. Sein geistliches Leben war übrigens seinen weltlich gesinnten Verwandten so unsympathisch, daß sie ihn schon nach zweijähriger Regierung vergifteten. Aber dies Märtyrertum mag auch seine Gleichstellung mit den ersten rechtgläubigen

Kalifen veranlaßt haben. Abu Jusuf beruft sich bei Behandlung verschiedener Fragen auf Präzedenzfälle aus seiner Regierung.

Zu diesen drei Rechtsquellen, dem Koran, der Sunna des Mohammed und der Übereinstimmung der Gemeinde tritt als vierte nach dem Systeme des Abu Hanifa, dem Abu Jusuf meist folgt, die Vernunft oder der Analogieschluß, der „Rai". In der richterlichen Praxis kamen nämlich immer noch Fälle vor, wo die Bestimmungen des Korans und des heiligen Herkommens nicht ausreichten. In solchen Fällen entschied Abu Hanifu nach der Analogie andrer Fälle, die er durch das Denken fand, also nach der Vernunft („Rai"). Dagegen haben spätere Theologen diese gesetzgebende Tätigkeit der Vernunft scharf bekämpft. Besonders Achmed ibn Hanbal betonte gegenüber jener rationalistischen Schule die rein historische Auffassung des Rechts. Aus solchen Kreisen scheint folgende Geschichte zu stammen, welche wohl die Methode des Abu Jusuf lächerlich machen soll. Einst hatte Zubeida, die Gemahlin Haruns, ein Rechtsgutachten von Abu Jusuf erhalten. Sie beschenkte ihn dafür mit einem Gefäße, angefüllt mit Silbermünzen, und darin noch ein Gefäß, angefüllt mit Goldstücken. Als das Gefäß ankam, hatte er gerade Gäste bei sich, und da die Araber immer Bettler sind, so erinnerte ihn einer aus der Gesellschaft an das Wort des Propheten: „Wenn jemand ein Geschenk empfängt, so müssen seine Gefährten Anteil daran bekommen." Aber Abu Jusuf sagte: „Diese Worte wurden zu einer Zeit gesprochen, als die gewöhnlichen Geschenke in Milch und Datteln bestanden." Diese Anekdote soll illustrieren, wie man vermittelst der „Vernunft" sich lästigen Pflichten entziehen kann.

Übrigens gibt es auch eine Auffassung, welche das Wort „Rai" anders deutet; das Wort bezeichnet danach ursprünglich jede praktische Rechtsprechung. Aber dagegen spricht ein Abschnitt aus unsrer Denkschrift; welcher lautet:

„Beherrscher der Gläubigen, du hast ferner nach den Meereserzeugnissen wie Schmucksachen und Ambra gefragt. Von den genannten Meereserzeugnissen, Schmucksachen und Ambra wird der Fünfte erhoben; von andern Dingen wird nichts erhoben. Abu Hanifa und Ibn Abi Leila lehren, es werde nichts davon erhoben, weil es zur Klasse der Fische gehöre; ich halte dagegen für richtig, den Fünften zu erheben, während die übrigen vier Fünftel den Besitzern gehören. Denn wir haben eine dahingehende Tradition von Omar überliefert erhalten, mit der auch Abd-Allah ibn Abbas übereinstimmt. Wir folgen aber der Überlieferung und ziehen nicht mit der Vernunft Schlüsse, die ihr widersprechen."

Diese Stelle zeigt gleichzeitig, daß Abu Jusuf in der Geltendmachung des „Rai" nicht so weit geht wie sein Lehrer Abu Hanifa.

Auf Grund dieser Rechtsquellen unternahm er nun die Beantwortung der vom Kalifen gestellten Fragen. Zuvor macht er ihn aber in einer langen Einleitung auf die Pflichten des Regenten aufmerksam. Der Regent soll sich stets bewußt sein, daß er ein religiöses Amt verwaltet. Die Formel, auf welche Abu Jusuf diese Lehre bringt, lautet: Der Kalife soll ein Beleber der Sunna sein, er soll ein Reformator werden, der die klassische Zeit des Mohammed und Omar wiederbringt und die Gegenwart nach jener großen Vergangenheit gestaltet. Der Anfang dieser Einleitung, in welcher der Stil des Verfassers charakteristisch hervortritt, sei hier mitgeteilt. Er lautet:

„Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers! Dies ist das Sendschreiben Abu Jusufs an den Fürsten der Gläubigen, Harun al-Raschid. Gott gebe dem Beherrscher der Gläubigen ein langes Leben und dauernde Macht in vollkommenem Glücke und ständiger Ehre und füge zu dem, was er ihm gnädig gewährt hat, einst das nie ausgehende und nie aufhörende Glück des Jenseits und die Gesellschaft des Propheten!

„Der Beherrscher der Gläubigen — Gott stärke ihn! — hat mich gebeten, ihm ein Handbuch über die Erhebung der Grundsteuer und andre Dinge zu verfassen, die er zu beaufsichtigen und zu verwalten hat. Er beabsichtigte damit nichts, als die Bedrückung von seinen Untertanen zu nehmen und ihre Lage günstiger zu gestalten. Der allmächtige Gott schenke dem Beherrscher der Gläubigen in der Verwaltung dieser Dinge Gelingen, leite ihn zum Rechten und helfe ihm, und bewahre ihn vor seiner Befürchtung und Besorgnis. Seinem Verlangen entsprechend, seine Fragen in betreff der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigen will, zu beantworten, zu erklären und zu erläutern, habe ich sie ihm hiermit erklärt und erläutert.

„O Beherrscher der Gläubigen, Gott hat dich mit einem ernsten Amte bekleidet, mit welchem der höchste Lohn, aber auch die höchste Strafe verbunden ist. Er hat dich bekleidet mit der Herrschaft über diese ganze Gemeinde, so daß du früh und spät baueſt für gar viele Menschen, zu deren Hirten dich Gott gesetzt, und die er dir anvertraut hat. Durch sie prüft er dich, denn **er** verlieh dir die Herrschaft über sie. Wenn aber ein Bau auf etwas andres als Gottesfurcht gegründet ist, so dauert es nicht lange, bis Gott über ihn kommt schon von seinen Grundfesten an und ihn niederreißt auf seinen Erbauer und dessen Gehilfen. Richte daher die Herrschaft über dies Volk und diese Untertanen, mit welcher dich Gott bekleidet hat, nicht zugrunde; aber freilich, die Stärke der Regierung liegt in Gottes Hand. Verschiebe die heutige Arbeit nicht auf morgen, denn wenn du das tust, wirst du schlecht dabei fahren. Aus Furcht vor Gott sei auf der Hut! Achte die Leute vor deinem Urteile in Sachen Gottes gleich, mögen sie dir nahe oder fern stehen, und ‚fürchte um Gottes willen den Tadel eines Tadlers nicht‘.“

Dies letzte Wort ist ein Koranvers, und deren werden nun mehrere aneinander gereiht; auch Aussprüche aus dem Hadith werden dabei eingestreut, z. B.: „Abu Jusuf sagte: Es überlieferte mir El-Fudeil ibn Marzuk von Atija ibn Sad von Abu Said; letzterer sagte: Der Gottgesandte sagte: ‚Zu denjenigen, die mir am Auferstehungstage am liebsten sind und am nächsten sitzen, gehört ein gerechter Fürst. Ein ungerechter Fürst dagegen ist mir am Tage der Auferstehung der Verhaßteste und derjenige, der am härtesten bestraft wird.‘“ — Oder: „Abu Jusuf sagte: Es überlieferte mir Amasch von Abu Salich von Abu Hureira: er sagte: Der Gottgesandte sagte: ‚Wer mir gehorcht, gehorcht Gott, und wer dem Imam gehorcht, gehorcht mir. Wer aber mir ungehorsam ist, der ist Gott ungehorsam, und wer dem Imam ungehorsam ist, der ist mir ungehorsam.‘“ Endlich werden die letzten Worte, die „Testamente“ des Abu Bekr und Omar, des Othman, Ali und Omar II., welche meist an ihre Nachfolger gerichtet sind, angeführt.

Nach dieser Einleitung beginnt Abu Jusuf die Beantwortung der Fragen des Kalifen mit der Verteilung der Kriegsbeute. Wir tun aber besser, vorher das Kriegsrecht einzufügen, welches Abu Jusuf erst später erörtert. Ist das Kriegsrecht doch auch dasjenige Gebiet, wo der Geist des Islam am meisten hervortritt.

Mohammed, ursprünglich ein Bußprediger, war durch die Verhältnisse gezwungen worden, ein politischer Herrscher zu werden. Bei seinem Tode in

Medina bildete seine Gemeinde nicht nur eine religiöse Einheit, sondern auch eine staatliche. Die staatliche Einheit der Muslimen ist also ein Teil der Sunna, ein Dogma, das dadurch nicht aufgehoben wird, daß die konkreten Verhältnisse es bisweilen Lügen strafen. Unter Harun el-Raschid war diese Einheit noch im wesentlichen vorhanden; denn das besondere Kalifat der Omaijaden im fernen Spanien lag zu sehr außerhalb des Gesichtskreises von Bagdad, um als Störung empfunden zu werden. Nun erhebt aber der Islam den Anspruch, die einzige Religion zu sein, und hat die Tendenz, jeden, der diesen Anspruch nicht anerkennt, mit Gewalt dazu zu zwingen. Daraus folgt, daß der Kalife mit allen Staaten dauernd auf dem Kriegsfuße steht. Politische Rücksichten konnten nahe legen, auf einige Zeit Frieden zu halten; aber wenn sich die Aussicht auf einen siegreichen Ausgang des Kampfes bot, hatte der Kalife die Pflicht, die schwarze Fahne Mohammeds zur Eroberung weiterer Gebiete zu entrollen. Hat doch auch Mohammed gegenüber seinen ungläubigen Verwandten in Mekka es ebenso gemacht; und alles Kriegsverfahren Mohammeds ist auch für die späteren verbindlich, ist heiliges Herkommen. Die Kämpfe des Mahdi oder des tollen Mullah haben in den Kämpfen Mohammeds gegen Mekka oder Omars gegen das Perserreich ihr Vorbild.

Dem Anbruche des Kampfes hat die Ankündigung vorherzugehen, daß es ein Religionskrieg sei. Der mohammedanische Feldherr hat dreimal die Ungläubigen zum „Islam" aufzufordern, d. h. zu dem Bekenntnisse: „Es gibt keinen Gott außer dem einen Gott, und Mohammed ist dessen Prophet." Bei den Armeniermetzeleien im Jahre 1897 ist genau nach diesen Vorschriften verfahren worden. Jedem Kampfe und jeder Metzelei ist dabei eine dreimalige Aufforderung zum Islam vorausgegangen, genau so, wie es Mohammed einst gemacht hat und die Sunna dementsprechend vorschreibt. Nehmen die Feinde die Aufforderung zum Islam an, so sind sie damit sofort in die Gemeinde und das Reich der Muslime aufgenommen und werden ebenso wie diese behandelt. Nehmen sie die Aufforderung nicht an, so wird nun ein Unterschied gemacht zwischen den Polytheisten und Götzendienern, wie es die alten Araber vor dem Auftreten Mohammeds waren, oder wie es heute noch die Sudanneger sind, und zwischen den „Schriftbesitzern", den Juden und Christen. Zunächst die Polytheisten: sie werden so lange bekämpft, bis sie besiegt sind, oder bis sie den Islam annehmen. Nach der Besiegung werden die Männer getötet, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt und mit Gewalt zum Islam bekehrt. Das Land wird dem muslimischen Staate einverleibt und die Kriegsbeute unter den Kampfgenossen verteilt, indem der einzelne Mann je ein Los und der Reiter außerdem für sein Pferd noch zwei Lose erhält. Vorher wird jedoch von der Beute noch ein Fünftel abgezogen nach dem Koranworte: „Wißt, wenn ihr etwas erbeutet, so gehört ein Fünftel davon Gott und dem Gesandten, den Verwandten, den Waisen, den Armen und dem Wanderer." Dieses Fünftel fällt in späterer Zeit dem Kalifen zu und wird von ihm wie die noch zu besprechende Almosensteuer behandelt, die ebenfalls den Waisenkindern, Armen und dem Wanderer zugute kommen soll. Mohammed pflegte sich außerdem noch von der Beute ein spezielles Stück

auszusuchen, meist ein Pferd oder ein Schwert oder eine Sklavin. Doch das war sein besonderes Privileg, das nicht auf seine Nachfolger übergegangen ist.

Mit dieser Kriegsbeute wird von der muslimischen Rechtswissenschaft die Ausbeute der Bergwerke und der Seefischerei auf eine Stufe gestellt, wahrscheinlich nur, weil die Sprache beides als „Beute" bezeichnet. Von allem, was aus den Bergwerken gewonnen wird, ist ebenfalls ein Fünftel als Almosensteuer zu erheben, ebenso von den Meereserzeugnissen, von Ambra, Perlen, Korallen, Schwämmen usw.

Beträchtlich anders als die Behandlung der Polytheisten im Kriege ist diejenige der „Schriftbesitzer." Zu ihnen zählen zunächst nur die Juden und Christen. Später werden auch die Samaritaner, die Sabier und sogar die persischen Feueranbeter hinzugerechnet, weil die Theorie sich in diesem Falle der historischen Notwendigkeit fügen mußte. Die „Schriftbesitzer" sind keine Heiden und Götzendiener, sondern sie haben eine Offenbarung und glauben an denselben Gott wie Mohammed, nur fehlt ihnen die Anerkennung seines letzten Propheten. Da Mohammed seine religiösen Anregungen von Christen und Juden bekommen hatte, so behandelte er diese Religionen anders als die Steine und Bäume anbetenden heidnischen Araber, und das spätere Recht folgte ihm darin. Während den Heiden nur die Wahl zwischen Tod oder Gläubigwerden gelassen wird, steht den „Schriftbesitzern" eine dritte Möglichkeit, ein mittlerer Weg offen: sie können „Schutzgenossen" des Islam werden. Als solche sind sie die politischen Untertanen des Kalifen und haben als Abgaben Kopfsteuer und Grundsteuer zu zahlen. Aber dafür genießen sie den Schutz des Reiches, ganz ähnlich wie einst im heiligen römischen Reiche die Juden die Schutzbefohlenen des Kaisers waren. Die Schutzgenossen sollen sich schon äußerlich von den Muslimen unterscheiden. Entsprechend einer Vorschrift des Kalifen Omar II. fordert Abu Jusuf, daß sie die Taille mit einem groben Stricke umgürten und besondere Sättel führen, besondere Turbane und Schuhe tragen sollen. Den Friedensverträgen gemäß, welche die Christen Syriens und Mesopotamiens bei der Eroberung dieser Länder abschlossen, werden ihnen die alten Kirchen gelassen; aber sie dürfen keine neuen bauen, keinen Wein und keine Schweine öffentlich verkaufen und keine Kreuze öffentlich zeigen, außer am Osterfeste. Doch sind diese Bestimmungen weniger als Demütigungen gemeint, denn als Sicherheitsmaßregeln, um den religiösen Frieden möglichst ungestört zu erhalten. Zuzeiten haben die Christen Palästinas und Ägyptens sich unter diesen Bedingungen wohler gefühlt als früher unter byzantinischer Herrschaft. Dazu hat besonders die gerechte Form ihrer Besteuerung beigetragen.

Die Schutzbevölkerung hat für den ihnen gewährten Schutz eine doppelte Steuer zu zahlen, die Kopfsteuer und die Grundsteuer.

Die Kopfsteuer, eine Einrichtung, welche Mohammed zuerst bei den Magiern in Hadjar anwandte, wird nur von den Männern, „von denen, über welche das Rasiermesser geht", bezahlt und beträgt bei Reichen, also bei Kaufleuten, Ärzten, Fabrikanten und Großgrundbesitzern, 48 Drachmen, beim Mittelstande 24 Drachmen und bei Arbeitern 12 Drachmen jährlich. Gänzlich

frei sind Almosenempfänger, Blinde und Siechе, Greise und Geisteskranke; Mönche müssen dagegen die Kopfsteuer zahlen. Als Steuerquittung erhält man Plomben um den Hals gelegt, die jetzt noch öfter in ägyptischen Gräbern gefunden werden. Bei der nächstjährigen Besteuerung werden die Plomben durch neue ersetzt. Zur Zeit Omars betrug die Zahl der Kopfsteuerpflichtigen in Babylon 500000.

Abu Jusuf fordert eine humane Einziehung der Steuer.

„Kein Schutzbefohlener," sagt er, „darf ihretwegen geprügelt oder in die Sonne gestellt oder sonst wie mißhandelt werden; sondern sie sollen freundlich behandelt und gefangen gehalten werden, bis sie ihrer Verpflichtung nachkommen."

Um allen Ausschreitungen entgegenzuwirken, rät Jusuf, bei der Auswahl der Steuerbeamten besonders sorgfältig zu sein. Der Steuerdirektor in jeder Provinzialhauptstadt soll besonders zuverlässige Beamte auf die Dörfer senden, welche die Steuern persönlich einziehen. Bisweilen ist es vorgekommen, daß der Ortsvorsteher dem Steuerbeamten eine Pauschalsumme vorschlägt, etwa 500 Drachmen für das ganze Dorf. Derlei untersagt Abu Jusuf, weil die Staatskasse dabei betrogen werde. Die einkommende Summe soll dann an die Grundsteuerkasse abgeführt werden.

Die Grundsteuer nun, von der das ganze Buch des Abu Jusuf seinen Namen trägt, machte bei weitem das Hauptkontingent der Staatseinkünfte aus, so daß das Finanzministerium gerade zu „Diwan el-Charadj", das „Grundsteueramt" genannt wurde. Das arabische Wort für Grundsteuer „Charadj", ist ein persisches Lehnwort, und mit dem Worte ist auch die ganze Einrichtung aus dem persischen Chosroenreiche übernommen. Die Theorie stützt aber auch diese Einrichtung mit einer Anordnung Mohammeds. Als im Jahre 7 der Hedjra die hauptsächlich von Juden bewohnte Stadt Chaibar in Nordarabien erobert war, kamen die Einwohner zu ihm und sagten: „O Mohammed, wir waren die Herren dieser Ländereien und kennen sie besser als ihr; so verpachtet sie uns denn!" Da verpachtete Mohammed die dortigen Palmstände gegen die Hälfte des Ertrages und sandte im nächsten Jahre den Abd-Allah ibn Rawacha hin, um die Teilung vorzunehmen. Die Chaibarenser boten ihm ein Geschenk an, aber er schlug es ab mit den Worten: „Der Prophet hat mich nicht hergeschickt, um eure Güter zu verzehren, sondern um zwischen euch und ihm zu teilen." Dann sagte er: „Wenn ihr wollt, schätze ich den Ertrag ab und messe euch die Hälfte zu. Oder auch schätzt ihr ihn ab, wenn euch das lieber ist, und meßt die Hälfte." Da sagten die Juden von Chaibar: „Auf solcher Gerechtigkeit ruht Himmel und Erde." — Die einkommenden Erträge verteilte Mohammed unter seinen Getreuen.

Auf diesen Präzedenzfall stützte man sich bei der Übernahme der Verwaltung der unter Omar eroberten Länder, Ägypten, Syrien und besonders Babylonien. Den Arabern, die sich früher auf nichts als ihre Kamele und die Wüste verstanden, erschien die Verwaltung dieser Gebiete zunächst als eine unerschwingliche Aufgabe. Aber Omar, ein Verwaltungstalent ersten Ranges, überwand alle Schwierigkeiten. Die größte Not machten ihm übrigens nicht die Feinde, sondern seine Freunde. Die Mekkaner hätten es nämlich am

liebsten gesehen, wenn der ganze Sawad, d. h. das „Schwarzland" Babyloniens im Gegensatze zur weißen Wüste, einfach unter ihnen verteilt wäre. Besonders Bilal, der erste Muezzin (Gebetsausrufer) des Islam, ein Schwarzer aus Abessinien, kaprizierte sich darauf, Agrarier zu werden und einige tausend Morgen in Babylonien zu beherrschen. Er wurde in diesem Verlangen so wild, daß Omar schließlich ausrief: „Gott schütze mich gegen Bilal und seine Genossen!" und die spätere Pest in Syrien, der auch Bilal zur Beute fiel, als Strafe für diese Unbotmäßigkeit ansah. Aber nachgeben durfte er nicht, da er einsah, daß die Verteilung so gewaltiger Ländereien eine Utopie sei. Er bestimmte also, daß der Grund und Boden wie einst bei Chaibar im Besitze der Bewohner bleiben, daß aber die Grundsteuer dafür von nun an nach Medina gezahlt werden solle. Zur Verwaltung des Landes sandte er drei Beamte aus: dem Ammar ibn Jasir übertrug er Gebet und Krieg, dem Abd Allah ibn Masud das Richteramt und die Finanzverwaltung, endlich dem Othman ibn Huneif die Vermessung der Ländereien. Als Gehalt bestimmte er ihnen pro Tag ein Schaf, nämlich die eine Hälfte und die Eingeweide dem Ammar ibn Jasir, dessen Departement Gebet und Krieg war, den andern beiden je ein Viertel. Doch erschien ihm selbst dies Gehalt zu splendid. Er meinte, er nehme den ihm unterstellten Ländereien gegenüber die Stelle eines Waisenvormunds ein und habe also für sparsame Wirtschaft zu sorgen; wenn aber einem Lande täglich ein Schaf entzogen werde, so müsse seine Verödung notwendigerweise beschleunigt werden. — Othman vermaß also die Ländereien und legte auf den Garib (= $^1/_{10}$ Hektar) je nach der Bestellung desselben eine bestimmte Summe. Für den Hektar Rebengelände betrug die Abgabe 100 Drachmen, für den Hektar Palmenland 80 Drachmen, Zuckerrohr 60 Drachmen; Klee, Sesam, Baumwolle und Gemüse 50 Drachmen, Weizen 40 Drachmen, Gerste 20 Drachmen. Dazu die Kopfsteuer von 48, 24 und 12 Drachmen. In allen diesen Einrichtungen wird sich Omar an die persische Besteuerung angeschlossen haben; doch wird ausdrücklich berichtet, daß die Grundsteuer der Perser noch höher war.

Nach dreijähriger Einsammlung brachte Othman eine Summe davon nach Medina. Als er ankam, fragte Omar: „Wieviel bringst du?" — „Eine Million Drachmen", sagte jener; für unsre Begriffe, die mit Milliardenetats zu rechnen gelernt haben, nicht so viel, aber für Omar eine unbegreiflich hohe Summe. Er fragte deshalb: „Weißt du auch, wieviel eine Million ist?" — „Gewiß," entgegnete Othman, „hunderttausend und hunderttausend usw. zehnmal." Omar aber brach das Gespräch ab mit der etwas zweifelhaften Wendung: „Geh, du bist müde; schlafe aus bis morgen!" Am andern Morgen kam Othman wieder mit der Bitte: „Nimm das Geld von mir in Empfang!" — „Wieviel ist es denn?" fragte Omar wieder. — „Eine Million." „Gutes Geld?" — „Gewiß," antwortete Othman und deckte seine Schätze auf. Als nun Omar Dinge sah, wie seine Augen sie noch nie gesehen hatten, Gold und Silber, Perlen und Juwelen, da weinte er, und als einer zu ihm sagte: „Das ist doch ein Anlaß zum Danken, warum weinst du da?" antwortete er: „Gewiß, aber Gott hat keinem Volke so etwas geschenkt, ohne

daß zwischen ihnen Feindschaft und Haß ausgebrochen wäre!" — Diese Befürchtung hat sich schon unter seinem Nachfolger Othman verwirklicht. Dann aber rief Omar: „O ihr Leute, wir haben viel Geld bekommen; wollt ihr, daß wir es euch mit dem Scheffel zumessen, oder sollen wir es euch zuzählen oder zuwägen?" Einer aus der Menge rief: „Beherrscher der Gläubigen, laß von den Leuten Listen anfertigen, nach denen sie Pensionen erhalten." Diesen Vorschlag griff Omar auf und ließ nun, vom Propheten ausgehend, die Listen aufstellen. Der Oheim Mohammeds, Abbas, der Stammvater der Abbasiden, erhielt 12000 Drachmen jährlich; ebenso die Witwen Mohammeds je 12000, die Auswanderungsgenossen je 5000, die Hilfsgenossen aus Medina je 3000 und die späteren Muslimen geringere Summen. Als das Geld in den nächsten Jahren beträchtlich zunahm, so daß im letzten Jahre des Omar die Steuern aus dem Sawad 100 Millionen Drachmen betrugen, sagte Omar: „Wenn ich diesen Tag im nächsten Jahre noch erlebe, dann sollen alle Menschen gleiche Pensionen erhalten, und der Schäfer in Jemen soll sie bekommen, ohne daß er sich von der Reise nach Medina ein rotes Gesicht zu holen braucht." Aber er starb vorher, und unter Othman ist das Geld gewiß bei seinen Verwandten in Medina geblieben.

Von diesen Berichten über die klassische Jugendzeit des Islam wendet sich Abu Jusuf nun zu seiner Gegenwart. Er sagt: „Ich habe mich über die Grundsteuer im Sawad und die verschiedenen Formen, in denen sie eingezogen wird, genau orientiert, ja eine Konferenz von Kennern dieser Dinge einberufen und mich mit ihnen darüber unterhalten. Und da waren alle der Ansicht, daß dabei große Mißstände vorkämen. „Besonders wurde geltendgemacht, die jetzige Grundsteuer sei zu hoch, wie schon daraus hervorgehe, daß ein großer Teil des bebaubaren Landes brach liege. Man könne eben große Strecken nicht bebauen, weil man die Grundsteuer darauf nicht tragen könne; und was seit hundert Jahren brach gelegen habe, könne nicht gleich in ganzer Höhe besteuert werden. Wer es bebauen wolle, brauche dazu große Mittel, und wenn dann gleich die Steuer dazukäme, so wäre die Ausgabe so hoch, daß die Bebauung sich nicht lohne. Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Verödung Babyloniens, die heute fast das ganze Land umfaßt, schon damals ziemlich weit vorgeschritten war.

Demnach erwägt nun Abu Jusuf die richtigste Form der Steuer. Zwei Formen kämen in Betracht: entweder lege man auf ein bestimmtes Maß Landes eine bestimmte Summe, oder man erhebe eine Quote vom Ertrage. Die erstere Form, wie sie unter Omar bestand, scheint ihm weniger empfehlenswert, weil dann der Betrag der Abgabe stets gleich bleibe, während doch das Einkommen, besonders wegen der schwankenden Getreidepreise, stark differiere. Das wäre freilich anders, wenn die Getreidepreise sich nach Angebot und Nachfrage richteten; aber sie folgten vielmehr unbekannten Gesetzen. Es sei gar nicht immer so, daß die Wohlfeilheit von der großen Menge des Getreides herrühre, und hohe Preise vom Mangel; sondern bisweilen sei die Frucht reichlich und doch teuer, bisweilen dagegen knapp und doch billig.

Daher empfiehlt er eine Ertragsteuer, eine Einkommensteuer. Die dabei von ihm vorgeschlagene Steuerquote ist nach unserm Urteil außerordentlich hoch. Auf Boden mit fließendem Wasser sollen von Weizen und Gerste zwei Fünftel des Ertrages (= 40 %) erhoben werden, auf Boden mit künstlicher Bewässerung durch Kanäle usw. anderthalb Fünftel (= 30 %), bei Palmen, Reben, Klee und Obstgärten ein Drittel, bei Gemüse ein Viertel. Diese Quoten sollen entweder von den Steuerbeamten in natura genau abgemessen, an die Kaufleute verkauft und der Erlös dann an die Staatskasse abgeführt werden, oder aber die Produzenten sollen selbst den Verkauf besorgen und den Erlös an die Beamten abführen. Diese Form der Besteuerung nach dem Ertrage sei die beste sowohl für die Untertanen wie schließlich auch für den Souverän. Die Abweichung von der Sunna, von den Bestimmungen des Omar, wird damit begründet, daß die Sätze des Omar zu hoch gewesen seien, wie eben die Verödung des Landes beweise. Und dann kämen die Auswanderungsagenten und benutzten die Klagen über die hohen Steuern, um die Leute zur Auswanderung zu veranlassen. Auch habe Omar selbst schon für die verschiedenen Länder verschiedene Tarife aufgestellt, andre z. B. in Südarabien, andre in Babylonien. Und schließlich sei das höchste in diesem Falle in Betracht kommende Gesetz der Koranspruch, daß man niemandem Lasten auflegen solle, die er nicht tragen könne. Hier zeigt sich also Abu Jusuf als Anhänger der rationalistischen Schule Abu Hanifas, im Gegensatze zur streng traditionalistischen Schule.

Immer aufs neue aber empfiehlt er die milde Behandlung der Steuerpflichtigen. Besonders rät er ab von der Verpachtung der Steuern an einen Privatunternehmer. Denn wenn dieser zu hohe Verpflichtungen eingehe, sei er ja geradezu auf die Übervorteilung der Steuerzahler angewiesen und werde dazu getrieben, ungesetzliche Mittel anzuwenden, indem er die Leute prügeln oder sie in die Sonne stellen und Öl auf ihren Kopf gießen oder ihnen Steine an den Hals hängen läßt. Als Omar das einmal bei seiner Reise nach Syrien beobachtete, habe er derlei verboten und an das Wort Mohammeds erinnert: „Peinigt die Menschen nicht! Denn die, welche im Diesseits Menschen peinigen, wird Gott am Auferstehungstage peinigen."

Etwas anders als bei der Verpachtung an Unternehmer stehe es, wenn die Steuerzahler aus ihrem Kreise einen Vertrauensmann abordnen, der dem Kalifen gegenüber für die Grundsteuer seines Kreises bürgt. Das sei anzunehmen, wenn dieser Mann wirklich vertrauenswert sei. Aber zur Kontrolle solle ihm der Kalife einen aus der Grundsteuerkasse besoldeten Kommissar beigeben, der etwaigen Mißbräuchen auf das entschiedenste entgegenzutreten habe. Am besten bleibe es immer, wenn der Staat selbst die Steuererhebung durch brave und treue Beamte vornehmen lasse, die das Wort Mohammeds im Gedächtnis hätten:

„Wenn wir jemanden als Steuereinnehmer entsenden, so sei er ehrlich im kleinen und großen; denn wenn jemand auch nur bei einem Faden und dergleichen betrügt, so wird er diese Veruntreuung am Auferstehungstage tragen müssen."

Die Steuerbeamten müssen mit derselben Sorgfalt ausgewählt werden wie die Beamten der Militär- und Richterkarriere. Auf ihren Dienstreisen sollen sie von Soldaten begleitet sein, welche ihre Löhnung jedoch nicht aus der Steuerkasse, sondern von der Militärintendantur empfangen. Besonders ist dagegen zu wirken, daß die Steuerbeamten sich von den Steuerpflichtigen verpflegen lassen, und zwar nicht sich allein, sondern auch ihre Verwandten. Es komme vor, daß sie ihre Schulden dadurch abtrügen, daß sie ihren Gläubigern auf diese Weise eine billige Erholungsreise aufs Land verschafften und sie auf Kosten der Grundsteuerzahler verpflegen ließen.

Auch auf die Termine der Steuern muß man sorgfältig achten. Gleich nach der Ernte soll das Getreide gedroschen und dann die Quote davon genommen werden. Bei zu langem Lagern geht dem Staate etwas verloren. Bei der Teilung soll nur mit einem Maße gemessen werden, und nicht etwa dem Fürsten mit dem großen Scheffel, dem Bauern mit dem kleinen. Und wenn die Bauern die Steuern in bar zahlten, solle nicht das genommen werden, was man das Agio der Drachme nenne. Es komme nämlich vor, daß jemand Drachmen zur Bezahlung der Steuer bringe, und man ihm dann eine Summe davon abziehe mit der Begründung: So ist der Kurs und der Geldwert. Um alle solche Mißstände zu vermeiden, sei die Einrichtung des Kalifen Ali empfehlenswert, die Amtsführung der Steuereinnehmer durch Inspektoren von Zeit zu Zeit revidieren zu lassen und bei Unregelmäßigkeiten exemplarische Strafen über sie zu verhängen. Endlich solle der Kalife allmonatlich Audienzen ansetzen, in denen der Grundsteuerzahler ihm eventuell persönlich seine Beschwerde vortragen könne.

Die Grundsteuerbeamten sollen gleichzeitig auch als Landeskulturinspektoren wirken. Da sie mit den Landleuten in Berührung kommen, können sie z. B. erfahren, wo alte, jetzt verfallene Bewässerungskanäle vorhanden sind. Dann sollen sie die Regierung darauf aufmerksam machen, und diese läßt dann die verfallenen Kanäle halb auf Staatskosten, halb auf Kosten der Anwohner wiederherstellen. Auf die Erhaltungskosten der Kanäle, eine für Babylonien besonders wichtige Angelegenheit, die schon im Kodex des Hamurabi gestreift wird, geht Abu Jusuf sehr ausführlich ein.

Eine Betrachtung für sich erheischen dann noch die Lehen oder Staatsdomänen. Ganz wie heute der Sultan in Babylonien und Palästina beträchtliche Krondomänen besitzt, die nach allgemeinem Urteile der Reisenden Musterwirtschaften sind, war es auch schon zur Zeit der persischen Könige, und Omar hat diese Einrichtung bei der Eroberung des Landes übernommen. Zu Krondomänen erklärte Omar allen Landbesitz des Chosroen und der Mitglieder des Königshauses; alles Land der im Kriege Gefallenen und Geflohenen; alle Wassersümpfe; alle Gebiete, die, weil unbebaut, keinen gesetzmäßigen Besitzer haben, und alle Poststationen. Diese Domänen werden vom Kalifen verpachtet. Die Pacht kann je nach Zweckmäßigkeitsgründen erhoben werden, ja der Kalife kann solche Grundstücke auch ohne Pacht verdienten Männern als Lehen geben; aber stets bleiben sie Staatseigentum. Zur Zeit Omars betrugen die aus diesen Domänen erzielten Einkünfte sieben Millionen

Drachmen. Abu Jusuf empfiehlt, alles unbebaute Land Leuten zu Lehen zu geben und dadurch zu Kulturland zu machen; denn das liege im Interesse des Kalifen und der Untertanen, bevölkere die Länder und mehre die Grundsteuer. Übrigens hätte schon Mohammed bestimmte Teile von Palästina einigen seiner Anhänger zum Lehen gegeben, noch ehe sie erobert waren.

Alle diese Ausführungen über Kopfsteuer und Grundsteuer beziehen sich nur auf die Schutzbevölkerung der eroberten Länder. Ganz anders liegen die Verhältnisse, und zwar weit weniger drückend, wenn die Bevölkerung den Islam annimmt. Dann zahlt sie nicht Kopf- und Grundsteuer, sondern wie die übrigen Muslime die Almosensteuer oder den Zehnten, entsprechend der Vorschrift des Korans: „Nimm, o Prophet, von ihren Gütern Almosen, auf daß du sie dadurch reinigest und sühnest." Das Almosen hat schon zu Lebzeiten Mohammeds die Entwicklung von der freiwilligen zur gesetzlich geregelten Abgabe durchgemacht. Zunächst stand es in jedermanns Belieben, was und wieviel er geben wollte; er konnte es auch offen oder geheim spenden. Aber als der Islam in Medina staatliche Formen annahm, als insbesondere die kostspieligen Kriegsunternehmungen gegen Mekka viel Geld erforderten, leitete Mohammed die von allen Seiten gespendeten Gaben zu einem Strome zusammen und ließ diesen in die Staatskasse münden: die freiwilligen Almosen wurden zu einer Steuer umgewandelt.

Weil aber so ziemlich der ganze Besitz eines Arabers zu Mohammeds Zeiten in Vieh bestand, so regelt auch die Sunna besonders die Almosengabe vom Vieh oder den Viehzehnten. Der Viehzehnte ist eine uralte religiöse Sitte des Orients. Schon vor Mohammeds Auftreten wird von den Stammespriestern eine ähnliche Abgabe gefordert sein. Der Ausdruck „Zehnter" ist dabei nicht zu pressen, sondern die Höhe der Abgabe wurde verschieden bemessen. Mohammed ließ sich über die Almosensteuer ein Schriftstück anfertigen und band es an sein Schwert; ebenso machten es seine Nachfolger Abu Bekr und Omar. Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Bei Schafen von 40—120 Stück ein Schaf; von da an zwei Schafe bis zu 200 Stück; von da an bis zu 300 Stück drei Schafe. Sind es noch mehr, von jedem Hundert ein Schaf. Von einem Hundert, das nicht voll ist, ist nichts zu zahlen. Für fünf Kamele ein Schaf, für 10 Kamele zwei Schafe, für 15 Kamele drei Schafe, für 20 Kamele vier Schafe. Von 25—35 ein einjähriges weibliches Kamelfüllen, von 36—45 ein zweijähriges weibliches Kamelfüllen, von 46—60 ein dreijähriges weibliches Kamelfüllen, von 61—75 eine vierjährige Kamelin, von 91—120 zwei dreijährige weibliche Kamelfüllen. Bei Herden, die 120 Stück übersteigen, ist von je 50 ein dreijähriges und von je 40 ein zweijähriges weibliches Kamelfüllen zu entrichten, wobei weder Getrenntes vereinigt noch Vereinigtes getrennt werden darf." Über Pferde hatte Mohammed keine Bestimmungen getroffen. Er sagte: „Ich sehe in meiner Gemeinde über Pferde und Sklaven hinweg."

Bei den Rindern ist die Abgabe ähnlich wie bei den Schafen; unter letzteren sind auch die Ziegen mit zu verstehen. Natürlich werden über die Eigenschaften der betreffenden Tiere besondere Vorschriften gegeben, die teils im Interesse des Steuerzahlers, teils in dem der Empfänger liegen: die Zehntentiere sollen nicht altersschwach, blind oder mit auffallenden Fehlern

behaftet sein, aber auch nicht trächtig, nicht säugend, keine Masttiere und keine Böcke. Milde und Gerechtigkeit beim Einsammeln dieser Steuer hatte schon Mohammed seinen Sendboten zur Pflicht gemacht. Als er den Ubada ibn es-Samit als Steuerbeamten aussandte, sagte er in seiner drastischen Weise zu ihm: „Hüte dich vor Gott, o Abu el-Valid, daß du am Tage der Auferstehung nicht mit einem schreienden Kamele auf dem Nacken ankommst oder mit einer brüllenden Kuh oder einem blökenden Schafe," also mit einem Tiere, das er unrechtmäßig einforderte.

Wie dagegen die Almosensteuer oder der Zehnte von totem Besitze, also z. B. von den Kaufleuten in Bagdad zu erheben ist, darüber äußert sich Abu Jusuf nur dürftig. Offenbar kam diese Steuer gegenüber der Grundsteuer nur wenig in Betracht. Es scheint, als ob in diesem Falle die Steuer bei Muslimen $^1/_{40}$ des Gesamtvermögens betrug, bei Schutzgenossen $^1/_{20}$, bei Feinden, also Ausländern, $^1/_{10}$. Dagegen spricht unser Verfasser ausführlich über die von Omar eingerichteten Zölle. Auch sie betragen bei Waren, die von Muslimen eingeführt werden, $^1/_{40}$ des Wertes; werden die Waren von Schutzgenossen eingeführt $^1/_{20}$, von Feinden $^1/_{10}$. Diese Sätze sind also verhältnismäßig niedrig. Waren unter 200 Drachmen Wert sind zudem zollfrei. Die von den Muslimen erhobenen Steuern und Zölle gelten als Almosensteuer, die von der Schutzbevölkerung und den Feinden erhobenen als Grundsteuer.

Wir gehen nun zur Verwendung der Steuer über. Nach der Koranvorschrift sind die Steuern zu verwenden:

„für die Armen und Dürftigen, für die Almoseneinnehmer, für die Gegner, welche man günstig stimmen muß, ferner für den Loskauf der Gefangenen, für arme Schuldner, für die Zwecke des Glaubenskrieges und für die Reisenden nach Anordnung Gottes."

Bei den Reisenden ist besonders an die Pilgrime, an die Mekkapilger zu denken. Unter diese Rubrik fallen daher auch die Wegeunterhaltung und die Posten. Abu Jusuf setzt eine wohlorganisierte Post voraus, die aus der Staatskasse unterhalten wird. Die Post dient gleichzeitig als staatliches Nachrichtenbureau. Die Postbeamten haben die Pflicht, alle wichtigen Verfügungen der Beamten gegen die Unterbeamten dem Kalifen mitzuteilen und so eine offizielle Kontrolle auszuüben. Sie dienen zur Überwachung der Richter, Statthalter und andrer Beamten. Auf die sorgfältige Auswahl des Postpersonals in den höheren Stellen muß der Kalife also vor allem ein sorgsames Auge haben.

Über das Militärwesen redet Abu Jusuf nirgends, offenbar weil er darin nicht sachkundig war und der Kalife das besser verstand. Dagegen spricht er ausführlich über ein Gebiet, das ihm als Richter besonders nahe liegt, nämlich über das Gefängniswesen. Der Unterhalt der Gefangenen ist durch eine Verfügung des Kalifen Ali geregelt: wenn Ali einen Verbrecher gefangen setzte, wurden die Unkosten für ihn aus seinem eigenen Vermögen bestritten; besaß er aber nichts, so zahlte die Staatskasse für ihn die Unkosten, und zwar nach Omar ibn Abd-el-Azig aus der Almosensteuer. Auch gefangene Anders-

gläubige sollen bis zur Aburteilung ernährt und gut behandelt werden. „Wie könnte man aber einen Muslimen, der sündigte oder ein Verbrechen beging, Hungers sterben lassen, da ihn doch nur Gottes Ratschluß oder Irrtum zu seiner Tat trieb?“ Die Gefangenen sollen sich selbst verpflegen, indem sie monatlich eine Summe von 10 Drachmen erhalten und davon sich Brot und Zukost verschaffen müssen. Diese Summe wird aber nicht den Gefängnisaufsehern und Polizisten zur Auszahlung übergeben; denn die könnten sie unterschlagen. Sondern der Gefängnisdirektor soll sich eine Liste derjenigen Gefangenen anlegen, für welche der Unterhalt beschafft werden muß. Dann ruft er am ersten jedes Monats die Gefangenen Mann für Mann beim Namen auf und gibt ihnen das Geld in die Hand. Ist jemand währenddessen entlassen, so geht seine Löhnung an die Staatskasse zurück. Als Kleidung wird ihnen im Winter Hemd und Kleid, im Sommer Hemd und Schurz gegeben. Wenn sie dies Notwendigste erhalten, brauchen sie nicht in ihren Ketten hinauszugehen und die Leute um ein Almosen anzubetteln. Denn

„das wäre doch zu hart, daß Muslime, die gefehlt und gesündigt haben, deren Lage eine Schickung Gottes ist und die daher gefangen sind, auch noch in Ketten sich der Öffentlichkeit zeigen und betteln sollen! So handeln ja nicht einmal Andersgläubige! Und außerdem ist es auch noch fraglich, ob sie beim Betteln etwas erhalten. Sieh, der Mensch ist nicht frei von Sünde! Daher nimm dich ihrer an und laß ihnen den nötigen Unterhalt auszahlen. Und wenn jemand von ihnen stirbt, der keinen Versorger oder Verwandten hat, so soll er auf Staatskosten gewaschen und in ein Leichentuch gehüllt werden; dann wird über ihm gebetet und er begraben. Aber ich habe vernommen, und zwar von einem vertrauenswerten Zeugen, daß gar manchmal ein Fremder, der im Gefängnisse starb, einen oder zwei Tage dort gelegen hat, bis man beim Aufseher wegen seiner Bestattung anfragte, und bis die Gefangenen selbst von dem, was sie erbettelt hatten, eine Sammlung veranstalteten und jemanden mieteten, der ihn zum Friedhofe trug und begrub: ohne Waschung, ohne Leichentuch und ohne Gebet. Wie schrecklich ist das unter dem Islam und unter einer muslimischen Bevölkerung.“

Nicht besser ist es, wenn jemand auf bloßen Verdacht hin zweihundert oder dreihundert Schläge erhalten hat. Das ist wider das Gesetz! Hat doch Mohammed gesagt: „Der Rücken des Gläubigen ist ein Banngebiet.“ Die Gesetze müssen beobachtet werden; denn ein Gesetz, welches im Lande gehandhabt wird, ist besser, als wenn man dreißig Tage Regen hat. Überhaupt aber soll die Strafe in zweifelhaften Fällen nicht vollzogen werden. Ebenso widerspricht es aber auch der Sunna, für einen notorischen Verbrecher beim Imam Fürsprache einzulegen.

In diesem Zusammenhange erörtert Abu Jusuf auch die Bestrafung für verschiedene Verbrechen, für Diebstahl, Ehebruch, Weintrinken, Giftmischung, Straßenraub und Abfall vom Islam, die Talio, die Folterung, die Verjährung, Blutrache und Blutgeld, die Bestrafung entlaufener Sklaven und die Unfallsentschädigung, welch letztere besonders fein durchdacht und ausgearbeitet ist. Wir übergehen das alles, obwohl sich viele interessante Einzelheiten darin finden. Nur eins sei noch erwähnt, nämlich der auffallende Schluß des Buches, der vom persönlichen Verhalten gegen Andersgläubige handelt. Gegen die Andersgläubigen als Gesamtheit steht der Islam in

steter Feindschaft, aber für das Verhalten gegen den Einzelnen gilt ein andrer Kanon.

„Ich fragte Abu Hanifa, wie ein Jude oder Christ zu trösten sei, dem Kinder oder Verwandte sterben. Er antwortete: Man sagt etwa zu ihm: ‚Gott hat den Tod für seine Geschöpfe aufgezeichnet; wir gehören Gott und kehren zu ihm zurück. Möge dir Geduld zuteil werden in der dir widerfahrenen Schickung. Möge Gott dir die Zahl deiner Lebensjahre nicht verringern.‘ Oder man bedient sich eines Wortes des berühmten Überlieferers Hasan aus Basra. Dessen Kollegien pflegte ein Christ zu besuchen. Als dieser nun starb, ging Hasan zu seinem Bruder, um ihn zu trösten, und sagte zu ihm: ‚Gott belohne den Toten mit dem Lohne, den sonst deine Glaubensgenossen erhalten. Und er segne uns im Tode und mache ihn zu dem angenehmsten Besuche, den wir erwarten. Möge dir in der dir widerfahrenen Schickung Geduld zuteil werden!‘“

Wenn die Frage, wie man sich persönlich zu Andersgläubigen zu stellen habe, die letzte Frage des Kalifen Harun al-Raschids gewesen ist, so führt uns dieser Schluß von selbst zu unserm Ausgangspunkte, zu seiner Freundschaft mit Karl dem Großen zurück.

Ob Harun al-Raschid sich nun in seiner Regierung nach dieser Denkschrift gerichtet habe, erfahren wir nicht. Aber die Schrift wurde zu einem vielgebrauchten wissenschaftlichen Lehrbuche, zu dem klassischen Werke über das mohammedanische Staatsrecht. Ungezählte Juristengeschlechter haben es zu den Füßen ihrer Lehrer auswendig lernen müssen. Von den beiden Handschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin stammt die eine aus Delhi, die andre aus Ägypten. Noch um 1700 war eine türkische Übersetzung des Werkes ein Bedürfnis. Heute hat es natürlich nur noch historische Bedeutung. Aber welch tiefen Einblick gewährt es uns in die kulturellen und rechtlichen Verhältnisse der Regierungszeit Harun al-Raschids, und wieviel höher stand damals die Bildung am Hofe zu Bagdad als im Abendlande!

Das Klima der Mittelmeerländer und seine Folgewirkungen.

Von
Theobald Fischer.

Die Zahl der Deutschen, die, sei es zu ihrem Vergnügen, sei es zu ihrer Belehrung oder aus gesundheitlichen Gründen, die Mittelmeerländer, zu Lande oder zur See, bereisen oder am Ufer des Mittelmeeres längere oder kürzere Zeit Aufenthalt nehmen, wächst außerordentlich rasch. Und ebenso wächst, wie man aus verschiedenen Anzeichen schließen muß, die Zahl derjenigen Allgemeingebildeten, die sich nicht mit ihrem Reisehandbuche begnügen, sondern ihr Verständnis für diese Länder auch noch aus andern Quellen zu vertiefen und damit den Genuß der Reise zu erhöhen bemüht sind. Diesem Bedürfnis in bezug auf einige bisher weniger beachtete Fragen entgegenzukommen ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Das Klima der Mittelmeerländer, das ja zu den, den Nordländer am meisten anziehenden Eigenschaften dieses Ländergebietes gehört, wird gekennzeichnet durch die Milde des Winters bei nur mäßig gesteigerter Sommerwärme, wozu die das ganze Jahr, aber besonders im Sommer wegen der wunderbaren Mischung von Land und Meer, die diesen Erdgürtel ferner kennzeichnet, lebhaft bewegte Luft beiträgt, vor allem aber durch eine je weiter nach Süden um so schärfer hervortretende Scheidung des Jahres in eine Regenzeit und eine Trockenzeit. Die Regenzeit der Mittelmeerländer beginnt, wenn diese, entsprechend der Verschiebung des subtropischen Luftdrucks an der Ostseite des Atlantischen Ozeans nach dem scheinbaren Gange der Sonne äquatorwärts, in den Mitteleuropa das ganze Jahr kennzeichnenden Gürtel veränderlicher Winde eintreten; sie endigt, wenn sie südlich von diesem Gürtel veränderlicher Winde liegen und mehr das Ausgangsgebiet von Luftströmungen, also vorzugsweise nördlicher sind. Freilich, der Nordländer, der den Süden wegen der Milde des Winters aufsucht, macht sich nicht immer klar, daß er da zugleich in die Regenzeit hineinkommt, und empfindet daher zuweilen eine gewisse Enttäuschung. Doch wird er bald

feststellen, daß ein Regentag in den südlichen Mittelmeerländern, ja selbst noch an der Riviera, etwas andres bedeutet als in Mitteleuropa; denn der Satz, den Cicero nach seinen dort gemachten Erfahrungen aussprach, in Sizilien herrsche nie so schlechtes Wetter, daß man nicht jeden Tag die Sonne sehe, war in der Tat eine nur sehr geringe Übertreibung. Vereinzelte, kurze, heftige Güsse, die oft große Niederschlagsmengen liefern, kennzeichnen die Winterregenzeit der Mittelmeerländer. Nach einem solchen Gusse bricht sofort die Sonne wieder durch. Der Wärmegang sowohl in der täglichen wie in der jährlichen Periode ist zwar weit entfernt von der Gleichmäßigkeit des reinen See- oder des Äquatorialklimas, aber doch weit gleichmäßiger als in Mitteleuropa, um so gleichmäßiger, je mehr die betreffende Örtlichkeit nach ihrer Lage dem Einflusse des Mittelmeeres ausgesetzt ist. Dieser bewirkt, daß beispielsweise der Unterschied der Mitteltemperatur des wärmsten und des kühlsten Monats in Palermo nur 14,4, in Malta 14,0, in Alexandria 11,5° C beträgt, gegen 19,3 in Frankfurt a. M., 20,2 in München. Dieser Gegensatz wird im allgemeinen unter festländischen Einflüssen von Süden nach Norden und von Westen nach Osten, ebenso von den Küsten ins Innere der Mittelmeer-Halbinseln größer. Aber das ganze Mittelmeergebiet nimmt an der thermischen Begünstigung Europas teil, am meisten im Winter; denn man kann sagen, daß das Mittelmeer, das — dank seiner Abgeschlossenheit gegen den Ozean durch die unterseeische Schwelle am äußeren Eingange der Straße von Gibraltar seine thermischen Verhältnisse selbst regelt und, abgesehen von einer nur etwa 350 m mächtigen Oberflächenschicht, mit nach dem Stande der Sonne veränderlicher Temperatur, — einem gewaltigen Troge mit Wasser von etwa 13° C gleicht, der als mäßige Warmwasserheizung wirkt. Auch in den größten Tiefen des Mittelmeeres, in der südwestpeloponnesischen Tiefe, hat man bei 4400 m noch 13,5° C. nachgewiesen. Daneben sendet aber auch die große Wüste als Herd einer allerdings meist nicht angenehm empfundenen (Scirocco) Warmluftheizung in vereinzelten Luftwirbeln große Massen meist staubreicher, warmer Luft in das Mittelmeergebiet hinein, die sich örtlich, über Gebirgswälle herabsinkend, ähnlich dem Föhn unsrer Alpen, zu ungewöhnlichen Wärmegraden, noch in Palermo bis nahe an 50° C, zu erhitzen vermag. Obwohl die Niederschlagsmengen infolge der Mischung von warmen Meeresflächen und hohem Lande im allgemeinen größer sind als in Mitteleuropa, so ist bei der höheren Wärme die relative Feuchtigkeit und die Bewölkung doch weit geringer, die Heiterkeit des Himmels sehr viel größer. Tatsächlich verfügen die meisten Mittelmeerländer und namentlich die Ostseiten der Halbinseln, je weiter nach Süden um so mehr, wenn das dem gerade in der Regenzeit dieselben besuchenden Nordländer auch nicht gleich einleuchten will, über eine so große Zahl heiterer Tage, wie sie kaum in einer andern Erdgegend vorkommen dürfte.

Diesen so skizzierten klimatischen Charakterzügen des Mittelmeergebietes entspricht nun eine ganze Reihe von Folgewirkungen verschiedener Art, die sich einmal vor Augen zu führen lohnend und für das Verständnis dieses so vielseitig anziehenden Ländergürtels von Wert sein dürfte.

Zunächst möge, ohne auf feinere physiologische Untersuchungen und Spekulationen einzugehen, auf gewisse offensichtliche Wirkungen des Klimas auf den Menschen, hingewiesen werden. So ist es noch nicht lange her, ja in abgelegeneren Orten Italiens, Spaniens und anderwärts tritt uns das heute noch entgegen daß der Nordländer, ehe mit dem gesteigerten Reiseverkehr eigens für seine in der kurzen, winterlichen Regenzeit hervortretenden Bedürfnisse gebaut wurde, die steinernen Fußböden in den steinernen Häusern schmerzlich empfand. Die Häuser sind eben vorzugsweise der Sommerwärme angepaßt, die abzuhalten in Nordafrika meist die engen Gassen nicht nur mit Weinranken oder Segeltuch überspannt, sondern sogar tunnelähnlich überwölbt sind. Im Winter schützt man sich durch Pelzwerk und dicke Kleidung, wohl auch durch das gefährliche Kohlenbecken, oder man sucht die Sonnenseite der Straßen auf. So kann man vielfach, namentlich nach Regenwetter, die Bewohner sich sonnen sehen, und in Andalusien spricht man ebenso von tomar el sol (wörtlich: Sonne nehmen), wie man von tomar tabaco oder tomar chocolate (eine Schokolade nehmen) spricht. Fast das ganze Leben der Mittelmeervölker spielt sich im Freien ab und bewahrt den Menschen vor den üblen Folgen des Lebens in eingeschlossener, vielfach verdorbener Luft. Wie viel geringer sind die Anforderungen an Wohnung, Kleidung und Nahrung!

Eine weitere Folgewirkung des Mediterranklimas liegt darin, daß der Mensch durch den Wechsel einer niederschlagsreichen und niederschlagsarmen Jahreszeit förmlich auf die Aufspeicherung von Wasser zunächst für sich und sein Vieh, weiterhin aber auch für seine, ihm selbst und seinem Vieh Nahrung bietenden Pflanzen, also zur künstlichen Berieselung während des trockenen, aber warmen Sommers angeleitet wird, der dann die Pflanzen um so besser gedeihen macht.

Es gibt im Mittelmeergebiete ganze Landschaften von größter Fruchtbarkeit des Bodens, die nur für Nomaden während der Regenzeit bewohnbar waren. War diese vorüber, so wurde der Wassermangel bald so groß, daß auch sie abziehen mußten. In diesen Landschaften hat offenbar das Vorhandensein natürlicher Wasserlöcher in Felsbecken den Menschen dazu geführt, diese künstlich zu vermehren, zu vergrößern, sie mit zugeleitetem Wasser zu füllen, und so die Möglichkeit zu schaffen, sich dauernd niederzulassen. Dies gilt vor allem von der Landschaft En Nukra im nordöstlichen Palästina, obwohl ihr rotbrauner, tiefgründiger Boden, ein vulkanischer Zersetzungsstoff, die reichsten Ernten wundervollen Weizens mit Hilfe der Winterregen hervorzubringen vermag, die nur durch künstliche Aufspeicherung des Wassers dauernd bewohnbar war. Und so war es mehr oder weniger für einen großen Teil von Palästina. Jerusalem selber war ja im wesentlichen auf die Zisternen, deren jedes Haus eine besaß und besitzt, und die großen in der Bibel so oft genannten Teiche angewiesen, die mit Regenwasser gefüllt wurden. So litten während der vielen Belagerungen wohl die Belagerer, nicht aber die Belagerten an Wassermangel.

Auch in Italien gibt es Gegenden, wo die Bevölkerung allein auf das in Zisternen künstlich aufgespeicherte Wasser angewiesen ist. Nahezu 3/4 Mill. Menschen, namentlich in Apulien, haben nur solches, und da es in

ungenügender Menge vorhanden und häufig verunreinigt ist, so sind Typhus und andre Erscheinungen dort an der Tagesordnung.

Ähnlich war in einem großen Teile von Tunesien, wo in den glücklichen Zeiten, deren sich dies Land in den ersten christlichen Jahrhunderten als Zubehör des römischen Kaiserreiches erfreute, ein großer Teil seiner dichten Bevölkerung, da es nur wenige Quellen dort gibt und die Flüsse nur zeitweilig Wasser führen, auf künstliche Aufspeicherung der winterlichen Regenmengen angewiesen. Nur dadurch war eine solche Bodenverwertung und Verdichtung der Bevölkerung möglich. Reste dieser Anlagen, zum Teil so wohl erhalten, daß die gute französische Verwaltung sie ohne große Kosten hat wieder herstellen können, finden sich noch allenthalben. Aber alle Kunst vermochte nur Wasser für Menschen und Tiere aufzuspeichern, nicht auch, oder nur ganz ausnahmsweise, für künstliche Berieselung des Landes, obwohl man vielfach Wasserbehälter von großen Ausmessungen findet. Brunnen waren nur ausnahmsweise möglich. Es gab ansehnliche Städte, die nur von der Aufspeicherung der Winterregen lebten, die auf die kahlen Berge der Umgebung fielen. Diese waren künstlich mit zementierten Rinnen überzogen, die alles Regenwasser in Zisternen leiteten.

Auch im Atlas-Vorlande von Marokko, namentlich in den durch eine Decke fruchtbarster Schwarzerde ausgezeichneten Landschaften Abda und Dukkala, wo Brunnenbohrungen sehr schwierig und kostspielig sind, häufig auch kaum genießbares Wasser liefern, Quellen und Flüsse weithin völlig fehlen, konnte ich feststellen, daß diese Gegenden trotz ihrer Fruchtbarkeit erst durch künstliche Aufspeicherung der Winterregen dauernd bewohnbar geworden sind. Dort wurde der Mensch auch wohl zu diesem Verfahren angeleitet dadurch, daß sich auf der ihrer Entstehung nach noch zu schildernden Kalkkruste in Vertiefungen das Regenwasser längere Zeit hielt. Man hat dort in großer Zahl offene, meist kreisrunde Teiche angelegt, die von flachen Wällen des ausgehobenen Bodens umgeben sind.

Künstliche Berieselung ist in den Mittelmeerländern gewiß, wenn auch nur im kleinen, uralt. Schon in den homerischen Dichtungen werden künstlich bewässerte Gärten erwähnt. Wenn es auch denkbar ist, daß die Mittelmeervölker künstliche Berieselung von Ägypten und Mesopotamien her über Syrien kennen gelernt haben, notwendig ist das nicht. Die erziehende, kulturfördernde Wirkung der künstlichen Berieselung kann nicht gut überschätzt werden. Sie sichert und erhöht die Ernte, sie zwingt die Menschen bald, sich zu Genossenschaften zusammen zu tun, um Rieselwasser im großen zu sichern und weiter zu leiten, sie zeitigt ein besonderes Wasserrecht, sie zwingt, um die Kosten der Wasseranlagen zu decken, zum Anbau reicher lohnender Gewächse, die aus den entferntesten Erdgegenden herbeigeholt werden, wie schon im Mittelalter Zuckerrohr und Baumwolle, vor allem aber zur Baumzucht. Wenigstens die Zucht der am reichsten lohnenden, aus dem regenreichen südostasiatischen Monsungebiete stammenden Aurantiaceen ist nur unter künstlicher Berieselung möglich. Der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den kleinen Küstenebenen der andalusischen Südküste reichen Ertrag gebende Zuckerrohrbau hat

großartige Wasseranlagen möglich gemacht. Der Charakter ganzer Landschaften wird unter künstlicher Berieselung ein andrer. Der Wert und der Ertrag des Bodens steigern sich außerordentlich. In Sizilien bringt bewässerter Boden zwanzigfachen, in der Huerta von Murcia bis siebenunddreißigfachen Ertrag und in der südlichen Huerta von Valencia ist schon ein Hektar bewässerbarer Apfelsinenhain mit 30000 Franken bezahlt worden. Ja selbst an sich minderwertige Gewächse können unter künstlicher Berieselung reichen Ertrag geben. So die Luzerne- und Kleefelder der Lombardei, die ausnahmsweise bis achtmal im Jahre geschnitten werden können, ja einige Lombarden, die sich in der römischen Campagna angesiedelt haben und mit Hilfe von Rieselwiesen Rom mit Milch und Butter versehen, erzielen bis zu zehn Schnitte im Jahre. Auf solchen Rieselwiesen beruht im wesentlichen die hochgestiegene und ungeheure Mengen von Butter und Käse (Gorgonzola, Strachino, Parmesan usw.) liefernde Viehzucht der niederen Lombardei. Man berechnet die jetzt in Italien künstlich berieselte Fläche auf 16700 qkm, zu denen in Zukunft weitere als berieselbar erwiesene 14000 qkm hinzukommen werden. Italien würde dann also eine Fläche künstlich berieselten Bodens etwa von der Größe der Provinz Pommern haben. Nehmen wir nun den Ertrag dieses Rieselandes nur um zehnmal größer an (wohl zu hoch), so würde das also einer Vergrößerung des Landes um zehn Provinzen wie Pommern entsprechen. Der so viel größere Ertrag findet aber auch einen Ausdruck in der viel dichteren Bevölkerung, die, auf kleine Fläche zusammengedrängt, eine ganz andre Bedeutung hat als die gleiche Menschenzahl, die über einen weiten Raum verstreut ist. An der Nord- und Ostküste Siziliens, die einem fast ununterbrochenen Fruchthaine mit künstlicher Berieselung gleicht, in dem bei Palermo eine Quelle, die nur 1 Liter Wasser in der Sekunde gibt, einer jährlichen Rente von 3000 Franken entspricht, drängen sich die Menschen, obwohl sie fast ausschließlich auf die Bodenverwertung angewiesen sind, derartig, daß in dem Küstengürtel von 0—50 m Höhe 1003 Köpfe (allerdings wegen Palermo) auf 1 qkm kommen. Ähnlich ist es in den Huertas von Spanien. In der größten, der von Valencia, wohnen 200 Menschen auf 1 qkm, in dem sich darüber erhebenden Hügellande von Teruel dagegen nur 17.

Auf künstliche Aufspeicherung der winterlichen Regenmengen weisen vor allem auch die durch die sommerliche Trockenheit bedingten *Gegensätze der Wasserführung* der Flüsse und Bäche hin, die so groß sind, daß nur eine nach Süden hin immer kleiner werdende Minderzahl derselben dauernd Wasser führt. Das Flußnetz der Mittelmeerländer, wie es meist auf unsern Karten dargestellt wird, muß daher bei dem Nichtkundigen falsche Vorstellungen hervorrufen. Es müßten Dauerflüsse von nur zeitweilig fließenden durch besondere Zeichen unterschieden werden, wie das Volk schon in Italien einen Torrente oder eine Fiumara (in Kalabrien und Sizilien) von einem Fiume, in Spanien eine Rambla von einem Rio, in Nordafrika einen Wadi von einem Wed unterscheidet. Führen doch an der 250 km langen Küste von Palästina von den zahlreichen, aus dem Westjordan-Hochlande herabkommenden Flüssen, von starken Quellen am Fuße des Hochlandes gespeist, nur zehn dauernd Wasser,

aber auch nur in der Küstenebene. Allerdings hat der Boden auf die Wasserstände der Flüsse einen großen Einfluß. Denn auch diese zehn würden Gießbäche sein, wenn sie eben nicht ein Gebiet mit durchlässigem Gestein (Kalkfels) entwässerten, in dem sich die durch Poren, Spalten, Klüfte rasch in die Tiefe sinkenden Meteorwasser zu unterirdischen Wasseradern, zuweilen wahren unterirdischen Flüssen sammeln, die dann auf undurchlässigen Schichten an geeigneten Stellen zutage treten. Das obere Tibergebiet gibt uns ein in dieser Hinsicht lehrreiches Beispiel. Der obere Tiber entwässert ein fast durchweg aus undurchlässigen Felsarten aufgebautes Gebiet, und der Fluß schwillt daher nach heftigem Regen oder rascher Schneeschmelze im Appenin gewaltig an, während er in der Trockenzeit zu einem dünnen Wasserfaden herabsinkt, der bei tiefstem Stande nur 5 cbm Wasser führt. Dagegen sammelt der erste größere Nebenfluß des Tiber, die Nera, ihre Gewässer in einem an mächtigen Kalkstöcken reichen Gebiete der Apenninen und wird daher vorzugsweise von starken Quellen genährt. Sie hat daher im Mittel eine Wasserführung von 100 cbm in der Sekunde und selbst bei niedrigstem Stande noch 68 cbm. Es leuchtet ein, daß der Kulturwert beider Flüsse völlig verschieden ist. Am Tiber würden gewerbliche und Bewässerungsanlagen in der einen Zeit weggerissen, in der andern ohne Wasser sein, während an der Nera das ganze Jahr die gleichen Wassermengen als Triebkraft und zu Bewässerungen zur Verfügung stehen. So führen die meisten Flüsse des hyblaischen Berglands in Südostsizilien, obwohl dies der niederschlagsärmste Teil der Insel ist, dauernd Wasser, weil sie in dem aus Kalkfels und vulkanischem Gestein aufgebauten Lande von Quellen genährt werden, während im niederschlagsreicheren peloritanischen Gebirge der Nordostecke der Insel den undurchlässigen Felsarten, besonders Gneisen, Fiumare entsprechen, die zu den wildesten gehören, die man kennt. Ähnlich ist es in den Atlasländern, wo man die wirklichen Flüsse leicht zählen kann — in Tunesien gibt es tatsächlich nur zwei — und der größte Fluß Algeriens, der Schelif, bei niedrigstem Stande nur 3—5 cbm, bei höchstem 1400 cbm in der Sekunde wälzt. Die Schiffbarkeit der Mittelmeerflüsse und überhaupt ihr Kulturwert, wo sie nicht zu künstlicher Berieselung verwendet werden können, ist daher sehr gering. Ja, sie sind vielfach schwere Verkehrshindernisse, die zu überwinden allen Scharfsinn der Wegebaumeister und große Kosten erfordert. Die beiden wichtigen Küstenbahnen Kalabriens haben eine große Zahl von fast immer trocken daliegenden Fiumaren in mächtigen, langen Brücken überschreiten müssen, die doch noch häufig zerstört werden, wenn sich die Geröllmassen, die diese plötzlich dahertobenden Ungeheuer mit sich schieben, vor den Brückenbögen stauen. In besonderen Fällen zieht man es vor, die Gießbäche in breiten Brücken über die Eisenbahnen hinwegschießen zu lassen. In Spanien ist man bei Straßenbauten auf den billigeren Ausweg verfallen, daß man das Bett der Gießbäche, dort wo die Straße sie zu überschreiten hat, in breitem, flachem, aber stark geneigtem Bett abpflostert. Dann schießen die Wasser- und Geröllmassen rasch zu Tal, so daß man, auch wenn die Gießbäche angeschwollen sind, durch sie hindurchfahren kann. Aber selbst diese Anlagen werden noch zuweilen zerstört, wenn auch nicht so oft wie Brücken,

die man bei Dauerflüssen doch nicht entbehren kann. Wenn der Reisende daher in Spanien oft gewaltige Brücken in hohen Bögen über armselige Wässerchen gespannt sieht, so würde er das in diesem Falle mit Unrecht spanischer Prunksucht zuschreiben.

Sehr groß ist die geomorphologische Bedeutung des Mediterranklimas. Es beeinflußt die Oberflächenformen, den Landschaftscharakter und bewirkt vor allem, daß die Abtragung des Landes, die Einebnung der Gebirge und dementsprechend auch die Zurückdrängung des Meeres durch neu angeküstetes Land rascher vor sich geht als vielleicht irgendwo auf der Erde. Selbstverständlich wird der petrographische Aufbau des Landes diese klimatischen Einflüsse bald fördern, bald verlangsamen. Auch der Mensch wird durch Eingriffe in die Natur, z. B. durch Waldverwüstung, diese klimatisch bedingten Gefahren noch erhöhen. Am raschesten dürfte sich die Abtragung vollziehen in Gebieten von leicht zerstörbarem Gestein, namentlich in tonigem Gelände. Während des langen Sommers trocknet der Boden aus, reißt in Spalten auf, die den plötzlich und in gewaltigen Güssen einsetzenden Winterregen willkommene Angriffslinien bieten. Ganze Landschaften werden dann in kurzer Zeit von tiefen Schrunden zergliedert, ganze Hänge setzen sich in Bewegung, die Täler werden aufgehöht und gleichen trägen Schlammströmen, Flächen, die noch von Bäumen besetzt sind, deren Laub die Regenwasser aufhält, auch den Boden vor zu großer Austrocknung schützt, deren Wurzeln den Boden festhalten, werden in kurzer Zeit zu Hügeln herauspräpariert. In Toskana gibt es Gegenden, deren Oberfläche sich infolgedessen so rasch verändert, daß man alle zehn bis zwanzig Jahre die Feldgrenzen neu festlegen muß. Da ein großer Teil der Apenninen, die man irrtümlich häufig als ein Kalkgebirge bezeichnet, aus tertiären Tonen aufgebaut ist, namentlich in dem Außengürtel, von Piemont bis nach Sizilien: so sind dort derartige Veränderungen, wahre Gleiterscheinungen und Bergschlipfe, im Winter nach dem Einsetzen des Regens außerordentlich häufig. Nicht allein, daß die Schaffung und Erhaltung von Verkehrswegen dadurch sehr erschwert und verteuert wird, nicht allein, daß die Eisenbahnen häufig zerstört werden, indem der ganze Bahnkörper mit den Hängen ins Gleiten kommt und man dann neben einer noch benutzbaren Linie hier und da ein paar zerstörte sieht — nein, auch viele Siedelungen sind beständig bedroht, und kein Winter vergeht, in dem nicht die eine oder die andre ganz oder teilweise zerstört wird und Menschenleben verloren gehen. Diese durch Boden und Klima bedingten Gleiterscheinungen (Frane) gehören geradezu neben dem Erdbeben und der Malaria zu den Landplagen Italiens. Die besonders heftig einsetzenden Herbstregen des Jahres 1896, um nur ein Beispiel anzuführen, bewirkten derartige Gleiterscheinungen, daß das ganze Dorf Sant' Anna de Pieve Pelago in der Landschaft Frignano des Appennin dell' Emilia, 118 Häuser und 60 Ställe, zerstört wurden. Die Quellen verschwanden, Gießbäche wurden abgelenkt und die Staatsstraße zerstört. Die uralte Etruskerstadt Volterra, die auf einer Felsplatte inmitten solch exponierten Geländes liegt, ist in langsamer Zerstörung begriffen. Sehr übel treten diese Erscheinungen auch im obersten

Tibergebiet hervor. Dort bildete sich 1 km südlich von Pieve St. Stefano am 17. Februar 1855 dadurch, daß ein Berghang ins Tal hinabglitt und den Fluß abdämmte, ein 60 m hoher See, der das Städtchen unter Wasser setzte und den Boden so mit Schlamm aufhöhte, daß man die Erdgeschosse der Häuser dauernd, auch nachdem der See sich bald wieder geleert hatte, in Keller verwandeln mußte. Frisch gepflügtes Ackerland pflegt so im Oktober und November großer Mengen des besten Bodens beraubt zu werden.

Dementsprechend ist natürlich die Geröll- und Schlammführung der Flüsse eine ungeheure. Sie hat hier und da eine Schätzung der Abtragung der betreffenden Flußgebiete erlaubt. Alle vorliegenden Schätzungen scheinen ihrerseits zu bestätigen, daß die Abtragung sehr rasch vor sich geht, rascher als wohl irgendwo auf der Erde. Von dem kleinen, aber außerordentlich geröllreichen geschichtlichen Grenzflusse zwischen Frankreich und Italien, dem Var, nimmt man an, daß er jährlich 12 Mill. Kubikmeter Geröll und Schlamm ins Meer schiebt, vierzigmal so viel als der Rhein bei Germersheim vorbeiführt, und daß er demnach sein Einzugsgebiet in nur 310 Jahren um 1 m erniedrige. Mag das vielleicht auch eine zu hohe Schätzung sein, so hat man doch auch für das Einzugsgebiet des Po die Abtragung um 1 m in 2400 Jahren und seine Sinkstoffführung auf 46 Mill. Kubikmeter geschätzt. Für den Tiber liegt eine neue, auf gute Beobachtungen gestützte Berechnung vor, nach der sein Stromgebiet in 3758 Jahren um 1 m erniedrigt wird. Das sind alles Werte, denen nur wenige Stromgebiete gleichkommen. Schon die Namen vieler Mittelmeerflüsse deuten auf ihre reiche Sinkstoffführung hin. So werden viele danach als Weißwasser bezeichnet: Aspropetamo, Aksu, Guadalaviar, Argens, wie auch der Tiber bei den Römern stets als flavus Tiberis bezeichnet wird. Beim toskanischen Ombrone, der vorzugsweise ein toniges Gebiet entwässert, steigt neuerdings die Schlammführung gelegentlich auf 8 %, während der gerade nach seiner reichen Sinkstoffführung benannte Hoangho nur 0,5 % Sinkstoffe führt. Bei vielen Mittelmeerflüssen ist auch das Meer weithin durch sie getrübt, wie schon Herodot angibt, daß die griechischen Seefahrer annahmen, sie befänden sich noch eine Tagesfahrt von der ägyptischen Küste, wenn sie das durch den Nil getrübte Wasser erreicht hatten. So sah ich den durch die Frühlingsregen geschwellten Sebau, den Hauptfluß der großen Kabylei in Algerien, licht gefärbte Wassermassen ins Mittelmeer wälzen, die aber sofort von der Küstenströmung nach Osten abgelenkt wurden. Die Deltabildung fast aller Gewässer der Mittelmeerländer hängt mit dieser reichen Sinkstoffführung zusammen, ist also auch mittelbar eine Folgewirkung des Mittelmeerklimas. Kann man doch annehmen, daß die Landfläche Italiens jetzt sich jährlich um 1—$1^1/_2$ qkm in dieser Weise vergrößert. Für Frankreich hat man den Wert der so dem Lande durch die Flüsse entzogenen Feststoffe auf 30 Mill. Franken jährlich geschätzt.

In Italien wendet man jetzt ein Verfahren an, einen Teil dieser Feststoffe im Innern des Landes künstlich zur Ablagerung zu bringen, also ähnlich wie in Ägypten, nur gilt es hier in erster Linie der Bekämpfung der Malaria. Es ist das sogenannte Colmata-System, das darin besteht, daß man das

sinkstoffreiche Wasser in künstliche Becken leitet und es dort seine Flußtrübe ablagern läßt. Diese gibt in der Ebene von Grosseto aus dem Ombrone auf je 7 m Wasser 1½ m Schlamm. Durch derartige künstliche Ablagerung und Aufhöhung des Bodens mit etwa 130 Million cbm hat man dort eine Fläche von 120 qm trocken und gesund gemacht. Die großartigste Leistung Italiens in dieser Hinsicht ist wohl die Aufhöhung einer 200 qm großen Fläche im toskanischen Chiana-Tale um 2—5 m, wodurch eine neue Wasserscheide zwischen Tiber und Arno geschaffen, den vorher stagnierenden Gewässern Gefäll verliehen und dadurch das früher malariaverpestete Chiana-Tal gesund geworden ist.

Da es im Mittelmeergebiet auch abflußlose Gebiete gibt, so sind diese gleichfalls, wie in andern Erdgegenden Gebiete natürlicher Aufhöhung des Landes und natürlicher Umgestaltung der Oberfläche. Am meisten gilt dies von dem Steppenhochlande von Algerien, in dem zahlreiche Flüsse des Sahara-Atlas und auch einige des Tell- und marokkanischen Atlas ihr Ende finden und den Boden mit ihren Geröll- und Sinkstoffmengen aufhöhen. Dadurch zerfällt dies Hochland heute in zahlreiche Einzelbecken, deren tiefste Stellen meist von flachen, im Sommer vielfach ganz verdunstenden Salzseen eingenommen sind. Kahle felsige Bergketten ragen noch aus den mächtig aufgehöhten Schuttmassen auf. Doch beginnt diese Aufhöhung schon um die Mitte der Tertiärzeit. Sie dauert aber noch heute an, und neben dem rinnenden Wasser wirkt hier bereits während der Trockenzeit der Wind als Bildner der Erdoberfläche. Auch im südöstlichen Tunesien gibt es solche abflußlose Becken, und selbst im Atlasvorlande von Marokko sah ich Gießbäche von der oberen Stufe herabkommen, die, ohne das Meer oder einen der größeren Flüsse erreichen zu können, ermattend und versiegend ihre Sinkstoffe auf der unteren fallen lassen. Auch in Spanien kommt dies im kleinen vor, im größeren Maßstabe wieder im Innern von Kleinasien.

Eine, wie in neuerer Zeit vielfach beobachtet worden ist, außerordentlich rasche Abtragung des Landes findet, allerdings unter Mitwirkung des Menschen, der die Wälder verwüstet, in den sehr ausgedehnten Kalkgebieten der Mittelmeerländer statt, eine Erscheinung, die man mit der Bezeichnung Verkarstung am besten kennzeichnet. Je reiner der Kalkfels ist, in um so höherem Maße unterliegt er der völligen chemischen Verwitterung, um so geringer ist der unlösliche Rückstand roter eisenhaltiger Tonerde. Werden nun die Wälder, die auch diese Kalkgebirge bedecken und bedeckten, verwüstet, so wird in kurzer Zeit die in langen Zeiträumen gebildete Verwitterungsschicht abgeschwemmt, und der kahle Fels tritt zutage, der sehr bald eine graue, weißliche Färbung annimmt und seinerseits der chemischen Verwitterung nun um so rascher unterliegt, so daß sich bald Karstfelder bilden und die ganze Landschaft einer öden Felswüste gleicht, ohne Wasser, da dieses rasch in die Tiefe sinkt, ohne Pflanzenkleid. Gibt es doch im Karstlande Montenegro Gegenden, die eine Niederschlagshöhe von 4 m haben, die höchste in Europa vorkommende, und wo die Hirten, die im Sommer hier ihre Herden weiden, auf die erhaltenen und künstlich geschützten Schneeanhäufungen als

einziges Trinkwasser angewiesen sind! Auch in Mitteleuropa gibt es Kalkgebiete, die unvorsichtiger Weise entwaldet worden sind, aber von der furchtbaren Öde der Karstlandschaften, die das Mittelmeerklima schafft, geben sie keine Vorstellung. Doch trägt zur Verödung, neben den heftigen Herbst- und Winterregen, auch der trockene Sommer und der Wind, vor allem in Dalmatien die Bora bei, die allen gelockerten Boden davonführt. Auch die Zucht von Ziegen und Schafen, die das Pflanzenkleid noch weiter zerstören und den Boden lockern, kommt hinzu.

Aber nicht bloß Kalklandschaften werden infolge unvorsichtiger Entwaldung und unter der Einwirkung geschichtlicher Vorgänge im Mediterranklima rasch ihrer Humusdecke beraubt, mehr oder weniger gilt dies auch von allen andern Gesteinsarten. Und das Mediterranklima ist es dann auch, das bei einem Kulturrückgange und in andern, dem freien Walten der Natur günstigeren Zeitläufen vielfach verhindert, daß der Boden sich von selbst wieder mit Wald bedeckt, wie es doch in dem feuchten Klima von West- und Mitteleuropa der Fall sein würde. Hie und da ist das wohl der Fall gewesen und würde es noch heute der Fall sein, aber meist entwickelt sich nur Gestrüpp, wie ja die Vegetationsformation der Macchia die Mittelmeerländer kennzeichnet. Aber so traurig der Eindruck ist, den man empfindet, wenn man diese unwirtlichen Felslandschaften fast rings um das Mittelmeer durchwandert, um so malerischer erscheinen sie von fern, etwa vom Meere aus gesehen. Sie geben mit ihren Formen und Farben der Mittelmeerlandschaft ihren besonderen Reiz. Wem werden nicht die kahlen Felsklötze, die Felskegel und Felswände, welche die Bucht von Palermo umsäumen und steil über dem üppig grünen Fruchthaine der Conca d'Oro aufsteigen, unvergeßlich sein? Vor allem der Monte Pellegrino! In wessen Gedächtnis wird sich je das Bild verwischen, das er auf der Akropolis von Athen oder von Akrokorinth und von andern Punkten der griechischen Landschaft empfangen hat, namentlich bei einem schönen Sonnenuntergange? Vielfach treten uns infolgedessen im Mittelmeergebiet auch in geringer Höhe, ja am Meere selbst, Formen entgegen, die wir sonst nur im Hochgebirge zu sehen gewohnt sind. Und welchen Eindruck macht es, zu schweigen von den meist von kahlen Felsgebirgen umschlossenen Huertas und Vegas Spaniens, wenn man plötzlich inmitten dieser öden Felslandschaften in einer Doline oder Polje oder in einem der Täler des Antilibanon eine üppig grüne Oase, einen großen Garten der herrlichsten Fruchtbäume erblickt, den dort der von Wind und Regen zusammengetragene Verwitterungsboden mit dem Wasser hat aufsprießen lassen, welches das Gebirge aus seinem Innersten zutage sendet!

Der Wind spielt in den Mittelmeerländern als abtragende, davonführende und ablagernde Kraft bei der allgemeinen, aber namentlich im Sommer so scharf hervortretenden Trockenheit eine weit größere Rolle als in feuchten Ländern. Namentlich auch bei der Nähe des größten Wüstengebiets der Erde. Bei dem großen, sorgsam in seinen Ausgängen aus der nördlichen Sahara, südlich von Tunesien und auf seinem Wege durch Tunesien, quer über das Mittelmeer, über Italien und Deutschland bis an die Ostsee erforschten Staub-

stürme vom 9. bis 12. März 1901 wurden allein in Nordafrika 150 Millionen Tonnen Feststoffe abgelagert. Die zahlreichen Tafelberge und kleinen Tafelrückengebirge im Atlas-Vorlande von Marokko sind als „Zeugen" äolischer Denudation, der Abtragung durch Wind aufzufassen. Die abgetragenen Massen sind dann zum Teil im Küstengürtel, wo der Boden während des Winters doch etwas mehr durchfeuchtet wurde und ein zum Teil außerordentlich üppiges Kleid, freilich meist nur einjähriger Pflanzen unter Ausschluß aller Holzgewächse trägt, als Staub abgelagert und von dem feuchten Boden und der Pflanzendecke festgehalten worden. Unter Hinzukommen der pflanzlichen Zersetzungsstoffe hat sich so die äußerst fruchtbare Decke von Schwarzerde gebildet, die in einer Ausdehnung von etwa 20000 qm die untere Stufe des Atlasvorlands von Marokko zu einer der Kornkammern der Erde machen könnte. Auch in Südtunesien und in Algerien kann man häufig die abtragende und ablagernde Tätigkeit des Windes beobachten. Aber auch sonst ist sie vielfach bezeugt. So berichtet uns der Geologe E. Tietze aus dem kleinasiatischen Lykien von bedeutenden Staubablagerungen und Lößbildung in der Dumbre-Ebene. Das alte Theater von Myra und viele Felsengräber stecken jetzt tief in seitdem abgesetztem Löß. Eine im fünften oder sechsten Jahrhundert errichtete Kirche des heiligen Nikolaus, die noch heute benutzt wird, ist mit ihrem unteren Gemäuer inmitten der Lößabsätze verschwunden, so daß man wiederholt Grabungen hat vornehmen müssen, um den Eingang in das Gotteshaus zugänglich zu erhalten. Das Niveau der Lößebene liegt nahezu 4 m über dem Fußboden der Kirche. Es hätte sich also hier die Lößschicht um $^1/_3$ m im Jahrhundert erhöht. Die nach ihrer vorherrschenden Färbung benannte Terra rossa, der unlösbare Rückstand chemisch verwitterter Kalkfelsmassen, aus denen ja die Mittelmeerländer in großer Ausdehnung aufgebaut sind, ist auch ihrerseits vielfach durch Wind umgelagert.

Als eine Folgewirkung des Mediterranklimas muß auch eine Erscheinung angesehen werden, die bisher nach ihrer Entstehung und Bedeutung nicht hinreichend gewürdigt worden ist: die Bildung einer Kalkkruste. Man hat dieselbe vielfach für anstehenden Fels gehalten, während es sich tatsächlich nur um eine oft kaum 1—2 cm, zuweilen aber auch einen halben Meter und mehr mächtige neu gebildete Kruste handelt, deren Zusammensetzung aus lauter ganz dünnen Lagen, etwa wie beim Karlsbader Sprudelstein, häufig deutlich zu erkennen ist. Unter der Kruste befindet sich ein ganz weiches, bröckeliges Gestein, ja nicht selten ist geradezu Flußgeröll durch Bildung einer Kalkkruste fest verbunden. Die Oberfläche kann, namentlich wenn sie noch von Flechten bedeckt ist, ganz den Eindruck von geschichtetem Kalkgestein machen. Jedenfalls ist der Boden durch die Kruste ganz verschlossen. Er bringt kaum in Spalten und Löchern einige kümmerliche Pflanzen hervor, die steppenartig dürftigstes Weideland bilden, so daß namentlich die mitten im Gebiete der Schwarzerde vorkommenden Kalkkrusten den grellsten Gegensatz zu den Fruchtgefilden jener bilden. Ihre Farbe ist immer eine lichte, äußerlich grau. Die mit dem Namen Hammada bezeichnete Erscheinungsform der Wüste beruht häufig auf einer solchen Kalkkruste.

Die Verbreitung dieser Kalkkruste ist in den südlichen Mittelmeerländern eine sehr große. Ich sah sie im Atlasvorlande von Marokko häufig sowohl auf der unteren Stufe wie auf dem weiten Schotterfelde am Fuße des hohen Atlas und bei Marrakesch. Dort löste sich unter mechanischen Einflüssen, wie den Hufen der Last- und Reittiere, die Kalkkruste häufig wieder in die Gerölle auf, die sie verbunden hatte. Sie bildet oft große, geschlossene ebene Flächen, gelegentlich aber auch flache Schalen, in denen sich das Regenwasser eine Weile hält. Geringe Neigung des Bodens scheint überall eine Rolle zu spielen. Selbst in dem Dünengürtel von Mogador in Südwest-Marokko fand ich Stücke dieser Kalkkruste eingeschaltet, die landeinwärts immer größer wurden und eine geschlossene Decke bildeten. In Algerien und Tunesien kehrt sie überall wieder, namentlich in großer Ausdehnung auf dem inneren Steppenhochlande. Der einheimische Name dafür ist in Tunesien Tafaize. In der nördlichen algerischen Sahara bildet diese kalkige oder gipsig-kalkige Kruste als Abschluß und Neubildung auf den diluvialen sandigen Schwemmgebilden nach Rolland ebenfalls felsige Hammaden. Ich habe in Ligurien bei Bordighera ebenfalls diese Kalkkruste beobachtet. Was der Geologe Karstens von Capri beschreibt, dürfte auch als Kalkkruste oder Oberflächenbildung zu verstehen sein und ebenso, was ich in Katalonien gesehen habe.

Die Bildung einer Kalkkruste ist verhängnisvoll für die Mittelmeerländer. Große Gebiete werden dadurch dem Anbau entzogen. Auch der geologischen Forschung bietet sie schwere Hindernisse, indem sie eine Untersuchung des wirklichen Aufbaues der Erdrinde unmöglich macht. Einen gewissen wirtschaftlichen Wert hat sie in sonst kalkarmen Ländern, indem sie Kalk zum Kalkbrennen, zur Mörtel- und Zementgewinnung bietet. Das sah ich bei Marrakesch und in Tunesien, wo schon in römischer Zeit daraus hydraulischer Kalk gewonnen wurde, mit dem man die Wasserleitungen und Zisternen auskleidete. Mit Ziegelbrocken vermischt, bildete er den Beton, in den man die Mosaikfußböden einlegte. Auch für die Anlegung von Matamoren, unterirdischen Behältern für Getreide und andre trocken aufzubewahrende Gegenstände, ist die Kalkkruste, wenn sie mächtig und fest genug ist, von Wert. Wo sie nur geringe Festigkeit hat, ist es nicht schwer, sie zu zertrümmern und so den Boden durch Erschließung der weichen Unterlage wieder anbaufähig zu machen. Selbst in Marokko, wo doch noch viel gutes Land des Anbaues harrt, habe ich gesehen, daß man die Kalkkruste zerbricht und die flachen Brocken in Haufen und Wällen zum Einhegen der Felder auftürmt. So z. B. nahe bei Mogador und in Abda, wo hie und da in dieser Hinsicht wohl von Generationen eine gewaltige Kulturarbeit geleistet worden ist. In Katalonien bei Tarragona muß man zu schweren Hämmern und zu Sprengstoffen greifen, um die schon mächtigere Kalkkruste zu bewältigen. Doch macht die Fruchtbarkeit des so gewonnenen Bodens und der namentlich bei künstlicher Berieselung erzielte hohe Ertrag solche Arbeiten möglich.

Die Entstehung dieser Kalkkruste, die sofort an die dunkle Schutzrinde vieler Wüstengesteine denken macht, ist auf klimatische Einflüsse zurückzuführen, besonders auf die große Lufttrockenheit, die lange Sonnenscheindauer, die beide

eine rasche und starke Verdunstung von dem nur wenig durch ein Pflanzenkleid geschützten Boden, nach ziemlich reichlichen, in plötzlichen Güssen mit hoher Temperatur herabstürzenden Regenmassen und sich daraus ergebendem, nicht zu tiefem Stande des Grundwassers bedingen. Die Kalkkruste ist eine travertin- oder tuffartige Bildung, eine Art Versinterung. Die dünnen Lagen kohlensauren Kalks, aus denen sie besteht, stammen aus dem Untergrunde. Die große Sonnenhitze saugt mit löslichem kohlensauren Kalk beladenes Grundwasser empor, wo dieses rasch verdunstet und der kohlensaure Kalk sich in dünnen Schichten niederschlägt, die unter Umständen große Mächtigkeit erlangen können. Diese travertinartigen Niederschläge können auch die Sand- und Mergelkörnchen der Oberfläche umkleiden und Rollkiesel miteinander verbinden. Bei manchen, durch Zertrümmerung der Kalkkruste gebildeten Geröllen kann man die, einen weicheren Kern umschließenden, konzentrischen Lagen deutlich erkennen. Das Auftreten der Kruste in flachen Schalen, mit ausgeprägten Rändern, in denen sich das Regenwasser eine Weile hielt, wie ich es bei Marrakesch sah, legte mir die Vorstellung nahe, daß es sich unter Umständen um kohlensauren Kalk handeln könne, der von dem warmen, kohlensäurehaltigen Regenwasser an der Oberfläche von den Kalkgeröllen gelöst und bei der raschen Verdunstung wieder niedergeschlagen worden ist.

Als eine letzte Folgewirkung des Klimas der Mittelmeerländer haben wir die Malaria anzusehen. Die Auffassung der Malariafieber ist zwar neuerdings dadurch eine andre geworden, daß man nicht mehr wie bisher, und wie es auch der italienische Name andeutet, die Ursache der Krankheit in den Fieberdünsten sucht, welche die, der sommerlichen Regenlosigkeit entsprechend, im Sommer nicht mehr fließenden, versumpfenden und stehenden Gewässer bei der hohen Wärme und den sich zersetzenden pflanzlichen Resten aushauchen, sondern in gewissen Stechmücken, besonders der Gattung Anopheles, die Träger und Übertrager des Malariagiftes erkannt hat. Aber die klimatische Einwirkung bleibt doch bestehen, denn die im Sommer bei der hohen Wärme versumpfenden Gewässer sind die Brutstätten dieser Mücken. Neben dem Schutz gegen sie muß daher auch Beseitigung ihrer Brutstätten angestrebt werden. Dazu führt im allgemeinen die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes von selbst, wie man namentlich in Griechenland sehen kann, das zwar auch heute im Sommer noch in vielen Gegenden malariaverseucht ist, aber nicht entfernt mehr so, wie nach den Freiheitskriegen, als fast alle Städte und Dörfer in Trümmern lagen, der Anbau und die Gewässer vernachlässigt waren. Wie schwer haben da namentlich die bayrischen Truppen an Malaria gelitten, wie viele wissenschaftliche Forscher sind ihr erlegen! Aber auch auf dem Wege zum wirtschaftlichen Aufschwunge gibt es noch gefährliche Rückfälle, wie Italien lehrt. Dort hat der Eisenbahnbau vielfach große Erdarbeiten veranlaßt, die den Abfluß der Gewässer gehindert haben. Vor allem sind dadurch vorher verschlossene und noch waldreiche Gebiete erschlossen, die Wälder zugänglich und abgetrieben worden. Dem ist die Abspülung der Verwitterungsdecke und die Versumpfung der Täler auf dem Fuße gefolgt. So hat neuerdings die Malaria in Italien zugenommen.

Selbst in Rom, das vorher als eine so ziemlich malariafreie Insel inmitten der malariaverpesteten Campagna gelten konnte, nahm die Malaria bei der riesigen Bautätigkeit nach 1870, die große Bodenbewegungen, Abtragung alter Schuttmassen u. dgl. zur Folge hatte, rasch zu. Doch ist auch da bald wieder, schon seit 1880, eine bedeutende Besserung eingetreten. Und vor allem muß sofort bemerkt werden, daß, wie nur im Sommer die Gewässer stocken und Stechmücken ausbrüten, die Malariagefahr auch auf diese Jahreszeit beschränkt ist, so daß also die gewöhnlichen Besucher der Mittelmeerländer, die diese eben des milderen Klimas wegen im Winter und im Frühling aufsuchen und sie fliehen, sobald die Wärme zu groß wird, in keiner Weise Gefahr laufen. In diesen Jahreszeiten gibt es keine stockenden Gewässer und keine gefährlichen Mücken. Vielleicht sind auch dieselben Mücken in dieser Jahreszeit nicht gefährlich. Ich selbst bin vor Jahrzehnten in Trapani in Sizilien, wo es damals keine geschützten Betten gab, im April derartig von Mücken zerstochen worden, daß ich erst Nachtruhe fand, als ich die Reithandschuhe auch nachts trug, die Ärmel zuband und den Kopf in Schleier hüllte. Nach drei Monaten sah man die Beulen an Händen und Gesicht noch. Aber von Malaria, an der es im Spätsommer in Trapani nicht fehlt, keine Spur! Nur der wissenschaftliche Forscher, der Künstler und ähnliche Leute, die eben auch im Sommer in den Mittelmeerländern festgehalten werden, laufen Gefahr, von Malaria befallen zu werden. Doch wird es auch diesen bei einiger Kenntnis der Gefahr, einiger Vorsicht in der Ernährung und Lebensweise möglich sein, sie zu vermeiden, bzw. Gegenden aufzusuchen, die malariafrei sind. Bei meinen vielen Reisen und langen Aufenthalten in den Mittelmeerländern habe ich nur einen einzigen, allerdings äußerst heftigen Fieberanfall in einer fieberverpesteten Gegend Tunesiens (1886) gehabt, wo kurz vorher ein zu großen Hoffnungen berechtigender junger deutscher Gelehrter der Malaria erlegen und sein Nachfolger in den betreffenden Forschungen so schwer erkrankt war, daß auch er wenige Jahre nachher an den Folgen der Malaria gestorben ist. Es gelang mir, einen kräftigen Schweißausbruch hervorzurufen, womit die Entwicklung des Fiebers unterbunden war. Ein hervorragender deutscher Arzt, der als Leiter eines längeren deutschen Forschungswerks im tropischen Afrika ein Jahrzehnt früher Gelegenheit gehabt hatte, sich gründlich mit Malaria vertraut zu machen, erklärte mir, ich habe nach seinen Erfahrungen das richtige Mittel gefunden, die Krankheit abzuschneiden.

Wie man in der Neuzeit in Italien eine Zunahme der Malaria festgestellt hat, so ist das auch und aus gleichen Gründen vielfach in Kleinasien geschehen. Auch die Mittelmeerinseln, vor allem Sardinien, sind von Malaria heimgesucht, und in Sizilien gab es Gegenden, wo in den siebziger Jahren darauf geachtet wurde, daß die Reisenden in dem Postwagen selbst am Tage nicht einschliefen, weil man annahm, daß man im Schlafe auch am Tage von Malaria befallen werde. Ebenso leidet Südfrankreich, besonders Languedoc, schwer unter Malaria; aber auch in der Provence sind ihr diejenigen Täler ausgesetzt, die dem zwar lästigen, aber die Luft reinigenden und offenbar wegen seiner Stärke

und niederen Temperatur der Entwicklung der Stechmücken ungünstigen Mistralwinde nicht zugänglich sind. In Spanien ist es besonders der Süden und Südosten, der unter Malaria leidet, doch lange nicht in dem Maße wie Italien. Dagegen ist ein großer Teil von Algerien und Tunesien malariaverseucht, und das französische Heer hat namentlich während der Eroberung furchtbare Verluste erlitten. Noch größere freilich die französischen Ansiedler in Algerien. Wenn es mit der französischen Besiedelung so langsam gegangen ist und namentlich in der westlichen Provinz Oran die Spanier, die gegen die Malaria und überhaupt gegen ungünstige klimatische Einflüsse widerstandsfähiger sind, die Oberhand erlangt haben, auch kinderreicher sind, so ist das zwar nicht lediglich, aber doch in erster Linie der Malaria zuzuschreiben. Namentlich die Besiedelung der fruchtbaren, aber feuchten und noch heute nicht völlig entsumpften Mitidjaebene landeinwärts von Algier hat die Opfer zu vielen Tausenden gefordert. Das heute ziemlich gesunde, blühende Städtchen Boufarik mit 10000 Einwohnern ist so ein wahres Grab für Generationen von Kolonisten gewesen. Dagegen gehört es zu den Vorzügen des in jeder Hinsicht von der Natur am reichsten unter den Atlasländern ausgestatteten Marokko, daß es bis auf wenige Punkte ganz malariafrei ist. Sogar die große Berieselungsoase von Marrakesch, der südlichen Hauptstadt, ist malariafrei, während selbst in der Sahara die künstlich berieselten Oasen von Malaria heimgesucht sind, obwohl die Menschen sich meist außerhalb des Palmenhaines, womöglich auf einem felsigen, luftigen Hügel über demselben angesiedelt haben.

Welche Landplage die Malaria sein kann, das lehrt besonders Italien. Dort ist eigentlich nur Ligurien malariafrei, wenn auch Nord- und die inneren Berglandschaften Mittel-Italiens weniger darunter leiden. Wiewohl schon im Altertume Malaria in Italien vorkam und z. B. Syrakus wiederholt von seinen Belagerern befreit worden ist, weil die Malaria sie dahinraffte, so war das Übel doch nicht entfernt so allgemein wie heute, wo ganze Landschaften, wie die römische Campagna, das Küstengebiet von Toskana, die berüchtigten Maremmen, die Ebene von Apulien u. a. m. geradezu durch Malaria unbewohnbar geworden sind. Im südwestlichen Sardinien muß man der Malaria wegen im Sommer den Bergbau einstellen. Ganze Eisenbahnlinien gibt es, wo besondere Züge die sämtlichen Beamten, trotzdem man sie besser bezahlt und nährt, abends abholen und nach gesunden Stationen bringen, um sie am Morgen wieder auf ihre Posten zu befördern. Es gibt Standorte der Truppen, wo selbst diese jungen, gesunden, kräftigen Menschen, trotzdem für bessere Unterkunft und Verpflegung gesorgt ist, alle von Malaria befallen werden. In Cosenza in Kalabrien z. B. zählt man auf 1000 Mann 1500 Malariaerkrankungen im Jahre. Die Feldarbeiter, die zur Bestellung der Felder und zur Ernte aus den Gebirgen in die Küstenebenen herabsteigen, allein in die römische Campagna etwa 10000 im Jahresdurchschnitt, nehmen nur zu häufig die Keime der Krankheit in ihre gesunde Heimat mit. Wie außerordentlich wird die Arbeitskraft und die Lebensdauer wohl bei Millionen von Bewohnern Italiens dadurch beeinträchtigt!

Wie wird das Wirtschaftsleben, der Unternehmungsgeist, das Wachstum des Wohlstands usw. davon beeinflußt; wenn man auch die Zahl der unmittelbar durch Malaria verursachten Todesfälle nur auf 15—16000 jährlich schätzt. Es mögen wohl Hunderte von Millionen Franken sein, um die Italien jährlich durch Malaria geschädigt wird. Und in Languedoc dürfte es kaum besser sein. Dort steigt die Kindersterblichkeit, die in Frankreich sonst nur 312 auf 1000 beträgt, auf 400 und 500 und sinkt die mittlere Lebensdauer von $35^3/_4$ Jahren auf 20, ja 15 Jahre!

Die erfolgreichste Art der Bekämpfung der Krankheit in Italien bestand bis jetzt in der Regelung der Gewässer, in der Entsumpfung versumpfter Gebiete durch Entwässerung und künstliche Aufschwemmung. Dadurch sind namentlich in Toskana, neben Piemont seit Jahrhunderten der bestverwaltete Kleinstaat früherer Zeit, außerordentliche Erfolge erzielt worden. Das Chiana-Tal, das Arno-Delta bei Pisa, selbst schon Teile der Maremmen sind so völlig saniert worden. Und eben schickt man sich an, von deutschem Unternehmungsgeiste geführt, die verpesteten Pontinischen Sümpfe, die im Altertum noch gesund und dicht bevölkert waren, trocken zu legen und wieder gesund zu machen. In manchen Gegenden, namentlich in Süditalien, hat schon die Beseitigung des Reisbaues, der überreicher Bewässerung bedarf, auch von Malaria befreit. Die bessere Erkenntnis der Ursachen der Krankheit wird wohl auch bald einfachere Mittel zu ihrer Bekämpfung an die Hand geben.

Die Berliner Theater.

Berlin, 15. April 1907.

Das Bild der diesmaligen Berliner Theatersaison vom September 1906 bis in die Mitte des Aprils 1907 hinein ist äußerlich noch umfassender und bunter geworden als in den früheren Jahren. Politisch und theatralisch ist Berlin die entscheidende Hauptstadt Deutschlands, der Mittelpunkt der dramatischen Dichtkunst und aller Theaterinteressen. Zu der langen Reihe der älteren Bühnen haben sich im Laufe der Spielzeit zwei neue gesellt, in Charlottenburg ist ein Tochterhaus des Schillertheaters entstanden, unter der Leitung des vortrefflichen Direktors Raphael Löwenfeld, der diesem im besten Sinne des Wortes volkstümlichen Unternehmen Form und Bestand gegeben hat und zu den Erziehern des deutschen Volkes gehört, und am Nollendorfplatz im fernen Westen das neue Schauspielhaus, dem der Direktor Halm vorsteht. Das Charlottenburger Schiller-Theater ist ein amphitheatralischer Bau, nach dem Muster des Bayreuther Festspielhauses, und bewegt sich künstlerisch in den bewährten Gleisen des alten Schiller-Theaters in der Wallner-Theaterstraße. In der Pflege der klassischen Dramen findet es seine Hauptaufgabe, in den breiten Schichten der Bevölkerung sucht es sein Publikum. Das neue Schauspielhaus ist ein vornehm eingerichtetes Privattheater für die wohlhabenden Kreise des Westens. Ob es ein Bedürfnis für jene Stadtbezirke ist, muß die Zukunft lehren. Dort liegen nun das Charlottenburger Schillertheater, das Theater des Westens, das jetzt ausschließlich von der Oper und Operette in Besitz genommen ist, und das neue Schauspielhaus, verhältnismäßig so nahe zusammen wie das Kleine Theater, das Trianon-Theater in einem Bogen der Stadtbahn in der Georgenstraße, die Komische Oper an der Weidendammer Brücke, das Neue Theater, das Deutsche Theater und das Lessing-Theater in der inneren Stadt. Damit nicht genug, hat der Direktor des Deutschen Theaters, der rührige und erfindungsreiche Max Reinhardt, einen Raum des anschließenden Gebäudes, der früher als Ballsaal diente, zu einem gefälligen und intimen Theater — der Zuschauerraum faßt nur etwa dreihundert Sitzplätze — zu sogenannten „Kammerspielen" für theatralische Feinschmecker und blasierte Gesellschaftsmüde, natürlich gegen die entsprechenden hohen Preise, eingerichtet. An Schauspielen und Theaterpersonal erfordert diese Fülle der Bühnen zur Unterhaltung eines Publikums, das den Wechsel liebt, ein gewaltiges Material, und weder der dichterische noch der theatralische Nachwuchs haben in den letzten Jahren den Ansprüchen genügt, die daran gestellt werden. Ein hervorragenderes Schauspiel, das Zugkraft und literarische Bedeutung vereinigt, ist uns erst am Ausgang der Spielzeit geboten worden; eine frische schauspielerische Kraft, von einem genialischen Hauch umweht, ist seit lange nicht mehr auf der deutschen Bühne erschienen, Matkowsky, Agnes Sorma und der zu einem Gastspiel aus Wien sich einfindende Josef Kainz sind noch immer die einzigen altgewordenen Größen der Berliner Schauspielkunst. Unter diesen Umständen muß

die Mannigfaltigkeit der Darbietungen, hier die Harmlosigkeit, dort die Frechheit des Inhalts, den Mangel an poetischem Gehalt, die ausgesuchteste Klügelei und Überreizung der dekorativen Effekte in den Farbenzusammenstellungen und den Wirkungen des Lichts und der Schatten den Mangel einer vertieften, fein abgestimmten oder leidenschaftlich erhobenen Darstellung ersetzen. Weiter und breiter hat sich ein gewisses schauspielerisches Können gegen früher ausgedehnt, und leichtere Beweglichkeit und freiere Natürlichkeit verleihen dem Spiel eine größere Wirklichkeitstreue, die den naiven Zuschauer die Photographie als Kunstwerk bewundern läßt — alle äußeren Vorzüge sind vorhanden, nur die Seele wird vermißt.

Das Lessing-Theater hat auch diesmal seinen Ruf als Fortschrittsbühne bewährt. Otto Brahm ist den Grundsätzen, die er bei der Einrichtung, der Leitung und in den Kämpfen der „Freien Bühne" vertrat, auch als Direktor des Deutschen und jetzt des Lessing-Theaters seit dem September 1904 treu geblieben. Nach wie vor sind Henrik Ibsen und Gerhart Hauptmann seine Hausdichter. Nicht nur seine Gesellschaft, sondern auch sein Publikum hat er darauf gestimmt und dafür erzogen. Mit der Hingabe an seine Ideale verbindet er eine zähe Willenskraft und eine große Kenntnis und Beherrschung der Bühne. Seine Einrichtungen der Ibsenschen und Hauptmannschen Stücke treffen in ihrer Bestimmtheit und Nüchternheit den Charakter derselben auf das glücklichste für das Verständnis des Publikums, sie vermögen den feineren Stimmungsgehalt der Dichtung nicht immer zum Ausdruck zu bringen, aber ihrem Leitmotiv, der Sache, auf die es ankommt, geben sie einen festen und scharfen Umriß. Wie für andre Bühnen die klassischen Dramen, bilden für das Lessing-Theater diese Stücke, zu denen sich noch Otto Erich Hartlebens „Rosenmontag" und ein und ein andres Schauspiel von Hermann Sudermann gesellt, den eisernen Bestand des Repertoires und die Grundlage seiner Besonderheit. Von den dramatischen Neuigkeiten werden in erster Reihe die Schöpfungen Hauptmanns, Sudermanns, Fuldas, Hirschfelds und Schnitzlers berücksichtigt, auf Ausgrabungen und Entdeckungen geht Otto Brahm nicht aus, die Grenzen seines theatralischen Könnens fallen mit seinen literarischen Neigungen und seiner Geschmacksrichtung zusammen, und er ist klug genug, nicht darüber hinaus ins Ungewisse abzuschweifen. Er hat uns diesmal fünf bedeutsamere Neuigkeiten gebracht. Sonnabend, den 6. Oktober 1906, ging Hermann Sudermanns Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel: „Das Blumenboot" zum ersten Male in Szene und hat sich bis heute im Spielplan oben erhalten. So wenig wie in den Schauspielen „Stein unter Steinen" und „Der Sturmgeselle Sokrates" pulsiert in dem „Blumenboot" das Herz des Dichters. Ein geistreicher und geschickter Kunsthandwerker tritt uns entgegen, kein leidenschaftlicher oder phantastischer Poet. Sudermann hat in seiner neuen Arbeit auf seine eigene Vergangenheit zurückgegriffen, auf die gesellschaftliche Sphäre und die Moral in „Sodoms Ende". Der zweite Aufguß ist naturgemäß dünner und fader als der erste, aus der kecken Herausforderung des ersten Schauspiels ist im zweiten eine müde Blasiertheit geworden, die allerlei künstlicher Reizungsmittel bedarf, um frech zu erscheinen, da sie nicht mehr die Kraft besitzt, es zu sein. Eine Mutter, eine Baronin Erfflingen, die nicht mehr sich „ausleben" kann, da sie in die unangenehmen Jahre gekommen ist, hat es sich dafür zum Lebenszweck gemacht, ihre beiden Töchter Raffaela und Thea zu derselben Leichtfertigkeit und Genußsucht zu erziehen, deren sie sich ohne Gewissensskrupel und Schamgefühl so lange erfreut hat. Die jüngste, Thea, ist denn auch in Worten und Empfindungen das zuchtlose und liederliche Geschöpf geworden, wie sie es gewünscht hat; die älteste ist frühzeitig an einen Ehrenmann und ausdauernden Arbeiter, den Mitinhaber der Firma Brösemann, auf dem bei dem Alter und Trottelhaftigkeit des Kommerzienrats Hoyer, dem Vater der Baronin, die ganze Last der Geschäfte ruht, verheiratet und dadurch dem verderblichen Einfluß der Mutter eine Weile entzogen worden. Im Verein bemühen sich nun Mutter und Schwester die junge, durch den Tod ihres Kindes vereinsamte Frau in ein Liebesabenteuer mit einem Afrikareisenden zu verhetzen: für sie ist das „Blumenboot", in

dem sie in blödem Nichtstun und beständiger Vergnüglichkeit durch das Leben gleiten wollen, eine Art fixer Idee. Deshalb schlägt Thea auch die Werbung des Grafen Sperner aus, sie fürchtet seine aristokratische Familie und die Langweiligkeit des Landaufenthalts und zieht es vor, ihren Vetter Fred Hoyer zu heiraten, den einzigen Enkel des Kommerzienrats, einen nichtsnutzigen Schlingel und Nichtstuer. Vorher geloben sie sich gegenseitig Freiheit in der Ehe, und als Gipfel des Vergnügens und der Verderblichkeit fordert sie von ihm, daß er sie in der Hochzeitsnacht in den Artistenklub zum „fidelen Meerschweinchen" mitnehmen solle, von dem er ihr vorgeschwärmt hat. Dies „Zwischenspiel" — die Schilderung der verkommenen Existenzen, die sich hier zusammenfinden ist die originalste Szene des Stückes, seine Sensation. Denn hier gibt der Zirkusklown der jungen, in ihren Empfindungen und Gedanken verderbten Frau eine derbe Lektion des Anstandes. Er erzählt ihr, daß seine Frau in der Brautnacht von ihm verlangt habe, ihr seine Kunststücke als springender Hahn und saugendes Ferkelchen vorzumachen, und schließt: „ich mußte mich gemein machen in meiner Hochzeitsnacht, gnädige Frau, aber warum machen Sie sich mit uns gemein?" Eine zweite Lektion der guten Sitte und der Moral, die ihr noch tiefer ins Herz dringt, erteilt ihr einige Wochen später der Graf Sperner, als sie sich ihm an den Hals werfen will. „Das Leben einer Frau zu schänden", sagt er ihr, „die mir auf Erden das Heiligste werden sollte, das werden Gnädigste mir kaum zumuten können." Und da zur selben Stunde das Abenteuer Raffaelas mit dem Löwenjäger aus Afrika ein jähes Ende nimmt, indem ihn Brösemann, der in seiner altmodischen Moral in diesen Dingen keinen Spaß versteht, mit einem Bootshaken niederschlägt, finden sich im Zwang der Not Fred und Thea, diese beiden Typen der modernen Jugend, zum gemeinsamen Kampf ums Dasein sauerfüß, aber entschlossen zusammen: „auf Blumenbooten wird nun nicht mehr gefahren." Die Voraussetzung des Stückes, daß eine Mutter ihre Töchter auf den Ehebruch drillt, ist zu unwahrscheinlich und in der Fabel zu wenig motiviert, die Figuren, mit Ausnahme des wackeren Brösemann und des Grafen Sperner, zu unsympathisch, um in dem Zuschauer oder Leser eine wärmere Teilnahme zu erwecken. Alles wirkt äußerlich und schablonenhaft. Der Dichter hätte die Vorgänge in dem Artistenklub zum „fidelen Meerschweinchen" nicht zum Paprika-Reiz seines Schauspiels, sondern zum Mittelpunkt der Handlung machen sollen. Jetzt ist die Szene eine Episode, während sie der Kern hätte sein müssen, zu dem die Exposition hindrängt, aus dem sich die Katastrophe entwickelt.

Die zweite bedeutsamere Neuigkeit des Lessing-Theaters war am Donnerstag, den 8. November 1906, ein Märchenstück in fünf Aufzügen von Herbert Eulenberg, das mit einem stürmischen Durchfall endete: „Ritter Blaubart". Seit 1899 hat der junge rheinische Poet sieben Dramen geschrieben, von denen nur der „Ritter Blaubart" zum ersten Male auf einer Berliner Bühne erschienen ist. Herbert Eulenberg lehnt in einem Vorwort, das er „Warnung und Zueignung" betitelt, alle einfältig verständigen Menschen als Publikum ab, er wendet sich einzig an diejenigen, „denen Dasein wie ein Zauber ist, zur Lust und Wehmut über uns verhängt, bis es zerstiebt nach einer bunten Frist, uns lösend von der Form, die uns beengt, das alle Tode hinter sich vergißt, wenn es sich wieder zum Bewußtsein drängt, auch die ihr nach dem Sinn nicht mehr wollt fragen, weil ihr gelernt, den Sinn hineinzutragen — euch schenk ich dieses!" Graf Nikolaus hat zwei Söhne und zwei Töchter, die sämtlich einen Stich in das Anormale und den Irrsinn haben, woher, weiß ich nicht, denn der Vater ist ein gesunder, verständiger Philister. Kein Wunder, daß die beiden Töchter dem Ritter Blaubart, der sich als Weltschmerzler und Übermensch aufspielt, ins Garn laufen: die eine tötet er, die andre springt vom Altan, um sich vor ihm zu retten. Vor dem Bruder, der als Rächer herbeieilt, winselt der Blaubart: „Reiß mir nicht mein Leben unter den Füßen fort. Vergib mir! Gold will ich dir geben, Schätze, wie du sie nie gesehen." Werner ersticht ihn trotzdem, um dann, Tränen in den Augen zu jammern: „Ach, Vater! Es war ein beweinenswerter Mensch, der da sterben mußte." Das Ganze ist eine absichtliche

Verwirrung und Umwertung des natürlichen Gefühls, der Dichter spiegelt sich wohlgefällig in seinem eigenen Übermenschentum und in dem blöden Staunen des verehrlichen Publikums. Zu seinem Schaden ist er nicht auf den Gedanken gekommen, daß seinerseits das Publikum die Hänselei übelnehmen könnte.

Glücklicher und anmutender als Eulenbergs „Märchenstück", das nur durch die Stimmung des Gruselns an das Märchen erinnerte, traf Ludwig Fuldas romantische Komödie in vier Aufzügen: „Der heimliche König," die am Sonnabend, den 1. Dezember 1906, zur Aufführung kam, Inhalt und Ton einer phantastischen Dichtung. Über das Volk der alten Briten, die im harten Kampfe mit den Angelsachsen stehen, herrscht der zehnte Nachkomme des großen Artus, dessen Heldentaten und Tafelrunde weltberühmt gewesen, ein verkommener, schwächlicher und kränklicher Mann. Er flieht die Gesellschaft der Menschen und ist seinem Volke unnahbar und fast unsichtbar. Nur gelegentlich gewahrt es ihn aus der Entfernung, wenn er sich in verschlossener Sänfte durch die Straßen seiner Hauptstadt tragen läßt. Der Herzog, der Oberkämmerling, der Kaplan und der Leibarzt regieren in seinem Namen über die getreuen Untertanen. Jetzt aber drohen diese rebellisch zu werden, da sich der vielgeliebte König schon seit Wochen nicht mehr hat herumtragen lassen: aus einem einfachen Grunde: er siecht unrettbar dem Tode entgegen. Zur ungelegensten Zeit, denn eben ist der Herold der Angelsachsen in die Stadt eingeritten, den Tribut von zweihundert Jünglingen und zweihundert Mädchen fordernd, den die Briten alle fünfzehn Jahre zu leisten sich nach ihrer Niederlage verpflichtet haben. Von dem Herold weiß der Herzog drei Tage Aufschub zu erlangen, aber was kann er dem Volke antworten, das in den Schloßhof gedrungen ist und den König nicht nur zu sehen verlangt, sondern fordert, daß er heirate und einen Erben zeuge? Ein König, der eben zu seinen Vätern versammelt worden ist! In dieser verzweifelten Lage gibt ein junger Hirt Peredur mit natürlichem Mutterwitz den klügsten Rat. Setzt eine Holzpuppe mit dem Königsmantel und dem Königshute in die Sänfte und führt sie durch die Straßen, rät er dem Herzog und seinen Genossen, sie wird dieselben Jubelrufe wecken wie der wirkliche König. Und auch für die Lösung des schwierigeren Heiratsproblems erweist er sich als der geeignete Mann. Die muntere und lebenslustige Prinzessin Sigune, des Herzogs Tochter, hat sich in ihn verliebt und ihn durch ihre Zofe in das Schloß bringen lassen. Unter der Bedingung, daß sie ihn zu ihrem Manne nehmen darf, willigt sie ein, sich der Puppe antrauen zu lassen und Königin zu werden. Der Herzog hat nichts dagegen, an der Stelle der Puppe das Staatssteuer wie bisher zu lenken und der Tochter ihr heimliches Vergnügen zu gönnen, und alles scheint gut zu verlaufen, bis der Störenfried, der Herold, mit seiner Forderung wieder erscheint und die Krisis herbeiführt. Der feige Herzog war freilich willens, den Menschentribut zu zahlen, aber er hat die Rechnung ohne Peredur gemacht, der von Sigunen verlangt, den Tribut zu verweigern, und um die schwankende Königin zu unterstützen, plötzlich die goldene Rüstung des alten Artus, die seinen echten Nachkommen längst zu schwer geworden ist, mühelos anlegt und den angelsächsischen Herold mit erhobenem Schwert unter dem Jubel der Briten aus der Halle weist. Nicht aus der Halle, sondern auch aus dem Lande. Der König in der Artus-Rüstung gewinnt einen Sieg über die Angelsachsen und zwingt sie zum Frieden, Sigune schenkt ihm einen Sohn, und in der Stadt wird noch immer die Königspuppe in der Sänfte herumgeführt. Bis Sigune, um ihren Gatten vor den Nachstellungen ihres Vaters und seiner Mitverschworenen zu retten, die Träger veranlaßt, die Sänfte stolpernd zu Fall zu bringen und so das Geheimnis zu offenbaren. Aber arg hat sie sich in der Wirkung getäuscht, die sie davon für sich, ihr Kind und ihren Mann erwartet. Das Volk ist über den Betrug so erbittert, daß es Peredur, den heimlichen König, dem es Sieg, Frieden und Wohlstand verdankt, mit Weib und Kind als Majestätsverbrecher aus dem Lande verbannt. Während sie mit ihren Getreuen sich zur Abfahrt nach Gallien rüsten, bekleiden die getreuen, im Dunst des Gottesgnadentums befangenen Briten einen Neffen des verstorbenen Königs,

den Trottel Lanzelot, mit Purpurmantel und Krone und rufen beglückt: „Seht hier von Purpur unsern Herrn umflossen, Heil Lanzelot, dem letzten Artussprossen!“ Der Dichter begnügt sich nicht mit der feinen und lustigen Verspottung des Königtums von Gottes Gnaden; in der Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit des Volkes, in seinem unabweisbaren Bedürfnis zugleich nach einer höheren Leitung und einem glänzenden Schaustück zeigt er die Elemente, die diesem Wahn seine zauberische Wirkung verleihen. Der betrügerischen Absicht von oben kommt der Aberglaube, die naive Schaulust der Massen, das Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit, das sich nach der Führung eines von Gott Berufenen sehnt, auf halbem Wege entgegen. Wenn auch nicht im Rahmen unsrer Wirklichkeit, hält sich die Fabel doch in der Wahrscheinlichkeit der phantastischen Umgebung, in die sie gestellt ist, und dieselbe Dekoration in allen vier Aufzügen schließt die Handlung und den Horizont des Publikums harmonisch zusammen. Man bleibt in einem Raum und einer Stimmung. Dazu die leichtfließende, glänzende und glatte Versprache Fuldas mit klingenden Reimen — so viele Vorzüge des Inhalts und der Form hätten eigentlich ein kleines Meisterstück hervorbringen sollen. Das ist nun die romantische Komödie von dem heimlichen Könige trotzdem nicht geworden, weil ihr der freie, überlegene Humor und die groteske Phantastik fehlt, die der Stoff gebieterisch fordert. Es wäre ein Vorwurf für Achim von Arnim gewesen, in der Behandlung Fuldas hat er einen zu starken Stich in das Schulmeisterliche und das Biedermeiertum bekommen. Der Gegensatz zwischen Lüge und Wahrheit, zwischen der Feierlichkeit der Staatsaktion und der derben Natürlichkeit der Dinge bleibt immer in akademischer Gebundenheit und Steifheit, während er sich in einer gewissen Überschwenglichkeit und Karikatur nach meinem Gefühl hätte entwickeln müssen: Fulda hat ein gefälliges Miniaturbild daraus gemacht, das uns zum Lächeln lockt, wo einzig ein homerisches Gelächter am Platz wäre, für die gigantische menschliche Dummheit, die zur Darstellung gebracht wird.

Die grausame Behandlung, die ein Teil des Publikums dem Lustspiel in fünf Aufzügen von Gerhart Hauptmann: „Die Jungfern vom Bischofsberge“ bei der ersten Aufführung am Sonnabend, den 2. Februar, widerfahren ließ, hat bei vielen Freunden des Theaters Anstoß erregt und heftige Artikel gegen die „Roheit“ der „Premierentiger“ hervorgerufen. Gewiß war dieser wüste Lärm ungezogen, da es sich um einen Dichter handelt, dem die Bühne für manche Gabe zu Dank verpflichtet ist, und unverdient, da das neue Lustspiel in keiner Weise verletzend wirkt. Es ist ein schwaches Stück, dessen Harmlosigkeit schon das Publikum zur Milde hätte stimmen sollen. Aber die „Roheit“ der modernen Theatersitten ist doch nicht allein an dem Skandal schuld. Die Übertreibung und Aufdringlichkeit, mit der Hauptmanns Freunde, die klatschsüchtige Anhängerschar „unsres bleichen, blonden Dichters“, immer in Hurrastimmung jedes seiner Werke begrüßt, hat eben einmal die Galle und den Unwillen der Gelangweilten und Widerstrebenden erweckt. Wer den übermäßigen Beifall gelten läßt, der die Schauspiele: „Die versunkene Glocke“ und „Pippa tanzt,“ jeden Widerspruch übertosend empfing, darf die Niederlage, welche die Komödie „Die Jungfern vom Bischofsberge“ erfuhr, nicht als „Verrohung“ bezeichnen. Denn wie Lorbeeren haben erste Aufführungen auch faule Äpfel bereit: das war immer so und wird immer so bleiben. Den humoristischen Kern, der in seiner Komödie steckt — die Gegenüberstellung munterer Lebensfreude und öder Schulmeisterei, einfacher Natürlichkeit und verzopfter Schicklichkeit — hat der Dichter nicht dramatisch zu gestalten vermocht, seine Figuren gehen in ihrer Geschwätzigkeit, seine Handlung in der breiten Schilderung des Zuständlichen unter. Wie die bleichsüchtige, sentimentalische Agathe Ruschewey sich von ihrem steifleinenen, dünkelhaften Bräutigam, dem Oberlehrer Rast, befreit und zu ihrer ersten Liebe, dem Arzt und Weltreisenden Grünwald zurückfindet, wie der gelehrte Hochmut Rasts, der sich in Ausgrabungen und archäologischen Untersuchungen ergeht, durch die Auffindung eines alten Eisenkastens mit einer Füllung frischer Wurst und fetten Schinkens genarrt wird — das wäre unter der leichten Hand Mosers oder Benedix' vielleicht ein lustiger Schwank geworden. Das schwer-

blütige Temperament Hauptmanns hat daraus ein Zwitterding von Erzählung und Kunstabhandlung über den Dom zu Naumburg in Dialogform gemacht, das den Leser hier und da durch eine feine Bemerkung fesselt, aber im Theatersaal eine trostlose Langeweile erzeugt. Dabei gerät der Dichter des Naturalismus immer mehr in den Irrgarten der Romantik und der Unempfindung. Ist es nicht eine arge Unnatur, wenn auf Naumburger Gänseleberwurst, Prager Schinken und Henkell Trocken Heines schwermütiges Lied vom Lande Bimini als poetischer Aktschluß gesetzt wird?

Seit der Aufführung seines Schauspiels „Die Mütter" im Jahre 1896 hat Georg Hirschfeld keinen glänzenderen Erfolg auf der Bühne gehabt, als den, welchen ihm die Aufführung seines Lustspiels in vier Akten: „Mieze und Maria" am Sonnabend, den 23. Februar, einbrachte, keinen, dem die Kritik freudiger zustimmen könnte. Nach dem Fehlschlagen der Komödie: „Der junge Goldener" und des Märchendramas „Der Weg zum Licht" gönnt man dem Fleiße, dem Talente Hirschfelds doppelt diesen so wohlverdienten Sieg. In der Figur des Wendelin Weisach hat Hirschfeld die Mischung von Blasiertheit und Ästhetentum, von reicher Faulenzerei und künstlerischer Feinschmeckerei, von der manche Kreise unsrer Bildung angekränkelt sind, zu einem fortan unvergeßlichen Typus erhoben und in der Gestalt und dem Geschick Sibyllens die Sehnsucht des Weibes nach dem Kinde, die in unsrer modernen Literatur nur zu oft einen so bedenklichen Ausdruck findet, eben so ergreifend wie rein und schön verklärt und erfüllt. Erweist das Stück hierdurch seinen literarischen Wert, so hat es in der drolligen und wirksamen Gegenüberstellung der urwüchsigen Berliner Range und ihres verzärtelten Vaters, der Armenleutewohnung in Pankow und der Villa im Grunewald, die theatralische Zugkraft. In seiner Jugend hat Wendelin ein Verhältnis mit einer hübschen Handschuhverkäuferin gehabt, sie hat ihm ein Kind geboren, um das er sich in seinem Egoismus nicht weiter gekümmert, wenn er es auch an Geldunterstützungen nicht hat fehlen lassen: jetzt nach fünfzehn Jahren schickt ihm die Frau, die inzwischen einen Tischlermeister in Pankow geheiratet hat, das Mädchen, die Mieze, zu. Kurz vor Weihnachten, er soll für ihre weitere Unterkunft und Erziehung sorgen. Fassungslos, ratlos steht er der Kleinen gegenüber. Da erklärt seine Frau, sie werde das Kind behalten und als ihr eigenes betrachten. In ihrer Ehe fühlt sie sich unbefriedigt, denn Wendelin behandelt sie nur als Spielzeug und Anziehpuppe für seine wechselnden künstlerischen Launen und hat bisher mit seiner rücksichtslosen Selbstsucht jede Äußerung eigenen Willens in ihr unterdrückt. Der Wunsch ihres Herzens nach einem Kinde ist unerfüllt geblieben: jetzt bei dem Anblick des fremden Mädchens, das ihr vom Schicksal wie ein Weihnachtsgeschenk ins Haus geweht wird, erwacht die Empfindung des Weibes in ihr. Sie sieht in dem Kinde einen Schatz, einen Zweck ihres öden Lebens und eine Erlösung aus ihrer Vereinsamung. Vor ihrer Entschlossenheit beugt sich Wendelin, sie erscheint ihm plötzlich wie eine Holbeinsche Madonna. Mieze wird also im Hause bleiben, Maria genannt und für das Höhere erzogen werden. Selbstverständlich mißglückt der ästhetische Erziehungsversuch. Sibylle würde wohl allmählich die derben Instinkte und die unfeinen Gewohnheiten des Kindes aus dem Volke zu bezwingen und zu wandeln vermögen, aber die Ungeduld und Albernheit Wendelins, ein vierzehnjähriges, frühreifes, mit Mutterwitz und Trotz begabtes Mädchen wider ihren Willen auf Kunst und Unnatur, die er für Schönheit hält, im Handumdrehen stimmen zu wollen, verdirbt alles. Eines Tages läuft Mieze aus der Villa fort, nach Pankow zurück, und als dann die Mutter und der Stiefvater sie wieder zurückbringen, hat Wendelin keine Lust, den Versuch zu wiederholen, und Sibylle, im ahnungsvollen Gefühl, daß sich unter ihrem Herzen ein neues Leben regt, kein Bedürfnis mehr, einem fremden Kinde die Stelle zu gewähren, die bald das eigene beanspruchen wird. Für Mieze soll reichlich gesorgt werden, aber innerhalb ihrer früheren natürlichen Umgebung, die freie wilde Blume des Gemüsegartens nicht in einem Ziergarten verkümmern. „Diese wunderbare Fügung", ruft Wendelin am Schlusse aus. „Sie ist also nicht umsonst bei uns gewesen, das arme Kind! Sie war die Mittlerin! Durch sie

mußtest du zum Weibe erwachen, und ich mußte so fürchterlich leiden, um —! Es ist ein tiefes Geheimnis!" Und als Sibylle mit ihrer ruhigen Klarheit antwortet: „Mir erscheint es ganz einfach und klar" — wehrt er ab: „Nein! nein! Es ist ein Mysterium! Tief, tief!" und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Kann man die Verstiegenheit des Kunstnarrentums ergötzlicher schildern? In dieser Komödie weht ein zugleich feiner und frischer Humor, der gegenüber der Torheit der Überkultur und der Unnatur moderner Ehen befreiend wirkt. Schade, daß Hirschfeld sich nicht bemüht hat, in Miezes Mutter das naturalistische Gegenstück Wendelins voller und sorgfältiger auszumalen, sondern sie uns als Alltagsfigur vorführt, das Ganze würde sich für mein Gefühl noch einmal so harmonisch abgerundet und die Einheit eines Kunstwerks gewonnen haben, wenn er sie als realistische Gegenspielerin gegen die idealistische Verstiegenheit mit künstlerischer Absicht durchgeführt hätte.

Das Deutsche Theater, unter Reinhardts erfolgreicher Leitung, hat auch in dieser Spielzeit seine Besonderheit, klassische Dramen durch den Stimmungszauber in Dekoration und Kostümierung neu zu beleben, mit Vorliebe gepflegt. Seine neueste Schöpfung in dieser Richtung war die Aufführung des „Wintermärchens" von Shakespeare am Sonnabend, den 15. September 1906. Die antike Form, die Dingelstedt in seiner Bearbeitung dem Schauspiel gegeben hat, war beibehalten worden. Der Hof des Leontes in Sizilien sollte an Hierons Hof in Syrakus erinnern, mit schweren dorischen Säulen, und das Schafschurfest in Böhmen fand in einer entzückenden Landschaft statt: et in Arcadia ego. Engelbert Humperdinck hatte die musikalische Begleitung geschaffen, Emil Orlik die dekorative Einrichtung, Agnes Sorma spielte die Hermione — einst, am 22. März 1861, war die Darstellung dieser Figur in dem alten, nun längst verschwundenen Viktoria-Theater in Berlin die erste Offenbarung Charlotte Wolters gewesen — und Rudolf Schildkraut, den Autolykus. Bis heute hat sich das „Wintermärchen" neben dem „Sommernachtstraum" und dem „Kaufmann von Venedig" auf dem Spielplan des Deutschen Theaters gehalten. Gelegentlich wechseln die Shakespeareschen Dichtungen mit einer Aufführung der „Minna von Barnhelm", der „Kabale und Liebe", des „Revisors" von Gogol ab. Neuigkeiten sind spärlich auf der Bühne erschienen, Unerfreuliches und Minderwertiges. Leo Greiners Schauspiel in vier Aufzügen: „Der Liebeskönig", am Mittwoch, den 17. Oktober 1906, aufgeführt, bemüht sich vergebens, einen wüsten und wirren Stoff plastisch, verständlich und anziehend zu gestalten. Wie wenig das Stück inneren Zusammenhang hat, gab der Verfasser selbst zu, indem er den vierten Akt — trotzdem er einen starken theatralischen Effekt hat — für die Aufführung strich. Zur Zeit des Konzils von Konstanz durchzieht ein sagenhafter König von Polen, Wladimir, in dem närrischen Aufputz der Frau Venus die Lande, eines Gelöbnisses wegen, das er der Tochter des Kaisers Sigismund, Isabella, geleistet hat. Obgleich er aber alle Bedingungen, die sie ihm gestellt, erfüllt hat, weist sie seine Werbung schließlich mit höhnischen Worten zurück und ergibt sich einem italienischen Prinzen Alfonso. Darüber gerät der König Wladimir in einen mystisch-sinnlichen Wahnsinn. Er will die Seele des Weibes und das Geheimnis der Liebe erforschen und macht den Versuch mit einem der vielen fahrenden Fräuleins, die ihn auf seiner Reise begleitet haben. Da er zu häßlich ist, um seiner Person wegen auf Liebe hoffen zu können, erhebt er die Dirne zur Königin! Inzwischen hat einer seiner Ritter den Prinzen Alfonso erstochen, und Isabella schwört ihm aus Wut und Schmerz über den Mord und aus Eifersucht, daß eine Dirne ihren Platz als Königin von Polen einnehmen soll, blutige Rache. Nach Warschau zurückgekehrt, zeigt sich die ganze Schwäche und Torheit des „Liebeskönigs". Das Reich zerfällt unter inneren Parteikämpfen und den Angriffen der auswärtigen Feinde, während die Königin von einem Gelage zum andern, aus dem Arm des einen Buhlen in den eines andern in unersättlicher Lebenslust jagt. Ein Volksaufstand in Warschau, vor dessen Toren die siegreiche Isabella mit ihrem Heere erscheint, macht der Sache ein grausiges Ende. Marianne wird enthauptet, und

der Schwächling-König rüstet sich mit seinen verstaubten und verrosteten Waffen zum letzten Kampf gegen Isabella. Den Orgien und Bluttaten steht die Verstiegenheit und die Schwermut Wladimirs, die sich in einen unendlichen Wortschwall ergießt, grotesk gegenüber: die Ohnmacht möchte sich gern zur Leidenschaft und zu einem Entschluß aufpeitschen und sinkt immer wieder ermattet in ihre Nichtigkeit zurück. Das Ganze gemahnt an einen Fiebertraum. Auch darum, weil der Handlung jede reale Grundlage fehlt. Gewiß kann der Dichter mit phantastischen Königen und Königinnen in phantastischen Ländern sich ergehen, aber wenn er mich als Leser oder Zuschauer selbst in die Zeit des Konzils von Konstanz führt, so fällt mir unwillkürlich ein, daß damals kein Liebeskönig Wladimir, sondern der staatskluge und schlachterprobte Fürst Jagiello über die Polen herrschte, daß er Zeit und Kraft nicht im Liebesgetändel verlor, sondern den deutschen Orden besiegte und die Marienburg belagerte; daß seine Königin kein fahrendes Fräulein, sondern die heilige Hedwig, die edelste und die keuscheste Frau in der ganzen polnischen Geschichte war, und daß damals Warschau ein Dorf und Krakau die Hauptstadt des Landes war.

Auch der Versuch, Bernard Shaws Komödie in vier Aufzügen: „Mensch und Übermensch" dem Theaterpublikum mundgerecht zu machen, hatte keinen Erfolg. Weder in den „Kammerspielen", wo die Komödie zum ersten Male am Freitag, den 7. Dezember 1906, aufgeführt wurde, noch im Deutschen Theater, wohin sie am Mittwoch, den 13. Dezember, übersiedelte. Siegfried Trebitsch, der geschickte Übersetzer Shaws, setzt umsonst Mühe und Eifer daran, ihm die deutsche Bühne zu erobern: Shaw ist ein geistreicher Schriftsteller, der ein Publikum von halber Bildung durch die Unerschöpflichkeit seiner Geschwätzigkeit und seine Unverfrorenheit, ihm Grobheiten an den Kopf zu werfen und die hergebrachten Anschauungen und Gewohnheiten zu verspotten, verwirrt und blendet, aber das Gegenteil eines Dramatikers. Er vermag keine Handlung zu erfinden, weil ihm die schöpferische Phantasie fehlt, und keine Figur plastisch zu gestalten, weil er sich beständig über seine Helden und Heldinnen lustig macht. Er schreibt Dialoge, endlose, über alles und einiges, in der Hoffnung, daß der Regisseur sie auf das schickliche Maß eines Theaterabends zusammenstreicht, und daß Kostüm und Dekoration das übrige tun, um den Schein eines Theaterstücks hervorzubringen. „Mensch und Übermensch" (Verlag von S. Fischer in Berlin) ist ein Buchungetüm von 448 Seiten. „Eine Komödie und eine Philosophie", nennt es Shaw selbst. Es besteht aus einer Abhandlung in Briefform über das Don Juan-Thema, der Komödie und dem „Katechismus des Umstürzlers von John Tanner". Dieser Katechismus soll uns den diabolischen Charakter des Helden der Komödie erkennen lassen: es sind Aphorismen, von deren Ungeheuerlichkeit sich Shaw eine besonders gruselige Wirkung auf seine englischen Leser verspricht; in der Komödie ist John Tanner, der sich als Mitglied der reichen Faulenzerklasse bezeichnet, halbwegs ein Trottel. Er flieht vor einem jungen Mädchen, Anna Whitefield, in das er leidenschaftlich verliebt ist, obwohl er sich für einen Don Juan hält, weil er die Frauen fürchtet und tödliche Angst vor der Ehe hat. Das Stück besteht darin, daß er, von seinem Chauffeur gewarnt, auf dem Automobil vor der klugen und listigen Jägerin Anna aus England entflieht, in der Sierra Nevada von ihr und ihrer Gesellschaft eingeholt und in Granada im Anblick der Alhambra zur Waffenstreckung gezwungen wird. Nicht „Mensch und Übermensch" — die „Jagd nach dem Bräutigam" sollte die Harmlosigkeit heißen, unsre alten Lustspieldichter würden sie noch einmal so lustig und drollig ausgeführt haben. Vom Menschen und Übermenschen ist nur in einem fast hundert Seiten langen Gespräch zwischen Don Juan und Donna Anna, der Statue des Komturs und dem Teufel in der Hölle die Rede, das uns vorgetragen wird, während die Helden der Komödie in den spanischen Bergen schlafen. Und auch da werden wir um die Bekanntschaft mit dem Übermenschen betrogen. „Wo kann ich den Übermenschen finden?" fragt Anna am Schluß der Unterhaltung. „Er ist noch nicht gezeugt, Señora," erwidert der Teufel. „Noch nicht gezeugt! Dann ist mein Werk

noch nicht vollendet," meint Anna und ruft in das Weltall: „Einen Vater, einen Vater für den Übermenschen!" Das alles mag manchen Leuten geistreich erscheinen, aber in Wirklichkeit ist es doch künstlerische Ohnmacht. Ein Schwall und Dunst von Worten soll uns über die innere Leere der Figuren und der Fabel hinweghelfen, die dahinsausenden Automobile Wirklichkeitsstimmung und die Sierra Nevada und die Alhambra den Don Juan-Erdgeruch vortäuschen.

Das Drama in drei Akten von Schalom Asch: „Der Gott der Rache", das am Dienstag, den 19. März, im Deutschen Theater zum ersten Male gespielt wurde, hat eine stärkere Lebenskraft bewiesen. Es ist das Werk eines noch ungeschliffenen und ungeübten, frischen dramatischen Talentes. Sein Erfolg beruht auf der fremdartigen, widerwärtigen Umgebung, in der sich die Handlung bewegt, den grotesken Figuren und den rohen, aber ergreifenden theatralischen Effekten. Geschrieben ist es in einem jüdischen Deutsch, das an Galizien und die Bukowina gemahnt, bombastisch, nicht ohne leidenschaftliche Empfindung. Jaeckel Schepschowitz hat eine Dirne geheiratet und sich dadurch von seiner Familie und der ehrbaren Judenschaft für immer getrennt. Er hat ein Freudenhaus eröffnet und ist dadurch reich geworden. Durch Wohltaten an die Armen gedenkt er den Gott der Rache zu versöhnen: denn er hat ein lebendiges Gefühl von der Schändlichkeit seines Treibens. Er erzieht darum seine Tochter in strenger Zucht und Reinheit. Aber da sie im Hause bleibt und das hitzige Blut ihrer Mutter geerbt hat, verfällt sie der Verführung, die von dem Untergeschoß des Hauses ausgeht, das sie nicht betreten darf. Der Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern rächt, treibt sie in die Dirnengemächer, und der verzweifelnde Vater verflucht sie. Gerade die Unerfreulichkeit des Stücks wirkt als Sensation für das Publikum. In dieser Sehnsucht nach dem Schmutz — in der Periode des Weltschmerzes war es wenigstens der Abgrund, der die Menschen anzog — und in dem Bedürfnis, die erschlafften Nerven durch die Schilderung und den Dunst der gemeinen Natürlichkeit des Lebens zu kitzeln, ist auch der Grund für den Erfolg zu suchen, der nun schon seit Donnerstag, den 22. November 1906, Franz Wedekinds Schauspiel: „Frühlings Erwachen" auf der Bühne der „Kammerspiele" fast Abend um Abend zuteil wird. Wedekind will die Unruhe und Erregung, die Irrungen und Verfehlungen schildern, die den Übergang vom Knaben zum Jüngling, vom Mädchen zur Jungfrau begleiten: die erste Voraussetzung für den Dichter, der sich einen solchen Vorwurf wählt, wäre nach meinem Gefühl die eigene Lauterkeit und die Hervorhebung der seelischen, nicht der naturalistischen Momente. Bei Wedekind ist das Umgekehrte der Fall. Sein Held, der Gymnasialschüler Melchior, die richtige Knospe des Übermenschen, mißbraucht ein ahnungsloses vierzehnjähriges Mädchen, Wanda, die an den Folgen stirbt; sein Freund und Mitschüler Moritz, der sentimentalische Schwächling, erschießt sich, weil er nicht versetzt wird. Melchior entflieht aus der Besserungsanstalt, in die er geschickt worden ist, über den Kirchhof, auf dem Wanda und Moritz begraben liegen, und hat dabei eine Begegnung mit Moritz, der, seinen Kopf unter dem Arm, über die Gräber stapft, und einem vermummten Herrn, in dem sich der Autor verbirgt. Der wird den gesunden Jungen auf dem richtigen Wege in die Welt und das Leben zurückführen. Die Häßlichkeit all dieser Vorgänge wird noch durch die künstlerische Unbeholfenheit gesteigert, mit der sie uns vorgeführt werden. Was Wedekind gibt, ist keine geschlossene Handlung, sondern eine Reihe von Gesprächen, im bunten Wechsel der Szene zwischen Landschaft und Zimmer, Heuboden und Kirchhof. Die vier Hauptfiguren Melchior und Moritz, Wanda und Ilse ersticken unter einem Geflecht von Nebenfiguren und Nebensachen. Das lyrische Wesen des Stoffes hat Wedekind nicht zu ändern vermocht, und so läuft das Ganze auf Betrachtung und Auseinandersetzung, auf Gestammel und Gewinsel hinaus. Hier und da findet sich eine richtige Beobachtung, manchmal sogar eine feinere Naturempfindung, allein in dem Wust des Alltäglichen und gegenüber der Abwehrstimmung, in die uns das Widerwärtige versetzt, kommen sie nicht zur Wirkung. Neben der

Wedekindschen Kindertragödie haben die Ibsenschen Schauspiele: „Gespenster" — „Hedda Gabler" und die „Komödie der Liebe" das Repertoire der Kammerspiele gebildet.

In der Leitung des Neuen Theaters hat sich der Direktor Alfred Schmieden ebenso glücklich wie geschickt bewährt. Eine bunte Reihe von Neuigkeiten: „Frost im Frühling" von Leo Lenz, einem jungen Wiener Schriftsteller, der in Schnitzlers Gleisen wandelt — „Der Jubiläumsbrunnen" von Walter Bloem — „Die Hochzeit von Poël" von Georg Engel, kamen über den Achtungserfolg einiger Vorstellungen nicht hinaus; aber mit dem Schauspiel von Rudolf Herzog in vier Akten, „Die Condottieri", das am Sonnabend, den 27. Oktober 1906, zum ersten Male auf den Brettern erschien, gewann das Theater ein Repertoirestück, das seitdem allabendlich viele Wochen hindurch trotz seines spröden und abseitsliegenden Stoffes das Publikum anzog. Im wesentlichen wegen seiner literarischen Vorzüge und seiner trefflichen theatralischen Durchführung. Jeder, der einmal in Venedig gewesen, hat die unvergeßliche Erinnerung an den „Reiter" mit sich genommen, an das eherne Standbild des Feldhauptmanns Bartolomeo Coleone, das auf dem kleinen Platz vor der Kirche der Apostel Johannes und Paulus steht. Von Verrocchios Meisterhand geschaffen, die neueste Forschung will sogar die Mithilfe Lionardo da Vincis erkennen. Um dieses Standbild dreht sich die Handlung des Herzogschen Schauspiels. Coleone verhandelt mit der Signoria des Denkmals wegen, schon schwer erkrankt und dem Ende nahe, aber durch Willenskraft sich immer von neuem aufraffend und den Schein des Lebens und der Gesundheit den andern vorlügend. In Liebesabenteuern wie in Staatsangelegenheiten. Sterbend läßt er sich von seinem natürlichen Sohne Giovanni Nemo, den er zu seinem Erben bestimmt hat, vor den Rat der Zehn geleiten, um die Verhandlungen zu führen. Als Giovanni merkt, daß der letzte Augenblick für den Vater naht, schlägt er mit rascher Geistesgegenwart das Visier seines Helmes nieder und bringt den Ausgleich zustande. Der Vater erhält ein Denkmal, der Sohn erbt seine Güter und Schätze und den Oberbefehl seines Heeres und wird der Geliebte der Dogaressa Beatrice, die ihre Reife jetzt dem Sohne schenken wird, wie sie ihre Jugend dem Vater geschenkt hat. Die Schilderung der Sitten und der Menschen der Renaissance, ihrer Lebenslust, die keine Schranken, ihrer Selbstsucht, die keine Rücksicht auf das Recht des andern kannte, diese Mischung von hoher Kultur und natürlicher Barbarei, ist Rudolf Herzog wohl geglückt, ein Hauch von Gobineau und ein Hauch von Nietzsche verbinden sich in ihm, er sieht die Renaissance, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, im Spiegel des modernen Übermenschentums und weiß sie so anschaulich wie anziehend für uns zu gestalten. Der Gegensatz zwischen dem Alten, der alles genossen, und dem Jungen, der gierig nach allem dürstet, zwischen der Leiche, die noch als lebendig gefürchtet wird, und dem Erben, der die Macht zusammenhalten will, verleiht der Handlung die besondere Würze: eine stark gepfefferte, wenn die Dogaressa dem Leichname gegenübersteht, der in seinem Armstuhl mit der Schärpe festgebunden ist und so den Lebendigen vortäuschen soll.

Ein Lustspiel in vier Akten von Hans von Kahlenberg — die vielgelesene Romanschriftstellerin Helene von Monbart verbirgt sich hinter dem Namen — „Meißener Porzellan" hat seit Freitag, den 8. Februar, die „Condottieri" im Spielplan abgelöst. An dem Stück hat Axel Delmar mit gearbeitet. Literarisch hält es keinen Vergleich mit dem Drama von Herzog aus, aber es ist ein flott durchgeführtes Intrigenspiel, das durch die Figur des jungen Königs Friedrichs II. seinen besonderen Reiz erhält.

Das Kleine Theater, das den Reinhardtschen Stimmungszaubern in „Kabale und Liebe", „Sommernachtstraum" und „Elektra" zur Geburtsstätte diente und durch die Kleinheit der Bühne und des Theatersaales ihre Wirkung verstärkte, hat unter der Leitung des Direktors Barnowskys nach allerlei Versuchen von Komödien und Dramen — „Der verlorene Vater" von Bernard Shaw —

„Die Feinde“ von Maxim Gorki — „Zu den Sternen“ von Leonid Andrejew — „Die Kralle“ von Henri Bernstein, denen allen kein langes Lampenlicht gegönnt war, endlich in der Komödie in vier Akten von Oskar Wilde, „Ein idealer Gatte“, ein Stück von stärkerer Zugkraft gefunden, das neben Gorkis unverwüstlichem „Nachtasyl“ die Stütze des Spielplans in den letzten Wochen war. Die Berliner Bühnen treiben mit Shaws und Wildes dramatischen Arbeiten eine Art Sport. Es ist eine Modenarrheit ohne Folge und Dauer. Für Shaw ist alle Liebesmühe verloren, weil er jedes theatralischen Instinktes entbehrt und sich jeden mühsam herausgeklügelten Effekt durch Selbstironie wieder verdirbt. Oskar Wilde besitzt in höherem Grade die Empfindung und das Verständnis des Dramatischen; ich glaube indessen trotzdem nicht, daß — mit Ausnahme des Dramas „Salome“, das in seiner wilden Leidenschaftlichkeit und phantastisch grausigen Wiedergabe des Hintergrundes eine Skizze ersten Ranges ist, ohne die Vertiefung der Tragödie, aber mit der großen Wirkung eines ersten überraschenden Eindrucks — eine einzige seiner Komödien auf unsern Bühnen bleiben wird. Auch nicht „Ein idealer Gatte“, ein Intrigenstück aus dem Leben und Treiben der vornehmen englischen Gesellschaft nach der Scribeschen Schablone. Lady Gertrude Chiltern, eine tugendhafte Frau, deren Handschuhnummer leider sieben dreiviertel ist, bewundert in ihrem Mann, Sir Robert, dem Unterstaatssekretär im Ministerium für auswärtige Angelegenheiten, ein Ideal der Klugheit und Ehrenhaftigkeit. Wer beschreibt ihren Kummer, ihren Schmerz und ihre Verzweiflung, als er ihr gestehen muß, daß auch seine Tugend gestrauchelt ist. In seiner Jugend, als er der Geheimschreiber des Ministers war, hat er, um aus seiner bitter empfundenen Armut zu kommen, ein Staatsgeheimnis einem Finanzmann gegen eine ansehnliche Summe Geldes verraten. Dies ist die Grundlage seines Vermögens und seiner Stellung. Jetzt nach Jahren verlangt eine Abenteurerin, eine Mistreß Cheveley, von ihm, daß er im Parlament für einen mittelamerikanischen Kanal eintreten soll, an dessen Durchführung sie und ihre Freunde finanziell beteiligt sind. Als er sich dessen weigert, weil er das Kanalprojekt für einen Schwindel hält, droht sie ihm mit der Veröffentlichung jenes Briefes aus seiner Jugend. Aus der Hinterlassenschaft des Mannes, an den der Brief gerichtet war, hat sie ihn geerbt. Sir Robert, der seine ganze Zukunft durch den Skandal gefährdet sieht, möchte nachgeben, um seinen Brief wieder zu erhalten, der leidenschaftliche Ausbruch seiner Frau, als Mistreß Cheveley ihr hohnlachend das Geheimnis entgegenschleudert, scheint die Katastrophe unvermeidlich zu machen. Der Witzbold und Geck des Stückes, Viscount Goring — „ein Mitglied der reichen Faulenzerklasse“, um mit Shaw zu reden — der nichts zu tun hat, als mühselig die Zeit totzuschlagen, rückt dann alles wieder durch seine Geschicklichkeit ins Gleichgewicht. Er ist mit Sir Robert eng befreundet, denn trotz seines Zynismus und seiner Blasiertheit ist er in Roberts Schwester Mabel in einfältiger Jugendeselei verliebt und wird von ihr genasführt, wie John Tanner von Miß Anna. Ihm gelingt es, Mistreß Cheveley, mit der er in seiner Jugend ein Abenteuer gehabt hat, als Diebin zu entlarven — sie hat seiner Cousine einmal ein Armband gestohlen — und ihr aus Furcht vor der Anzeige den Brief Sir Roberts abzujagen. In derselben Nacht hält Sir Robert im Parlament eine große Rede gegen den Kanal und steht vor der Welt wieder einmal in seiner ganzen Tugendboldigkeit da. Auch Lady Gertrud sieht die Torheit ihrer idealen Schwärmerei ein, sie wird ihren Gatten lieben, ohne ihn zu vergöttern, und Miß Mabel verspricht, plötzlich ernsthaft geworden, Viscount Goring eine wirkliche Gattin zu sein, während er sein könne, was er wolle. Die Mittel, mit denen sich die Intrige aufbaut, entwickelt und löst, sind unwahrscheinlich und plump, die Figuren, nur in den Umrissen charakterisiert, entbehren der feineren Züge, das Ganze indessen bewegt sich flott und lustig und hält die Spannung des Zuhörers durch immer neue Überraschungen bis zum Ende aufrecht. Shaw ist noch einmal so geistreich, aber Wilde hat die glückliche Einfalt und Sicherheit eines Theaterhandwerkers.

Das Neue Schauspielhaus am Nollendorf-Platz, im Äußern wie im Innern prächtig, weiträumig und gefällig, eröffnete unter der Leitung des Direktors Halm am Freitag, den 26. Oktober 1906, zum ersten Male seine Pforten mit der Aufführung von Shakespeares Drama „Der Sturm". Humperdinck hatte die Musik dazu geschrieben und Max Grube spielte den Caliban, grotesk und phantastisch, wie einst im Königlichen Schauspielhause. Eine Neuigkeit brachte es am Freitag, den 16. November mit einer Komödie in vier Akten von Max Dreyer: „Die Hochzeitsfackel. Spiel einer Maiennacht". Eine romantische Komödie, historisch angehaucht, in Barock-Dekoration und Stimmung um 1690. An einem Kurfürstenhofe in Süddeutschland wird am 1. Mai die Hochzeit des zukünftigen Thronfolgers Ulrich mit der Tochter des Raugrafen Barbara gefeiert. Mit dem üblichen Zeremoniell, als dessen herrische Vertreterin die Kurfürstin-Mutter erscheint, mit Pruntbankett und Fackeltanz. Dem jungen Fürsten Ulrich, der aus dem Kriegslager gegen Frankreich kommt, reißt unter den höfischen, steifen Formen die Geduld, und als nun im Brautgemach Barbara sich ebenfalls als prezieuse Dame aufspielt, geht er davon und stürmt in den Park hinaus. Gerade in ein Gelage hinein, das sein Schwiegervater, der Raugraf, der Schauspielertruppe gibt, die vor der Hofgesellschaft ein Schäferspiel aufgeführt hat. Die Nymphe Selinde hat es dem mittelalterlichen Herrn angetan und tut es nun auch gleich dem erhitzten Ulrich an, der sie in den nahgelegenen Pavillon einlädt — eine Einladung, die sie ohne Zögern annimmt. Jetzt rührt sich das Vaterherz in dem Raugrafen zugleich mit der Eifersucht, er eilt in das Schloß zurück, um Barbaras törichten Trotz zu brechen. Als Barbara im Laufe des Gesprächs merkt, daß ein andres Weib im Spiel ist, gehorcht auch sie der Stimme der Natur und läuft in den Park hinaus. In das leergewordene Brautgemach findet sich inzwischen ein andres Paar zusammen, Ulrichs Bruder Günther und die Tochter der Kurfürstin-Mutter Dorothea, die sich gegen den Willen der Kurfürstin lieben und über die nun um Mitternacht der feierliche Zug der Matronen des Himmels Segen herabfleht. Im Gartenhause nimmt dann der Raugraf Selinde zu sich aufs Pferd, um in das Ungarland in den Türkenkrieg zu ziehen, und Ulrich schließt die mit der Fackel daherkommende Barbara, die Haus und Nebenbuhlerin am liebsten verbrennen möchte, leidenschaftlich in die Arme. Das Lustspiel, in Versen geschrieben, fesselt durch den Gegensatz zwischen der höfischen Unnatur und der Frische des unverdorbenen Gefühls, der zum Austrag gebracht wird. Die romantische Verstiegenheit erfährt durch den Realismus beständig ihr Korrektiv, und die Zeitstimmung ist glücklich getroffen. Neben dem Drama „Der Probekandidat" ist dies „Spiel einer Maiennacht" die hervorragendste unter Dreyers dramatischen Arbeiten. In den letzten Wochen, seit Sonnabend, den 12. Januar 1907, hat das Theater auch ein Zugstück aus dem modernen Gesellschaftsleben in dem Lustspiel in vier Akten, „Herthas Hochzeit", von Max Bernstein, in seinem Spielplan. Feierlich in einer Frauenversammlung erklärt sich eine junge Dame, Hertha, die Tochter eines Kommerzienrats, gegen die Ehe und die Sklaverei der Frauen, um schließlich einen Ingenieur zu heiraten, der für ihren Vater irgendwo eine Brücke baut. Die Zeitfrage, die dem Stück zum Thema dient, die muntere Führung der Handlung, die geschickte Zeichnung der beiden Hauptfiguren, in der die Typen des modernen Mädchens und des schneidigen Ingenieurs über die Schablone hinaus durch den einen und den andern individuellen Zug erhöht werden, haben das Glück der Komödie, die sich stilistisch im Rahmen unsrer alten Lustspiele hält, gemacht.

Das Königliche Schauspielhaus ist auch in dieser Spielzeit seinen konservativen Grundsätzen treu geblieben, eine Pflegerin und Hüterin der klassischen Schätze. Diejenigen, die glaubten, daß mit der Übernahme der Leitung des Hauses durch Ludwig Barnay die moderne Dichtung einziehen werde, haben eine Enttäuschung erfahren. Eine Reihe von Neueinstudierungen klassischer Dramen ist die bisherige Leistung Barnays. Obenan stehen „Hamlet" und die „Wallenstein"-

Trilogie. Schade, daß alles zu ausschließlich auf Matkowsky gestimmt ist. Tasso und Egmont, Hamlet und Wallenstein, Götz und Tell — immer Matkowsky, das ist des Guten etwas zuviel. Dem Repertoire wie den Besetzungen fehlt der Wechsel und die Beweglichkeit. Von Neuigkeiten ward uns wenig geboten. Eine Bearbeitung des Dickensschen Romans „Klein-Dorrit" zu einem Lustspiel in drei Akten von Franz von Schönthan am Sonnabend, den 15. September 1906 — ein Lustspiel in vier Akten von Jon Lehmann: „Das Lied vom braven Mann" am Sonnabend, den 13. Oktober, das sich auf dem Theaterhintergrund abspielt und die anständige Gesinnung und Wahrheitstreue eines Kritikers in allen Versuchungen und Konflikten seines Berufes preist — eine romantische Tragödie in fünf Akten von Gustav Renner, „Merlin", am Freitag, den 9. November, die nach wenigen Aufführungen klanglos wieder verschwand — und ein Lustspiel in drei Akten von Oskar Blumenthal: „Das Glashaus", am Dienstag, den 20. November. Obgleich es eine schwächere Arbeit des beliebten Lustspieldichters ist, hat es doch die Gunst des Publikums erworben und schon die fünfundzwanzigste Vorstellung hinter sich. Die Satire richtet sich gegen den Kunstdilettantismus, der in den gebildeten Gesellschaftskreisen um sich gegriffen hatt. Alle drängen sich aus Eitelkeit in „das Glashaus", die Öffentlichkeit, die einen malen, die andern schriftstellern oder wollen zum Theater gehen. Bisher hat das Ehepaar Guhl in glücklicher Ehe, in behaglichen Verhältnissen gelebt, aber die Frau malt, und der Gatte malt, beide mit dem bescheidenen Talent, das zum Zeitvertreib, aber nicht zur Kunst ausreicht, und da nun ihr Bild von der Jury der Ausstellung angenommen und das seine zurückgewiesen wird, so ist die Verstimmung und der Unfriede da. Ein erfindungsreicher Verlagsbuchhändler nutzt, unter der Losung, die moderne Kunst zu fördern, die Torheit und die Eitelkeit der Dilettanten aus: er hat die frechen Gedichte einer Landedelfrau veröffentlicht, er verspricht einem jungen Mädchen die Aufführung ihres ersten Dramas auf einem neu zu errichtenden Theater und Waldemar Guhl die Ausstellung seines Bildes in seinem Kunstsalon: alles mit den Posaunenstößen der Reklame. Die drei verständigen Leute des Stückes — eine Schauspielerin, ein Berufsschriftsteller und der Vater der Frau Guhl — bringen endlich die im „Glashaus" abgehetzten und umhergetriebenen Narren und Närrinnen zur Einsicht und entlarven den betrügerischen Spekulanten, der sich durch ihre Torheit bereichert hat. Es fehlt weder an guten Einfällen im Dialog noch an lustigen Szenen, allein das Ganze steckt doch tiefer im Äußerlichen und in der Alltäglichkeit, als ich es gerade bei diesem Thema von Blumenthal erwartet hätte. Ist ihm selber nicht der Abstand zwischen der Philisterhaftigkeit dieser Wiedergabe der Wirklichkeit und der gefälligen Anmut seiner Versкomödien „Fee Caprice" und der „Schwur der Treue" beängstigend aufgefallen? Ein greller Buntdruck neben fein abgetönten Aquarellen.

Erst am Sonnabend, den 13. April, brachte das Königliche Schauspielhaus mit der Aufführung des Schauspiels in vier Akten „Die Rabensteinerin", von Ernst von Wildenbruch, dem Publikum eine poetische und wertvolle Gabe, wie sie seiner Bedeutung in dem Theaterleben der Hauptstadt entspricht. Wildenbruchs Dichtung, erfüllt von dem Feuer und der Tiefe seiner Leidenschaft, getragen von seinem dramatischen Schwunge, ist die bedeutsamste Erscheinung der diesmaligen Spielzeit. Ein romantisches Schauspiel, wurzelnd in unsrer Geschichte und in unserm Gemüt, das auf dem Hintergrunde des untergehenden Rittertums und der aufsteigenden Macht und Herrlichkeit des deutschen Bürgertums, anknüpfend an unsern einzigen Versuch, den der Welser aus Augsburg in Venezuela, in dem Zeitalter der Entdeckungen an den Eroberungszügen und kolonialen Gründungen teilzunehmen, uns die seltsame, phantastische und rührende Liebe der letzten Tochter eines verkommenen Adelsgeschlechtes und eines Patriziersohnes schildert. Versabe, die Rabensteinerin, ist in der verfallenden Burg ihres Vaters, nach dem frühen Tode der Mutter, in Dürftigkeit, unter den wilden und

wüsten Gesellen, mit denen er seine Raubzüge vollführt, mehr Knabe als Mädchen, herangewachsen. Im Hasse gegen die Städter, die zu plündern ihr als das gute Recht des ritterbürtigen Mannes gilt, dessen Burg gerade auf der Straße zwischen Nürnberg und Augsburg liegt. Heute handelt es sich um den Überfall eines Brautzuges: der junge Bartolme Welser reitet von Augsburg seiner Braut, der Ursula Melber aus Nürnberg, entgegen. Im harten Kampfe zieht der alte Rabensteiner den kürzeren; schwer verwundet schleppt er sich in seine Kammer hinauf, seinen Gegner aber, den jungen Welser, der todwund auf dem Rasen liegt, läßt Versabe in dem plötzlich erwachenden Mitleidsgefühl der barmherzigen Schwester hinauftragen und verbindet seine Wunden. Aus seiner Betäubung einen Augenblick erwachend, sieht sie der Jüngling hilfreich und liebevoll um ihn beschäftigt und nimmt ihr Bild als das seiner Braut in dem Traum des Wundfiebers hinüber. Indessen ist Ursula Melber auch mit ihrem Zuge herangekommen und führt den Verlobten nach Augsburg zurück. Der Rabensteiner ist an seiner Wunde verschieden, und auf seinen Wunsch will Versabe in ein Kloster gehen, einsam, wie sie in der Welt ist. Als sie indessen vernimmt, daß der junge Welser wieder genesen ist, entsagt sie diesem Vorsatz. Sie gibt den Welsers den kostbaren, für Ursula bestimmten Schmuck, den ihr Vater dem hingestreckten Gegner als Beute entrissen hatte, mit dem sie sich den Eintritt in das Kloster erkaufen sollte, zurück und geht wieder nach ihrem öden Steinhause im Walde. Bei dieser Begegnung erst erfährt der junge Welser, daß sie, die er bisher in seiner Phantasie für seine Braut gehalten, die Tochter des Mannes ist, mit dem er auf Tod und Leben gerungen hat. Der Unterschied zwischen ihrer herben Jungfräulichkeit und Natürlichkeit und der Verziertheit und dem Protzentum seiner wirklichen Verlobten fällt ihm schwer auf das Herz. Nichtsdestoweniger erfüllt er seine Pflicht und zerschießt mit seinem Geschütz ihr Haus, den Schlupfwinkel des räuberischen Gesindels. In eifersüchtiger Wut hat Versabe bei der Verteidigung mit einem Bolzen von ihrer Armbrust die schadenfrohe Ursula erschossen, die hinausgekommen ist, um die Vernichtung der Rabensteiner Burg mit anzusehen. Sie wird als Mörderin zum Tode verurteilt, aber nach altem Augsburger Stadtrecht gerettet, da sie der junge Welser als seine Gattin vom Hochgericht herabholt. Sie wird ihn auf seinem Zuge nach Venezuela begleiten, wohin er sich als Feldhauptmann der Söldner seines Hauses begibt. Vortrefflich hat es Wildenbruch verstanden, uns durch eine rasch fortschreitende, sich von Szene zu Szene steigernde Handlung zu fesseln, durch eine scharfe Charakteristik und die originale Eigenart der Sprache seinen Gestalten Wahrheit und Plastik zu verleihen und durch die ergreifende Menschlichkeit der Vorgänge uns das Fernabliegende und Abstoßende derselben vergessen zu machen. Wie in den beiden jungen Menschenherzen sich aus dem ersten dumpfen und traumhaften Eindruck unter dem Gewicht der Ereignisse eine unbezwingliche Leidenschaft entwickelt und im Pflichtbewußtsein stählt und läutert, aus der „Sinnesübermeisterung zur warmen, haltenden Begeisterung", ist ebenso reizend wie lebenswahr durchgeführt. Dabei geben die historischen Beziehungen, hier zu Sickingen, mit dem die Großzeit des Rittertums untergegangen, dort zu der Zukunft jenseits der See, der Familiengeschichte ein tieferes nationales Relief. Wildenbruch hat sich hier wieder als der deutscheste und der temperamentvollste unsrer Dichter im Gefühl und in der Gesinnung bewährt.

Das Residenz-Theater und das Trianon-Theater sind ihre alten Gleise vergnüglich weitergewandert, ein französischer Schwank hat den andern abgelöst, Zweideutigkeit und Possenhaftigkeit finden immer ihr Publikum. Das Trianon-Theater hat in der Komödie in drei Akten von Gavault und Charvay: „Fräulein Josette — meine Frau!" uns sogar eine kleine Perle beschert: ein Freund heiratet ein Mädchen, um sie dem Freunde, dem wahrhaft geliebten, zu bewahren, bis Josette selber den Anwesenden dem Abwesenden vorzieht. Der Magnet des Lustspielhauses, unter der Leitung des Direktor Zickel, ist diesmal das Lustspiel in vier Akten von Gustav Kadelburg und Richard Sko-

wronneck: „Husarenfieber“ gewesen, das seit Freitag, den 9. November 1906, beinahe allabendlich auf der Bühne erscheint. Dem munteren Soldatenstück liegt die Verfügung des Kaisers zugrunde, der, dem Wunsche der tanzlustigen jungen Mädchen von Krefeld willfahrend, ein Husarenregiment dorthin verlegte. Die gute Laune der Autoren und die frische Teilnahme des Publikums an allem Soldatischen erzeugen dann den Beifall gleichsam von selbst. Auch drei interessante Gastspiele haben unsre theatralischen Vergnügungen vermehrt: das der Eleonore Duse, die uns in der ersten Hälfte des Novembers im Neuen Königlichen Opernhause die Rebekka West und die Hedda Gabler von Ibsen, die Äbtissin von Jouarre von Renan und die Silvia Settala von d'Annunzio vorführte; das der feinen, geistreichen und vielgewandten französischen Schauspielerin Suzanne Desprès mit ihrem Gatten Lugné-Poe, die in zwei Spielzeiten, im Januar und auf den Wunsch des Kaisers im Februar 1907 mit ihrer Gesellschaft vom Theater L'œuvre auf der Bühne des Neuen Theaters auftrat und abwechselnd Ibsens „Nora“ und Racines „Phädra“, die echt französischen Frauengestalten der „Denise“ von Alexander Dumas und „Jacqueline“ in der Komödie „Le Détour“ von Henri Bernstein — diese besonders musterhaft und lebenswahr — und die realistischen groblinigen und grellfarbigen Figuren der Therese Raquin von Zola, der „Fille Elisa“ von Goncourt und der baskischen Bäuerin Yanetta in dem Schauspiel von Brieux „La robe rouge“ in erstaunlicher Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit darstellte; und ein Gastspiel Josef Kainz' im Neuen Schauspielhaus, das sich vom 25. Februar bis zu Ostern hinzog: er spielte den Tasso und den Mephisto, den Figaro im „Barbier von Sevilla“ und in „Figaros Hochzeit“ und den Küchenjungen Leon in Grillparzers Lustspiel: „Weh dem, der lügt!“ weniger die Dichter, desto mehr sich selbst als vollkommener Virtuose der eigenen Persönlichkeit.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Die Franzosen haben ihre Ungeduld, endlich in Marokko festen Fuß zu fassen, nicht länger bezähmen können. Die Langsamkeit, mit der sich die Einrichtung der internationalen Polizei in den Hafenstädten vollzieht, ist ihnen auf die Nerven gefallen, und sie haben die Gelegenheit, die ihnen ein trauriger Vorfall bot, beim Schopf ergriffen. Freilich auf Kosten eines Menschenlebens. Am Sonnabend, den 23. März, erhielt der französische Gesandte in Tanger die Nachricht, daß in Marrakesch der französische Arzt Mauchamp, der dort seit einigen Jahren ein Hospital und eine Apotheke besitzt, von einer — angeblich durch einen einheimischen Arzt, einen Konkurrenten Mauchamps — aufgehetzten Volksmenge ermordet worden sei. Die Nachricht erfüllte das diplomatische Korps und die Fremdenkolonie in Tanger mit schmerzlicher Teilnahme und Besorgnis und brachte das Ministerium in Paris zu dem Entschluß, sich nicht mit der Forderung der Genugtuung und einer Flottendemonstration zu begnügen, sondern der Regierung des Sultans den Ernst der Lage durch die Besetzung marokkanischen Gebietes unmittelbar fühlbar zu machen. Am 29. März zogen die französischen Truppen unter dem General Lyautey in das marokkanische Grenzstädtchen Udjida, von Tlemsen kommend, ein, in so großer Anzahl und so stattlicher Ausrüstung mit Geschütz und Munition, daß jeder Widerstand vergeblich gewesen wäre. Die Leute von Udjida dachten aber an gar keinen Widerstand, und ihr Oberhaupt bemerkte nicht ohne Ironie, daß die Franzosen freundlichste Aufnahme gefunden hätten, auch wenn nur einer von zehn gekommen wäre. Udjida ist eine kleine, schmutzige Landstadt, in einem Olivenwald gelegen, hundertundsechzig Kilometer von der Küste entfernt, mit einer Bevölkerung von einigen tausend Menschen, darunter fünfhundert Juden, die alle französisch gesinnt sind. Da der Wohlstand des Städtchens von dem Handel und dem Schmuggel über die algerische Grenze abhängt, haben die Franzosen von der Bevölkerung nichts zu fürchten, Oberst Reibel hat die Verwaltung übernommen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pichon, hat den andern Mächten von der Besetzung Mitteilung gemacht und von keiner einen Einspruch erfahren. In der Konferenzakte von Algesiras ist ausdrücklich Frankreich das Recht zugesichert an der Grenze die nötigen Vorkehrungen zu seiner Sicherheit und Genugtuung treffen zu dürfen. Die Spanier müssen widerwillig sich in die Tatsache fügen, denn ihnen ist natürlich die Besetzung Udjidas in der Nähe ihrer eigenen Stadt Melilla ungelegen: das französische Protektorat schränkt ihren Handel nach dem Innern ein. Ob der energische Schritt Frankreichs Eindruck auf den Sultan und seine Berater ausüben wird? Sind sie überhaupt imstande, die Mörder Mauchamps zu ergreifen und zu bestrafen und die von den Franzosen geforderte Sühne für eine lange Reihe von Übeltaten zu leisten? Nach den Nachrichten der aus Marrakesch flüchtenden Franzosen erscheint es mehr als zweifelhaft. Die Feindseligkeit und das Mißtrauen der Bevölkerung

gegen die Franzosen steigern sich von Tag zu Tag, Mauchamp sei ein Agent Delcassés gewesen und habe durch manche unvorsichtige Äußerung und Handlung den Fanatismus der Menge, den religiösen wie den nationalen, gereizt, ein allgemeiner Aufstand bereite sich vor. Das Bedenklichste ist, daß solche Zwischenfälle die internationale Aktion, kurz vor dem Einlaufen in den Hafen, zu hindern und zu verzögern drohen. Es wird von seiten der französischen Regierung großer Besonnenheit und Mäßigung bedürfen, um aus der unglücklichen Angelegenheit, in der sie allzuhitzig ihr militärisches Ansehen eingesetzt hat, ohne kriegerische Verwicklungen zu einem Ausgleich mit Marokko zu kommen. Nicht, daß ihr die andern Mächte irgendwelche Schwierigkeiten entgegenstellen werden, aber im Hinblick auf den Übereifer der französischen Kolonialfreunde, die Verwirrung der marokkanischen Zustände und die Ohnmacht des Sultans, der einer stärkeren Volksbewegung gegen die Fremden nachgeben müßte.

Zwei Tage nach der Besetzung Udjidas stattete der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Italiens, Tittoni, dem deutschen Reichskanzler Fürsten Bülow in Rapallo, wohin sich der Fürst zu einem kurzen Osterausflug begeben hatte, einen Besuch ab. Obgleich, heißt es in der offiziellen Kundgebung über die Begegnung, keine politischen Beweggründe die Zusammenkunft der beiden Minister veranlaßt haben, ist es natürlich, daß alle politischen Fragen, die gegenwärtig das internationale Leben beschäftigen, den Gegenstand ihrer Unterredung bildeten. Das Ergebnis derselben war die Feststellung der Tatsache, daß in den Ansichten der beiden Staatsmänner vollständige Übereinstimmung und volles Einvernehmen herrscht. Die italienische Politik befindet sich seit Jahren in einer Schaukelstellung: Italien ist der Verbündete Deutschlands und Österreich-Ungarns im Dreibund und sucht zugleich zu England und Frankreich freundschaftliche Beziehungen aufrechtzuerhalten. Allerlei Verlegenheiten, gelegentliches Mißtrauen können dabei nicht ausbleiben. Und so wird Tittoni gern die Gunst des Zufalles, die ihm der Aufenthalt des Fürsten Bülow an der Riviera bot, benutzt haben, um sich mit seinem Verbündeten auszusprechen.

Nicht nur nach außen verbreiten die Franzosen ihre angeborene Unruhe, auch in ihrem eigenen Lande wächst die Erregung. Der Briefschrank des Monsignore Montagnini erweist sich als die richtige Büchse der Pandora. Die Deputiertenkammer hat mit Einwilligung der Regierung eine Kommission zur Prüfung dieser Papiere eingesetzt. Seitdem schwillt täglich in den Zeitungen die Schlammflut des diplomatischen Klatsches und der sogenannten Enthüllungen. Der „Figaro" hatte mit den Veröffentlichungen aus den Papieren Montagninis begonnen, in der Absicht, Clemenceaus Haltung in der Trennung zwischen Kirche und Staat zu verdächtigen. Als Senator sollte er geneigt gewesen sein, den Gesetzvorschlag, über den damals im Senate verhandelt wurde (1905), zugunsten der Kirche zu verbessern, wenn er eine beträchtliche Geldsumme erhalten würde. Wenigstens deutete dies ein nationalistischer Deputierter, Jean Piou, dem Monsignore unverblümt an: eine amerikanische Dame, die Clemenceau bei einem Frühstück im Hause Pious kennen lernte, sollte die Spenderin der Abfindungssumme sein. Aber es ist nicht bei diesem unwahrscheinlichen Klatsch geblieben. Weitere Mitteilungen aus den Papieren haben den englischen Botschafter Sir Francis Bertie und den niederländischen Gesandten Stuers bloßgestellt und sie gezwungen, den französischen Ministern Erklärungen — Entschuldigungen wäre vielleicht ein zu starkes Wort — über die Äußerungen zu geben, die sie Montagnini gegenüber in bezug auf das Trennungsgesetz getan. Dem Präsidenten Loubet wird nachgesagt, daß er dem Erzbischof von Bordeaux wiederholt versichert habe, er würde nie nach Rom gehen, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, sei ebenfalls gegen die Reise gewesen, aber die Freimaurerloge zum Großen Orient habe ihm die Einwilligung abgenötigt. All dies Geschwätz ruft natürlich in den Zeitungen immer neue Erörterungen, Abwehr und Angriff hervor, welche die Erregung und Verdrießlichkeit des Publikums steigern.

Die eigentliche Bedeutung dieser Veröffentlichungen liegt auf einer andern Seite. Sie führen den unwiderleglichen Beweis, daß der Staatssekretär der römischen Kurie, der Kardinal Merry del Val, mit allen Mitteln den Kampf der Klerikalen gegen die Republik schürte, und daß der Monsignore Montagnini, obgleich er keine offizielle Stellung besaß, in den diplomatischen Kreisen und in der vornehmen Gesellschaft von Paris als Vertrauensperson des Papstes anerkannt und geachtet wurde. Sein Mitschuldiger, der Abbé Jouin, der wegen einer aufrührerischen Rede in der Kirche angeklagt war, kam indessen vor dem Gericht mit einer geringen Geldstrafe davon: eine Verurteilung, die von den Klerikalen als eine Schlappe der Regierung begrüßt wurde. Wie in den oberen Kreisen gärt es auch unter den Arbeitern. Die Seeleute und die Arsenalarbeiter rüsten in den Häfen, in Paris die Arbeiter in der Lebensmittelbranche, in Lille die Tischler zum Generalstreik. Die in den staatlichen Betrieben der Post, der Telegraphie und der Eisenbahn beschäftigten Arbeiter und Beamten sind mit dem Gesetzvorschlage unzufrieden, der sie in ihrem Zutritt zu den Arbeitersyndikaten ebenso wie die Schullehrer einschränken will. Alle beteuern ihre Friedensliebe und bereiten sich zum Kampfe vor.

In England und Frankreich, in Deutschland und Italien sind die Parlamente in die Ferien gegangen, in Spanien stehen in der zweiten Hälfte des Monats die neuen Corteswahlen bevor, nur in Rußland fesseln die Debatten in der Duma die allgemeine Aufmerksamkeit. Vielleicht die der Ausländer noch mehr als die der Russen. Für jeden Völkerpsychologen ist dies Schauspiel ein überaus anziehendes. Gegen äußere und innere Einflüsse führt die Duma den Kampf um ihr Dasein und sucht aus dem Chaos Form und Gestalt zu gewinnen. Die Rechte wie die Linke wollen die Auflösung der Duma herbeiführen, die einen zugunsten des autokratischen Zarentums, die andern, um die Revolution heraufzubeschwören. Als am 15. März in dem taurischen Palast die Decke des Sitzungssaales einstürzte, wurde der Verband der russischen Leute als Urheber des Unglücks bezeichnet. Zum Glück war niemand zu Schaden gekommen, und es stellte sich heraus, daß der Einbruch der Decke infolge der Heizung der seit so vielen Jahrzehnten nicht benutzten Räumlichkeiten eingetreten war. Auch der Mord des Redakteurs Gregor Jollos, eines Führers der Kadettenpartei, der in der ersten Duma gesessen, in Moskau auf offener Straße am 27. März, wird den russischen Leuten zugeschrieben. Aus ihrer Absicht, die Duma wieder heimzuschicken, machen sie kein Hehl, aber in der Versammlung selbst spielen sie bisher nur eine untergeordnete Rolle. Ihr geistiges Oberhaupt haben sie vor kurzem verloren: die Seele der russischen Reaktion, der langjährige Oberprokurator des heiligen Synods, Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, ist am 23. März im achtzigsten Lebensjahre gestorben. „Ich bin nicht allmächtig," soll er oft gesagt haben, wenn man ihm die Verantwortung für die Unterdrückungsmaßregeln zuschob. Allein auf Alexander III. übte er bis zu seinem Tode einen unheilvollen Einfluß grausamer Unduldsamkeit in allen politischen und religiösen Fragen aus und besaß auch nach der Niederlegung seines Amts das Ohr Nikolaus II. Sein Tod hat die konstitutionelle Entwicklung Rußlands von einem ihrer unversöhnlichsten Gegner befreit. Treiben die russischen Leute ihr Spiel mehr hinter den Kulissen, so handeln und lärmen die Sozialdemokraten desto lauter auf offener Szene. Durch wilde Brandreden suchen sie die Minister zu reizen, durch herausfordernde Beschlüsse die gesetzlichen Befugnisse der Duma zu überschreiten und die Gewalt der Regierung an sich zu reißen. Bisher ist es den Gemäßigten noch gelungen, die Mehrheit zu behaupten und im Verein mit der Regierung die parlamentarische Arbeit zu beginnen. Am 19. März entwickelte der Präsident des Ministeriums Stolypin das Programm der Regierung: er kündigte unter andern Gesetzesvorlagen die Abschaffung der administrativen Verbannung und die Kranken- und Invalidenversicherung der Arbeiter an. Der Finanzminister Kokowzow legte am 2. April den Staatshaushalt vor, und eine umfangreiche Debatte eröffnete sich. In der Notstandsfrage wurde der Antrag der Sozialdemokraten, Mitglieder der Duma

in die von der Hungersnot heimgesuchten Provinzen zu senden, abgelehnt und im Einvernehmen mit der Regierung die Angelegenheit an eine Kommission gewiesen, in der auch die Gurko-Lindwalsche Bestechungsgeschichte, die im vergangenen Herbste so peinliches Aufsehen erregte, erörtert werden soll. Den größten Erfolg aber errangen die Gemäßigten am 9. April. Nach einer eindrucksvollen Rede des Kadetten Fedorow wurde das Budget gegen die Linke, die es einfach verwerfen wollte, zur eingehenden Beratung an die Kommission gewiesen und dieser die Erlaubnis erteilt, Gutachten von Sachverständigen einzuziehen. Das sind hoffnungsvolle Ansätze einer friedlichen Entwicklung. Freilich schwebt alles noch im Chaotischen. Die Redseligkeit der Versammlung, in der sich oft hundert Redner zum Wort melden, die Maßlosigkeit und Leidenschaft der Parteien offenbaren noch die Unreife des russischen Parlaments und die Arbeitslast, die den Abgeordneten zugemutet wird, die Unfähigkeit der Regierung in der Leitung einer parlamentarischen Versammlung. Nicht weniger als sechsundfünfzig Gesetzvorschläge sind der Duma unterbreitet worden, zweihundert Pfund sollen die Drucksachen an Aktenstücken, Berichten, Erläuterungen und statistischen Beilagen für jeden Abgeordneten wiegen. Ohne diese Ungeheuerlichkeit geht es nun einmal nicht in Rußland. Aber auf der andern Seite muß man auch die Gewalt und Ungefügigkeit der Maschine bedenken, die in eine gesetz- und gleichmäßige Bewegung gebracht werden soll. Die Zustände im Lande kehren in immer weiteren Bezirken zur Ruhe und Ordnung zurück, der Schrecken und die Kriegsgerichte sind im gegenseitigen Kampfe auf den Punkt der Erschöpfung angekommen. Im Großfürstentum Finnland ist unter der neuen Verfassung, die sich das Land gegeben hat, ein Versuch mit dem Stimmrecht der Frauen bei politischen Wahlen gemacht worden: der erste in Europa. An den Wahlen im Laufe des März haben sich die Frauen auf das eifrigste beteiligt; in einem Bezirk der Hauptstadt wählten doppelt so viele Frauen als Männer. Sie haben neunzehn ihrer Kandidatinnen durchgesetzt: neun gehören der sozialdemokratischen Partei an, die mit achtzig Mitgliedern in das neue Parlament einzieht. Die andern Parteien verfügen zusammen über hundertundzwanzig Stimmen.

Wie gefährlich aber die lang andauernde Unruhe und Empörung in Südrußland auf seine Nachbarn gewirkt hat, zeigte der Bauernaufstand in Rumänien, der völlig unerwartet am 20. März ausbrach und bis heute noch, wenn auch gewaltsam erstickt, unter der Asche zerstörter Gutshöfe und Dörfer fortglimmt. Der Anstoß ging von den Bauern in der Moldau aus, die sich gegen die meist jüdischen und griechischen Pächter der Großgrundbesitzer erhoben. Die Not der unfreien Bauern ist hart, sie werden von den Pächtern, die den Bojaren eine hohe Pacht zahlen müssen, ausgesogen und halb wie Sklaven behandelt. Zu ihrem Hasse gegen ihre Bedrücker gesellen sich die Rassenfeindschaft gegen die Juden, agrarische Begehrlichkeiten und anarchistische Zerstörungssucht. Das russische Beispiel wirkte ansteckend, sozialistische Aufrufe und Aufwiegler kamen über die Grenze. Von den Gutshöfen und aus den kleinen Landstädten, die von den Bauern geplündert wurden, flüchteten die Bedrohten nach Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, ihre Angst übertrieb die Gefahr. Selbst Jassy sollte von den aufständischen Bauernhaufen bedroht und die zum Schutz herbeigerufenen Truppen unzuverlässig sein. Tatsächlich wurde die Lage mit jedem Tage ernster, die Bewegung dehnte sich nach der Walachei aus und wuchs hier zu blutigen Kämpfen zwischen Bauern und Soldaten an, bei denen die Geschütze mitsprachen, Dörfer in Flammen aufgingen und die Opfer nach Hunderten zählten. Das konservative Ministerium Cantacuzene verlor den Kopf und erbat am 25. März seine Entlassung, der König betraute den alterprobten Führer der Liberalen Demeter Sturdza mit der Neubildung der Regierung. Der hat denn auch mit scharfer und rascher Hand durchgegriffen und durch ein großes Aufgebot von Truppen die Ruhe, wenigstens äußerlich, hergestellt. In beiden Kammern wurde am 28. März ein Gesetzentwurf angenommen, der die Regierung zur Verhängung des Belagerungszustandes an allen Stätten der Unruhe ermächtigt. Der Ministerpräsident schloß

sodann durch die Verlesung einer königlichen Botschaft die Sitzung. Wie vorher die Lage in den düstersten Farben gemalt wurde, so herrscht jetzt in den Berichten das Rosenrot des Optimismus. Die Bauernunruhen hätten zwar Plünderungen zur Folge gehabt, die sich aber nur auf den Besitz der Bojaren und ihrer Pächter erstreckten, die Masse der Bevölkerung erleide keinen bedeutenden Schaden. Wie in Süditalien und in Spanien ist der Großgrundbesitz, die Landlosigkeit der Bauern und der ungenügende Arbeitslohn ein beständiger Antrieb zur Empörung und Brotverteuerung. Eine Reform erscheint in allen drei Ländern unabweisbar, aber man vermag nirgends die geeigneten Mittel zu ihrer Durchführung zu finden. Der veraltete Betrieb des Landbaus, der Mangel an Kapital, der Widerstand der Granden und Bojaren gegen die Parzellierung ihres Besitzes bilden unüberwindliche Schwierigkeiten. In Rumänien werden sie noch durch die Judenfrage verstärkt, die seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts immer von neuem auflodert. Als Pächter des Großgrundbesitzes auf dem platten Lande, als Schankwirte und Händler in den Dörfern und Landstädten ziehen sich die Juden in beständiger und unvermeidlicher Berührung mit den Massen deren Neid und Rachsucht zu. Von Demeter Sturdza darf man sich einen Versuch zur Regelung und Besserung der agrarischen Verhältnisse im freiheitlichen Sinne und zur Beseitigung der schlimmsten Beschwerden versprechen, worüber die Bauern klagen, aber eine „Lösung" des agrarischen Problems darf man von ihm ebensowenig wie von Stolypin in Rußland verlangen. Diese Dinge entwickeln sich langsam in der Reihe der einander folgenden Geschlechter, mit einem Zauberspruch können sie nicht geändert werden.

Übrigens zittert wieder einmal durch alle Balkanstaaten ein Erdbeben hin und her. Die Halbkultur und Halbbarbarei der Serben und Bulgaren, der Montenegriner, Albanesen und Griechen verbinden sich bei ihnen mit dem Größenwahn, der allen kleinen Völkerschaften eigen ist, um eine unaufhörliche Unruhe, Sucht nach Abenteuern und Neigung zu Verschwörungen wach und rege zu erhalten. In Sofia ist der bulgarische Ministerpräsident Dimitrij Petkow am 11. März das Opfer einer solchen geworden. Ein entlassener Beamter hat ihn auf der Straße durch Revolverschüsse getötet. Petkow war den Revolutionären in Bulgarien wegen seiner friedlichen Politik der Türkei und Österreich-Ungarn gegenüber verhaßt, sie konnten ihm und dem Fürsten Ferdinand die strenge Ordnung an der bulgarisch-mazedonischen Grenze zur Verhinderung des Übertrittes der Banden nicht verzeihen. Schon bei der Eröffnung des National-Theaters hatten die Studenten ihrem Unmut durch lärmende Unterbrechung der Vorstellung Luft gemacht, den Fürsten hatten sie mit Schneebällen beworfen. Darüber war die Universität geschlossen, eine Anzahl der Unruhstifter verhaftet worden. Seitdem erhielt Petkow einen Drohbrief nach dem andern. Er lachte ihrer: „Mir ist es gleichgültig, ob ich auf der Straße oder im Bette sterbe." Nun hat ihn das Schicksal Stambulows ereilt. Der Fürst hat an seine Stelle den bisherigen Präsidenten der Kammer, Gudew, berufen, der die Regierung im Sinne Petkows weiterzuführen gedenkt. Für den wirtschaftlichen Aufschwung Bulgariens, für eine Befestigung seines Staatswesens ist der Verzicht auf Abenteuer die erste Bedingung. Nach vier Jahren eines erbitterten Bandenkrieges in Mazedonien sind die Bulgaren dem Ziel ihres Ehrgeizes um keinen Schritt näher gekommen. Die Herrschaft des Sultans ist nicht gebrochen, die Türken sind nicht vor dem bulgarischen Schrecken nach Kleinasien geflüchtet — im Gegenteil hat es sich gezeigt, daß gar nicht sie, sondern die Griechen im Lande den Damm bilden, an dem die bulgarische Flut zerschellt. Noch unerfreulicher als in Bulgarien haben sich die Zustände in Serbien entwickelt. Die Blutnacht vom 11. zum 12. Juni 1903, in der die Offiziere den König Alexander, den letzten Obrenowitsch, und die Königin Draga ermordeten, hat dem Lande kein Heil und keinen Segen gebracht. König Peter, ein Nachkomme des schwarzen Georg, der die Erhebung der Serben gegen die Türken im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zum glücklichen Ende, zur Befreiung des Landes, führte, hat es nicht verstanden,

Ordnung zu schaffen und die Parteien in Zucht und Zaum zu halten. Seit Jahresfrist befindet sich Serbien in einem Zollkriege gegen Österreich-Ungarn, auf das es doch mit seiner Viehausfuhr angewiesen ist. Es hat versucht, den Ausfall in seinen Einnahmen durch Handelsverträge mit Italien und der Schweiz zu ersetzen, aber es ist klar, daß diese sich langsam anknüpfenden neuen Beziehungen nicht den Verlust der alten mit dem Nachbarlande aufwiegen können. Unter wenig günstigen Bedingungen hat eine Anleihe in Paris abgeschlossen werden müssen, von der zwanzig Millionen zur Anschaffung von Geschützen und Munition an die Creuzot-Gesellschaft nach Frankreich zurückwandern. Diese Vorgänge haben im Lande allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen, in der Skupschtina hindert die jungradikale Partei durch Obstruktion jede Verhandlung, um die Auflösung der Versammlung oder den Rücktritt des Ministeriums zu erzwingen. Am 8. April hat sich die Regierung zu einem Gewaltstreich entschlossen und die Skupschtina durch einen Erlaß des Königs bis zum 9. Juni vertagt, obgleich weder das Budget noch das Budgetprovisorium genehmigt worden sind. In Mazedonien setzen Rußland und Österreich-Ungarn mit einer beneidenswerten Geduld und Ausdauer ihre Arbeit der Beruhigung und der Friedensstiftung gegen die ewig zögernde und hinterhaltige Politik der Pforte und die bulgarischen, griechischen, serbischen und albanesischen Banden fort. Im Verhältnis zu der Anstrengung mit einem minimalen Erfolg. Der bulgarische Ministerpräsident Gudew hat sich indessen über die Aussichten auf die Erhaltung des Friedens vertrauensvoll ausgesprochen: die Banden würden in diesem Frühjahr keine größeren Ausschreitungen unternehmen. Von allen Balkanstaaten feiert zurzeit nur Griechenland Feste. In Erwiderung des Besuches, den ihm der König der Hellenen, Georg, im vorigen Jahre in Rom abstattete, hat sich der König von Italien nach Athen begeben. Am 6. April fuhr er auf der königlichen Jacht „Trinacria" von Tarent nach dem Piräus ab. Er wurde am 8. April bei seinem Einzuge in Athen stürmisch von der Bevölkerung begrüßt. Da sich die Minister Tittoni und Mirabello von der Marine in seiner Gesellschaft befinden, erhält der Besuch einen politischen Anhauch. Die italienischen Wünsche nach engeren Handelsbeziehungen mit den Balkanstaaten und der Levante sind wie die italienischen Hoffnungen auf die Verstärkung seines politischen Einflusses in Osteuropa bekannt. Und die Griechen hoffen besonders von der Beihilfe Italiens den Anschluß Kretas an das Königreich.

Die bevorstehende zweite Friedenskonferenz im Haag wirft schon weithin ihre Schatten voraus. In allen Zeitungen wird die Abrüstungsfrage, die England und die Vereinigten Staaten auf die Tagesordnung setzen wollen, und wie sich die einzelnen Mächte dazu stellen werden, der Erörterung unterzogen. Da weder England noch die Union daran denken, ihre eigenen Flottenrüstungen zu beschränken, Japan sogar ankündigt, daß es das größte und gewaltigste Schlachtschiff bauen wolle, darf man auf die Gründe gespannt sein, die sie den andern Staaten zugunsten ihres Vorschlags unterbreiten werden. Die Verteidiger der Abrüstung übersehen ganz, daß erst in den Gesinnungen, Ansprüchen und Plänen der Völker innerlich abgerüstet werden muß — der Franzosen hinsichtlich der Suprematie über Marokko, der Engländer hinsichtlich der Herrschaft über die See, der Yankees hinsichtlich der Vereinigung und des Zusammenschlusses Amerikas unter dem Sternenbanner — ehe an die praktische Ausführung des Gedankens gegangen werden kann. Das Idyll des ewigen Friedens hat den Verzicht aller Völker auf ihre nationale Zukunft zur Voraussetzung. Angesetzt ist die Eröffnung der zweiten Friedenskonferenz auf Sonnabend den 15. Juni im Rittersaale des Binnenhofes im Haag.

Literarische Rundschau.

Zwei Romane.

Die Schule der Leidenschaft. Roman von Fritz Marti. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Der Verfasser dieses Romans ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Unbekannter mehr. Seine Novelle „Die Stadt" erschien vor etlichen Jahren in dieser Zeitschrift und mußte dem aufmerksamen, verständnisvollen Literaturfreund durch die Feinheit der Beobachtung, die Sicherheit der psychologischen Führung, die Gründlichkeit und Sorgfalt in Anlage und Einzelgestaltung auffallen. Fritz Marti war damals schon kein Anfänger mehr. Von früheren Arbeiten drangen die zwei kleinen Bücher „Sonnenglauben" und „Vorspiel des Lebens" in weitere Kreise. Jenes war schon ein tastender Versuch, die eigene Arbeit zu vertiefen und zu entfalten. Dieses, ein zusammenhängendes Werk, leistete in der Psychologie des Kindes Bedeutendes und zeugte von einem Scharf- und Tiefblick in der Analyse seelischer Eindrücke, über die der Durchschnitt der Literaten nicht verfügt. Fast zehn Jahre später erscheint nun das vorliegende Werk, zu dem der nunmehr im besten Mannesalter stehende Verfasser sich die Muße im Kampfe mit journalistischer Tagesarbeit abringen mußte. Spuren stückweiser Komposition sind in Stil und Stimmung zuweilen bemerkbar; aber was verschlagen solche oder ähnliche Ausstellungen, die das kritische Gewissen vielleicht allzu pedantisch anmerkt, gegenüber unleugbaren Vorzügen seltener Art!

Man hat von jeher der literarischen Produktion der Schweizer den didaktischen Zug vorgehalten und den Mangel künstlerischer Auffassung und Behandlung getadelt. Als wenn es nicht ein schwerer Verlust wäre, wenn man diesen pädagogischen Trieb, der nach Vertiefung strebt und dem Leben dienen will, gegen einseitiges Ästhetentum eintauschte! Das eine tun und das andre nicht lassen: dem Moralischen sein Recht einräumen, aber es ästhetisch zu bemeistern suchen — warum sollte der Dichter zu dieser Synthese nicht gelangen? Marti hat in seiner Art das Problem gelöst und ist beiden Anforderungen vorzüglich gerecht geworden. Wie alle gutgeschriebenen und in strenger Selbstzucht gewissenhaft komponierten Bücher stellt es an den modernen Leser weit höhere Anforderungen, als er im allgemeinen heute zu erfüllen gewohnt ist. Er ist gezwungen, mitzuwirken, und wenn ihn schlechte Romane daran gewöhnt haben, in eiligem Blättern nur die großen, spannenden Züge der Handlung zu erfassen, so kommt er hier nicht auf seine Rechnung. Hier ist Handlung nichts und Einzelheit alles; das langsame Fortschreiten jener ermöglicht die bis ins kleinste durchgeführte Behandlung des Milieus und das Auseinanderlegen der seelischen Vorgänge, das Belauschen der geheimen Regungen und das ruhige Sich-aussprechen über Menschen und Dinge, das dem epischen Temperament ein Bedürfnis, dem Dramatiker aber eine verbotene Frucht ist.

„Die Schule der Leidenschaft" ist für das Werk ein guter, aber kein genügender Titel. Daß der Verfasser lange gekämpft und geschwankt hat, zeigt noch der auf jedem Bogenanfang mitgeführte frühere Name: „Die Schule des Lebens". Vielleicht wäre „Die Geschichte einer Leidenschaft" treffender, aber noch immer nicht erschöpfend gewesen; denn das Buch ist von einem Reichtum, der sich schwer in einem prägnanten Stichwort zusammenfassen ließe.

Ein junger Seminarist und Pfarramtskandidat beginnt seine Laufbahn mit einer provisorischen Lehrstelle in einem bekannten Kurort, der sich unschwer als Baden im Aargau erkennen läßt. Es stößt ihm eines Tages bei der Zeitungslektüre folgender Aphorismus von Marie v. Ebner-Eschenbach auf: „Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt." Sein Bildungsstolz, sein weltunerfahrener Idealismus, seine jugendliche Selbstsicherheit lehnen sich gegen diesen tiefen, der schmerzlichen Erfahrung eines langen Lebens entsprungenen Grundsatz auf, und nachdem er in pathetischer Rede seiner Entrüstung der Hauswirtin gegenüber Luft gemacht hat, ergreift er die Feder, um auch den Leserkreis jenes Blattes mit seinem geharnischten Protest zu erbauen. Da geschieht, ihm unbewußt, etwas Seltsames: der Blick des Schreibenden gleitet flüchtig zu dem gegenüberliegenden Hotelfenster hinüber und erblickt in seinem Rahmen ein lächelndes Mädchenangesicht. Die Feder fällt ihm aus der Hand, der Artikel bleibt ungeschrieben und — der Tatsachenbeweis für die subjektive Richtigkeit jenes Ebnerschen Gedankensplitters beginnt; er bildet den Inhalt des ganzen Romans.

Dieser Zug ist so meisterhaft, daß ich ihn hier nicht unerwähnt lassen durfte. Fester und fester knüpft sich das Band zwischen der reichen Fremden und dem armen Bauernsohn. Dort ist Schönheit, Selbstsucht, Eitelkeit und die ganze Skala weiblicher Listen und anziehender Kräfte; hier ein ehrliches, aller Erfahrung bares Gemüt, das in unglaublicher Verblendung seinem guten Genius zu folgen und seinen unreifen Idealen zu gehorchen meint, wenn es sich willenlos der Verführung hingibt. Ernst Hartmann, mitten hineingestellt zwischen die zwei ewig getrennten Welten bäuerlicher Ehrenhaftigkeit und großstädtischen Flitterglanzes, vermag sich weder in jener noch in dieser zurechtzufinden. Das Unbekannte lockt ihn ins Verderben, und als er sich auf die vermeintliche Freundin stützen will, sie ihn aber hohnlachend zurückstößt, da zerbricht die schöne Welt.

Wir haben im Grunde hier eine Bourgets „L'Étape" verwandte These. Der einfache Bauernsohn kann sich zwar solide Bildung erwerben und seinen Mitmenschen in angesehener Stellung nützlich sein. Aber gewisse, durch seine soziale und nationale Zugehörigkeit ihm gezogene Kreise vermag er nur mit schwerem Schaden an seinem Selbst zu überschreiten. Als er der goldtreuen, stolzen und bodenständigen Rosa endlich seine Hand bietet, kehrt er wieder in die Welt zurück, die die seine bleiben muß. Von gleißender Schönheit, hohlem Schein und äußerlichen Vorzügen lernt er absehen, um den Wesenskern eines Menschen, seine Güte, seine Kraft zum Wirken und Leiden allein zu schätzen.

Dies in großen Linien der Gang der inneren Entwicklung des Helden. Mit gleicher Sorgfalt wie er sind die vier Frauengestalten charakterisiert. Neben der schönen, schweres Unheil anrichtenden Unbekannten steht die ehrenfeste, wesensherbe Mutter, die realistische, das Leben von seiner dunklen Seite trefflich kennende Wirtin, und Rosa, die still kämpfende, spätere Gattin des Helden, der seine Lebenskrankheit überstanden hat.

Wer es nicht scheut, der Vertiefung in das Schicksal wirklicher Menschen einige Stunden des Nachdenkens zu widmen, wird mit reichem Gewinn für sein inneres Leben dieses bedeutende und reife Buch eines ernsten und feinen Dichters aus der Hand legen.

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Der Pojaz. Eine Erzählung aus dem Osten. Von Karl Emil Franzos. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905.

Der Name des vorzeitig hingegangenen Karl Emil Franzos ist für uns untrennbar mit dem Begriff „Halbasien" verbunden, jener seltsamen Welt, die so nahe der deutschen Grenze, der westeuropäischen Kultur doch so fremd geblieben ist. In reinsten Typen zeigt er uns jene östlichen Stämme: Russen, Polen, Ruthenen, besonders aber die Juden des Ostens. Den Stoffkreis des Getto hatte Franzos früher nur in Novellen und Skizzen behandelt. Hier tat er es zum ersten, leider auch zum letzten Male in der Form eines Romans, der, 1893 nach jahrelanger Arbeit vollendet, erst nach seinem Tode von seiner Witwe veröffentlicht worden ist.

Barnow ist auch diesmal der Mittelpunkt. In die steinernen Mauern erstarrter, uralter Kultur ist ein Leben eingezwängt, das sich herausgetrieben fühlt aus der düsteren Enge, und an diesem Konflikt zugrunde geht. Nicht umsonst waren die Gesetze Moses auf eherne Tafeln geschrieben. Der arme Judenjunge, der von seinem Vater, einem „Schnorrer", „jenen Zauber, der die Herzen zwingt, jene seltsamste aller Gaben" geerbt hat, wird mit rührender Hingebung von einer vereinsamten Frau aufgezogen, die ihm aus Furcht vor dem angeborenen Wandertrieb seine Herkunft verheimlicht. Wegen seiner tollen Streiche und Nachahmungskünste heißt er überall der „Pojaz" (Bajazzo). Das zufällige Zusammentreffen mit einer Schauspielertruppe öffnet ihm die Augen über seinen inneren Beruf. Unermüdliches Kämpfen und Streben, vor allem heimliches Erlernen des Deutschlesens, führen ihn bis dicht an das ersehnte Ziel; aber sein Körper ist aufgerieben, und er stirbt. Er selbst ahnt sein Ende nicht und glaubt an eine beglückende Zukunft. Die Natur spielt ihre Melodie dazu, wie es dahin gehört, mit wenig Sonne und Frühling, aber dann, zu einem gewaltigen Orchester anwachsend, in der Schilderung eines Schneesturmes, einer Überschwemmung. Solche Steigerung zeigt auch der Roman, bis der Tod die Brücke zu Hoffnungen und Zukunft abreißt wie der brausende Dniestr seine von Menschenhänden angstvoll und vergeblich gehütete Brücke.

Dies sind die Grundlinien des Romans. Mit einer Fülle von großen und kleinen Geschehnissen im farbigsten Lokalkolorit malt Franzos das Leben des Getto, das der Schauspielertruppe. In abnorme, ja grauenvolle Zustände läßt er blicken, aber der Humorist Franzos weiß deren ergreifenden Ernst durch die lustigsten Einfälle zu mildern. In scharfgeschnittenen Physiognomien sehen wir das innere Leben, wenn die Pflegemutter mit ängstlich fragenden Augen und doch so tapfer dem gestrengen Rabbi gegenübersteht. In einer Werkstatt von Jahrtausenden sind sie geprägt, diese Seelen, daß sie, hart wie Metall, jeden Druck, jede Berührung aus einer andern Welt als der ihren von sich abprallen lassen. Eine krasse Beweisführung für den Determinismus, die Unfreiheit des Willens in dieser abgeschlossenen Welt. Und dabei wieviel Weichheit, Opferwilligkeit und selbstlose Treue! Aber die hingebendste Liebe — das erscheint als die traurige Philosophie dieses Buches — ist nicht eins mit Verstehen und Glücklichmachen. Die Sorgen und Schmerzen der Menschen treiben das Räderwerk des Schicksals zum Untergang dessen, den sie vor Unglück haben bewahren wollen; und alles kommt anders, als sie mit ihrem kurzsichtigen Blick, mit Aufbietung all ihrer Kraft es lenken wollten. Doch daß dies leidenschaftliche Gegeneinander der Geister zu keiner Verbitterung, nicht zur Vernichtung aller gegenseitigen Liebe führt, das ist das Versöhnende, nicht das Ausklingen durch eine beglückende Täuschung, die einem fast zu tiefen Mitgefühl des Dichters für seinen schuldlos untergehenden Helden zu entspringen scheint.

Von Spuren der Wandlung, die in den letzten Jahrzehnten der Roman durchgemacht hat, wird man hier vielleicht weniger als in manchen andern Werken derselben Zeit finden, freilich auch weniger zu finden erwarten. Die breite kulturgeschichtliche Basis, auf der die Fabel aufgebaut ist, kann von jenen Wandlungen nur minder intensiv berührt werden; das Gewand solchen Inhalts ändert sich naturgemäß nicht so rasch im Wechsel der Kunstform. Soweit die Erzählung ein Stück Sozial-

psychologie ist, erstrebt sie Wahrheit, ohne daß sich diese doch als ein aus ästhetischen Gründen gewollter Realismus darstellte. Aber über jene Grenzen wächst unser Roman weit hinaus, und sobald er sie überschritten hat, fühlt man in dem sich lockernden Haften an der Wirklichkeit den Stil der „alten Schule". Der Haupthelb ist eine Idealgestalt. Die Komplikationen der Geschicke sind vielfach recht romanhaft, wenn auch von so zarten Fäden psychologischer Motive durchzogen, daß die Lebenswahrheit nicht darunter leidet. Sollte es auf einem Gefühl der Fremdheit gegenüber der jüngeren Generation beruhen, daß Franzos mit der Veröffentlichung zurückhielt? Wenn wir an seiner Art etwas anders hätten wünschen sollen, so wäre es ein stärkeres Zielbewußtsein in der Bemessung der Proportionen. „Zeichnen ist die Kunst des Weglassens." Manche nebensächliche Züge, auch in dem so lebendigen Dialog, sollten der groben Plastik zuliebe fehlen oder doch leichter angedeutet sein. Aber wo wir einen Strom so warmen Lebens fühlen und uns so tiefe Blicke in die Psyche einer merkwürdigen Rasse erschlossen werden, da überwiegt das Gefühl der Bereicherung alles andre.

B. O.

Ferdinand Freiligrath.

Ferdinand Freiligraths Sämtliche Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Briefe als Handschriftenprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Man kann sich mit Freiligrath dem Dichter nicht beschäftigen, ohne Freiligrath den Menschen immer wieder aufs neue lieb zu gewinnen. Das ist auch der Eindruck, den diese Gesamtausgabe hinterläßt: vollständiger als irgendeine frühere, bringt sie, was in den Jahrgängen längst vergessener Zeitschriften und Almanache sich fand oder handschriftlich aus dem Familienbesitz stammt: mancherlei Fragmentarisches, eine — die einzige — Prosaerzählung, einen Briefband, Jugendgedichte in großer Zahl. Von solchen hatte der Dichter selbst als erstes in seine Sammlung nur das Gedicht „Moostee" aufgenommen, das, noch unentwickelt, aber schon deutlich erkennbar, die echten Freiligrath-Züge zeigt. Um so mehr staunt man, daß alle andern Gedichte aus dieser frühen Zeit und noch Jahre darüber hinaus in Empfindung und Ausdruck von einer Art sind, die Grabbe berechtigte, seinen jüngeren Landsmann „unsern Matthison" zu nennen. Kann man sich einen größeren Gegensatz denken als Matthison und Freiligrath? Und doch, so wenig diese Juvenilien geeignet scheinen, dem Ruhme des Dichters etwas hinzuzufügen, so wertvoll sind sie als Zeugnisse seiner Entwicklung. Sie führen bis nahe zur Grenze seines Kindesalters zurück den Beweis der ganz einzigartigen Entwicklungsfähigkeit Freiligraths, der unter den wechselnden Einflüssen äußeren und inneren Erlebens, nach idyllischen Anfängen der Sänger des Meeres und der Wüste, der heimischen Natur, der Revolution und des Deutschland einigenden Krieges ward, immer aber in all diesen Phasen derselbe blieb: der gute, der edle Mensch, der charakterstarke Mann mit dem Löwenhaupt und dem weichen, warmen Herzen.

In Ludwig Schröders mit großer Liebe verfaßter Einleitung über „Freiligraths Leben und Schaffen", die zwar nichts Neues enthält, aber das vorhandene, ziemlich umfangreiche literarische Material, namentlich Buchners zweibändige Biographie, mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit benutzt, werden, gedrängt aneinander gereiht, die Momente hervorgehoben, die für des Dichters bewegten Lebensgang wichtig sind und ihn erklären. Mit einer, wenn nicht vollendeten, doch grundlegenden humanistischen Bildung, wendet der Jüngling, durch die Umstände bestimmt, sich dem Kaufmannsstande zu, verläßt nach den Lehrjahren die westfälische Heimat und erhält in Amsterdam den ersten mächtigen Impuls jener fernen exotischen Welt, die, seine

glühende Phantasie ausschließlich beherrschend, aus ihm den Dichter machte, dessen Strophen uns berauschten, als wir noch auf den Schulbänken saßen. Ein solcher war er in der ersten Ausgabe seiner „Gedichte", die 1838 erschien und in acht Jahren neun Auflagen erlebte. Ein Exemplar der zierlichen Miniaturausgabe von 1846 liegt dem Schreiber dieser Zeilen vor: es zeigt als Titelbild die Muse Freiligraths, eine Frauengestalt am Meeresstrand, die, schleierumwallt und auf einem Anker lehnend, sehnsuchtsvoll in die Ferne schaut. Auf allen Lippen war der Name Freiligraths damals, alle Herzen schlugen ihm entgegen. Aber wie sehr bleibt der plötzlich berühmt Gewordene liebenswert auch als Mensch, um so liebenswerter, weil er so bescheiden ist. Eitelkeit, Selbstüberschätzung waren ihm sein lebelang fremd. „Mein Vater," erzählt Käthe Freiligrath-Kroeker aus ihrer Kindheitserinnerung, „sprach von seinen Gedichten und Übersetzungen so selten als von etwas Besonderem, daß ich ihre Schönheit selbst finden oder aus der Bewunderung Fremder abnehmen mußte." Zaghaft war er an die erste Sammlung seiner Gedichte gegangen, bei der sein väterlicher Freund Gustav Schwab ihm hilfreich zur Seite stand. „Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln," schrieb er an diesen, „wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der neueren Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche." Und doch war es tatsächlich dieser Erstlingsband, der ihm den Weg bahnte; der ihn zeitweilig von den Fesseln eines Berufes befreite, den er entschlossen wieder ergriff, als es galt, sich selber treu zu bleiben. Nun aber kamen zunächst die glücklichen, sangesfrohen Tage von St. Goar und Unkel, ganz erfüllt von dem rascher pulsierenden Leben am Rhein, es kamen die Tage der Freundschaft mit gleichgestimmten Genossen, und es kam der Tag, an dem er die Geliebte fand —

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für . . .

Doch langsam stieg schon die Wolke herauf, die, wenn sie den vollen Wert seiner Persönlichkeit erst recht zur Geltung brachte, doch seine Lebensbahn weithin überschatten sollte. Mit dem „Glaubensbekenntnis" (1844) schien auf einmal ein ganz andrer Freiligrath dazustehen, als die Welt ihn bisher gekannt: ein politischer Dichter, der an Leidenschaft der Gesinnung, Kraft des Ausdrucks, Pracht der Bildersprache alle andern Freiheitssänger der Zeit weit hinter sich zurückließ. Aber war es wirklich eine radikale Wandlung, die in ihm vorgegangen, oder ließ sie sich nicht vielmehr auf den Keim zurückführen, den die Natur in ihn gelegt und nur auf ihre Weise zur Entfaltung gebracht hatte? „Ich begreife eigentlich nicht," schreibt er in dem bekannten Briefe an F. A. Brockhaus, „wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin . . . Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionär." Aber der Mensch in ihm hatte sich darum nicht verändert; tapfer, stolz und unerschrocken ging er dem Geschick entgegen, das er sich selbst geschaffen, und bewährte im Exil die herrlichen Worte, die er dem Schotten Robert Burns nachgedichtet hatte:

Ob Armut euer Los auch sei,
Hebt hoch die Stirn, trotz alledem!
Geht kühn dem feigen Knecht vorbei,
Wagt's arm zu sein, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Prunk und Pracht und alledem,
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Ist König doch, trotz alledem!

Klopft nicht jedem, wenn er diese Verse liest, das Herz auch heute noch stärker?

Mit kümmerlichem Gehalt übernahm Freiligrath die Stellung eines Korrespondenten in einem Londoner Geschäftshaus, ward er wieder „Poet und Tagelöhner". Aber das erste Sturmzeichen des Jahres 1848 fand ihn bereit:

Wir treten in die Reisestiefeln,
Wir brechen auf schon heute!

Vor ihm her, in Flugblättern, gingen jene prachtvollen Märzgesänge, die wie nichts andres zündeten, und die einst als Schulknaben seinen „Löwenritt" deklamiert hatten, begeisterten sich jetzt, zu Jünglingen gereift, an diesen revolutionären Strophen.

Doch nicht lange, so sollte der Dichter, und mit ihm sollten wir erfahren, daß auf den Barrikaden das nicht zu erreichen sei, was alle hofften, träumten, ersehnten — daß es dazu ganz andrer Kämpfe bedurfte. Abermals ging Freiligrath in die Fremde, nach London, und volle fünfzehn Jahre noch lebte er dort als Flüchtling. Wer ihn während dieser Zeit gekannt, der weiß, mit welch männlichem Gleichmut er das harte, schwer erarbeitete Brot der Verbannung aß — wie glücklich er in seiner einfachen Häuslichkeit mit Frau und Kindern, wie heiter im Kreise seiner Freunde war. Viele Gedichte, die zu Freiligraths schönsten gehören, geben Zeugnis davon, wie gerade in dieser Zeit sein Herz voll war von Zärtlichkeit für die Seinen, voll von treuer Anhänglichkeit an die ferne Heimat. Aber von den „Marktschreiereien und Händeln" der deutschen Emigranten in London hielt er sich fern, wie er in dem bereits erwähnten Briefe an Brockhaus selber sagt: „Meine Poesie und mein Anteil an den politischen Bewegungen der letzten Jahre liegen am Tage, und das Urteil darüber steht bei andern, steht in letzter Instanz beim Volke."

Dieser Glaube an das Volk, das deutsche Volk, hat ihn nicht getäuscht, und als nach dem Kriege von 1866 ein großartiges Nationalgeschenk ihm ermöglichte, in die Heimat zurückzukehren, die ihn jubelnd empfing, da konnten sich wohl aus dem von Dank überströmenden Herzen die Verse losringen:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Los, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel! . . .

Dieser Kranz wird ihn für immerdar schmücken, dem es noch beschieden war, die glorreichen Jahre von 1870 und 1871 zu erleben, und dem Kriege, der das Reich begründet hat, einige Dichtungen zu weihen, die mit der Erinnerung an jene große Zeit fortleben werden.

So steht das Bild Ferdinand Freiligraths vor uns, und so, in seiner vollen Größe als Dichter, seiner ganzen Vortrefflichkeit als Menschen zeigt ihn uns die vorliegende Gesamtausgabe seiner Werke.

Wir schulden dem Herausgeber Dank, der alles nur irgend Erreichbare getreulich eingeheimst und jede der verschiedenen Abteilungen mit orientierenden Einleitungen versehen hat. Er ist zudem ein Heimatgenosse Freiligraths. „Durch meine Jugend," heißt es in einem an den Verfasser gegenwärtiger Zeilen gerichteten Briefe, „wandeln die Gestalten, die des Dichters Herzen nahe standen, und mit Andacht habe ich oft vor und in dem Hause geweilt, wo er seine ersten Verse niederschrieb." Dieser pietätvolle Zug macht sich überall in diesen Bänden wohltuend bemerkbar. Aber auch die Verlagshandlung Max Hesse hat sich ein neues Verdienst erworben, indem sie ihren vorzüglich ausgestatteten und durch ihren mäßigen Preis jedermann zugänglichen Klassiker-Ausgaben die Werke Ferdinand Freiligraths hinzufügte.

J. R.

βλ. **Das deutsche Zentrum.** Von Martin Spahn. (Sammlung: „Kultur und Katholizismus".) München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

Diese Programmschrift beansprucht ein weit über ihre historische Darstellung gehendes Interesse. Sie ist noch mertwürdiger durch die Positionen, die sie ablehnt, als durch die Erklärungen, die ihren Standpunkt festlegen. Die Bezeichnung des Zentrums als föderative und sozialpolitische Reichspartei, die, auf dem Boden der Verfassung stehend, immer bereit war, zur Förderung des Reiches von Herzen mitzuarbeiten, wird als Windthorsts Vermächtnis, als das Erbe der von ihm verkündeten Grundsätze willigen Mitbaues am Reich im Einvernehmen mit allen die Verfassung achtenden Parteien angetreten. Mit allerschärfster Betonung des politischen Charakters der Zentrumspartei wird Bismarck als Zeuge dafür angerufen, daß sein Streit mit ihr in seiner Ursache ein Kampf um unser Verfassungsrecht, ein Kampf darum gewesen sei, ob der vom Kanzler geschaffene Reichstag im Verfassungsleben des Reiches die ihm zukommenden organischen Funktionen ausüben durfte oder nicht. Das Korrektiv zu dieser Auffassung der Dinge gibt Spahn selbst S. 60—61, wo Bismarcks „Wahn", daß der Katholizismus die „Rache von Rom her" gegen das evangelische Kaisertum mit Hilfe des Zentrums organisiere, durch den Inhalt eines Gesprächs mit Andrassy vom Herbst 1873 bestätigt wird. Der anfänglich erstrebte Zusammenschluß des Zentrums mit andern christlich-konservativen Elementen im Gegensatz zur schmalen, in Deutschland besonders bedenklichen konfessionellen Basis, zu deren Annahme Windthorst sich ungern genug entschloß, ist das Ziel Spahns. Keine Andeutung fällt in der Richtung einer kirchlich-religiösen Erneuerung. Die Schwierigkeiten nach innen, die u. a. durch die Haltung des bayrischen Zentrums nahe genug gelegt sind, werden mit beredsamem Stillschweigen übergangen. Herr Lieber wird dafür gepriesen, daß er die Entscheidung über die Heeresvorlage benutzte, um die Bayern wieder an die Partei zu fesseln und um der preußischen Regierung wie der Kurie ein- für allemal die Neigung zu verfassungswidriger Beeinflussung der Fraktion zu nehmen! Das Wirkungsfeld des Zentrums liegt im Reich. Unter allen Parteien steht es allein als Parlamentspartei aufrecht. Es hat von allen Parteien am frühesten Berührung mit der sozialen Bewegung gefaßt. So bleibt, was von Rom aus in Italien erbarmungslos niedergeworfen wird, in Deutschland Parole. Spahns rückhaltloser Beifall gilt der Ausschaltung jedes konfessionellen Elementes; er spricht „vom alten Kulturkampfsgeist" eines rückständigen Liberalismus und erwartet von neuen volkstümlichen Parteibildungen eine Stärkung zur Mitarbeit am Reich.

βλ. **Richard Rothe.** Von Dr. Rudolph Ehlers. (Sammlung: „Männer der Wissenschaft" von Dr. Ziehen-Frankfurt a. M.) Leipzig, W. Weither. 1906.

„Lesen Sie Richard Rothes Ethik und trennen Sie sich nicht mehr von dem Buch," so lautete vor vielen Jahren der Zuspruch eines der bedeutendsten unter den Katholiken jener Zeit. Wie unvergessen und lebendig die Wirkung des großen Namens geblieben ist, läßt sich annähernd aus dem Verzeichnis von zwanzig, seinem Werk oder seiner Person gewidmeten Schriften erkennen. Rippold, Holtzmann, Troeltsch, um nur diese zu nennen, haben sich mit ihm befaßt, der sein Sterbelager von Engeln umgeben wußte und allein sterben wollte, wie einst Pascal. Mit seiner kirchlichen Stellung hat der Protestantismus sich auseinanderzusetzen. Den Außenstehenden erscheint sie als seine logische Konsequenz. Rothes sittlicher Standpunkt, sein religiöser Einfluß reichen weit über die Schranken konfessioneller Scheidungen hinaus. Es ist der Vorzug der vorliegenden Arbeit über ihn, daß sie uns den Denker nicht nur, sondern den Menschen, seine nach Vollendung in Heiligkeit ringende Seele so nahe gebracht hat. Den unbewußten Christen zum bewußten Christentum zu führen, so läßt sich in wenigen Worten das Ziel bezeichnen, das Rothe sich gesetzt hat. Mit einer laxen, selbstzufriedenen, verschwommenen Religiosität hatte es nichts gemein. Seine Lebensaufgabe war auf den Aufbau einer einheitlichen, von christlichem Geist getragenen und erfüllten Weltanschauung, auf einen Gottesstaat der Zukunft gerichtet. Er trug sich nicht mit der eitlen Hoffnung, sein Ideal in absehbaren Zeiten verwirklicht zu sehen; aber in der Spekulation wie im Handeln, durch Wort und Beispiel lebte er so, daß, was er getan und gelitten, in seinen Begriff des Christentums sich nach dem Maß menschlichen Könnens einfügte.

βα. **Renaissance und Barock.** Von Heinrich Wölfflin. München, F. Bruckmann. 1906.

Jeder Kunstfreund, der Italien besucht hat, wird bedauern, ohne diesen Beitrag zur Stilgeschichte die Wanderung zurückgelegt zu haben. Seit 1888 steht er zu Gebot. Die vorliegende zweite Auflage ist von einem Freunde Wölfflins, Dr. Willich in München, besorgt worden, ohne den Charakter des geistreichen Buches zu verändern, das den Übergang von der Renaissance zum Barock psychologisch zu entwickeln versucht. Der Stil, der diesen Namen trägt, ist keine Entartung. Die großen Meister der Renaissance haben den Barock selbst eingeleitet. Aus der höchsten Blüte ging er hervor. Rom blieb an der Spitze dieser Kunstentwicklung. Man täte vielleicht nicht unrecht, überhaupt nur von einem römischen Barock zu reden. Mit Bernini, so bemerkt schon Burckhardt, müßte die geschichtliche Darstellung einen neuen Abschnitt anfangen lassen. Bis zu diesem Zeitpunkt, etwa 1630, währt die erste Periode, auf welche Wölfflin nicht das Beschreiben ihrer Entwicklung, sondern das Begreifen des Ursprungs beschränkt: was wird aus der Renaissance? Nach 1580, sagt er, ist wohl kein einziges ganz reines Werk mehr entstanden. Will man für den fertigen Stil ungefähr das Jahr 1580 annehmen, so ist nichts dagegen einzuwenden. Die Hauptnamen sind Sangallo, Michelangelo, Vignola, Giacomo della Porta, Maderna; vorbereitend die letzten Werke

Bramantes, Giuliano da Sangallos, Raffaels, Peruzzis. An der Hand vortrefflicher, nach photographischen Abbildungen hergestellter Tafeln führt der Weg an Kirchen und Palästen, Villen und Gärten vorüber, die das Wesen der hier geschilderten Stilwandlung auch dem Laien enthüllen.

γ. **Reisebilder aus Italien und Frankreich.** Von Victor Hehn. Zweite Auflage. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart, Cotta. 1906.

Ein Werk von Victor Hehn ist immer eine Gabe für Feinschmecker: die klassische Form und der reiche Gedankengehalt zeichnen alles aus, was der bedeutende Baltе geschrieben hat; und daß er nicht bloß von wenigen geschätzt wird, das beweist der Umstand, daß diese Briefe schon in zweiter Auflage hinausgehen können. Sie handeln von einer Reise, die Hehn 1839 und 1840 nach Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Genua, Toulon, Marseille, Grenoble, Lyon und Paris gemacht hat. Im Gegensatz zu so vielen Reiseschriftstellern besaß Hehn die Gabe, das Wirkliche so zu sehen, wie es war: „er konnte," sagt Schiemann, „nicht anders, als richtig sehen;" nach seinem eigenen Ausdruck war er bemüht, die Rose für eine Rose und die Distel für eine Distel auszugeben. Es ist ein Genuß, die Wunder italienischer Natur und italienischer Kunst mit den Augen des Sechsundzwanzigjährigen zu sehen, und überall stößt man auf plastische Schilderungen, gedankenschwere Betrachtungen. Am Grabe Dantes wird Hehn sich bewußt, daß die Poesie, die dort ratlos den Lorbeerkranz in der Hand hält, ungewiß, wem sie ihn nach Dante reichen soll, ihn auf Lord Byrons Schläfe hätte drücken sollen, als er in diese Halle trat; Dante und Byron sind beide riesenhaft; der eine verkörpert alle Wissenschaft und alle Wärmegrade des Gefühls des Mittelalters, im andern leben alle Dämonen und alle Engel unsrer Zeit (S. 61). Es ist kaum möglich, auf wenigen Seiten einen geistvolleren Abriß der römischen Geschichte zu geben, als dies S. 94—99 geschieht. Auffallend ist, daß die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit in Hehns Darstellung sehr zurücktreten; sein Blick ist ganz überwiegend nicht auf das Vorübergehende gerichtet, sondern auf das, was an Italien ewig ist. S. 201 ist uns ein widerwärtiger Druckfehler aufgefallen: „nach Cinnas Ausdruck eine Versammlung von Königen". Es muß heißen „Cineas".

βλ. **Mes Origines.** Mémoires et Récits. Par Frédéric Mistral. Paris, Plon. 1906.

Ob es Franzosen gibt, die Fritz Reuters Schriften aus eigener Anschauung kennen, darf bezweifelt werden. Dagegen gibt es Deutsche, die „Mireio" in der langue d'oc und mit der Begeisterung gelesen haben, die jedes wahre, reine Kunstwerk erweckt. Aus dem Provenzalischen übersetzt, bietet sich ihnen die Schilderung der Jugendzeit des Dichters, bis zum Zeitpunkt, da sein Meistersang vollendet wurde. Nichts in dieser einfachen Biographie des gottbegnadeten Schöpfers von Mireille wird sie enttäuschen. Es ist alles so gewesen, wie das Herz es wünscht. Die Provence hat an dem Epos ihres Lieblings mitgedichtet. Unter dem einfachen Dach eines Bauerngehöftes, in der schönsten und lieblichsten südlichen Landschaft, wo Wein gepreßt und Seide gesponnen wurde, ist das Gedicht entstanden. Das Wappen der Mistral zeigt, wie das Wappen der Bismarck, einen dreiblättrigen Klee, denn diese Landleute waren einst adelige Besitzer und führten die stolze Devise „Alles oder Nichts". Die Mutter Mistrals hatte, wie Ruth, die Ähren auf dem Felde gesammelt, bevor sie seines bereits alternden Vaters zweite Frau wurde. Die Eltern verstanden das Kind, das ihnen geschenkt wurde. Sie überließen es der Natur, ihn zu erziehen, sie erzählten ihm Legenden und gaben ihm, als er lesen konnte, die einzigen drei Bücher, die sie besaßen: das Neue Testament, die Nachfolge Christi, den Don Quixote. Zu Avignon, wo Petrarca seine Laura zuerst sah, ward Mistral ein erfolgreicher Schüler, zu Aix wurde er Jurist. Dort erschien ihm die Gestalt, die noch keinen Namen hatte. Er war einundzwanzig Jahre alt, als er, zur väterlichen Scholle zurückgekehrt und frei, seinen Weg zu wählen, die Hand wieder an den Pflug legte und den Schwur tat, der väterlichen Erde die Sprache zurückzugeben, die einst ihren Ruhm verkündet, und die eine törichte Schulweisheit mit ihren fremden Formeln erstickt hatte. Nur aus der Flamme echter Dichtung konnte sie wiedergeboren werden: so entstand Mireille, der ein Zufall den Namen und der Genius Unsterblichkeit gab.

γβ. **Marie von Mouchanoff-Kalergis,** geb. Gräfin Nesselrode, in Briefen an ihre Tochter. Ein Lebens- und Charakterbild. Herausgegeben von La Mara. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

Noch leben viele, die sich Marie v. Mouchanoff-Kalergis als einer der anmutigsten und großartigsten Frauengestalten ihrer Zeit erinnern. Schön im edelsten Sinne einer aristokratischen, hochgewachsenen, imponierenden Erscheinung, musikalisch so selten begabt und geschult, daß ihr Freund Liszt mit einem Gefühl der Andacht ihrem Spiel folgte, von so hinreißender Güte und Menschenfreundlichkeit, daß sie, bis zuletzt mit fürstlicher Großmut andern helfend, in beschränkten Verhältnissen starb: so ist das Bild, das wir von Marie Mouchanoff im Herzen bewahren, so hat Lenbach sie im „Abendschein" verewigt. Allein weder der Genius des Künstlers noch das geschriebene Wort vermögen wiederzugeben, was in einer so selten aneignungsfähigen, von allen Stürmen des Schmerzes, der Liebe und niemals gestillter Sehnsucht bewegten Frauenseele erlebt wurde. Auch diese Briefe, so reizend und so fesselnd sie sind, verraten es nur halb. Es gab Dinge, die Marie Mouchanoff der geliebten, frommen, ganz anders als sie selbst gearteten Tochter gegenüber unausgesprochen ließ. Wir wissen nicht, ob und wo langst vergilbte Blätter aufbewahrt sind, die, wenn veröffentlicht, die vorliegende Korrespondenz, nicht zum Schaden des Andenkens der schönen, ver-

führerischen und schwermütigen Frau, ergänzen würden, die in der europäischen Gesellschaft schon das Übergangsstadium bezeichnet, in dem neuer, gärender Wein in die alten, edlen Umgangsformen, die auf immer dahin sind, gegossen wurde.

βλ. **Études d'Histoire romantique.** Lamartine de 1816 à 1830. Elvire et les Méditations. Par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Ein typisches Buch der französischen Romantik ist Lamartines „Raphaël, pages de la vingtième année", die verklärte Verherrlichung der Leidenschaft zwischen dem sechsundzwanzigjährigen Dichter und einer sechs Jahre älteren verheirateten Frau, der er unter dem Namen „Elvire" Unsterblichkeit gegeben hat, und deren früher Tod an der Schwindsucht schon nach einem Jahre der ersten Begegnung mit Lamartine folgte. Die Briefe Elviras, die Julie Bouchaud hieß, sind teilweise erhalten und vom bekannten und verdienten Kritiker René Doumic 1905 veröffentlicht worden. Die Exaltation des Gefühls, welcher er darin begegnete, veranlaßte ihn zur Annahme, daß eine der für die Poesie folgenreichsten Liebesepisoden des 19. Jahrhunderts des sie umgebenden platonischen Nimbus beraubt werden müsse. Herr Léon Séché empfindet das als persönliche Beleidigung und hält an der Idealität dieser Liebe fest. Möge er recht haben! Jedenfalls ist S. 109 seines Buches ein Brief Elviras abgedruckt, nach dessen Inhalt Lamartine das Verdienst dafür zukäme. Wir wiederholen, daß solche posthume Erörterungen uns stets nur peinlich berühren. Der Mensch hat ein Recht auf das Geheimnis seines Herzens. Der Dichter gibt es unter dem Schleier wieder, der Erlebtes und Gelittenes erkennbar verewigt. Die Muse Lamartines hat das Andenken Elviras nicht entweiht. Eben darauf beruht der Zauber, mit dem er es umgibt. Der Sänger der „Meditationen" war edel, keusch und wahrhaft groß. Nur eine oberflächliche Kritik konnte, durch seine Anmut irregeführt, seiner Kraft und Tiefe vergessen. Im größeren Teil des Buches von Séché ist mit Bienenfleiß alles zusammengetragen, was über Entstehung, Wert und Einfluß des poetischen Werkes von Lamartine bis 1830 zu sagen war. Sehr vieles, was Séché hinzufügt, gehört nicht in den Rahmen seiner Untersuchung. Eines fehlt. Die seitdem veröffentlichten Briefe des Dichters an seine Braut und spätere Frau sind von verblüffender Nüchternheit und eine letzte, wenn auch unwillkürliche Huldigung für diejenige, die er an den Ufern des Sees du Bourget begegnet, angebetet und nicht wieder vergessen hat.

βλ. **Scarron et son milieu.** Par Émile Magne. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Es ist dem Verfasser dieser glänzend geschriebenen Studie gelungen, vermittelst fleißiger Benutzung aller zeitgenössischen Quellen und dem Fluge der Phantasie ein lebendiges Bild der Zeit und Gesellschaft zu entwerfen, in welcher Kardinäle regierten, Aristokratien Revolutionen machten und Ludwig XIV. heranwuchs. Im Mittelpunkt dieser Darstellung steht oder vielmehr sitzt ein armer Krüppel, Scarron, der sich durch Epigramme und Bettel das elende Dasein fristete und nach den Worten seines Bruders in Apoll, Cyrano de Bergeracs, „Jahrzehnte hindurch sprach, ohne daß er etwas zu sagen hatte". Das ist durchaus der Eindruck, der von seinen literarischen Leistungen bleibt. Über das Ereignis in seinem Dasein, die Heirat mit Françoise d'Aubigné, die dazu bestimmt war, als Marquise von Maintenon anonyme Königin von Frankreich zu werden, hat Herr Magne nichts Neues vorzubringen. Wie Morrilot in seinem „Scarron, étude biographique et littéraire," schließt er sich denjenigen an, die an eine Intrige zwischen Villarceaux und Madame Scarron glauben. Die sogenannten Beweise, die dafür erbracht werden, sind keine. Vielmehr spricht die gänzlich unbefangene Art und Weise, mit der Madame Scarron des Gatten ihrer Freundin Erwähnung tut und auch später mit beiden verkehrte, unleugbar zu ihren Gunsten. Sie lebte in einer korrumpierten Umgebung und floh sie, nach den eigenen Worten von Magne, wo immer sie konnte. Nichts als die losen Verse leichtfertiger Reimkünstler berechtigen zur Annahme, daß sie dem zersetzenden Einfluß erlag. Hätte Herr Magne die Texte, auf die er seine Anschuldigung begründet, in extenso zitiert, so würde die Wahrheit dabei gewonnen und nur die Sensation ihren zweifelhaften Reiz eingebüßt haben.

γ. **Cornell studies in classical philology.** No. XVII. Erichthonius and the three daughters of Cecrops. By Benjamin Powell. University Ithaca. New York, Macmillan. 1906.

Diese Schrift, die auf alle Fälle ein interessanter Beleg für das eifrige Studium der klassischen Altertumswissenschaft in Amerika ist, handelt von dem bekannten athenischen Dämon Erichthonios, dem Schlangenmenschen, den Athene den Töchtern des Kekrops, Agraulos, Pandrosos und Herse in einer Kiste übergab, die sie nicht öffnen sollten. Sie taten es dennoch, entsetzten sich über das doppelgestaltige Wesen und stürzten sich, vom Wahnsinn ergriffen, vom Burgfelsen herab. Der Dienst des Erichthonios oder Erechtheus war auf der Burg von Athen mit dem der Athene und des Poseidon verbunden. Powell ist nun der Ansicht, daß Erichthonios ursprünglich nicht ein Schlangenmensch, sondern eine wirkliche Schlange war, die in Athene göttlich verehrt wurde. Die Verehrung von Schlangen läßt sich auch sonst belegen; Asklepios z. B. ist ursprünglich gleichfalls eine Schlange. Der Kult erlitt später orientalische Einflüsse, durch die Erichthonios mit Kekrops und Poseidon identifiziert wurde. Die Kekropstöchter sind jedenfalls Personifikationen weiblicher Fruchtbarkeit, die, was durch gewisse Zeremonien (Öffnung der Kiste = des Regen spendenden Himmels) angedeutet wird, die Fruchtbarkeit der Erde erwirken.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Sport bei Hof. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Adler. — Jane Welsch Carlyle. Von Emma Adler. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1907.

Adler. — Studie über Minderwertigkeit von Organen. Von Alfred Adler. Berlin und Wien, Urban & Schwarzenberg. 1907.

Baedeker. — Paris et ses environs. Manuel du voyageur par Karl Baedeker. Avec 14 cartes et 32 plans. Seizième edition. Leipzig, Karl Baedeker. 1907.

Bardt. — Römische Komödien. Deutsch von C. Bardt. Zweiter Band. Berlin, Weidmann 1907.

Bavinck. — Christliche Weltanschauung. Von H. Bavinck. Übersetzt von Hermann Cuntz. Heidelberg, Carl Winter. 1907.

Becker. — Christentum und Islam. Von C. H. Becker-Heidelberg. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Berger. — Carl Hauptmann. Von Herbert v. Berger. München, Georg D. W. Callwey. 1907.

Bode. — Goethes Gedanken. Aus seinen mündlichen Äußerungen in sachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zusammengestellt von Wilhelm Bode. In zwei Bänden. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Bonus. — Isländerbuch I. Sammlung I. Von Arthur Bonus. München, Georg D. W. Callwey. 1907

Buber. — Die Geschichten des Rabbi Nachman. Ihm nacherzählt von Martin Buber. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Cohen. — Kommentar zu Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. Von Hermann Cohen. Leipzig, Dürr. 1907.

Dunder. — Jugend-Novellen. Von Dora Dunder. Neue, durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Ehrhard. — Katholisches Christentum und moderne Kultur. Von Albert Ehrhard. Zweite Auflage. Mainz, München und Kirchheim. O. J.

Europäische Wanderbilder. — No. 267. Speicher-Trogen. Mit 22 Illustrationen und einer Karte. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Fischer. — Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. Von Prälat Dr. E. L. Fischer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Frost. — Über den Tag hinaus. Novellen von Laura Frost. Berlin, E. A. Schwetschke & Sohn. 1907.

Funke. — Die Insel Sachalin. Von Max Funke. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 1905.

Häbler. — Geschichte Spaniens unter den Habsburgern. Von Konrad Häbler. Erster Band. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1907.

Hansen. — Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese. Von Adolph Hansen. Erster Teil: Text. — Zweiter Teil: Tafeln. Gießen. Alfred Töpelmann. 1 07.

Hansen. — Haeckels „Welträtsel" und Herders Weltanschauung. Von Adolph Hansen. Gießen, Alfred Töpelmann. 1907.

Hausjakob. — Ausgewählte Erzählungen. Von Heinrich Hausjakob. Erster Band: Waldleute. Stuttgart, Adolf Bong & Co. O. J.

Hecke. — Meisterwerke der Weisheit und Erkenntnis aus Dichtern und Denkern. Ein Hausschatz für ernsthafte Menschen. Von Gustav Hecke. Berlin, Alfred Unger. 1907.

Heine. — Vom Markte der Liebe. Von Anselm Heine. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Holzmann. Christus. Von Oskar Holzmann. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Hugin. — Hahn Berta. Erzählung von F. Hugin. Berlin, G. Grote. 1907.

Hume-Richter. — Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Von David Hume. Sechste Auflage. Herausgegeben von Raoul Richter. Leipzig, Dürr. 1907.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1906. — Dreizehnter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1907.

Janson. König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht. Von A. v. Janson. Mit 2 Portraits und 25 vom Verfasser entworfenen Textskizzen. Berlin, A. Eisenschmidt. 1907.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. — Von Wilhelm v. Kügelgen. Düsseldorf und Leipzig, Wilhelm Langewiesche-Brandt. O. J.

Klob. — Der Rothenburger. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl M. Klob. München, Rubinverlag. O. J.

Lenz. — Das Jugendstrafrecht. Kriminalpolitische Untersuchungen auf rechtsvergleichender Grundlage. Von Adolf Lenz. Wien, Kommissionsverlag Manz. 1907.

Lux. — „Wenn du vom Kahlenberg . . ." Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Ein Buch für einheimische und auswärtige Fremde von Joseph Aug. Lux. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1907.

Marcus. — Die Philosophie des Monopluralismus. Eine Naturphilosophie im Versuch von Hugo Marcus Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock. 1907.

Marnitz. — Russisch-japanischer Krieg, nach amtlichen Veröffentlichungen. Ausgewählt und mit Akzenten versehen von L. v. Marnitz. Leipzig, Raim & Gerhard. O. J.

Merten. — L'état présent de la philosophie. Par O. Merten. Namur, Ad. Wesmael-Charlier. 1907.

Mygind. — Syrien und die türkische Mekkapilgerbahn. Von Eduard Mygind. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 1906.

Poritzky. — Meine Hölle. Von J. E. Poritzky. Sammlung menschlicher Dokumente. Berlin. 1906.

Reckendorf. — Mohammed und die Seinen. Von H. Reckendorf. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Reinert. — Krieg. Von Robert Reinert. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1907.

Reinke. — Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen von J. Reinke. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Schaukal. — Die Mietwohnung. Eine Kulturfrage. Glossen von Richard Schaukal. Mit einem Illustrationsanhang. Darmstadt, Alexander Koch. 1907.

Schemann. — Die Gobineau-Sammlung der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Strafsburg. Von Ludwig Schemann. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Strafsburg, Karl J. Trübner. 1907.

Schernius. — Meine Selbst-Heilung von achtzehnjährigen Sprachstörungen. Von Jens Schernius. Berlin, Modern pädagogischer und psychologischer Verlag. O. J.

Stern. — Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rufsland. Kultur, Aberglaube, Kirche, Klerus usw. Eigene Ermittelungen und gesammelte Berichte. Von Bernhard Stern. Erster Band. Mit 29, teils farbigen Illustrationen. Berlin, Hermann Barsdorf. 1907.

Stier-Somlo. — Politik. Von Fritz Stier-Somlo. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Sulger-Gebing. — Goethe und Dante. Studien aus vergleichender Literaturgeschichte von Emil Sulger-Gebing. Berlin, Alexander Duncker. 1907.

Tharaud. — Dingley's Ruhm. Roman von Jérome und Jean Tharaud. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. O. J.

Tolstoi. — Für alle Tage. Ein Lebensbuch von Leo Tolstoi. Erne vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von E. H. Schmitt und A. Scharvan. I. Dresden, Carl Reißner. 1906.

Vögtlin. — Jugendliebe. Novellen und Skizzen von Adolf Vögtlin. Zürich und Berlin. Arnold Bopp. 1907.

Wildenbruch. — Die Rabensteinerin. Schauspiel in vier Akten. Von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Bibelhase.

Eine Begebenheit aus der Friderizianischen Zeit.

Von

Ernst von Wolzogen.

I.

Erasmus Südekum, der Pfarrer von Puhlendorp in Vorpommern, kam vom Konfirmandenunterricht im Schulhause heim. Es war an einem der letzten Dezembertage des Jahres 1779. Und weil seit langen, trüben Wochen die liebe Sonne es heute um diese Mittagsstunde endlich einmal wieder gut meinte und mit hellem Glanze über dem gefrorenen Bodden und über der weißen Herrlichkeit von Wald und Aue funkelte, so machte der hochwürdige Pfarrer einen kleinen Umweg über den Gottesacker, der noch nach guter alter Sitte um die Kirche herum angelegt war und mit seinen alten Eibenbäumen und neuen Taxushecken und Trauereschen die hübscheste Partie des Dorfes, sowie die schicklichste Promenade für abendliche Ergötzung des Alters und anständige Verliebtheit der Jugend darbot.

Der Pastor hatte sich gut verwahrt gegen die Kälte. Um seine Schultern hing ein schwerer, gefütterter Radmantel aus grobem, dunkelblauem Tuch, dessen er sich auch zum Überlandfahren im Winter bediente. Zwei Paar Strümpfe, übereinander gezogen, hielten ihm die starken Beine bis über die Knie warm, und das Haar, das er nie eingeflochten, sondern stets frei herabhängend und ungepudert zu tragen pflegte, hatte er in eine gestrickte wollene Zipfelhaube eingefangen, über die dann noch der große schwarze Kastorhut gestülpt war, also daß er am Schädel unmöglich frieren konnte. Zu allem Überfluß hatte ihm sein Lottchen auch noch den breiten, wollenen Schal, den ihm die Gattin zum letzten Christfest gestrickt hatte, zwiefach um den Hals geschlungen.

Die war nun auch hinüber, sein altes, gutes Lining! Da lag sie an ihrem Ehrenplatze, in jener Abteilung des Friedhofes, die für die geistlichen

und weltlichen hohen Amtspersonen und für die alteingesessenen Bauernfamilien der Jahnke, Perterke, Schmasow, Lüdeke reserviert war. Mit aller Liebe hatten sie ihr ihren letzten Ruheplatz schön hergerichtet, er und sein Lottchen, seine Einzige. Unmittelbar an der Taxushecke hatten sie das Grab aufwerfen und eine fast ausgewachsene Trauereiche einsetzen lassen, die bereits im ersten Sommer mit dem Hellgrün ihrer losen Flatterzweige die graue Steinsäule mit der Aschenurne darauf anmutig umspielt hatte; alles ohne Ansehen der Kosten so recht alamodisch hergerichtet, wie es ihrem Stande gebührte. Die gute Line hätte gewiß gescholten in ihrer weichen, seufzerreichen Art über die unnütze Ausgabe, denn sie war die letzten Jahre ihres Lebens recht ängstlich geworden und hatte jeden böhmischen Groschen, der für Eitelkeiten ausgegeben wurde, für einen Raub am Heiratsgute des einzigen Lottchens gehalten.

Erasmus Südekum blieb nachdenklich am Grabe stehen. Wie ein frisch überzogenes, hochaufgerichtetes Federbett lag es in seiner fleckenlosen Schneedecke da, und die strahlende Sonne spiegelte sich farbenfunkelnd in den Tauperlen, die von dem schmelzenden Schnee an den dünnen Schnuren der Eschenzweiglein langsam herabtropften. Es wurde ihm warm ums Herz an diesem Grabe. Er lockerte sich den dicken Schal am Halse und hakte auch den Mantelkragen auf; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus. Seine dicke alte Bibel mit den Messingbeschlägen, die er zum Konfirmandenunterricht mit gehabt hatte, faßte er fest zwischen seine beiden, in groben Fäustlingen steckenden Hände, und nun stand er da im Sonnenglast und sinnierte über das letzte Bettlein seiner Lebensgefährtin so hin.

Vierzig Jahre war sie nur alt geworden. Eigentlich ein gar junges Weiblein, das sich mit seiner kleinen, rundlichen Figur neben seiner mächtigen, vierschrötigen Gestalt und neben seinen reichlichen fünfzig Jahren bis zuletzt gar kinderhaft ausgenommen hatte. Kinderhaft war auch ihr Sinn geblieben in allem, was nicht die liebe Notdurft des Tages in Küche, Hof und Kammer anging. Da hatte sie wacker geschaltet und gewaltet, nichts umkommen lassen und nach Möglichkeit klug verbessert und vermehrt; für alle andern Dinge dieser Welt aber hatte sie nur eines Kindes Gedanken und für die überweltlichen Fragen nur ein unmündiges Vertrauen in die Weisheit ihres Gatten besessen. Irgendeine fördernde Ansprache hatte Erasmus Südekum von seinem Weibe nie erfahren, wohl aber sich schier tagtäglich über ihre innere Leere und die Törichtkeit ihres Wesens erbost, bis er sich dann in späteren Jahren, und seit des Lottchens Geist sich so vielversprechend zu entwickeln begonnen, mit dem Faktum abgefunden und sich angewöhnt hatte, das kleine, still herumschaffende Weiblein nur so als Hausgerät zu betrachten und wegen seiner Schwäche ihm mit Schonung zu begegnen. Nicht anders hielt es auch die alte Auguste Karsunken, die treffliche Köchin, die Karlinchen von ihren Eltern in den Ehestand mitgegeben worden war, und die die junge Herrin bis an ihr Lebensende nicht anders denn als ihr Ziehkind betrachtete, mit dem sich ein bißchen Nachsicht wegen seiner Herzenseinfalt und lenksamen

Gemütsart wohl empfahl. Als Erasmus Südekum vor zwanzig Jahren zum ersten und einzigen Male in seinem Leben nach Berlin gereist war, um bei seinen hohen geistlichen Behörden um Versetzung in eine bessere Pfarrei vorstellig zu werden, hatte er das anmutige junge Ding bei Verwandten kennen gelernt und ohne langes Zaudern zur Ehe begehrt und auch gleich mit heimgeführt, ehe er noch von seiner wesentlichen Beschaffenheit einen rechten Begriff gewonnen. Er hatte gemeint, als Berlinerin müsse sie an sich schon beweglichen Geistes sein, und aus den turbulenten, bunten Zeitläuften, die sie gewissermaßen unter den Strahlenaugen des großen Königs Friedrich miterlebt, eine Fülle von Eindrücken ihrem jungen Sinne einverleibt haben, die ihr und ihm in dem einsamen Einerlei des Dorflebens als ein köstliches, zinstragendes Kapital zugute kommen mußten. Da aber nichts von alledem eingetroffen war, so hatte er auch seine Eheunternehmung den Fehlgriffen seines Lebens zugeschrieben und allen Ernst seines Willens, alle warme Sehnsucht seines Herzens darauf vereinigt, aus seinem Lottchen einen ganzen, besonders liebwerten Menschen erwachsen zu sehen.

Merkwürdig, wie doch der Tod vereinigt! Im Leben war sie ihm nichts gewesen als die Strickerin seiner Strümpfe, die Besorgerin seines Hühnerhofes und die Gebärerin seines Lottchens — und nun sie da unter dem Hügel lag, empfand er doch mit Staunen eine große Lücke, eine schmerzliche Leere. Seine Pfarre dünkte ihm nicht mehr so warm und wohnlich wie vordem, trotzdem nun das Lottchen in seinem schwarzen Trauerkleide fast ebenso fleißig herumhantierte wie vordem das kleine dicke Lining. Und seine Verantwortung für die Zukunft des einzigen Kindes erschien ihm auf einmal gar schwer zu tragen, obwohl er vormals seine Frau nie um ihre Meinung über die Erziehung gefragt und seinen eigenen Willen auch in dieser Sache als etwas ganz Selbstverständliches durchgeführt hatte.

Von der Zeit war da keine Besserung zu erwarten, das sah er wohl ein, wie er so vor sich hinsann. Sein Lottchen war achtzehn Jahre alt. Und wie lange konnte es währen, da mußte er's hingeben an einen fremden Mann. Der Fritz Jasmund, des Försters Sohn, zeigte sich schon sehr beflissen um das muntere, hübsche Ding, und der Amtmann Karl Rasmussen unterließ nicht, bei jeder Gelegenheit darauf anzuspielen, wie gern er sie für seinen Mathis haben möchte. Da blieb für ihn nichts übrig als die Aussicht, bis an sein gottseliges Ende in der Puhlendorper Pfarre auszuharren, sich mit den eigensinnigen, großprotzigen Bauern herumzuzanken, den stumpfsinnigen Boddenfischern die Rechtfertigung durch den Glauben zu predigen und, wenn es ihm gar gelang, die alte Karsunken zu überleben, für seine greisen Tage sich den Magen durch die derben Leckerbissen einer Bauernköchin ruinieren zu lassen. Wie sollten seine Vorgesetzten darauf geraten, ihn nach etlichen zwanzig Jahren in eine bessere Stelle zu berufen, etwa gar in eine größere Stadt mit lebendigem Geistesleben? An so ein verbauertes, altes Leut denken die hochlöblichen Herren nicht mehr, zumal da es ihm an einer tätigen Vetternschaft am Sitze des hohen Konsistoriums fehlt. Ach nein, sein

Lebenskarren hatte einmal in den Feldweg eingelenkt, und da blieb er nun im Sande stecken. Ein Zurückfinden auf die chaussierte Hauptstraße war da wohl ausgeschlossen. Also weiter im müden Schleppschritt jahraus jahrein! Das dicke Bibelbuch krampfhaft mit beiden Händen umklammert als Schirm und Waffe gegen alle die fest eingewurzelte Dummheit und närrische Überhebung dieser unterschiedlichen Seelen, zu deren Hirten er bestellt war.

Bis dahin war Erasmus Südekum in seinen leidigen Grübeleien gekommen, also daß der lachenden Wintersonne zum Trotz ein bitterer Zorn seine Seele erfüllte. Wie er sich aber endlich zum Weiterschreiten wenden wollte, da sprang plötzlich fünf Schritt vor ihm ein Hase hinter einem Grabhügel auf, wartete auf seinen Hinterläufen auf, richtete die Löffel empor und äugte mit seinen großen, dunklen Lichtern das ungeheuere schwarze Menschenbild in dieser weißen Einsamkeit erschrocken an.

„Ei du!" stieß der Pfarrer zwischen den fest aufeinander gebissenen Zähnen hervor. Und dann schwang er ganz ohne jegliche Überlegung, einzig dem dunklen Jagdtriebe folgend, der den Hund hinter der Katze herjagt, das Bibelbuch hoch über seinem Haupte und schleuderte es mit aller Wucht dem armen Häslein wider den Kopf. Da lag es und rührte sich nicht mehr.

Und der Pastor trat eilig herzu, ergriff seine Beute bei den langen Ohren, hob sie triumphierend in die Höhe und sagte ganz laut und fröhlich: „Ei sieh, ein Meisterschuß! Häseken, Häseken, du sollst mir wohl munden!"

Das Wort Gottes, womit er den armen Lampen zur Strecke gebracht, klammerte er unter den rechten Arm und, mit der Linken seine Beute schwenkend, eilte er mit großen Schritten der alten Pfarrei zu, die am andern Ende des Kirchhofs nur gerade über die Dorfstraße hinüber gelegen war. Aber es trieben sich trotz der Mittagsstunde noch ein paar Kinder herum. Denen hielt er lustig seinen Hasen entgegen und rief: „Ja nu kiekt mal an, Kinnings, wat jü for'n aparten Pastohr hewt: he scheet mit de Bibel akrat so gaud as den Herr Förster mit de Büchs."

Die Kinder sagten in ihrer blöden Verwunderung kein Wort, aber sie liefen ihm neugierig bis ans Gartentor der Pfarre nach. Und der Herr Pastor stürmte geradenwegs der Küche zu und machte sich einen rechten Jungenspaß daraus, die alte Karsunken zu erschrecken, indem er ihr seinen Hasen unversehens unter die Nase rieb.

„Ja, nu kreischen Sie man, Karsunken; so was ist auch noch nicht dagewesen. Da haben Sie ganz recht. Mit der Bibel habe ich das Tierchen totgeschmissen. Am Grabe unsrer Seligen. Am Ende ist es auch nur betäubt, denn ich sehe keine Wunde. Machen Sie ihm nur schnell den Garaus, daß er nicht erst zum Bewußtsein seiner Lage erwache, der arme Wicht! Was, Alte, wer hätte das gedacht, daß wir noch zu einem so leckeren und billigen Neujahrsbraten kommen würden! — Wo steckt denn das Lottchen, daß ich ihm flugs meinen Dusel verkündigen kann. Herrgott, das Mädchen wird seinen Spaß haben an Baddings Jagdglück!"

Und aufgeregt trollte er sich wieder zur Küche hinaus.

In dem weiten Vorplatz hängte er die Überkleider an den Riegel, fuhr sich durch das üppige, nur erst leicht ergraute Haupthaar, und dann rief er, daß es laut durch das Haus schallte, nach seinem Lottchen.

Da öffnete sich zur Linken die Wohnstubentür, und das Mädchen steckte seinen Kopf heraus. „J, was lärmt denn der Herr Vater gar so beträchtlich," sagte Lottchen. „Ein halbes Stündeken muß er schon noch auf das Mittagessen warten. Das alte Kuhfleisch will nicht gar werden. — So komm Er doch herein, Vadding, die Stube kühlt ja aus."

Breitbeinig, die Hände auf den Rücken gefaltet, stellte sich der geistliche Herr vor das Töchterchen hin und sprach: „Jetzt rate Sie einmal, Mamsell, was ich Ihr mitgebracht habe."

„Aus der Pasterstunde? Wird was Rechtes sein."

„Ist auch was Rechtes. Was Gutes zu schnabulieren." Damit trat der Pfarrer ins warme Wohnzimmer, umfing sein Mädchen und streichelte ihm zärtlich den dunklen Lockenkopf.

„Haben sie etwa irgendwo geschlachtet und es hat Ihm ein Jung eine Wurst verehrt?"

„Weit was Besseres. Aus der Kinderlehre hab ich's auch just nicht mitgebracht. — Also — ein Wildbret ist's, ein rares. Nämlich, wie ich es ergattert habe, das ist das Rare dabei."

„Ein Wildbret?" wiederholte Lottchen und wurde sonderbarerweise ganz rot dabei. Sie machte sich aus des Vaters Umarmung los und verfügte sich an ihr Nähtischchen. Wie sie ihm so den Rücken zukehrte, fragte sie weiter: „Hat Ihm wohl der junge Jasmund eine Verehrung gemacht?"

„Auch das nicht," lachte der Vater. „Das hätte ihm der alte Jegrim auch wohl schwerlich verstattet. Ich meine, der hat jedes Stück in seines Herrn Jagdrevier numeriert, petschiert und katalogisiert und wacht wie ein Argus darüber, daß kein Stück in eine bürgerliche Küche gerate. — Na, ich will dich nicht länger auf die Folter spannen, Kind. Ich habe höchstselbst ein Häseken erlegt und zum Neujahrsbraten in die Küche geliefert."

„Er, Vater?" Lottchen blickte äußerst erstaunt zu ihm auf. „Ja, kann Er denn mit Schießgewehr umgehen? Wo hat Er denn eins hergenommen?"

„Mit geistlicher Waffe habe ich ihn zur Strecke gebracht. Ja, ja, kuck Sie nur, Mamsellchen. Die Heilige Schrift habe ich ihm an den Kopf geschmissen, und da hat er dran glauben müssen." Der Pfarrer lachte dröhnend und warf sich in seinen Großvaterstuhl, sich an dem Staunen der Tochter weidend. Dann erzählte er ihr sein Jagdabenteuer mit allen Einzelheiten und schloß also: „Es ist nur gut, daß sich mir just der Hase in den Weg stellte, sonst hätte heute leicht ein Menschenkind das Wort Gottes verspüren müssen. Meine Seele war so geladen voll Zorn, daß sie sich in einer Gewalttat Luft machen mußte. Nun ist mir aber wieder wohl, und ihr habt nichts mehr von mir zu befürchten."

Lottchen nahm ihre Näharbeit wieder auf. Gegen das helle Fenster, durch das die Sonne voll hereinschien, hob sich ihre schwarze Silhouette gar anmutig ab. Sie trug noch Trauerkleider, da sich der Tod der Mutter erst in etlichen Wochen jährte, und auch ihr feines, zartes Köpfchen mit dem dunkelbraunen Lockenschmuck wirkte durch den Gegensatz auf der Schattenseite fast schwarz. Und wie sie so saß und stichelte, sprach sie, ohne aufzusehen: „Darf man fragen, was Ihn so mit Zorn erfüllt hat, Vater?"

Der Pfarrer strich sich über die hohe Stirn, dachte ein Weilchen nach, und dann sagte er: „Ja, siehst du, Kind, es sind mir an Muttings Grab so allerlei Gedanken gekommen, was einmal mein Schicksal werden wird, wenn ich dich einmal aus dem Hause und aus dem Orte hinausgeben muß."

Lottchen sah erschrocken auf. „Mich hinausgeben? Aber Vater, darum mach Er sich doch keine Sorge. Mich verlangt ja gar nicht hinaus. Und zudem hat's auch noch gute Weile. Es braucht ja auch nicht aus dem Orte hinaus zu sein."

„Doch Lottchen, doch," seufzte er bekümmert. „Ich weiß wohl, der Amtmann hat Absichten auf dich für seinen Mathis. Die Rasmussens sind wohlhabende Leute, und der Alte gedenkt seinem Ältesten demnächst ein Anwesen zu kaufen. Aber ich meine doch, zur Bäuerin sei mein Kind nicht geschaffen."

„Das meine ich auch," versetzte Lottchen leise. „Die Rasmussens sind auch eine hochfahrende Art; ich mag sie nicht."

„Ja, aber Kind, den du magst, der ist auch nicht für dich."

„Wen meint Er, Vater?"

„Glaubst du, es wäre mir entgangen, daß du des Försters Fritz wohl leiden magst? Wenn du nicht willst, daß ich das merken soll, mein Döchting, so mußt du auch nicht rot werden, so oft von dem Jungen die Rede ist. Ich habe ja auch nichts wider den Fritz. Er ist ein tüchtiger Bursch, frisch und gesund, und kein so verbohrter Rechthaber wie sein Herr Vater. Mag auch wohl sein, daß er einmal einen guten Förster abgibt und der Herr von Fersen ihn seinem Alten zum Nachfolger setzet, wenn der einmal das Zeitliche segnet. Aber zur Försters Frau von Puhlendorp habe ich dich auch nicht erzogen. Was tust du mit deinem Französisch und all deinen feinen Künsten und Kenntnissen, so du dir bei der Madame Seifferthin erworben hast, wenn du am Ende gar den Fritzen heiratest? Der hat nicht mehr gelernt als unsre Fischer- und Bauernjungens auch, und sein Horizont wird auch nicht weiter sein als das Fersensche Jagdrevier. Wenn er in die Jahre kommt, wird er wie alle Biederleute seinesgleichen ein derber Kerle werden, der nach Tobak riecht und flucht wie ein Korporal, so oft ihm die Laus über die Leber kriecht."

„Ach nein, Vater, da kennt Er doch den Fritzen schlecht," sagte Lottchen gekränkt. „Der hat ein so gutes, weiches Herz, daß er keine Kreatur quälen kann. Und sein Sinn ist auch gar nicht so beschränkt, wie Er meint. Er liest zuweilen gern ein gutes Buch und macht sich seine Gedanken darüber. Den Gellert und den Gleim habe ich ihm zu lesen gegeben, und er hat etliche Stücke daraus memorieret."

Erasmus Südekum mußte lächeln. Er erhob sich, trat zu seinem Töchterchen und legte seine große Hand leicht auf ihre Schultern. „Ei wohl, mein Kindeken, das mag ja alles sein. Glaube auch nicht, daß ich dir den Umgang mißgönnte; Fritz Jasmund ist immerhin besser als die jungen Frauenzimmer hier im Orte. Du bist in dem Alter, da des jungen Herzens Sehnen anhebt. Das will gute Worte hören und eine Treue für sich gewinnen. Das zieht mit seinen frischen Reizen auf die Jagd aus und freut sich über jeden Fang, den es tut. Der Jägerbursch ist dein Kindheitsgespiel und derzeit der beste, den du am Orte zum Nothelfer finden kannst. Laß dich aber nicht hinreißen von deiner jungen Not. Mit achtzehn Jahren ist es noch nicht so schlimm damit. Laß es ein Spiel bleiben zwischen euch, eine gute Kameradschaft wie ehedem. Und wenn du gar schon ein weniges verliebt bist, dann gesteh mir's ehrlich ein, denn dann wird es für mich Zeit, Ernst zu machen. Ich habe daran gedacht, dich im Sommer oder vielleicht schon im Frühjahr zu den Verwandten auf Visite zu schicken. Nach Berlin oder nach Rostock, nach Greifswald oder nach Stettin. So hübsche, liebe Jugend hat jeder gern im Hause. Und wenn dich erst junge Leute deines Standes so sehen . . . Ich meine, es kann schwerlich ausbleiben, daß sich einer findet, der auch dir wohlgefällt."

Der Pfarrer hatte seine lange Rede über den Kopf des Mädchens hinweg mit dem Blick in den hellen Sonnenschein hinaus gehalten. Nun beugte er sich hinab und drehte mit beiden Händen Lottchens Kopf zu sich herum. „Ja Kind, was heißt denn das? Du hast ja die Augen naß!"

„Ach nein," log sie verwirrt, „ich habe nur in die Sonne geguckt." Sie zog hastig ihr Tüchlein hervor und tupfte sich die verräterischen Tropfen weg.

Der Vater war doch ein weniges erschrocken. Er machte, die Hände auf dem Rücken, einen Gang durch die niedere Stube, und dann blieb er wieder vor dem Mädchen stehen und sagte voll herzlicher Vermahnung: „Sei nicht unklug, lieb Lottchen. Du weißt, ich bin kein harter Mann. Ich habe auch ein Verständnis dafür, was so einem Frauenzimmerchen nottut. Verschließe deine Gefühle nicht in Heimlichkeit. Komm zu deinem Vater damit und hab Vertrauen, daß du bei ihm guten Rat und rechte Hilfe findest. Willst du mir das versprechen?"

Sie legte ihr zerstochenes Nähhändchen in seine große Tatze und brachte mit Mühe ein deutliches „Ja" hervor.

Da steckte die alte Karsunken ihr würdiges Haupt zur Tür herein und rief: „Herr Paster, et is nu all so weit. Ik hab mir lange jequält mit die olle Kuh. Nu wollen wer mal sehen, ob se zu beißen is. Und det Häseken hab ich richtig abjeschlacht un auf't Fenster rausjehängt. Drei Tage Frost wird ihm jut tun. Ik weeß doch, wie't jemacht wird. Bloß nich zu frisch die Hasen. Ne, ne, man jo nich! Und denn sauere Sahne mang. An dem Bibelhasen sollen Se Ihre Freide erleben, Herr Paster, un Mamsell Lottchen ooch. Uf Ihre olle Karsunken können Se sich verlassen."

Von solch gewichtigen Reden begleitet, schritten der Hochwürdige und sein Töchterlein zur Mahlzeit ins Eßzimmer hinüber.

II.

Es war des Nachmittags um zwei, und Erasmus Südekum war in seinem Sorgenstuhl über der Lektüre eines Geschichtswerkes ein wenig eingenickt, als der blecherne Klang der Hausglocke einen scharfen Widerhall an den kahlen Steinwänden des Vorplatzes erweckte. Der Pastor fuhr erschreckt aus einem angenehmen Traum empor und reckte das Ohr nach der Seite der Haustür, um zu vernehmen, was solche Störung zu dieser beschaulichen Verdauungsstunde verursachen mochte. Da vernahm er alsbald eine tiefe, knarrende Männerstimme und, ihr Antwort gebend, die berlinische Melodie der alten Karsunken.

„Holla, was gibt's denn da!" brummte der Pastor vor sich hin, indem er sich aus seinem Stuhl emporraffte, denn er hatte die Stimme des alten Försters Jasmund wohl erkannt. So ging er denn zur Tür und rief hinaus: „Nur herein, Herr Förster, Er findet mich zu Hause. Wenn Er ein Anliegen hat, melde Er mir's nur direkt, wenn's beliebt."

Der alte Jasmund, ein gar gewaltiges Mannsgestell, das nicht viel unter sechs Fuß die Länge messen mochte und seinen eisgrauen Kopf noch gar aufrecht zwischen den breiten Schultern trug, stampfte breitbeinig in seinen hohen Röhrenstiefeln daher, nahm die Pelzkappe herunter und klopfte mit einer kurzen, unwirschen Verbeugung an den Türflügel an, den Erasmus Südekum für ihn geöffnet hielt.

„Also mit Permischon, ich bin so frei," sagte der Förster eintretend.

Der Pfarrer drückte die Tür hinter ihm ins Schloß, richtete sich würdevoll empor und fragte den Mann, groß zu ihm aufschauend, nach seinem Begehren.

„Hochwürden haben da einen Hasen vor dem Küchenfenster zu hängen," erwiderte jener, seine buschigen Augenbrauen im Takt seiner bedächtigen Rede hebend und senkend. „Ich weiß auch, wie Hochwürden zu dem Hasen gekommen sein. Das ganze Dorf weiß es bereits, dieweil Hochwürden selber ein Rühmens davon gemacht haben. Und Euere Köchin Karsunken hat es mir frei bestätigt."

„Ganz wohl, Herr Förster," versetzte der Pfarrer ruhig. „Und was folgt daraus?"

„Daraus folgt, daß Hochwürden den Hasen an mich abzuliefern haben, weilen alles Wild hier Eigentum der gnädigen Herrschaft ist. Hochwürden haben den Wildbann gebrochen."

Der Pfarrer schüttelte lächelnd den Kopf. „Aber Herr Förster, das kann doch wohl sein Ernst nicht sein? Er will sich ein Späßchen mit mir machen. Akkomodier er sich doch, wenn's beliebt. Ein Branntewein wird ihm auch behagen, ehvor er wieder in die Kälte hinausgeht. Ei, so setz er sich doch. Wir wollen den Kasum als friedliche Landsleute und getreue Nachbarn verhandeln."

„Ich muß mich der Ehre bedanken," knurrte Herr Jasmund, seine Brauen noch finsterer zückend. „Und den Branntewein kann ich auch nicht

acceptieren, weilen ich hier als Amtsperson vor Ihm stehe, Herr Pastor. Ich darf keinen Jagdfrevel nicht dulden, noch keinen Unterscheid machen zwischen einem Bauren, so sich gegen das Gesetz verfehlet, und euer Hochwürden. Gebt mir also den Hasen freiwillig heraus, so will ich die Sache weiter nicht anhängig machen und das Wildbret stillschweigend der gnädigen Herrschaft einliefern."

„Ei füh!" rief der Pfarrer, immer noch gut gelaunt, „der Herr Förster vergönnet mir mein Jagdglück nicht, zumal ich ihm ohne eine weidgerechte Waffe ins Handwerk gepfuscht habe. — Nu, nu, lieber Jasmund, was kuckt Er mich so bedrohlich an? Wenn ich seinen Wald- und Feldhasen mit Arglist nachstellete gleich den Bauren, so es auf Raub absehen oder um ihr Mütchen wider die Gutsherrschaft zu kühlen, da hätte Er ein gutes Recht, seinen Pastor zu koramieren; ich aber habe weiter nichts getan, denn auf meinem Grund und Boden mein Hausrecht gewahret. Kirche und Kirchhof sind mein Gebiet. Wenn ich einen Hund auf dem Gottesacker betreffe, der an den Gräbern scharret oder deren Blumenschmuck beschädiget, so greife ich auch einen Stein auf oder was mir zur Hand kommt und verjage den Übeltäter. Die herrschaftlichen Hasen finden auch irgendwo anders ihre Nahrung. Sie brauchen ihre Leckermäuler nicht auf den Gräbern unsrer teuren Verewigten spazieren zu führen. Ich habe nur die geistliche Polizei ausgeübt; daß das Tierlein dabei sein Leben lassen sollte, lag nicht in meiner Absicht. Nun es aber der Zufall einmal gefüget, daß das Wort Gottes ihn zu Tode getroffen hat, will ich auch den Braten als gute Gabe Gottes dankbar hinnehmen. Ich meine, Er wird wider diese Auslegung nichts einzuwenden wissen."

„Hochwürden seind mit Ihrer Meinung schief gewickelt," versetzte der Förster patzig. „Von Gesetzes wegen gibt es kein Jagdrecht der geistlichen Herren. Und wenn Ihm der Hase durchs offene Fenster direktemang in den Bratspieß gesprungen wäre, so hätte der Herr Pastor dennoch kein Recht, ihn für sich zu braten, es seie denn mit Permischon der gnädigen Herrschaft. Es bestehet auch kein Unterscheid zwischen der Bibel und einer Mistgabel, insofern sie zur Tötung eines Wildes mißbraucht werden. Das Wild ist erschaffen zum Vorteil und zur Lustbarkeit derer Könige und hohen Herren, und nur von solchen kann es dem gemeinen Bürger oder Bauren gegen Entgelt oder als Geschenk gnädigst überlassen werden."

Nunmehr wurde aber der Pfarrer doch ungeduldig und rief aufbrausend: „Herr Förster, mir scheint, Er will mich schikanieren. Ich weiß, Er hat sich hoch verschworen, meine Kirche nicht mehr zu betreten, weil ich wider die französische Freigeisterei des Königs gepredigt habe, wie es meines Amtes ist als verordneter Hüter der reinen Lehre. Nun nimmt Er die Gelegenheit wahr, mir gleicherweise von Amts wegen den Text zu lesen. Sei es drum meinetwegen; aber nun laß Er es auch damit genug sein und kümmere Er sich nicht weiter um meine Küchenangelegenheiten."

„Hochwürden weigern sich also, den Hasen herauszugeben?"

„Jawoll, das tue ich!"

„Sohin muß ich das Vergehen meiner gnädigen Herrschaft melden."

„Tut, was Ihr nicht lassen könnt!“ versetzte der Pfarrer, indem er sich abwandte zum Zeichen, daß er die Unterredung als beendigt angesehen haben wollte. „Richte Er aber dem Herrn von Ferfen auch gefälligst meine Begründung aus; Er soll sehen, der Junker wird Ihn auslachen.“

„Da kennen Hochwürden unsern Junker schlecht,“ knurrte der alte Mann, sich stolz aufrichtend. „Ich habe wider die Russen, Österreicher und Franzosen im Felde gestanden. Mein gnädiger Junker hat auch für unsern König seine Haut zu Markte getragen, da kann von Auslachen keine Rede nicht sein. — Adjüs, Herr Pastor, sein Diener!“ er nickte nur ganz kurz mit dem Kopfe, machte kehrt und stampfte zur Stube hinaus.

„Alter Querkopf!“ lachte ihm der Pfarrer nach. Dann trat er ans Fenster und überzeugte sich, daß Herr Jasmund, ohne ein weiteres Wort mit den Frauensleuten im Hause zu verlieren, das Vorgärtchen durchschritt und alsdann die Richtung nach dem Gutshofe einschlug. Er nahm seine Lektüre wieder auf und gedachte darüber des Disputes zu vergessen; aber das wollte ihm so leicht nicht gelingen.

III.

Gegen Abend sprach Amtmann Rasmussens Beate im Pfarrhause vor und forderte Jungfer Lottchen auf, mit ihr und ihrem Bruder den herrlichen Vollmondschein zum Eislauf auf dem Bodden zu benutzen.

Rasmussens Beate war etwa zwei Jahre älter als Pfarrers Lottchen und ihre Vorgängerin in der École des jeunes Demoiselles der Madame Seifferthin zu Stettin gewesen. Sie war demnach die einzige lebende Seele in Puhlendorp, mit der Pastors Lottchen französisch parlieren konnte. Sie war auch das einzige Frauenzimmer im Ort, das in der Kunst des Eislaufs sich betätigte, dem sonst ausschließlich die männliche Jugend oblag. Im übrigen verknüpfte die beiden Mädchen kein allzu starkes geistiges Band, denn sie waren recht unterschiedlichen Wesens, und es gab wegen des mangelhaften Humors der Amtmännischen leicht Verstimmung zwischen den beiden, die dann in ein langwieriges Geschmolle auszuarten pflegte. Es mußte schon eine gemeinsame Landpartie der Eltern oder eine ländliche Tanzeinladung aufkommen, um die übelnehmische Beate zum Einlenken zu bestimmen. Lottchen pflegte dann immer gleich wieder gut zu sein, falls die andre ihr mit einem einigermaßen freundlichen Gesicht entgegenkam. Ihre üble Laune schmerzte sie freilich auch nicht weiter, denn sie war Beaten niemals herzlich nah gekommen; aber in der großen Einsamkeit mußte sie schon die einzige Standes- und Bildungsgenossin so hinnehmen, wie sie nun einmal war. Daß sie sie heute zum Eislaufen abholen kam, rechnete sie ihr besonders hoch an, weil sie damit nach ihrer letzten albernen Übelnehmerei den ersten Schritt zur Versöhnung tat. Lottchen wußte schon gar nicht mehr, weshalb sie sich am ersten Weihnachtsfeiertage gezankt hatten, und so ergriff sie denn Beaten fröhlich bei der Hand und zog sie in die warme Stube hinein, weil sie doch immerhin einiger Zeit bedurfte, um sich dem Unternehmen entsprechend anzuziehen, und auch der Vater erst um Erlaubnis gefragt werden mußte.

„Laß doch den Mathis auch hereinkommen," sagte Lottchen; „ich fürchte, die Zeit wird ihm lang werden. In dem langen, schwarzen Trauerrock kann ich doch nicht laufen, und bis ich die Gamaschen geknöpfelt habe, dauert auch seine gute Weile."

„Die Jungens sind schon voraus," versetzte Beate. „Die vergnügen sich schon auf eigene Faust. Ich hab ihnen gesagt, sie sollen nah am Strande bleiben, daß sie uns gleich zur Hand sind, wenn wir kommen."

„Ist denn dein kleiner Bruder auch mit?"

„Nein. Bloß der Mathis und Fritz Jasmund. Der Fritz hat's mit dem Mathis ausgeheckt, daß es schön sein müßte, im Vollmondschein zu laufen, und daß wir Mädchen mit müßten."

Es entging Lottchen nicht, wie die Rasmussin bei der Erwähnung des Försters Sohnes einen gar so aufmerksamen Blick auf sie warf, so ganz aus den Außenwinkeln ihrer grellen Blauäuglein; aber sie tat, als ob sie der Fritz gar nichts anginge, und sagte ganz leichthin: „Also ich geh, Vatern fragen. Ich brauch doch Dispens, weil ich für die Gelegenheit die Trauerkleidung ablegen muß," und huschte rasch zur Tür hinaus.

Erasmus Südekum gönnte seinem Töchterlein gern jede seltene Vergnügung, die die ländliche Abgeschiedenheit bot. Er sah auch keine Sünde darin, das Trauergewand ein paar Stunden beiseite zu tun. Aber die Neuheit des Abenteuers machte ihn doch ein wenig bedenklich. Zur Nachtzeit sollte er das junge Volk auf den Bodden lassen! Freilich, seit vierzehn Tagen hatten sie nun schon starken Frost gehabt, und das Eis war so fest, daß die Bauernschlitten mit schwerer Last darüberfahren konnten. Warme Quellen und sonstige Fährlichkeiten gab es seines Wissens auch nicht, und schließlich — das Lottchen brannte so sehr auf das Vergnügen und bat so schön; da gab er's denn endlich zu, obwohl nicht ohne ernstliche Vermahnung zur Vorsicht und unter Beschränkung des Urlaubs auf eine Stunde.

„Entfernt euch nicht zu weit vom Ufer, daß man euch nicht aus dem Auge verlieren kann, junges Volk! Ich komme wohl selbst herunter und sehe mir das Schauspiel an."

Damit entließ er sein Mädchen, das ihm von des Försters Fritzen Teilnahme wohlweislich nichts gesagt hatte.

Zehn Minuten später waren die beiden Mamsellen bereits unterwegs. Die Amtmännische hatte sich aufs beste herausgeputzt zu dem Abenteuer. Auf ihrem blonden Zopfgebäude saß recht schmuck eine Mütze aus Möwenbalg. Ihr Spenzer und ihr kurzer Rock waren mit Fuchspelz verbrämt, und die Hände steckten schön warm in dem großmächtigen Mardermuff der Frau Mutter. Die Pastorsche dagegen hatte nur ein Mützchen aus schwarzem Kaninchenfell mit Ohrenklappen auf ihrem dunklen Lockenhaupt, ein dickes, wollenes Tuch kreuzweise um den Oberkörper geschlungen, das alle Zierlichkeit ihrer Formen zerstörte und statt des kostbaren Muffs nur ein paar pelzgefütterte Fäustlinge, die an einer Schnur um den Nacken hingen.

„Quelle belle idée de se promener au clair de la lune à la glace avec . . . Qu'est-ce-que c'est Schlittschuhe en français?"

Lottchen wußte es auch nicht. Und damit fand die französische Unterhaltung ihr Ende. Die Nacht war aber auch so schön, daß man sie ohne französische Konversation, ja am besten stillschweigend genießen konnte. Der volle Mond stand noch nicht hoch über der See, und sein mildes Licht schien von der Spiegelung des stillen Meeres und der weiten, glatten Schneefläche des Boddens eine bedeutende Verstärkung gewonnen zu haben, so hell ergoß er seine Silberströme über die weite, flache Landschaft. Von der schmalen Landzunge, die den Bodden von der Ostsee trennte, sah man im Sonnenglanze nur die Baumreihe der Landstraße wie in der Luft schweben; im Mondschein aber begrenzte sie das Binnengewässer mit einem dicken, schwarzen Striche. Und das große Dorf, das hügelab zwischen reichlichen Bäumen eingebettet lag, glich mit den Schneehaufen der mächtigen Giebel einem seltsamen, weißen Wolkengebilde, das seine eigene Schwere bis auf den Erdboden hinabgezogen hat. Es war keine Farbe zu erkennen. Nur blitzendes Weiß und graue Schatten. Und die Rauchwölkchen aus den Kaminen kräuselten sich senkrecht in der unbewegten, klaren Luft empor. Ein paar Hunde bellten noch eine Zeitlang im Dorfe fort, nachdem es die beiden jungen Frauenzimmer schon ein Beträchtliches hinter sich gelassen hatten, und dann war's so still, daß das Knirschen des Schnees unter ihren derben Sohlen das einzige Geräusch abgab.

Sie kamen an den Strand und bei der Landungsstelle heraus, wo der Steg ins Wasser ging und die Fischerboote abgetakelt und verschneit am Lande lagen. Die beiden jungen Männer begrüßten sie mit lautem Hallo, sobald sie ihrer ansichtig wurden. Sie hatten mächtige Reisigbesen mitgenommen und damit schon wacker gearbeitet, um die Fläche, die die Dorfjugend bereits zu ihrem eigenen Schlittervergnügen rein gefegt hatte, nach Möglichkeit zu vergrößern. Im übrigen waren sie mit dem Eislaufen auf die Bahn des Schlittenverkehrs nach den Dörfern am andern Ufer des Boddens angewiesen.

Die beiden Mädchen setzten sich auf den niedrigen Bootsteg, der mit seinem Bretterbelag kaum einen Fuß hoch über der Eisdecke hinlief, und ihre beiden Kavaliere beeilten sich, zu ihren Füßen hinzuknieen, um ihnen die Schlittschuhe zu befestigen. Es war das keine leichte Arbeit, denn es mußte erst der Schlittschuh in den Stiefelabsatz eingeschlagen oder geschraubt und dann das Riemenwerk mit Bedacht verschlungen und mit Kraft zugeschnallt werden, lauter Verrichtungen, zu denen das Frauenzimmer von Natur ungeschickt zu sein pflegt. Wie nun die beiden Mädchen, des männlichen Beistandes gewärtig, alle zwo ihren rechten Fuß hochstreckten und die Kleidersäume zurückzogen, da geschah es, daß Mamsell Lottchens Fuß von dem Försterschen und dem Amtmännischen Sohne gleichzeitig angepackt wurde, während Mamsell Beatens Fuß verlassen in die Nacht hineinragte.

Da versetzte der Mathis dem Fritzen einen Stoß und schnauzte ihn an: „Nee, min Jong, wißt du wol mal so gut wesen un dich um min Söster annehmen, ja? Von ehren eignen Broder bedient to warn'n, dor macht sich Söfting goarnix aus, un ik mag ok veel leiwer mit Mamsell Lottings lütte Föet to daun hebben as mit Beatens Rabattenpötter."

„Nehm' Sie't man jo nich übel, Jungfer," sagte Fritz gutmütig, indem er energisch an Beatens Absatz herumzubohren anfing. „Ik hew mi denkt, Ehr Broder ward mit Ehre Schlittschuh am besten Bescheid wissen."

Der unbedeutende Vorfall genügte, um Mamsell Beatens gute Laune zu trüben und sie das unschuldige Lottchen hinfort mit argem Mißtrauen beobachten zu lassen. Sie meinte auch alsbald aus Lottens harmlosem Gelächter über des Mathis großen Eifer einen Spott auf sich selbst herauszuhören.

„Ich muß mich denn ja wol sehr geehrt fühlen, wenn Sie sich um meine Rabattenpötter gütigst bemühen wollen, Monsieur Fritz," sagte sie mit merklicher Bitterkeit. „Von einem Bruder ist man ja Grobheiten gewöhnt; aber Rabattenpötter ist doch wohl ein büschen starker Ausdruck für meine Füße. Ich meine, sie passen in der Größe recht gut zu meiner Figur. Ein Aschenputtel bin ich freilich nicht, und auf die Ehre, daß mir der kleinste Pantoffel passen soll, mache ich ja gar keinen Anspruch auf." Dabei lüpfte sie den Saum ihres Rockes so weit, daß außer dem Fuß, der wohl groß, aber nicht unproportioniert war, auch die stattliche Wade zum Vorschein kam. Darin konnte es ihr die Pastorsche nicht gleich tun mit ihren dürren Staken und den dicken Gamaschen, die gar keine Form mehr erkennen ließen. Aber während Mathis sich damit ungebührlich lang zu tun machte und es für nötig fand, das Riemenwerk hoch hinauf zu schnallen, erledigte der dumme Tölpel von Fritz sein Geschäft in aller Ruhe und Geschwindigkeit. Das verdroß denn begreiflicherweise die Jungfer noch mehr, und sie trat an Fritzens Hand mit nicht allzu freundlicher Miene zum Eislauf an, während Lotte gleich beim ersten Herumschwenken laut aufkreischte und sich in heller Jugendlust dem langentbehrten Vergnügen hingab.

Die beiden Paare liefen nun, die Hände übers Kreuz gefaßt, zunächst auf der Schlittenbahn ein gutes Ende geradeaus, um sich warm zu machen, und dann kehrten sie um nach dem glatt gefegten Plan am Bootshafen, um sich nunmehr in den feineren Künsten zu üben. Lottchen war so froh, ihre verhaltene Kraft wieder einmal austoben zu können, daß sie das andre Paar mit ihrem Mathis bald weit überholt hatte, sowohl auf dem Hin- wie auf dem Rückweg. Freilich wäre es ihr lieber gewesen, mit ihrem heimlichen Herzensschatz so Hand in Hand dahinzufliegen. Aber zum Austoben war der derbe Mathis ihr gut genug, wenngleich er wie ein Bauer lief und es mehr auf die Kraftleistung denn auf die Grazie absah. Wie sie aber auf den gefegten Plan zurückgekommen waren, hätte sie doch lieber mit dem geschmeidigen Fritz ihre Geschicklichkeit anmutig erprobt. Und um das zu erreichen, ohne Beaten zu kränken, schlug sie vor, einen Kontertanz auf dem Eise auszuführen. Dabei gab es doch ein Changez les dames, wobei sie wenigstens für kurze Zeit ihres Fritzen habhaft werden konnte.

Inzwischen hatte das rascher strömende Blut auch aus Beatens Adern die üble Laune einigermaßen hinausgetrieben. Das Hochgefühl, so nahe zur Seite des stattlichsten Burschen der weitesten Runde dahinzufliegen, hatte ihr den Murrkopf doch ein wenig zurecht gesetzt, und so ging sie denn auch jetzt

auf den Vorschlag der Pastorschen gerne ein. Nur forderte sie, daß die Kavaliers sich unterweilen des Hochdeutschen zur Konversation bedienen müßten, weil Plattdütsch und contredanse sich doch übel zusammenreimen wollten.

Nun wurde es erst wirklich lustig. Lotte, die erst vor Jahresfrist aus der Anstandsschule der Madame Seifferthin heimkehrte, hatte noch am wenigsten von der edlen Kunst vergessen und wurde darum gleich zur Vortänzerin bestimmt. Sie gab die Kommandos und ersetzte gleichzeitig auch die Musik, indem sie einen derzeit beliebten Konter gar artig auf Lalala zu singen beflissen war. Beate war auch noch in guter Übung, da sie häufiger Gelegenheit gefunden hatte, auf feineren Tanzvergnügen in der Stadt ihre Kenntnis aufzufrischen. Auch Mathis hatte wenigstens eine Ahnung von den Touren, wenn er sich gleich ein wenig bärenmäßig dazu anstellte, wohingegen Fritz Jasmund erst in den Anfangsgründen unterwiesen werden mußte. Da gab es denn eine Verwirrung über die andre, manchen lustigen Zusammenstoß und manchen derben Plumps, bis es nach mehrfacher, geduldiger Wiederholung einigermaßen zur Zufriedenheit der kleinen Tanzmeisterin herging. Ach, wie schön war es doch, ihren lieben dummen Jungen so herumpuffen und fröhlich ausschelten zu dürfen, wenn er sich schwer von Begriff erwies; wenn sie ihn dann bei der Hand fassen oder ihn zärtlich bei den Schultern schieben durfte, um ihm die richtigen Wendungen und Balancés und Moulinés beizubringen! Und wie der Fritz einmal mit einem kräftigen Schwung gar zu weit aus dem Carrée hinausflog und sie ihm mit ein paar weiten Stößen nacheilte, um ihn wieder in die Reihe zu holen, ergriff er sie fest bei der Hand, so daß sie ganz dicht an seine Brust herangleiten mußte, und benutzte die Gelegenheit, um ihr rasch zuzuflüstern: „Min söten Schatz, ich muß dich heut noch sprechen. Aber ganz allein, hörst du? Es ist von die größte Wichtigkeit."

„Werd's schon machen!" gab sie rasch zurück, und dann jagte sie ihn mit einem lauten, lustigen Scheltwort an seinen Platz.

Statt des Schlußwalzers, der sich natürlich auf den blanken Stahlkufen nicht ausführen ließ, beendeten sie ihren Eiskonter mit einem tollen Rundschwung an der Kette, wobei der stämmige Mathis das Zentrum bildete und das leichte Lottchen das äußere Ende. Nach zwei Runden aber ging dem Mädchen, das sich durch Singen und Kommandieren schon allzuviel zugemutet hatte, der Atem aus, so daß es im Schwindel Beatens Hand los ließ und weit aus dem Kreis hinaus Kopf voran in den Schnee flog.

Kaum war das geschehen, als Fritz mit einem Ruck seine Hand von Mathis und Beaten los machte und, weit ausgreifend, seiner Liebsten nachflog. „Lotting, min Lotting, hast du dir sehr weh getan?" flüsterte er, sich tief zu ihr herabbeugend, indem er sie unter den Armen faßte und ihr aufzuhelfen suchte.

„O Gott, o Gott," keuchte sie, „wie bin ich hingeschlagen! Au, au, meine Knie! Hilf mir bloß auf!"

Es war nicht ganz leicht, sie bei dem schwankenden Stand, den die Stahlschuhe gewährten, auf die Füße zu stellen, besonders weil sie ihm in ihrer atemlosen Mattigkeit nicht viel entgegenkommen konnte. Aber schließlich

gelang es doch, und er hielt sein schwer atmendes Mädchen, dem von dem Schreck noch die Beine zitterten, mit beiden Armen fest an sich gedrückt. Da kamen auch schon die Rasmussenschen neugierig herbei und fielen mit teilnehmenden Fragen über Lotten her, die vor Erschöpfung nicht so bald zu antworten vermochte. Es stellte sich aber wenigstens das eine alsbald als sicher heraus, daß die im Fallen vorgestreckten Hände glücklicherweise einen ernstlichen Schaden an Haupt und Gliedern abgehalten und nur allein die Kniee einen derben Stoß erlitten hatten.

„O je, für heut ist's mit dem Pläsier vorbei," seufzte Lottchen, sobald sie Fritz auf den Landungssteg niedergelassen hatte. Da kniete er auch schon vor ihr und schnallte ihr die Schlittschuhe ab. Er schlug den beiden andern vor, sie möchten sich in ihrem Vergnügen nicht stören lassen, er wolle das Lottchen sorglich heimgeleiten und alsdann gerne wieder zu ihnen zurückkehren. Aber davon wollten die Rasmussenschen nichts wissen. Der Mathis wollte durchaus behilflich sein, Jungfer Lottchen auf dem Heimweg zu stützen. Und Beate fügte spitzig hinzu, es werde dem Monsieur Fritz doch kein sonderliches Pläsier bereiten, mit ihr allein weiter zu laufen. Und wenn die gefallene Pastortochter alle beide Kavaliers nötig hätte zur glücklichen Heimbringung, so dürften sie sie ruhig allein gehen lassen. Sie sei nicht so zimperlich, daß sie sich des Nachts auf der Dorfstraße zu fürchten vorgäbe.

Die böse Laune hatte die Mamsell bereits wieder beim Schopf, und die zärtliche Regung, die der Försterssohn bei seinem Bemühen um das Lottchen so sorglos hervorkehrte, erfüllte sie mit heftigem Neide. Sie gönnte es den beiden von Herzen, daß ihr Bruder durchaus mitgehen wollte, um ihr zärtliches Beieinander zu stören. Mit unwirscher Hast entledigte sie sich ihrer Schlittschuhe. Die beiden jungen Männer folgten ihrem Beispiel. Und sobald das Lottchen wieder zu Atem gekommen war und sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt hatte, brachen sie alle vier zusammen auf. Die ersten Schritte, die Lottchen an Fritzens Arm versuchte, schmerzten sie so, daß sie es dankbar annahm, als die beiden Männer ihr anboten, sie heim zu tragen. Fritz und Mathis faßten sich übers Kreuz bei den Händen und bildeten so einen Sitz, auf dem das leichte Frauenzimmerchen, ihre Arme auf die Schultern der beiden Träger gestützt, wohl aufgehoben war.

„Ei, Jungfer Pastorin," spottete Beate hinterher gehend, „das kann Ihr wohl passen, so auf Händen getragen zu werden — das will ich wol meinen, nicht!"

„Ja, liebe Beate," gab Lottchen keck zurück, „meinen Sitz will ich dir gern abtreten, wenn du mir dafür meine zerschlagenen Knie abnehmen willst."

Und Beate brummte dawider: „J, es wird wol man halb so schlimm sein!"

Da raunzte sie der Bruder über die Achsel grob an: „Holl din tückische Schnut, ja?"

Fritz sagte nichts. Aber er griff unwillkürlich nach Lottchens bloßer Hand, die über seiner rechten Schulter hing, und drückte sie zärtlich.

Beaten entging auch das nicht. Und als der kleine Zug auf der Dorfstraße angekommen war, stiefelte sie ohne Gute Nacht-Gruß heimwärts und ließ die Burschen mit ihrer leichten Last allein zur Pfarrei abbiegen.

Der Pfarrer war nicht wenig erschrocken, wie er sein Kind so gleich einer Verunglückten heimgebracht sah. Und die alte Karsunken hub gar ein lautes Lamento an. Als aber festgestellt worden war, daß es weder Knochenbruch noch Wunde abgesetzt hatte, beruhigte sich der Vater, und die alte Karsunken erinnerte sich, noch ein Fläschchen Arnica in der Hausapotheke stehen zu haben. Das Lottchen wurde in die Wohnstube getragen, aus seinen dicken Übergewändern geschält und auf das Sofa gelegt, worauf die Karsunken die Mannsbilder alsbald aus der Stube trieb und sich daran machte, die schmerzenden Knie mit dem trüben Sprit gehörig einzureiben.

Der Pastor wollte die beiden jungen Leute in sein Studierzimmer hinein nötigen und ihnen noch etwas zu trinken darbieten. Sie lehnten aber dankend ab und trollten sich, mit seiner Bedankung zufrieden, davon. Der Mathis hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Fritz noch ein Stück zu begleiten, und war nicht eher los zu werden, bis jener auf die Erfindung verfiel, daß er heute nacht noch auf den Fuchs passen müsse und dabei keine Gesellschaft gebrauchen könne.

Wirklich ging auch der junge Jasmund heim, nahm seine Flinte vom Riegel und ließ die Schlittschuhe da, worauf er sich alsbald wieder, ohne sich vor seinem Vater sehen zu lassen, sachte zur Tür hinausmachte und dem Forste zuschritt. Er sann hin und her, wie er es wohl anstellen möchte, um seinen Schatz heute noch zu Gesicht zu bekommen; aber es wollte ihm nichts Gescheites beifallen. So schlenderte er denn ohne Zweck die Dorfstraße wieder zurück der Pfarrei zu, nur immer sorgfältig ausschauend, daß er dem Mathis nicht wieder in die Arme liefe.

In der Pfarre waren die Fenster zur Nacht mit Holzläden gegen die Kälte verwahrt. Es befand sich aber in jedem Laden ein herzförmiger Ausschnitt, und daran konnte der Späher ersehen, daß der Pastor in seinem Studierzimmer noch Licht hatte, wohingegen die Herzlein der Wohnstubenfenster nicht mehr leuchteten. Er entnahm daraus, daß seine Jungfer Liebste wohl schon zu Bette gegangen sein mochte. So schlich er denn um die Gartenmauer herum und spähte zu ihrem Kammerfenster empor, das er wohl kannte. Es lag nach rückwärts hinaus im ersten Stock, und durch die beiden Herzen leuchtete es um so heller, als die Rückseite des Hauses in tiefem Schatten lag. Sie wachte also noch. Wenn er nur gewußt hätte, ob sie allein sei. Es ging ein Lattenspalier an der Mauer hoch bis unters Dach, weil an dieser Sonnenseite des Hauses Weinreben gezogen wurden, die in heißen Jahren gute Trauben ergaben. Und der Jägerbursch überdachte sich's ernstlich, ob es wohl möglich wäre, an diesem leichten Lattenwerk emporzuklettern. Über die Gartenmauer wollte er wohl hinwegkommen, das war ein Bubenstück, das er früher oft verübt hatte und wozu er auch heute mit seinen dreiundzwanzig Jahren wohl noch nicht zu steif war. Aber das Lattenwerk konnte er in der Dunkelheit nicht sehen — es war auch wenig wahr-

scheinlich, daß es sein stattliches Gewicht zu tragen imstande sei. Da ließ er den tollen Gedanken fahren und verlegte sich aufs Horchen. — Nein, Stimmen waren von da oben her nicht zu vernehmen. Er meinte, daß sie seinen scharfen Sinnen nicht hätten entgehen können, es sei denn, sie hätten mit Absicht geflüstert. Aber wer sollte außer ihm denn Heimlichkeiten mit dem Lottchen haben? — Er wartete noch eine ganze Weile und wagte endlich, weil das Licht da oben nicht verlöschen wollte, erst einen leisen Pfiff und dann ein lautes Räuspern. — Es regte sich aber nichts da oben. Da formte er endlich einen Schneeballen und schleuderte ihn mit sicherem Wurf gegen den Holzladen. Und als auch das nichts fruchtete, noch einen.

Da endlich regte sich's droben. Das eine Lichtherzlein verdunkelte sich, dann klirrte leise das Fenster, dann knirschte der eiserne Riegel, und endlich ward der Laden ein wenig aufgetan.

„Was ist das für ein Unnütz da unten?" schallte die liebe, wohlbekannte Stimme in die Nacht hinaus.

Und er gab so gedämpft wie möglich zurück: „Ich bin's. Ich muß dich doch noch sprechen. Hast du das schon vergessen?"

„Ach nein, gewiß nicht," klang es von oben zurück. „Aber wie soll denn das geschehen? Der Vater sitzt noch auf, und ich liege schon im Bette. Ich mache mir noch Umschläge mit Arnica, drum habe ich das Licht noch brennen. Und die Treppe steigen kann ich doch nicht mit meinen Knieen. Ist es denn gar so wichtig, was du mir zu sagen hast?"

„Mir deucht es wenigstens all so wichtig," versetzte Fritz, „daß ich keine Nacht darüber verschlafen könnte. Es ist wegen den Hasen, den dein Vater mit der Bibel dotsmeten het."

Da kicherte es ganz lustig oben am Fensterlein: „Ach, du lieber Hannarre, wenn's weiter nichts ist! Deswegen schlaf du nur ruhig und entlaß mich auch in mein Bette. Ich verkühl mich ja hier im offenen Fenster."

„Lotting, min Lotting, hör doch man!" bat er hinauf, da er sah, wie sie den Arm aufhob, um den Laden zuzuziehen. „Wenn's heute nacht nicht mehr sein kann, dann laß uns doch man bloß zusehen, daß wir uns morgen früh treffen. Ganz früh, hörst du? Eh Vater aufs Amt gehen kann. Über Nacht müssen die Knie doch all wieder heil werden, wenn du dir nichts gebrochen hast."

„Ach nö," gab Lottchen zurück, „so schlimm ist es ja nicht. Bis morgen früh bin ich all wieder heil. — Nun hast du mich aber so neugierig gemacht, daß ich auch nicht werde schlafen können. Sag's doch lieber gleich."

„Nein, nein, laß man," rief er lauter hinauf, „so schnell kann ich mich nicht explizieren. Und ich will auch nicht, daß du dich obenein auch noch verkühlen sollst. Schlaf man süß, min Lotting! Wann kann ich dich morgen früh sehen?"

Sie überlegte ein kleines Weilchen, dann flüsterte sie eifrig hinunter: „Also um halb sieben kommst du ans hintere Gartentor, da ist es noch ganz finster, und niemand hat so früh was da zu suchen."

„Schön," sagte er, „also ich bin pünktlich zur Stelle. Gute Nacht auch, Lotting!"

„Gute Nacht! Träume süß!" Damit zog sie den Laden zu. Der Riegel kreischte, und das Fenster klirrte leise. Und dann war's still da oben.

Eine ganze Weile noch stand der Jägerbursch stockstill im Schatten der Gartenmauer und starrte hinauf, bis auf einmal die beiden Herzchen sich jach verfinsterten. Da stieß er einen tiefen Seufzer von sich und machte sich wiederum heim.

Er fand die Haustür verschlossen und mußte läuten, denn er hatte vergessen, den Schlüssel mitzunehmen. Der Alte öffnete ihm selbst. „Je Jung, wo kommst du all her?" knurrte er ihn verwundert an, indem er ihm mit der Lampe ins Gesicht leuchtete. „Ich hab deine Schlittschuhe am Riegel hängen sehen, und da hab ich gemeint, du bist schon zu Hause und hast dich wohl ohne Gutenachtgruß in deine Kammer verfüget, weilen du mit mir mauleſt."

„Ne, Vadder, ik bün up den Voß passen gewest," versetzte Fritz mürrisch, indem er sein Gewehr von der Schulter nahm.

„So so," brummte der Alte, mit einem scharfen Blick den Sohn von Kopf bis zu den Füßen musternd. „Ohne Pulverhorn will Er auf den Fuchs gehen, Monsieur? Weis mal die Büchs her. Gotts Donner, du hast ja kein Kraut auf der Pfanne! Du willst wohl den Vossen mit dem Kolben erschlagen? Oder hast du vielleicht die Bibel mitgenommen, um sie ihm an den Schädel zu schmettern nach der neusten Mode? Hast wohl wieder nach der Mamsell herumgeschnückert! I laß man — inkommodier dich nicht mit Lügen. Glaube nur nicht, daß ich spaße. Ich bin gegen die Franzosen und die Russen und die Österreicher in der Bataille gestanden. Ich fürchte mich nicht vor deinem finsteren Gesicht, mein Jung. Was ich gesagt habe, dabei bleibt's: entweder du willigst ein, daß ich morgen zum Amtmann gehe und für dich den Freiwerber mache um seine Beate, oder du schnürst dein Bündel und machst dich bereit, nach Eberswalde zu reisen, sofern du dich nicht entschließen willst, dich in Potsdam bei der Garde zu stellen. Punktum — Streusand! Dabei bleibt's. Nun überschlafe dir die Sache, mein Sohn." Damit tappte er schweren Schrittes ins Wohnzimmer zurück und überließ es dem Fritzen, im Finstern die Treppe hinauf und in seine Kammer zu finden.

IV.

Am andern Morgen war Fritz Jasmund als erster am Stelldichein. Da kein Mond mehr leuchtete und die Sonne erst über eine Stunde später aufging, war es stockfinster; und der dicke Nebel, der über Wald und Wiesen braute, ließ auch kein Sternlein blinken. Zu alledem war's bitterkalt. Gar seltsame Umstände für ein Schäferstündchen. Er hatte sich durch den tiefen festen Schnee an der Gartenmauer der Pfarre entlang tappen müssen, um das hintere Pförtchen überhaupt zu finden. Glücklicherweise ließ ihn sein Liebchen nicht lange warten.

Ihr dickes wollenes Tuch über Kopf und Brust geschlungen, sonst aber nur mit ihrem schwarzen Alltagsgewand bekleidet und ohne Handschuhe trat

sie durch das Gittertor zu ihm heraus. „O Gott, o Gott, ist das einmal kalt!“ war das erste, was Lottchen sagte.

Er nahm sie in die Arme und drückte sie fest an sich. „Komm, ich mache dir warm, mein Liebling!“ Er wollte sie küssen, aber sie schreckte vor der Berührung seines mit kleinen Eiszapfen behangenen Schnurrbartes zurück.

Sie bildete mit ihren kleinen Händen einen Hohlraum um seinen Mund herum und hauchte ihren warmen Atem hinein, bis das Eis geschmolzen war. Dann rieb sie mit ihrem Sacktüchlein Lippen, Kinn und Bart trocken, und dann erst ließ sie sich küssen mit aller Macht und Süßigkeit. Bald aber hörten sie damit auf. Nicht weil sie satt waren, sondern weil das Lottchen bös an den Händen fror. Da knöpfte er sein dickes, wollenes Wams vorn ein wenig auf und hieß sie ihre Hände da hinein stecken, um sie an seiner Brust zu wärmen. Mit seinen Armen hielt er sie immer fest an sich gedrückt.

„Ach Lotting, mein Mamsellchen,“ flüsterte er innig, ganz dicht an ihrem Ohr; „was machen Ihre lieben Knie?“

„O Dank der Nachfrage,“ erwiderte sie, „ganz gut. Es puckert immer noch ein büschen drin herum. — Aber nu sag bloß, Schatz, was hast du mir denn gar so Wichtiges zu sagen? Du hast mich so neugierig gemacht, daß ich eigentlich die ganze Nacht nicht schlafen wollte. Aber dann war ich doch zu müde von dem Eislauf und von dem Schreck, daß ich dessenohngeachtet wie ein Bär geschlafen habe.“

„Mir ist's nicht so gut geworden,“ sprach Fritz, seine klare junge Stirn in ernste Falten legend; „ich habe wahrhaftigen Gott keine drei Stunden schlafen können, — dafür hat der Herr Vater gestern abend noch gesorgt. Also hör, was ich dir sagen wollte: mein Alter ist doch so giftig auf deinen Vater, weil er den Hasen nicht herausgeben will, den er mit der Bibel erschlagen hat. Wir sind dessentwegen hart aneinander geraten. Ich hab ihm gesagt, er solle man ein Auge zudrücken und den Mund halten über die dumme Geschichte. Nach dem Gesetz ist dein Vater freilich im Unrecht. Aber es lohnt sich doch nicht, wegen so einem Stück Braten die Gerechtigkeit mobil zu machen und Unfrieden zu stiften zwischen Gutsherrschaft und Pfarre. Das habe ich ihm gesagt.“

„Ei freilich,“ unterbrach ihn Lottchen, „das muß doch ein jeder sagen. Badding hat mir erzählt, wie stur und steif ihm dein Alter in die Stube gestakt ist und ihm von wegen dem Häseken den Marsch geblasen hat. Wir haben so darüber gelacht.“

„Zu lachen ist nun freilich nichts,“ versetzte Fritz mit einem tiefen Seufzer. „Mein Vater ist eigensinnig wie ein alter Teckel, und er kann einmal den Deinigen nicht leiden. Da nimmt er diese dumme Geschichte zum Anlaß, sich in einen gewaltigen Zorn hinein zu eifern. Er gibt nicht nach. Heute noch zeigt er den Jagdfrevel beim Amt und beim Junker an. Und weil er's doch einmal gespannt hat, wie wir beide miteinander stehen, so hat er den Anlaß beim Schopf genommen, um mich ganz erschrecklich zu bedrohen, falls ich das Scharmieren mit dir nicht nachlassen wollte. Da ist

denn mein Maulwerk mit mir durchgegangen, und ich hab ihm gesagt, ich sei großjährig; er brauche sich um meine Angelegenheiten nicht zu bekümmern. Und da . . ."

Das Lottchen blickte ängstlich zu ihm empor, denn er hatte sich vor Erregung also im Atem übernommen, daß es ihm die Rede verschlug. „Nu und was weiter? Sag doch!" drängte sie.

Er würgte noch ein Weilchen, und dann fuhr er also fort: „Vater will's durchaus nicht haben, daß wir zween uns kriegen. Er hat andre Dinge mit mir vor. Ich soll mein Glück machen, sagt er, und Amtmanns Beate frigen. Denn soll ich später mal die Försterei übernehmen, wenn er in den Ruhestand geht. Er hat das alles schon vor langer Hand mit unserm Junker abgekartet. Der will's so haben, weil . . . Ach Lotting, kuck mich nicht so an. Ich schäme mich so."

„Fritzing, min Leiw, warum denn?" fragte sie, zitternd in lieblichem Bangen, indem ihre großen, dunklen Augen ängstlich in seinem Antlitz forschten.

„Ich bin es dir wohl schuldig," versetzte Fritz immer noch mit abgewandtem Gesicht. „Ich muß es dir wohl sagen, wenn du auch denn vielleicht nichts mehr von mir wirst wissen wollen. — Bei unserm Streit gerieten wir beide so in die Rage — da gab ein Wort das andre — und da hat denn schließlich Vater sein Geheimnis herausgelassen: ich bin gar nicht sein Sohn! Unser Junker, was sein Leutnant in der letzten Campagne war, der hat irgendwo unten in Schlesien ein Mädchen erwischt, und wie's zutage kam, daß sie ein Kind von ihm kriegen sollt, da hat er sie wollen auf gute Manier los werden, und hat meinen Vater überredet, daß er sie zur Ehe nehmen sollte und ihm zur Belohnung die Försterei versprochen. Und so ist es denn auch geschehen. Meiner Mutter will ich nichts Übles nachreden; sie ist ja schon so lange tot, und die Leute sagen, sie wäre eine tüchtige, ordentliche Frau Försterin gewesen. Aber mir ist es keine Ehre, eines Junkers Sohn zu sein, das kannst du mir wohl glauben! Mir ist zumute, seit ich das weiß, als hätte ich unter ehrlicher Leute Kindern nichts mehr zu suchen. Ein Bankert bin ich — und darum soll ich mich herumstoßen lassen müssen und hierhin und dahin stupsen, wie's meinem heimlichen und meinem falschen Herrn Vater gefällig ist. — Ach Lotting, min söte Deern, kannst du dir das wol vorstellen, wie einem jungen Mann bei so was zumute sein muß? Der Junker meint, ich müßte man so Order parieren und mich noch der hohen Gnade bedanken, weil er mir das Mädchen und das Geld und die Försterei zuschanzen will. Geschieht doch allens bloß, damit der Junker sein Gewissen salviere und ihm die Guttat obendrein nichts kosten möge, weilen das Geld, so der Amtmann seiner Mamsell Tochter mitgibt, doch von des Junkers Eigentum ergaunert ist. Auf die Weise kommt nichts aus der Familie, denkt der Junker. Daß ich sein Fleisch und Blut bin, hätte ich nie erfahren sollen nach seinem Willen. Jetzt erfreut er sich an seinem strammen Sohn und braucht sich doch seinetwegen nicht zu exküsieren, falls er auf seine alten Tage doch noch Leibeserben erzielen oder sein Gut sonst wem aus der

Vetterschaft vermachen wollte. — Ach Lotting, die Schande frißt an mir, ich kann dir's nicht sagen wie?! Ich bin gestern bloß mit den Rasmussenschen aufs Eis gekommen, weil's mir keine Ruhe ließ, dir gleich allens zu vermelden."

Das Jüngferlein zog seine Hände aus dem warmen Unterschlupf und streichelte damit die eiskalten Wangen des Geliebten. „Fritzing, mein Fritzing," sagte es, indem ihm die hellen Tränen in die schönen Augen traten, „gräme dich doch bloß nicht so sehr! Du kannst doch zu alledem nichts zu, und deswegen werde ich dich doch nicht minder lieb haben! Was denkst du denn von mir? Es freut mich so, daß mein Herz mich doch richtig gewiesen hat. Es hat mich immer erstaunet, daß der Förster Jasmund, der alte böse Wolf, so einen feinen Sohn haben sollte. Jawoll doch, mein einziger Liebling, ich hab's immer gesagt, wenn Badding oder die Frauenzimmer mich aufziehen wollten mit dem Jägerbursch, der man bloß die Dorfschule besucht hat — Fritz Jasmund ist von feiner Art, habe ich immer gesagt, und hat eine edelmännische Seele und einen Hang zur Poesie und Schwärmerei. Das habe ich wahrhaftigen Gott gesagt gestern noch zu meinem Vater. Ich habe ihm auch gesagt, daß du den Gleim und den Gellert memorieret hast."

„Vom Junker habe ich das aber nicht überkommen," lachte der Fritz bitter auf, „denn der ist ein rechter Rüpel, mit Respekt zu vermelden. Die seelenvolle Schwärmerei muß ich denn wohl von meinen ferneren Ahnen abgekriegt haben. — Wir wollen nu man meine Feinheit beiseite lassen, Schatz, und wollen nachdenken, was aus uns werden soll; denn das mußt du auch noch wissen: Vater hat mir gedroht, wenn ich dich nicht aufgeben und die Rasmussensche frigen will, denn müßte ich weit fort von hier und würde zu einem Forstmeister außerhalb in die Lehre getan."

Lottchen guckte lieblich zu ihm auf, und dann schlug sie in Verwirrung die Augen nieder, und ihre Hände krochen wieder in den warmen Schlupfwinkel an seinem Herzen. „Ich weiß ja nicht, was du vor hast," sagte sie einfach; „wenn du meinst, daß du die Beate frigen mußt, damit der Streit aufhört — nun, so tu's und kümmere dich nicht um mich. Vater hat auch schon gesagt, er tut mich in die Fremde, wenn ich von meiner Verliebtheit nicht lassen möchte. Dann komme i c h eben nicht wieder, wenn du die Beate nimmst. Wenn du aber nicht von m i r lassen willst, dann will ich auch nicht von d i r lassen. Ich folge dir, wohin du willst!"

„O Lotting, du mein einziger Trost," flüsterte Fritz mit schier erstickter Stimme, „laß mich dein Mäulchen haben und allens vergessen!"

Da fielen die durstigen Lippen übereinander her, und der Rauhreif schmolz von seinem Barte und rann über ihre Wangen, die sein heißer Hauch erwärmte. Sie sogen sich fest, schlossen die Augen und sahen und hörten nicht. Eine süße, lange Weile.

Da schlug die Turmuhr im Dorfe sieben, und Lottchen machte sich sanft aus seiner Umklammerung los. „Ich muß jetzt hinein," sagte sie hochatmend, „die alte Karsunken erhebt sich um diese Zeit. Und wenn sie mich erwischt, daß ich mich in dem Nebel vor Tau und Tag draußen herumgetrieben habe, dann denkt sie sich was und steckt's wohl gar dem Vater."

„Ich denke, du bist gut mit der Karsunken."

„Das woll. Aber alte Weiber schnacken doch gern; da ist kein Verlaß auf."

„Und wenn ich nun sage: komm gleich mit, wie du gehst und stehst?"

„Dann komme ich mit."

Er nahm ihre Hände in die seinen und blickte ihr selig lächelnd in die Augen. „Ich glaub dir's, min Deern. Aber es wäre doch eine große Eselei. Was sollte wohl aus uns werden in der Fremde? Ich habe keinen Groschen eigenes Geld im Beutel und nichts gelernt als meine Jägerei und meinen Holzverstand. Darauf können wir nicht frigen. Wo sollten wir auch hin mitten im Winter? Sollten wir uns wie die Wilden in eine Höhle verkriechen oder wie die Banditen leben? Meinst, dein Herr Vater oder sonst ein Pfarrer werde uns zusammengeben, wenn wir so daher geloffen kommen wie die Zigeuner? Oder magste ohne Sakrament mein Liebichen heißen?"

„Das gilt mir alles gleich," versetzte sie tapfer, zog aber doch gleichzeitig ihr Tüchlein hervor und drückte es wider die überquellenden Augen.

„Je süh, Schatz, zu solchem Unfug darf ich dich doch nicht verleiten. Da wäre ich schlechter, als wenn ich dich sitzen ließe."

„Was soll also dann werden?" fragte sie kleinlaut.

Er zuckte die Achseln und seufzte. „Ich weiß man soviel," sprach er nach einem kurzen Bedenken, „dein Vater muß den Bibelhasen heut noch wieder herausrücken. Denn kann mein Vater vorläufig wenigstens gegen euch nichts machen. Laß ihn erst man wegen dieser Geschichte ausgetückscht haben, denn wird es mit der Jungfer Beate auch nicht so sehr eilen. Wenn denn das Frühjahr kommt, denn gehe ich wirklich in die Fremde und kuck mich nach einer Stellung um, wo ich von leben kann. Und wenn ich die habe, dann komm ich und hol dich."

„Ach ja, Fritz, das wird denn auch wol das Beste sein," versetzte Lotte schon wieder getröstet. „Vadding hat mich doch auch lieb. Er kann doch nicht ewig so hartherzig bleiben, wenn er sieht, daß wir es uns so treu meinen. Und wenn er erst weiß, daß du doch aus vornehmem Geblüt bist . . ."

„O Mädchen, daß du bloß davon nicht schnackst," unterbrach sie Fritz erschrocken; „das täte dem Faß rein den Boden ausschlagen."

Und sie darauf verwirrt: „Je du liebe Zeit, wie soll ich's denn aber meinem Vater sonst beibringen? Er schickt mich doch fort, wenn ich's ihm einfach eingestehe, daß wir uns frigen wollen. — Und wenn er doch nu den Hasen nicht hergibt? Gesagt hat er dergleichen. Ein Starrkopf, wie er ist, möchte er wohl Wort halten."

„Wenn das geschieht," erwiderte Fritz, hoffnungslos in den Nebel starrend, „denn macht mein Alter den Herrn Pastor zum Wilddieb und denn kommt eins zum andern, wie das so geht, wenn zween harte Köpfe aneinander stoßen. Und denn weiß ich nicht, was aus uns werden soll."

Da hing sich Lottchen um seinen Hals, und ihr gespitzter Mund strebte zu dem hohen Burschen empor. „Küß mich noch eins," flehte sie zärtlich. „Wir wollen uns das Herz nicht schwer machen ohne Not. Tat helpt doch

all nich. Wir seind doch so jung und haben uns so mächtig lieb — was kann uns groß geschehen?"

Und wieder wärmten sie ihre kalten Lippen in einem langen Kusse. Dann machte sie sich mit einem Ruck los, drückte ihm noch kurz und fest die Hand und sagte leise: „Adjüs, Fritz!" Dann schlüpfte sie durch das Gittertor und war bald im Nebel verschwunden.

Fritz aber stand noch eine ganze Weile vor dem Tore, seine Blicke in den Nebel bohrend. Mancherlei fiel ihm bei, daß er ihr zu sagen vergessen hatte, und das drückte ihm das Herz, als hätte er die letzte Gelegenheit schmählich versäumt. Er kam endlich wieder zu sich, als seine Zehen in den hohen Stiefeln sich schmerzhaft zu krümmen und seine Zähne aufeinander zu schlagen begannen. Da machte er sich denn stampfend, die Arme um den Leib klatschend, von hinnen, schlich sich möglichst geräuschlos zum Hause hinein und in seine kalte Kammer. Er zog sich rasch aus und kroch schaudernd unter das dicke Federbett. Da, in der schwülen Hitze, vergingen ihm bald die Sinne, und er fand die mangelnden Stunden an seinem gesunden Jugendschlaf wieder und süße Träume von köstlichen Küssen dazu.

V.

Wozu nicht alles Lottchens Knie herhalten mußten an diesem beklommenen Wintertage! Ob sie nun blaß sah oder ohne Ursache dunkelrot, ob sie untätig da saß in verwirrten Gedanken oder mit unruhiger Hast im Hause sich zu schaffen machte — an allem mußten die geschundenen Knie schuld sein. Da konnte es denn nicht fehlen, daß die alte Karsunken sich ihr Teil dachte und auch der Herr Vater Pfarrer bedenklich zu werden begann, insonderheit weil das Jüngferlein weder eine Besichtigung seiner Verletzung dulden noch gar von einer Berufung des Medikus aus dem Kreisstädtchen etwas wissen wollte.

Da nahm er denn nach Tisch das Mägdlein mit in seine Studierstube hinüber, zog es auf seinen Schoß und redete ihm gut zu, es solle nur ganz offenherzig frischweg offenbaren, wo der Schuh es drücke.

„Ich wollte es Ihm schon allerweilen sagen," begann Lottchen stotternd, „aber ich hatte die Traute nicht, weil Er doch gestern noch so fest resolvieret war, dem alten Jasmund und seinem Dräuen nicht zu weichen."

„Aha, von daher weht der Wind!" lachte Pastor Südekum. „Hab ich mir's doch gleich gedacht. Wenn mein Mägdlein trüb dreinblicket, ist allemal ein Jasmundischer dran schuld. Aber ich sage dir gleich, Kind, ich bin heute just ebenso fest resolvieret, nicht zu weichen, wie ich es gestern war. Hat sich nun auch der Fritz um die hochnotpeinliche Hasenaffäre angenommen?"

Lottchen nickte betrübt. „Jawol, das hat er. Er ist exprè aufs Eis gekommen, um mich zu verwarnen. Denk dir bloß, Vadding, der Alte hat sich verschworen, heut noch aufs Amt zu gehen und dir wegen Wilddieberei die Klage anzuhängen." In ihrer Herzensnot vergaß sie die steife Förmlichkeit der Anrede, fand das kindliche du und reichlich Tränen obendrein, mit denen sie ihm um den Hals fiel.

Der Pastor fuhr erschrocken zurück. „Ich habe wohl nicht recht gehört: Wilddieberei? Ist das wirklich wahr? Der alte Narr will mich zum Wilddieb machen?" Und als das Lottchen unter Tränen nickte, sprang er auf, schob es sanft beiseite und machte einen erregten Gang im Zimmer hin und her. „Ei, so soll doch dieser und jener . . .!" Er stampfte zornig auf die Dielen und schüttelte eine geballte Faust nach der Richtung hin, in der die Försterei lag. „Ich glaube, der Mann ist gar des Teufels mit seinem elenden Hasen!"

„Wollen wir ihn doch in Gottes Namen zurückgeben," flehte Lotte, ihre Tränen hinunterwürgend. „Ein feister Kalkuhn tut's auch zum Neujahrsbraten. Wir haben ihn doch darauf hin gemästet. Sei Er nicht eigensinnig, lieber Vater."

„So, und wenn ich nicht eigensinnig bin, was bin ich alsdann?" brauste der Pfarrer zornig auf. „Willst du mich mit deiner Angst zur Memme machen? Oho! Haben die Jasmundischen einen harten Kopf, so haben die Südekumschen einen härteren. Das soll ihm nicht geschenkt sein, dem Herrn Förster, daß er seinen Pfarrer zum Wilddieb machen will! Ich gehe auch aufs Amt und zwar stante pede."

Und ohne daran zu denken, daß er sein gewohntes Mittagsschläfchen darum aufgeben mußte, schritt Erasmus Südekum zur Tür hinus, warf den schweren Radmantel um, stülpte seinen Filz auf und stürmte davon, ohne sich nach dem Töchterlein nur noch einmal umzusehen.

Das Amtshaus lag innerhalb des Gutsbezirkes, jedoch an der Landstraße, während das Herrenhaus etwa dreihundert Schritt seitwärts der Landstraße von einem die Gegend beherrschenden sanften Hügel herab, und, von einem uralten Buchenhain im Rücken beschattet, gar stattlich ins Land grüßte. Das Amtshaus war ein schmuckloses, aber reichlich weitläufiges, einstöckiges Fachwerkgebäude. Und der derzeitige Amtsverweser hütete sich wohl, eigenes Geld auf die äußere Ausschmückung seiner Behausung zu verwenden. Jobst Rasmussen war nichts weniger denn ein studierter Kameralist. Er hatte seine Laufbahn als einfacher Gerichtsschreiber begonnen, war später auf Empfehlung zum Herrn von Fersen für die Besorgung des Rechnungswesens gekommen und hatte nicht lange danach das gute Glück gehabt, die einzige Tochter eines wohlhabenden Bauern heimzuführen, worauf ihn der Gutsherr zu seinem Amtmann ernannt hatte. Da er nun außer seinen Sporteln, Deputaten und sonstigen Emolumenten auch noch aus dem selbstbewirtschafteten Anwesen seiner Frau ein gutes Stück Bargeld herauszog, so war er mit den Jahren in recht erfreuliche Umstände gekommen und hatte sich an den saftigen Schweinebraten und fetten Pökelbrüsten ein stattliches Wänstlein angemästet. Weswegen er den Bauern und dem gemeinen Volk wohl Respekt einflößen konnte und auch sein eigenes, behagliches Genügen fand.

Auf das Schellen des Pfarrers öffnete alsbald eine derbe Magd die Haustür und geleitete den Hochwürdigen ohne Umstände in das Wohnzimmer zu ebener Erde, allwo er die Amtmännin mit ihren Kindern bereits um den Kaffeetisch versammelt fand. Der Mathis sprang auf und machte seinen

Knickerling, und auch Jungfer Beate und die beiden kleineren Geschwister erhoben sich zur Begrüßung von den Stühlen. Madame Rasmussen aber, die in einer frisch getollten weißen Haube auf dem Sofa thronte, setzte ihre reichliche Leibesfülle nicht gern in überflüssige Bewegung. Sie winkte nur mit der Hand und rief dem Eintretenden entgegen: „Je füh, Dero Hochwürden erweist uns auch einmal die Ehre. Merci, merci der Gnade. Setzen Sie sich, Hochwürden, und lassen Sie sich ein Schäleken Kaffee in unsrer Gesellschaft schmecken. Es ist auch noch vom Fest her Kuchen genug zum Stippen vorhanden."

„Ich muß mich der Gunst bedanken, Frau Amtmännin," versetzte der Pastor zerstreut. „Ich komme nur in Geschäften zu Ihrem Eheherrn. Kann ich den Amtmann auf einen Augenblick sprechen?"

„Je, ich weiß nicht," sagte die kleine dicke Frau, indem sie ihren Blick ratsuchend bei ihren Kindern herumschickte. „Der Amtmann tut sein Mittagschläfchen, und da läßt er sich nicht gern in stören. Hat es denn der Herr Pastor so eilig?"

„Ja, das habe ich wohl," erwiderte jener; „ich habe auch meinen Mittagsschlaf um dieser Sache willen aufgegeben."

„Ach, denn weiß ich auch wol, was es ist," rief die Amtmännin ganz vergnügt. „Wir haben natürlich auch schon von dem Bibelhasen gehört. Haben Herr Pastor das Corps delixi wol gleich mitgebracht?"

„Nein, das habe ich keineswegs getan," gab der Pfarrer grimmig zurück, indem er seine funkelnden Augen starr auf Mamsell Beate richtete, die bei den Worten ihrer Mutter in ein kindisches Kichern ausgebrochen war. „Ich muß nun wirklich bitten, den Herrn Amtmann wecken zu lassen, da ich dienstlich mit ihm zu reden habe."

Es wurde nun der Mathis abgesandt, um das gefährliche Wagestück, den Vater in seinem Schlummer zu stören, zu unternehmen. Und unterweilen erkundigte sich Mamsell Beate mit immer noch lachenden Mienen, trotz des verweisenden Ernstes des Pfarrers, nach dem Zustande von Mamsell Lottchens Knien.

„Dank der Nachfrage, denen Knien geht's gut," erwiderte der Pastor mürrisch. Und dann faßte er die grienende Mamsell abermals scharf ins Auge und fuhr fort: „Da hat Sie wohl auf dem Eise auch die Geschichte von dem Bibelhasen vernommen? Hat Ihr der junge Jasmund wohl auch erzählt, daß mich sein Herr Vater wegen Wilddieberei verklagen will?"

Beate spitzte die Ohren. „Der junge Jasmund? Ei keineswegs, Herr Pastor. Das muß er denn wohl Seiner Jungfer Tochter insgeheim ausgerichtet haben. Denn vor unsern Ohren war von dergleichen nicht die Rede. Wir haben die Neuigkeit von unserm Vater empfangen, sobald der Förster heute früh bei ihm gewesen war."

„So so," sagte der Pfarrer. „Dann wird wohl bald die ganze Gemeinde Bescheid wissen um den sogenannten Bibelhasen und was drum- und dranhängt. Morgen um diese Zeit — das kann Sie gleich dazu berichten, Mamsell — wird dieser leckere Braten in der Pfarre bereits verspeist sein."

„Na, denn wünsch ich guten Appetit," sagte die Rasmussin spitzig. Die Mamsell Tochter aber sagte nichts mehr, und die jüngeren Kinder grienten dumm vor sich hin.

Da kam der Mathis zurück und meldete, daß sein Vater den Herrn Pastor erwarte.

Der Eintritt des Hochwürdigen unterbrach einen bedeutenden Gähner des dicken Amtmanns. Er rappelte sich aber alsbald von seinem Kanapee empor und blinzelte mit den verschlafenen Äuglein den Pfarrer an.

„Sie müssen mich schon exküsieren, Amtmann, daß ich Sie in Ihrem Schlummer gestört habe. Aber es ist mir berichtet worden, daß Förster Jasmund mich bei Ihnen wegen Wilddieberei denunzieret hat, und es läßt mir keine Ruhe zu erfahren, ob dem wirklich so seie."

„Tjä," sagte der Amtmann bloß. Und dann zog er gar wichtig seine spärlichen Brauen in die Stirn hinauf, kratzte sich am Hinterkopf, langte umständlich aus seinem Rockschloß die Tabatiere hervor und streckte sie geöffnet dem geistlichen Herrn mit einem freundlichen: „Prieschen gefällig?" entgegen.

„Sie wissen doch, daß ich nicht schnupfe," versetzte jener unwillig. „Also ich bitte: wie verhält sich die Sache?"

Der Amtmann seufzte, schüttelte den dicken Kahlkopf und sagte endlich, behaglich lächelnd: „Tjä, das soll wol so sein. Förster Jasmund war allerdings bei mir und hat mir ex officio vermeldet, daß Dero Hochwürden ... Er hat wol so was gesagt von Wilddieberei; aber ich habe gemeint, wir könnten es wol bei Jagdfrevel bewenden lassen. Das ist ja dasselbe und macht sich ein büschen besser. Nu sein Sie mal deswegen nicht bange, mein lieber Herr Pastor. Geben Sie man das Häseken ruhig wieder heraus — was liegt Ihnen dran?"

„Mir liegt dran, dem Förster zu beweisen, daß ich sein Hansnarr nicht bin," knirschte der Pastor Südekum grimmig. „Will er aus solch elendem Anlaß ein Hühnchen mit mir pflücken, gut — so soll er seinen Mann gefunden haben. Die Schnauzerei von so einem alten Eisenfresser macht mir noch nicht lange bange, wenn er gleich sieben Jahre gegen die Russen, Österreicher und Franzosen in der Bataille gestanden ist. Ich bin währenden Amtes öftermalen mit dem Teufel in der Bataille gestanden und fürchte keinen Korporalstock nicht."

Da lief ein hämisches Schmunzeln über die groben Züge des Amtmanns. „Das mag ja denn wol gerne sein," sagte er langsam und bedächtig, „aber die Klage ist nu doch mal anhängig gemacht, und Hochwürden haben sich wider das Gesetz verfehlet. Ja, ich kann da nicht helfen; Sie sind im Unrecht, Herr Pastor. Wenn Sie den Hasen nicht herausrücken, denn müssen Sie die Buße zahlen."

„Ich werde weder das eine noch das andre tun," versetzte der Pfarrer, „ich werde mich an den Junker selber wenden, ob der es wohl gut heißen mag, daß sein Pfarrer wegen einer Lappalie von so einem groben Gesellen schikanieret werde."

Der Amtmann zog die Schultern hoch und lächelte noch vergnügter. „Da dörften Sie am Ende allbereits zu spät kommen, Herr Pastor, weilen nämlich Förster Jasmund allbereits auch schon bei unserm gnädigen Junker gewesen ist. Ich habe ja zum Guten geredet, aber er hat nicht auf mich hören wollen und ist gleich zum Junker hin. Letztlich ist es ja doch des gnädigen Junkers sein Hase gewesen, so Dero Hochwürden erschlagen haben; wenn ihm der Junker wohl will, wird er ihm sicherlich die Buße erlassen. Und wenn nicht — nu, so zahlen Sie eben."

„Eher sollet ihr mich aus dem Amte jagen, denn daß ich für den Hasen Buße zahle," rief der Pastor schier außer sich. „Ihr Diener, Amtmann, und Dank der Wohlmeinung. Ich gehe zum Junker." Er nickte kurz mit dem Kopfe, wandte sich rasch um und verließ mit eiligen Schritten das Amtshaus.

Droben im Schloß, wie die Leute in ihrer Höflichkeit den großen Klumpen Mauerwerk betitelten, brauchte der Pfarrer nicht lange zu antichambrieren. Der Diener geleitete ihn nach geschehener Anmeldung alsbald zum gnädigen Herrn, der in seiner großen Stube am bullernden Ofen hockte und seines Zipperleins pflegte.

„Exküsier Er mich, Hochwürden," schrie der Junker, sobald die Begrüßung erledigt war, „wenn ich mir keine Paruck aufsetze. Ich täte sie doch an die Wand schmeißen, sobald das sakramentische Reißen und Beißen wieder anhebet. Wenn ich noch Haare auf dem Schädel hätte, möchte ich mir die auch ausreißen. Autsch — jetzo hat's mich wieder! Uhuhu — daß dich die Pestilenz, du höllische Feuerzange! Sieht Er's, Pastor, das kommt vom Suff."

„Hab ich Dero Gnaden oft genug fürgestellt," sagte der Pfarrer ruhig.

Da schrie der Junker auf vor Schmerz und krümmte sein linkes Bein in die Höhe, daß die Knie fast an das tabackbefleckte Jabot rührten, und dann brüllte er im rechten Kasernenhofton seinen Pfarrer an: „Von Ihm will ich's aber nicht hören. Er hat mir gar nichts zu sagen. Er ist ein scheinheiliger Duckmäuser. Verweigert's, ein Buddelchen mit mir auszustechen oder ein Jeuchen mit mir zu machen und erlaubt sich, von der Kanzel herab auf mein sündhaftes Leben anzuspielen. Er ist mein Feind, Pastor. Kommt Er jetzo, sich an meinen Schmerzen zu ergötzen? Er gönnt mir wohl den Vorgeschmack der Hölle?"

„Da irren Dero Gnaden, wenn Sie meinen, ich seie Dero Feind," versetzte der Pfarrer ernsthaft. „Dero Gnaden sollten mich stets bereit finden, Ihnen in Ehren Gesellschaft zu leisten und nach meinen Kräften zum Guten zu raten; aber Dero Gnaden wünschen sich einen Saufkumpan und untertänigen Zotenbelacher — und solches ist nicht meines Amtes. Ich weiß wohl, daß Amtsbrüder vorhanden seind, so sich von Ihrer gnädigen Herrschaft vor Hofnarren gebrauchen lassen. Dazu ist sich Erasmus Südekum aber in aller Bescheidenheit doch zu gut."

„Ei süh," lachte der Junker, „die Bescheidenheit ist mir eine neue Tugend an Ihme! Da kommt Er jetzo wohl auch zu mir, um sich in aller Bescheidenheit von wegen der Tötung meines Hasen zu exküsieren?"

Der Pfarrer verbeugte sich leicht. „Allerdings komme ich wegen des Hasen; aber nicht sowohl, um mich dessen zu exküsieren, denn vielmehr um mich über den Förster Jasmund zu beschweren, der mich in Anbetracht dieses Hasen einen Wilddieb geheißen hat."

„Was ist das?" rief der Junker. Er zog die Lippen auseinander, daß man alle seine annoch gesunden, wenngleich vom Tabaksqualm vergilbten Zähne sehen konnte. Wie er da so hockte in seinem gewaltigen Ledersessel, das umwickelte Bein auf die Ofenbank gelegt, unrasiert, den Schnauzer gesträubt gleich wie bei einem Kater, ohne Perücke und zähnefletschend wie ein Pavian, da konnte einen entweder ein Schrecken oder ein Lachen anwandeln, eine so wunderliche Figur gab der erstaunte Junker ab.

Dem Pfarrer war aber in diesem Augenblicke weder zum Lachen noch zum Erschrecken zumute. Er hielt den durchbohrenden Blick der grauen Äuglein ruhig aus, richtete sich empor und sprach voll Würde also: „Jawohl, Dero Gnaden, ich bin hier als Kläger, nicht als Beklagter. Wollen Sie mit mir nach dem Buchstaben handeln, so mögen Sie es tun. Dann will ich zusehen, wo ich mein Recht erhalte, und wenn ich bis ans Kammergericht, ja bis an den König selber gehen müßte. Vorher vermeine ich jedoch, Dero Gnaden sollten wohl der Mann sein, so in dieser Sache aus eigenem Verstande eine gerechte Meinung finden müßte. Besagter Hase ist dicht bei dem Grabe meiner Frau aufgesprungen, auf dem Grund und Boden, den ich wohl mit Recht als meinen eigenen ansehen darf, dieweil ich selbst in kurzem alldort von meinem Erdenwallen auszuruhen gedenke. Ich habe der Kreatur das Wort Gottes an den Kopf geworfen, dieweil es mich just in meinen Gedanken störte und ich über seine hänselnde Gebärde ergrimmete. Und als die Tat geschehen und das Häseken verendet war, da wurde ich fröhlich in meinem Gemüte und trug die gute Gabe Gottes, ohne einige böse Hintergedanken wider Dero Gnaden, in meine Küche. Ich sollte meinen, solch Geschehnis sehe sich doch anders an, als wenn ein diebischer Bauernkerl auf Dero Feldern auf Raub ausziehet. Den Wert des Wildbrets will ich Dero Gnaden gern ersetzen, aber dann muß ich auch Dero Gnaden Wort als Edelmann mit von hinnen nehmen, daß Sie dem Förster sein böses Maul verbieten und ihm anbefehlen, sich wegen des Wilddiebs bei mir zu entschuldigen."

„I den Deubel werde ich tun," rief der Junker, indem er sich schier vergnügt auf den Schenkel schlug. „Was Er mir da alles weißmachen will, Hochwürden! Ich vermag Ihm da nicht zu replizieren. Er redet nach der Kunst, wie wenn Er auf der Kanzel stünde. Da komm ich nicht mit. Ich weiß nur so viel, daß das alles Fickfackereien seind. Wir pommerschen Edelleute haben uns Anno dreiundsechzig gegen Seiner Majestät des Königs Begehren, die Hörigkeit und Erbpacht aufzugeben, wohl gewehret, mit der Wirkung, daß allens beim alten geblieben ist. Sonach gibt's auch allhier in Puhlendorp kein Gemeindeland und kein Pfarrland. So es mir also gefällt, kann ich heute Seine Kirche samt der Pfarre ans andre Ende des Dorfes setzen und auf dem Gottesacker die neumodischen Kartoffeln pflanzen lassen — woraus zu schließen, daß der Hase, so auf dem Gottsacker hüpfet, justament so gut

ein herrschaftlicher Hase seie, als jeder andre Hase in meinem Feld- und Waldrevier. Hat Er das wohl erfaßt?"

Der Pfarrer holte sein Schnupftuch hervor und tupfte sich die großen Tropfen von der Stirn, denn es herrschte eine entsetzliche Hitze in dem Gemache. Es drohte ihm schwindlig zu werden. Und die zahllosen Hirsch- und Rehgeweihe, damit des Junkers Stube an allen vier Wänden geziert war, begannen vor seinen Augen wie ebenso viel gezückte Spieße wider ihn zu manövrieren. Und wie der Junker den Pfarrer also pusten hörte und schwanken sah, wandelte ihn ein schadenfrohes Mitleid an. Er hieß ihn sich setzen und bot ihm ein Glas Wein zur Stärkung an.

„Ich danke Dero Gnaden," sagte der Pfarrer, sich zusammenraffend, „eine Stärkung scheint mir kaum mehr vonnöten und mein Geschäft bei Ihnen erledigt."

„Sei Er doch kein Narr, Pastor," schalt der Junker gutmütig. „Was muß Er denn durchaus mit dem Kopfe durch die Wand? Es stehen doch Türen genug offen, wo Er aufrecht hindurch gehen kann. Der Förster hat Ihn auf den rechten Weg gewiesen, und erst nachdem Ihr Euch Eurer Schuldigkeit geweigert, hat er seine Pflicht getan und Eure Verfehlung zur Anzeige gebracht. Nun verlanget Ihr, ich soll derowegen dem Biedermann den Schweinehund blasen? Geb Er den Hasen heraus und zahl Er die Buße, so ist die Sache abgetan, und Er hat seinen Frieden."

„So, ist das Dero Gnaden Meinung?" erwiderte der Pfarrer mit schwerem Atem, also, daß ihm die Stimme erbebte. „Ich soll in der Gemeinde, allwo ich etliche zwanzig Jahre die reine Lehre geprediget, ein ehrbar Leben geführet und in Ehren grau geworden bin, als ein bestrafter Wilddieb einhergehen und die Baurenlümmel und Menschen mit Fingern auf mich deuten lassen? Das heißen Sie, Herr von Fersen, meinen Frieden finden?"

„Ich glaube gar, jetzt will Er mir den Text lesen, daß ich Ihm ein Unrecht tue!" fuhr der Junker geärgert auf. „Es ist Seine eigene Schuld allein. Warum kann Er sich nicht besser stellen mit den Leuten? Mir wäre Er oft ein willkommener Gast gewesen in meiner Gottverlassenheit, die ich als halber Krüppel ohne Weib, noch Kind, noch Kegel Winter und Sommer hier aushalten muß. Und warum muß Er's gerade mit dem Förster verderben? Ich höre doch, daß des Försters Fritze mit Seiner Mamsell Tochter schöntuet. Die Mamsell soll ihm doch gleicherweise gewogen sein. Will Er sich zum vorhinein die Schwägerschaft verderben?"

„Ich habe mir den jungen Jasmund nicht zum Eidam erwählt und denke auch nicht daran, ihm mein Mädchen zu geben," versetzte der Pfarrer kurz angebunden.

„Sososo, i kiek mal an!" lachte der Junker, indem er den Pfarrer mit einem lauernden Blicke streifte. „Ich hätte vermeint, Ihr wäret dem Alten Gram, weil er vor seinen Jungen andre Pläne hat; denn das kann ich Ihm man sagen: Förster Jasmund *hat* andre Pläne. Wenn Er also in diesem Punkto mit meinem ollen Jasmund eines Sinnes ist, so seh ich nicht ein, warum ihr euch nicht über den elenden Hasen miteinander benehmen könntet.

Er will Seinen harten Kopf durchsetzen und sich über das Gesetz stellen; aber das wird Ihm . . ."

„Ich will nur respektieret werden als was ich bin," unterbrach ihn der Pfarrer, unfähig, seinen Zorn zu meistern. „Ich will mich nicht retirieren vor der Drohung eines rohen Korporals, der nur sein Mütchen an mir kühlen will."

Der Junker lächelte schlau. „Ich weiß wohl, wo Er hinaus will, Pfarrer — der olle Jasmund hat mir's schon gesteckt. Er meint, der Förster könnte es Ihm nicht vergessen, daß Er wieder unsers Königs Freigeisterei gepredigt hat. Ich will Ihm man sagen, da hat Er wider mich auch gepredigt, sintemalen ich auch ein Voltairianer bin. Jawol, kiek Er mich man groß an!"

Das tat nun Erasmus Südekum allerdings. Und er mußte fast lächeln bei der Vorstellung des guten Junkers als Voltairianer, der in seinem Leben sicher keine zehn Bücher, am wenigsten aber philosophische gelesen hatte. Er hob nur die Achseln und sagte leise und ungeduldig: „Seine Majestät seind ein großer Geist, einer der erleuchtetsten unsres Jahrhunderts, und es ist wohl vonnöten für einen Diener des Wortes Gottes, sich mit solchen Geistern auseinanderzusetzen; Dero Gnaden jedoch haben weder das Wort Gottes noch den Voltaire vor Augen und im Herzen, sondern lediglich, was Ihnen Ihrem Stande ziemlich und nach der Mode zu sein dünket. Aber ich wüßte nicht, was solches mit unserm bestrittenen Hasen zu tun hätte."

Der Junker bekam einen sehr roten Kopf, zeigte seinem Pfarrer abermals die Zähne und sagte, indem er sich mit einer Schmerzensgrimasse an sein böses Bein griff: „Es hat allerdings mit Seinem Hasen zu tun, weil man einem guten, friedlichen Gesellen gerne durch die Finger siehet, einem Kampfhahn aber und scharfen Maule am liebsten mit gleicher Münze dienet. Laß Er sich das gesagt sein."

„Dero gehorsamster Diener," sagte der Pfarrer, machte seinen Bückling kurz ab und wandte sich eilend hinweg.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug,

nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868 69.

Von

Paul Güßfeldt.

XX.

Am Abend des 25. August (1870) erfuhr ich, daß das 2. Garde-Dragoner-Regiment sich in dem Dorfe Passavant befände, und daß alle marschierenden Truppen am Freitag den 26. August Ruhetag haben sollten. Wenn ich also während dieses Ruhetages von Chaumont aus 22 km nordöstlich bis Passavant ritt, so mußte ich zu meinem Regiment stoßen.

Ein Pferd für diesen Ritt hatte ich mir verschaffen können. Mein Dank dafür gebührt dem Major v. Schickfuß; er machte mich beritten aus einem Pferdedepot, das ihm unterstellt war, und gegen Mittag zog ich wiederum allein aus, nachdem ich fast vier Tage lang die Gastfreundschaft des Garde-Train-Bataillons erfahren hatte.

In seiner äußeren Erscheinung unterschied sich mein neues Pferd allerdings von den Pferden, die auf Schlachtenbildern einen siegreichen Feldherrn tragen; dafür hatte es verständigere Bewegungen, welche es geeigneter für einen Marsch machten. Es war klein und braun, anspruchslos gezäumt und gesattelt. Ich habe seiner in späteren Jahren noch einmal liebevoll gedacht, als ich 1883 von Tacna, aus dem Küstengebiet des Stillen Ozeans über das Hochland von Bolivien, nach La Paz ritt. Da saß ich auf einem ähnlich kleinen Pferde, das mich vom Meeresniveau zu 4200 m Höhe trug. Auch damals stand die Leistung im umgekehrten Verhältnis zur Größe.

Während der ersten neun Kilometer zog ich vergnügt dahin mit der Zuversicht des Erfolges. Alsdann traf ich auf ein Requisitionskommando unter dem Befehl eines Infanterieoffiziers und erfuhr, daß ich mein Regiment nicht mehr in Passavant treffen würde; der Ruhetag wäre für alle Truppen aufgehoben worden, das ganze Heer befände sich im Marsch.

Diese Nachricht wirkte auf mich wie ein Schlag; jede Hoffnung schwand dahin; an ihre Stelle traten Schreck und stille Verzweiflung. Nun stand ich wiederum hilflos da, nicht wissend, wohin ich mich wenden sollte, von neuem ausgesetzt den mißtrauischen Blicken jedes mir begegnenden Offiziers. Weder mein Pferd noch ich waren feldmarschmäßig equipiert: man konnte mich also nicht einmal für einen Ordonnanzreiter halten. Auf dem unansehnlichen Tier mit seiner einfachen Trense und dem Sattel ohne Schabracke bot ich ein lächerliches Bild: halb Dragoner, halb Don Quixote.

Es hatte sich folgendes ereignet. In der Frühe des 26. August war an die III. und die neu gebildete IV. (Maas-)Armee, die beide gegen Châlons operieren sollten, der berühmte Befehl zum Rechtsabmarsch ergangen. Veranlaßt war der Befehl durch die Maßnahmen Mac Mahons. Es war erkundet worden, daß er seine, etwa 170000 Mann starke Armee von Châlons über Reims zog, in der Hoffnung, doch noch eine Vereinigung mit Bazaine zu bewirken. Das mußte verhindert werden. Daher der Befehl; und der 26. August wurde der erste Tag für die Gewaltmärsche, die zu den Schlachtfeldern von Beaumont und Sedan führten.

Nachdem ich eine kurze Zeit ratlos verweilt hatte, trieb die Notwendigkeit mich weiter. Ich beschloß, auch für meine Person einen Rechtsabmarsch auszuführen; statt westwärts gegen Passavant weiter zu reiten, schwenkte ich nordwärts ab. Ich befand mich an den südlichen Ausläufern des Argonnenwaldes und folgte nun der im Airetal nördlich verlaufenden Straße: sie mündet bei Clermont-en-Argonne in die große Heerstraße Verdun-Châlons-Paris und umsäumt die Ostflanke der Argonnen.

Das Wetter war rauh geworden; es fiel Regen, untermischt mit Hagel. Einen Mantel besaß ich nicht; mich fror, trübe und hoffnungslos lag die Zukunft vor mir! Nach einiger Zeit erreichte ich ein Detachement von vier berittenen Feld-Gendarmen; der Führer war ehemals Sergeant im 2. Garde-Dragoner-Regiment gewesen. Er erzählte mir, daß er Marschorder nach Clermont hätte. Das kam mir sehr gelegen. Ich schloß mich an und versprach für ihn und seine Leute nach der Ankunft zu sorgen, wenn sie für mein Pferd sorgen wollten. Der Pakt wurde geschlossen, und wir ritten gemeinsam weiter. Es mochte eine Stunde verflossen sein, als wir an einen carrefour kamen, in dem unsre Straße von einer andern gekreuzt wurde. Ich sah eine Anzahl von höheren Offizieren, die auf ein mir unbekanntes Ereignis zu warten schienen; auch passierte ein Wagenzug, der zum Großen Hauptquartier gehören sollte. Das war in der Tat so. Der König und das Große Hauptquartier begaben sich am Nachmittag des 26. August 1870 von Bar le Duc nordwärts nach Clermont-en-Argonne.

Ich war hinter meinen neuen Freunden zurückgeblieben, in der Absicht, mich zu orientieren. Ein General machte eine Bemerkung über die Kleinheit meines Pferdes. Ich meldete mich sofort bei ihm als „Dragoner Güßfeldt auf dem Wege zum Regiment". Das wurde auch sehr gnädig aufgenommen, aber eine Andeutung darüber, welche Richtung mich am wahrscheinlichsten zum Ziele führen würde, konnte ich doch nicht erlangen. Ich eilte weiter; meine

Gendarmen waren verschwunden; vergeblich spähte ich nach ihnen aus. Das bittere Gefühl hilfloser Vereinsamung kam zum zweiten Male über mich. Instinktiv schlug ich einen neuen Weg ein, etwa nordöstlich, in verzweifelnder Stimmung, unter starkem Frieren in den durchnäßten Kleidern.

Es jammerte mich meines kleinen Pferdes, das seit langem weder getränkt noch gefüttert worden war. Gelegentlich setzte ich es dennoch in Trab, zur beiderseitigen Erwärmung. Das führte uns an das Ende einer großen Fuhrpark-Kolonne, die in derselben Richtung sich langsam vorwärts bewegte. Als Deckung war ihr ein Zug der Gardes du Corps beigegeben. Ich ritt an die Spitze der Kolonne, meldete mich bei dem Führer, Leutnant v. Corvin, und bat ihn mit erregten Worten um Hilfe in meiner bedrängten Lage. Er hatte früher selbst beim 2. Garde-Dragoner-Regiment gestanden und nahm mich freundlich auf.

So erwuchs mir eine neue Heimat in einem Fuhrpark. Ich ritt zurück zu dem Ende der Kolonne und meldete mich beim Wachtmeister. Von seinem Wohlwollen hing nunmehr meine Wohlfahrt ab; deshalb suchte ich es mir zu erwerben, was auch gelang. Stunde auf Stunde verrann; im „sausenden Schritt", wie der Kavallerist scherzhaft sagt, schob sich die Kolonne langsam vorwärts.

Der Regen hatte aufgehört, die Nacht kam, mein durchnäßter Waffenrock wurde zu einem Kältepanzer, der Schüttelfrost packte mich, ein Ende war nicht abzusehen; entsprechend der langsamen Bewegung floß die Zeit gleich langsam. Wir bogen in eine große Straße ein — es war die Straße von Verdun nach Clermont — und folgten ihr in westlicher Richtung. Gegen 11 Uhr nachts passierten wir linker Hand ein sächsisches Biwak; dort lagerten Truppenteile der Maas-Armee. Ich warf einen begehrlichen Blick auf die angezündeten Feuer; sie entschwanden wieder, und alles blieb wie zuvor. Endlich — um Mitternacht — wurde Halt vor dem Dorfe Récicourt gemacht und auf einer Wiese zur Rechten das Biwak aufgeschlagen. Ich sorgte zunächst für mein Pferd; Hafer war reichlich vorhanden. Dann bat ich den Wachtmeister um zwei Kochgeschirre und ging ins Dorf. Es gelang mir, einen Einwohner dahin zu bringen, daß er mich in einen Keller führte; hier wurden beide Kochgeschirre mit rotem Wein gefüllt. Damit trat ich freudestrahlend vor den Wachtmeister, der mittlerweile für Speck und Kartoffeln gesorgt hatte, und wir feierten ein echtes Liebesmahl miteinander.

Mein Schicksal sollte sich nun überraschend schnell entscheiden. Wirklich hatte ein guter Stern meiner Irrfahrt geleuchtet, und die qualvollen Stunden erhielten ihren Abschluß durch einen Augenblick ungetrübter Freude. In der Morgendämmerung des neu aufziehenden Tages (27. August) sah ich vom Biwak aus die kleine Wagenkolonne meines Regiments desselben Weges fahrend, auf dem ich nachts vor Récicourt eingetroffen war. Ich eilte zur Stelle und erfuhr, daß das 2. Garde-Dragoner-Regiment auf der andern Seite des Dorfes biwakierte. Ungesäumt sattelte ich meinen kleinen Braunen, ritt durch das Dorf und erreichte das Regiment gerade im Moment des Abmarsches. Die Beharrlichkeit empfing nun ihren Lohn aus der Hand des Glückes.

XXI.

Sofort meldete ich mich bei meinem Eskadronchef v. Trotha, wurde mit unverhohlener Freude empfangen und genoß mit vollen Zügen die Wonne, wieder ein Kamerad zu sein unter Kameraden. Es wurde mir mitgeteilt, daß ich zum Unteroffizier avanciert wäre. Ich empfand das als eine große Auszeichnung; denn ich war noch nicht sechs Wochen lang Soldat — nach der Anciennität der jüngste im Regiment — und hatte die Gefreitencharge übersprungen.

Diesem ersten Schritt aufwärts in meiner militärischen Laufbahn entsprach nahezu dreißig Jahre später ein Abschluß, den ich mir damals freilich nicht träumen ließ. Denn seit dem 27. Januar 1899 bin ich Major a. D. mit der Berechtigung, meine Uniform als Reserveoffizier des Leib-Garde-Husaren-Regiments, dem ich in dieser Eigenschaft dreizehn Jahre lang angehört hatte, auch als Verabschiedeter fernerhin tragen zu dürfen. Diesen überaus seltenen Gnadenbeweis verdanke ich ausschließlich der Hochherzigkeit, mit welcher Kaiser Wilhelm II., als Allerhöchster Kriegsherr, meine Teilnahme an dem Kriege beurteilte. Er wollte den Entschluß ehren, der mich dereinst bestimmt hatte, auf meine persönliche Freiheit, meinen Beruf und meine Lebensgewohnheiten zu verzichten und das Los des Soldaten dafür an die Stelle zu setzen.

Am 27. August rückten wir mit der Maas-Armee im Eilmarsch über die östlichen Hänge der Argonnen nordwärts bis Rémonville. Der Regen, der düstere Wald, die aufgeweichten Straßen, das bergige Gelände machten den Ritt beschwerlich. Während der folgenden Tage blieb das Wetter unverändert schlecht; die Biwaks wurden zu Morästen, die Nächte waren bitterkalt. Meine Blessuren schmerzten von neuem; das Reiten wurde mir durch einen schlechten Sattel vergällt.

Am Dienstag, den 30. August, abends schrieb ich ins Tagebuch: „Heut früh schien sich etwas Größeres vorzubereiten; aber alles blieb unbestimmt für uns. Unser Biwak bei Harricourt wurde gegen Mittag abgebrochen; dann ritten wir von 12 bis 4 Uhr nahezu im Kreise um Busanzy herum. Östlich hörte man schießen und sah in der Luft die bekannten Wolkenballen der Sprenggeschosse. Plötzlich weiter in sehr scharfem Trabe, vorbei an anmarschierenden Infanterie-Regimentern durch sehr kupiertes waldiges Terrain bis Château Belval-Bois des Dames; dann nördlich durch dichten Wald abwärts. In nächster Nähe — vor Beaumont — Gewehr- und Mitraillenfeuer deutlich vernehmbar. Nach 7 Uhr abends auf ein Schlachtfeld, viele Tote, vornehmlich Franzosen. An einem französischen Zeltlager vorbei, das offenbar in größter Hast verlassen worden war; alle Ausrüstungsgegenstände wirr durcheinander. Wir biwakierten in nächster Nähe. Ich ging soeben in das zersprengte Lager, nahm für die Nacht Decken und einen Mantel mit. Zu essen gibt es nichts. Sehr kalt."

Diese Notizen beziehen sich auf die Schlacht bei Beaumont (30. August). Als es bereits dunkelte, wurde die Garde-Dragoner-Brigade vorgezogen zum Zwecke einer in Aussicht genommenen Verfolgung des geschlagenen Feindes.

Wir standen aufmarschiert da und harrten des Ausführungsbefehls; er wurde nicht erteilt, vermutlich in Rücksicht auf die hereinbrechende Nacht. Wir bezogen Biwak unmittelbar neben dem Biwak, das die Franzosen fluchtartig hatten räumen müssen.

Den Sieg von Beaumont hatte die Maas-Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen errungen. Die Tragweite kennt man; denn die Schlacht von Beaumont war der erste Akt des großen Dramas von Sedan.

Am frühen Morgen des folgenden Tages — Mittwoch, 31. August — betrat ich noch einmal das zusammengeschossene französische Lager, in dem die abkochenden Truppen von unsern Geschützen überrumpelt worden waren. Ein herzzerreißender Anblick bot sich dar. Ich wandelte zwischen gräßlich verstümmelten Leichen; schwer Verwundete, die während der kalten Nacht hilflos auf dem Boden gelegen hatten, riefen flehentlich nach einem Trunk Wasser. Ich hatte nichts zu vergeben, was helfen konnte, und schaudernd verließ ich die Stätte des Elends und Erbarmens.

XXII.

Unsre Marschorder für den 31. August stand im direkten Zusammenhang mit dem genialen Plan der Heeresleitung. Die Maas-Armee sollte der Armee Mac Mahons den Weg verlegen, falls diese östlich gegen Metz durchbrechen wollte. Zu diesem Zwecke wurde der größere Teil der IV. Armee wieder vom linken Ufer der Maas auf das rechte Ufer geschoben, etwa 6 km oberhalb Sedan.

Die Garde-Kavallerie-Division mußte dabei weit ausholen. Wir waren am Morgen des 31. August — es war seit dem anhaltenden Regenwetter der erste schöne Tag — mit dem Regiment auf kürzestem Wege von Beaumont aus über die Maas gegangen und erreichten nach mehrstündigem Ritt über einen Waldrücken die Chiers, einen rechten Nebenfluß der Maas. Die 5. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments erhielt hier einen besonderen Auftrag und ging auf einer Furt über den Fluß, um von Carignan aus das Dorf Blagny in Besitz zu nehmen. Die Einwohner waren beschuldigt worden, auf deutsche Truppen geschossen zu haben, und zwar unter Leitung ihres Curé (Pfarrers). Wir verlangten die Auslieferung aller Gewehre und machten die abgelieferten gebrauchsunfähig. Dem Curé aber mußte ich eröffnen, daß er unser Gefangener wäre und vor das Kriegsgericht der Division gestellt werden würde. Der sanfte kleine Herr war sehr erschrocken; ich tröstete ihn und sprach ihm Zuversicht ein.

Dann aber mußte er der Schwadron in einem Leiterwagen folgen in das Kantonnement Voë bei Carignan, wo wir die Nacht vom 31. August zum 1. September verbrachten.

Der Maas-Armee sollte am 1. September ein Ruhetag gegönnt werden, was im Hinblick auf die kolossalen Marschleistungen der letzten fünf Tage und auf die dürftige Verpflegung geboten schien. Diesen Ruhetag wandelte das Schicksal in einen Tag bitterster Kämpfe.

Das Oberkommando der III. Armee hatte im Einklang mit bereits ausgegebenen Befehlen die Weisung erhalten, noch in der Nacht vom 31. August zum 1. September einige Heeresteile von Donchery aus, etwa 6 km unterhalb Sedan, über die Maas zu schieben, um dann bei Tage bereit zu stehen und der feindlichen Armee entgegenzutreten, falls diese westlich gegen Mézières abziehen würde. Das Schreiben des Generals v. Moltke war gegen 10 Uhr abends in Chémery, dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen, eingetroffen. Letzterer ließ dem Oberbefehlshaber der Maas-Armee, dem Kronprinzen von Sachsen, noch in derselben Nacht die Zusammenstellung aller für die III. Armee getroffenen Anordnungen zugehen. Diese Mitteilungen erhielt Kronprinz Albert um 1 Uhr nachts. Daraufhin wurde sogleich die Alarmierung der vorderen Korps befohlen und ein weiterer Armeebefehl erlassen. Es handelte sich darum, den östlich von Sedan stehenden Teil der französischen Armee anzugreifen und festzuhalten. Geschah dies, so konnte der Versuch des Feindes, nach Westen, d. h. gegen Paris, durchzubrechen, nur mit halber Kraft unternommen werden.

Durch dieses planvolle Kooperieren der III. und IV. Armee war der wenige Stunden später beginnenden Schlacht bei Sedan im voraus die Signatur gegeben. Westlich und östlich von Sedan schoben sich unsre beiden Armeen bogenartig vor, um sich etwa 7—8 km nördlich, in der Gegend von Fleigneux, zu vereinigen. Das bedeutete nichts andres als eine vollständige Einkesselung des nach drei Fronten engagierten Feindes und sein Zurückwerfen auf Sedan.

So geschah es auch während der dreizehn Stunden von 4 Uhr morgens, wo die I. bayrische Armee den furchtbaren Kampf in Bazeilles begann, bis zu der Stunde, wo der zweistündige Kampf um den Höhenzug des Bois de Garenne durch unsre Garde-Infanterie siegreich entschieden wurde. Was dazwischen lag: die heroischen Leistungen des sächsischen XII. Korps, unsrer V. und XI. Korps, kann hier nicht geschildert werden. Die detaillierte Schilderung des Generalstabswerkes über den deutsch-französischen Krieg umfaßt 145 Seiten; und wenn man sie liest, so glaubt man eine moderne Iliade zu lesen, wo an Stelle einzelner Helden heldenmütige Truppenkörper treten. Die französische Kavallerie-Division Margueritte unter Führung des Generals Gallifet suchte durch Opfermut zu ersetzen, was ihr an Überlegenheit gebrach. Sie erntete Ruhm, aber nicht Erfolg. General Margueritte war vor der eigentlichen Attacke beim Rekognoszieren tödlich getroffen worden; außer ihm fielen noch zwei Generale; ein dritter wurde verwundet.

Ein aktives Eingreifen der deutschen Kavallerie während der Schlacht war nahezu ausgeschlossen; trotzdem waren die Operationen der Garde-Kavallerie-Division von hoher Bedeutung, denn sie bewirkten die lückenlose Verbindung der III. und IV. Armee und sperrten dem fliehenden Feinde die nahe belgische Grenze. Die Verbindung beider Armeeflügel wurde bei

Olly hergestellt durch die 5. Eskadron Garde-Husaren-Regiments, Rittmeister Graf Hans v. Wartensleben.

Die Garde-Kavallerie-Division verließ erst um 7½ Uhr morgens ihre Kantonnements bei Carignan und ging von Douzy aus nördlich nach Villers Cernay, von da in das Givonnetal, wo sie mehrfach Feuer erhielt, im besonderen vom Calvaire d'Illy aus; sie nahm dann hinter der Artillerie des V. Korps Stellung und bezog abends Biwak an den Hängen des Bois de Garenne gegenüber Sedan.

Das Generalstabswerk enthält in dem Rückblick auf den ersten Teil des Krieges folgende Stelle: „Die zahlreiche deutsche Kavallerie, auf deren klaren, zuverlässigen Meldungen die entscheidenden Entschlüsse der obersten Heeresleitung fußten, wird auch während der Schlacht bei Sedan überall in angemessener Bereitschaft gehalten. Der Verlauf des Kampfes beruft sie jedoch diesmal nicht zu einer hervorragenden Rolle wie am Tage von Vionville-Mars la Tour, und läßt nur kleinere Abteilungen in vereinzelten Fällen zum Eingreifen gelangen."

Da ich im Laufe des 1. September abkommandiert wurde — des Curé von Blagny wegen, — so biwakierte ich während der nächsten Nacht in Bazeilles an der Straßenbiegung. Der Flecken brannte noch. Es herrschte ein unglaubliches Wirrsal von Fahrzeugen aller Art und dazwischen lagernden Truppen. Ich trat zu einer am Feuer sitzenden Gruppe und unterhielt mich kameradschaftlich mit einigen bayrischen Soldaten. Es waren prächtige Menschen, ohne jede Ruhmredigkeit, trotz des furchtbaren Straßen- und Häuserkampfes, in dem sie die Sieger geblieben waren. Es war kaum die Rede davon; vielmehr sprachen wir von der Heimat, und sie erzählten von ihren häuslichen Verhältnissen. Das hatte etwas sehr Wohltuendes und ließ die Schwere der Gegenwart vergessen.

Am Morgen des 2. September sprach ich auch mit französischen Gefangenen; sie gedachten vornehmlich der verheerenden Wirkungen, die unsre Artillerie gegen sie erzielt hatte. Wenige Stunden später stieß ich wieder zum Regiment, das am Calvarienberg bei Illy, etwa 3 km nordnordöstlich von Sedan, im Biwak lag.

XXIII.

Glückverheißende, wenn auch verworrene Gerüchte, schwirrten durch alle Lager unsrer im weiten Halbkreis kampierenden Truppen.

In einer kurzen Spanne Zeit hatten sich welthistorische Ereignisse abgespielt: dem Aufziehen der weißen Flagge über Sedan am Nachmittag des 1. September folgte der Brief des Kaisers Napoleon an König Wilhelm, geschrieben mit flüchtiger Hand auf einem Bogen von kleinem Oktavformat. Er lautete:

Monsieur mon frère!

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.

Je suis de votre Majesté le bon frère Napoléon.

Sedan le 1 Sept. 1870.

Damit hatte sich der Kaiser nur für seine Person als Gefangener ergeben; überdies erklärte General Graf Reille, der den Brief überbracht hatte, daß er zu weiteren Unterhandlungen keine Vollmacht hätte. König Wilhelm übergab dem Überbringer folgende Antwort:

Monsieur Mon Frère!

En regrettant les circonstances, dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accepte l'épée de Votre Majesté, et je la prie de vouloir bien nommer un de vos officiers muni de vos pleins pouvoirs pour traiter de la capitulation de l'armée qui s'est si bravement battue sous vos ordres. De mon côté, j'ai désigné le général de Moltke à cet effet.

Je suis de Votre Majesté Le bon Frère Guillaume.

Devant Sedan le 1er septembre 1870.

Darauf folgte um 7¼ Uhr abends der Armeebefehl, daß vorläufig Angriffsbewegungen unterbleiben sollten. Am späten Abend begannen zu Donchery die Kapitulationsverhandlungen zwischen Moltke und General v. Wimpffen; sie mußten um 1 Uhr nachts abgebrochen werden, weil die Bedingungen zu hart erschienen.

Am Morgen des 2. September verließ Kaiser Napoleon die Festung durch das südliche Tor von Torcy, traf den Grafen Bismarck auf halbem Wege nach Donchery und hatte in einem Arbeiterhause an der Straße eine Unterredung mit ihm. Die Unterredung blieb erfolglos, weil der Kaiser die Anfrage nach Friedensverhandlungen damit beantwortete, daß die Regierung in Paris allein dafür kompetent wäre. General v. Moltke eilte zum König und begegnete dem Allerhöchsten Kriegsherrn um 9 Uhr morgens zwischen Donchery und Vendresse, wo das Große Hauptquartier sich befand. Der König genehmigte den Entwurf der Kapitulation und begab sich auf die Höhe von Frénois. General v. Wimpffen erschien erst infolge der Drohung, daß um 10 Uhr die Beschießung von Sedan beginnen würde, wenn der Abschluß der Kapitulation von französischer Seite verzögert werden sollte. Um 11 Uhr des 2. September wurde die Kapitulation im Schloß Bellevue bei Frénois unterzeichnet. Danach begab sich der König in das Schloß zu einer kurzen, schonungsvollen Unterredung mit Kaiser Napoleon, der nunmehr deutscher Kriegsgefangener war und den Boden Frankreichs im Anblick des siegreichen Feindes für immer verlassen mußte.

Nachdem alle diese großen Ereignisse sich vollzogen hatten, drängte es den König, seiner Armee persönlich seinen Dank auszusprechen. Begleitet von großem Gefolge, ritt er über die Maas auf das Schlachtfeld und besuchte alle Biwaks der ihm zujauchzenden Truppen. So begrüßte er auch unser Regiment und sagte dabei zu den Offizieren:

„Meine Herren! Sie können sich denken, mit welchen Gefühlen ich an Sie herantrete. Sie haben so unendlich viel gelitten! Doch das Regiment hat den altbewährten Ruf der preußischen Kavallerie neu erblühen lassen."

Diese Worte, gesprochen an dem Tage von Sedan, unter dem unmittelbaren Eindruck eines weltbewegenden Sieges, wirkten ergreifend. Mit Ehrfurcht blickte ich auf den greisen Feldherrn, der so Großes vollbracht hatte, aus dessen Zügen so viel Ernst und Milde sprach! Am 15. Juli hatte ich den König zum letzten Male gesehen bei seiner Rückkehr von Ems nach Berlin. Nur sieben Wochen waren seitdem verflossen. Welche Ereignisse hatten sich in dieser kurzen Spanne Zeit abgespielt! Ein Stück Weltgeschichte, in deren Mitte König Wilhelm stand.

Die wahre Größe des erkämpften Erfolges lag in dessen Unzertrennbarkeit von der Sühne, die er unsrer angetasteten nationalen Ehre verschafft hatte.

Das fühlte jedes Soldatenherz. Die Begeisterung, die dem König Wilhelm von seiner Armee entgegengebracht wurde, war grundverschieden von der fanatischen Anbetung, die das Genie des großen Korsen dermaleinst seinen siegenden Heeren aufgezwungen hatte.

Es ist mir nach dem Feldzug dreimal die Auszeichnung zuteil geworden, von Kaiser Wilhelm I. in besonderer Audienz empfangen zu werden.

Den ersten Anlaß gab meine unmittelbar bevorstehende Ausreise nach dem tropischen Westafrika im Frühjahr 1873. Die „Deutsche Loango-Expedition", zu deren Chef ich ernannt worden war, sollte daselbst völlig unbekanntes Land erforschen. Beim Abschied sagte der Kaiser, indem er auf meine Kriegsehrenzeichen deutete: „Sie haben bereits Schweres durchgemacht, Sie gehen Schwererem entgegen! Gott behüte Sie!"

Am 23. Februar 1879 wurde ich zum letzten Male von Seiner Majestät empfangen und durfte das von mir verfaßte Werk über meine Afrikanische Reise überreichen. Der Kaiser ließ mich in sein Arbeitszimmer treten und setzte sich nieder vor einem Tisch, um meinen durch Kartenmaterial zu erläuternden Bericht entgegenzunehmen; ich breitete die großen Kartenblätter aus, und der Kaiser stellte selbst vier kleine Gewichte auf die Ecken der aufgerollten Kartenblätter; dann richtete er viele Fragen an mich, die ich unter andern Umständen wohl leicht beantwortet hätte. Jetzt aber mußte ich all meine Besonnenheit zusammennehmen, um meiner Worte Herr zu bleiben — so mächtig empfand ich die Majestät des ehrwürdigen Kaisers. Der greise Monarch stand damals am Ende seines zweiundachtzigsten Lebensjahres, und dennoch unterzog Er sich der Mühsal, mich anzuhören — lediglich um seines hohen Gerechtigkeitssinnes willen, der mir nach Vollbringung einer an Prüfungen reichen Reise den höchsten Lohn nicht vorenthalten wollte.

XXIV.

Tagebuch.

„Biwak bei Sedan. Sonnabend, 3. September 1870.

Gestern hat sich erst die ganze Bedeutung des Sieges von Sedan ergeben. Kaiser Napoleon III. und über 100000 Franzosen in unsern Händen:

enorm viel Geschütze. Die Schlacht soll hauptsächlich durch unsre Artillerie gewonnen sein. Nachdem lange auf den Pferden still gesessen um 10 Uhr Abmarsch. Abwechselnd sehr starke Regengüsse mit Sonnenschein. Man sagt, daß wir auf Paris marschieren. Die Garde-Kavallerie-Division muß erst ein Stück zurückgehen, um Platz zu machen und andre Straßen zu gewinnen. Mein schlechter Sattel gibt mir große Pein. Unterwegs Engländern begegnet, die sich ein rotes Kreuz angemacht haben und wahrscheinlich das Schlachtfeld besehen wollen; auch ein Wagen mit Damen dabei. Nach langem Marsch durch Carignan und dann mit der Schwadron in Fromy einquartiert."

Der Weg von Carignan nach Fromy führte durch Blagny; dort wurde der gefangene Curé wieder abgesetzt. Seitdem er in Sedan freigesprochen war und nichts mehr für sein Leben zu fürchten hatte, bemächtigte sich seiner die Sorge um das Schicksal seines „cadran". Er verstand darunter ein von ihm selbst gefertigtes mechanisches Kunstwerk, dessen wichtigster Teil eine Sonnenuhr war. Der „cadran" stand ungeschützt im Garten des Curé, und auf dem Rückmarsch rief mir der kleine Pfarrer von seinem Wagen aus wiederholt zu: „Ah, s'ils m'ont détruit mon cadran, ce sont des malheureux"; aber siehe da: das Schmerzenskind war unversehrt, und ich mußte es bewundern. Da ich aber infolge des wilden Kriegslebens bereits an Streben nach höherer Bildung eingebüßt hatte, so begnügte ich mich mit einem flüchtigen Blick.

Wir hatten am 4. September Ruhetag.

Am frühen Morgen des 5. September begann unser Vormarsch gegen Paris; er beanspruchte genau fünfzehn Tage, denn am 19. September, dem Datum der vollendeten Zernierung, standen wir vor der Hauptstadt des Feindes.

Auf Grund meines Kriegs-Tagebuches und der im reduzierten Maßstabe von 1 : 200000 herausgegebenen Carte de France (Originalmaßstab 1 : 80000) habe ich den Weg mit hinreichender Genauigkeit rekonstruieren und messen können; und wenn ich im folgenden die Ortsnamen für meine nächtlichen Biwaks oder Kantonnements anführe, so geschieht dies aus Gewissenhaftigkeit gegen den Leser, der meine Angaben einer Prüfung unterziehen will. Denn die Ortsnamen an sich haben keine Bedeutung; es handelt sich meist um kleine Dörfer, die nur der Bewohner des betreffenden „canton" kennt; aber als Fixpunkte eines Weges, auf dem ein preußisches Regiment im Jahre 1870 gegen Paris vorgerückt ist, haben sie Bedeutung.

Das Marschtableau meines Rittes von Sedan nach Paris gilt für die 5. Eskadron des 2. Garde-Dragoner-Regiments; zwar marschierten wir stets im Regimentsverbande, aber die Nachtquartiere der verschiedenen Schwadronen wurden auf mehrere benachbarte Dörfer verteilt:

3. September	Biwak bei Sedan — Quartier Fromy . .	27	km
4. =	Quartier Fromy — Ruhetag	0	=
5. =	Fromy — Biwak bei Autreville.	12	=
6. =	Biwak Autreville — Biwak Chéhéry . .	22	=
7. =	Biwak Chéhéry — Quartier Jandun . .	25	=
8. =	Quartier Jandun — Quartier Son. . . .	25	=
9. =	Quartier Son — Vorpostenquartier Ste. Preuve	30	=
10. =	Ste. Preuve — Quartier Aizelles . . .	18	=
11. =	Aizelles — Quartier Lierval	15	=
12. =	Lierval — Ruhetag	0	=
13. =	Lierval — Quartier Rampteuil sous Muret	28	=
14. =	Rampteuil — Quartier Montron . . .	21	=
15. =	Montron — Quartier Etavigny	20	=
16. =	Etavigny — Quartier Iverny	21	=
17. =	Iverny — Feldwache — Vinantes . . .	10	=
18. =	Feldwache bei Iverny — Monthyon (zurück)	4	=
19. =	Monthyon — Vor Paris.	33	=
	Stück zurück bis Quartier Le Petit Tremblay	7	=
		318	km

Der Marsch stellte hohe Anforderungen an Menschen und Pferde. Zudem hatten wir während der ersten Woche stark unter Regen zu leiden; er dämpfte die Siegesfreude nur zu schnell. Es trat sogar eine unerfreuliche Reaktion ein, nachdem die große Spannung, unter der wir seit Beginn der Kampagne gestanden hatten, durch die Kapitulation von Sedan ausgelöst war.

Feldpostkarte.

„Chéhéry, 6. September 1870.

L. M.! Trotz der großen Erfolge lassen die Strapazen des Krieges nicht nach, die für mich durch den Verlust aller meiner Habseligkeiten (am 16. August) nicht gerade leichter gemacht werden. Indes man tröstet sich mit der Hoffnung, nach aller Mühsal die Heimat und die Seinen wiederzufinden. Vom Frieden verlautet hier ganz und gar nichts: wir marschieren und biwakieren ruhig weiter. Dein treuer Sohn."

Feldpostkarte.

„Quartier bei Jandun, 7. September 1870.

Ich schreibe in einem Zimmer! Gestern wieder unter anhaltendem Regen biwakiert! Wir werden stark mitgenommen, und es ist zum Staunen, daß jedermann noch so gut aushält. Durch meine persönlichen Beziehungen zu den Offizieren meiner Schwadron habe ich große Erleichterungen, auch was die Ernährung betrifft."

Brief.

„Lierval, 12. September 1870,
südlich Laon, Departement de l'Aisne.

Liebe Mama! Heut haben wir Ruhetag, was uns während dieses Krieges nur in seltenen Fällen begegnet ist. Ich benutze diese Zeit, um Dir einen wirklichen Brief zu schreiben, was ich erst einmal — von Mars la Tour aus — getan habe. Seit dem großen Tage von Sedan marschieren wir rüstig vorwärts. Es muß sich bald entscheiden, ob Paris uns die Tore öffnet, oder ob nochmals die Schlacht vor seinen Mauern entbrennen soll. Der allgemeine Wunsch ist hier auf den Frieden gerichtet. Der Soldat im Felde, der sich nach einer regnerischen Nacht mit steifem Kreuz und durchkälteten Gliedmaßen vom nassen Erdboden erhebt, denkt ganz anders als der Politiker, der mit einer Zeitung im Lehnstuhl sich an der wachsenden Größe Deutschlands erfreut. Die letzten Tage waren immerhin eine große Erholung für uns, weil wir Quartiere und gute Verpflegung hatten. Auch habe ich manchen amüsanten Abend verbracht mit den Honoratioren der verschiedenen Flecken und Dörfer, wo wir einquartiert wurden. Meines schwarzbraunen Aussehens wegen — mein Teint ist verbrannt, und ein scheußlicher Bart umrahmt mein Gesicht — fragen mich die Franzosen zuweilen, ob ich Franzose wäre? Der Curé von Aizelles, wo unser Quartier war, meinte steif und fest, ich müßte aus Burgund sein. Für einen Felonen möchte ich nun doch nicht gern gehalten werden.

Seitdem ich Dir den letzten Brief geschrieben habe, haben wir so viel erlebt, daß ich auf einen schriftlichen Bericht verzichten muß und die mündliche Schilderung dem erhofften Wiedersehen vorbehalte. Meine Blessur in der Brust ist geheilt; der Lanzenstich im Kreuz wäre es auch, ohne die nassen Biwaks und das Scheuern der Säbelkoppel. Von irgendwelcher Gefahr kann nicht die Rede sein. Was ist das auch alles im Vergleich zu den Verwundungen, die andre haben erleiden müssen! Schwerin hat bei Gravelotte einen tötlichen Schuß in den Unterleib erhalten und ist nun weggerafft! (Graf Friedrich Schwerin, Sohn des bekannten Ministers Grafen Schwerin-Putzar; wir hatten gleichzeitig in Heidelberg studiert und waren Korpsbrüder. Er fiel als Reserveoffizier des 2. Garde-Regiments.) Sehr interessant war neulich (30. August) das Schlachtfeld von Beaumont, wohin wir in einem Eilmarsch ritten. Wir kamen aber nicht mehr ins Feuer. Die Franzosen, die überrascht worden waren, hatten ihr Zeltlager mit allem, was darinnen war, verlassen; es fanden sich Briefschaften, Mäntel, Decken, Mundvorräte in großen Massen. Wir sind viel einfacher eingerichtet als die Franzosen. Heute sind wir in einem kleinen, reizend gelegenen Dorfe einquartiert; vor dem Hause ist eine Terrasse mit Aussicht auf das rebenbepflanzte Tal: im Garten findet sich das herrlichste Obst. Den nächsten Brief vielleicht von Paris aus.

Dein treuer Sohn Paul."

XXV.

Unser Marsch führte aus dem Flußgebiet der Maas in das der Aisne und von da in das der Marne und der Seine; wir gelangten dabei von Lothringen aus durch die Champagne in die alte Provinz Isle de France mit dem Mittelpunkt Paris.

Desselben Weges waren im Anfang des Jahres 1814 Teile des preußischen Korps unter Blücher gezogen und auch russische Konföderierte. In Aizelles erzählte mir mein freundlicher alter Quartiergeber, daß er sich noch deutlich der preußischen und russischen Soldaten erinnerte, die er als siebenjähriger Knabe im Hause seines Vaters gesehen hätte.

Da die Armee auf weit auseinandergezogenen Linien marschierte, so waren die von uns passierten Dörfer bisher von Einquartierung verschont geblieben. Wir erweckten mehr Neugierde als Furcht, und oft traten die Einwohner vor ihre Türen, um das ungewohnte Bild unsrer dahintrabenden Reiterschar aufmerksam zu betrachten. Das änderte sich erst, als wir uns Paris näherten.

Thiers hatte damals die Parole ausgegeben: „faire le vide autour de Paris"; d. h. die Dörfer sollten von den Einwohnern verlassen werden, alle Vorräte zerstört oder verborgen, alles Vieh in die Wälder getrieben werden. In dieser, inmitten des blühenden Landes künstlich erzeugten Wüste sollten die deutschen Eindringlinge ihren Untergang finden. Die Rechnung hatte einen Fehler; es waren zwei Faktoren dabei übersehen worden: die großartige Organisation unsres Verpflegungswesens und die Findigkeit unsrer Soldaten beim Aufsuchen vermauerter Vorräte. Aber unvergeßlich ist mir der Eindruck dieser verlassenen Dörfer, aus denen die Einwohner oft nur wenige Stunden vorher geflüchtet waren.

Feldpostkarte.

„Yverny, 6 Meilen vor Paris, 17. September 1870.

Liebste Mama! Wir haben starke Märsche gehabt und gehen jetzt vor Paris einer ungewissen Zukunft entgegen. Die Dörfer sind hier größtenteils verlassen; die vor uns liegenden sollen von den Franzosen selbst verbrannt worden sein. Wer weiß, wie Mangel und Kälte uns zusetzen werden. Mein Befinden ist gut, möchte das Deinige es doch auch sein. Sei nicht um mich besorgt; sollte ich nicht wieder in die Heimat zurückkehren, so bin ich gern geblieben. Das Leben ist nicht das höchste, wonach wir streben können."

Brief.

„Monthyon, 18. September 1870.

L. M. Gestern früh sandte ich Dir eine Karte. Wir befinden uns hier in einem fast ganz verlassenen Orte und sind in den öden ausgeräumten Häusern einquartiert; in vielen ein schrecklicher Geruch; Schüsseln mit Speiseresten stehen umher, als wäre das Signal zur Flucht mitten bei der Mahlzeit gegeben worden. Ich schreibe an einem Ladentisch, umgeben von leeren

Repositorien. Im Hause des Rittmeisters wurde ein vermauertes Warenmagazin eröffnet, aus dem Strümpfe und Unterjacken ordnungsgemäß an die ganze Schwadron verteilt wurden. Wären die Leute dageblieben, so hätten wir bezahlt, was wir brauchten. Paris ist vollständig zerniert."

In dem Marschquartier Montron wurde mir eine unerwartete Freude zuteil. Bald nach unsrer Ankunft ging ich einsam auf der Straße einher, als mich ein Offizier zu Pferde von weitem um Auskunft nach dem Wege anrief. Ich begab mich eiligst zur Stelle und stand vor dem Major v. Korff, den ich in Berlin wähnte; dort war er auch als Kommandeur der Ersatz-Eskadron bis vor kurzem festgehalten worden. Seine Ernennung zum etatsmäßigen Stabsoffizier des 1. Garde-Ulanen-Regiments führte ihn nun zur Feldarmee, und ich war der erste Dragoner seines alten Regiments, den er erblickte; er trug auch noch unsre Uniform, während unser neuer Kommandeur die der 1. Garde-Ulanen trug. Ich führte den treuen Freund, durch dessen Vermittelung ich Kriegsfreiwilliger geworden war, zu unserm Stabe, und sogleich tauschten Herr v. Zedlitz und Herr v. Korff, welche die gleiche Figur hatten, ihre Uniformen aus.

Am 17. September, also bevor Paris vollständig zerniert war, schickte das Regiment Offizierpatrouillen sowohl gegen Gonesse wie gegen Le Bourget vor; beide Patrouillen erhielten Feuer; man war auf Mobilgarden und feindliche Lanciers gestoßen. Unsre Schwadron kam auf Vorposten in der Nähe von Iverny bei Ferme La Trace. Major v. Korff war Vorpostenkommandeur in Vinantes. Ich mußte zu ihm reiten und Befehl einholen. Es handelte sich um Aufrechterhaltung des Verbandes mit dem sächsischen Korps. Als das Dienstliche erledigt war, schlug der Vorgesetzte die Akkorde der alten Reisekameradschaft an, und wir sprachen vertraulich miteinander, was mir sehr wohl tat; denn Herr v. Korff war hier der einzige, der mich in meinen früheren Lebensverhältnissen, d. h. vor dem Kriege gekannt hatte.

Am 18. September rückten wir nach Monthyon ab, wenige Kilometer entfernt. Die Einschließung von Paris begann, die Kavallerie wurde hinter ihre Korps genommen. Deshalb ging das Regiment erst am 19. September wieder vor. Ein Ritt von 33 km brachte uns dicht an unsre Infanterie etwa 12 km nordöstlich vom Mittelpunkt der Hauptstadt. Man hatte an diesem Tage auf einen erbitterten Kampf gerechnet, in der Annahme, daß die Besatzung von Paris unter General Trochu der nun vollendeten Einschließung Widerstand entgegensetzen würde. Dies war der Grund, daß der König in der Nähe der Stelle weilte, wo unser Regiment aufmarschiert hielt. Dadurch wurde uns noch einmal die Auszeichnung zuteil, von dem Allerhöchsten Kriegsherrn begrüßt zu werden. Schließlich ritt das Regiment etwa 7 km weit zurück und bezog Kantonnement in dem Orte Le Petit Tremblay, 15 km ostnordöstlich von St. Denis.

XXVI.

Feldpostkarte.

„Pt. Tremblay, 20. September 1870.

L. M. Noch immer kann ich Dir nichts Bestimmtes melden. Wir liegen im Alarmzustand in einem ganz verlassenen Orte. Gestern waren wir bereits weiter vor. Der Montmartre mit seinem Turm, auf dem ich selbst schon gewesen (1867), lag ganz deutlich vor uns. Der König kam, uns zu begrüßen. Niemand weiß, was werden wird. Korff sagte mir, daß er Dir meine an ihn gerichteten Feldpostkarten zugestellt hätte.

Lebe wohl! Paul."

Feldpostkarte.

„Pt. Tremblay, 22. September 1870.

Wir werden wohl vorläufig hier verbleiben und haben uns in den verlassenen, zum Teil hübschen Häusern so gut wie möglich eingerichtet; zu wirkungsvollem Eingreifen wird uns zunächst kaum Gelegenheit gegeben werden. Wir liegen hinter dem Ringe unsrer zernierenden Truppen, hören aber zuweilen den Geschützdonner der französischen Forts. Dein Paul."

Brief.

„Petit Tremblay, 25. September 1870.

L. M. Seit sechs Tagen liegen wir hier und würden uns vollkommener Ruhe erfreuen, wenn wir nicht jeden Augenblick auf Alarm gefaßt sein müßten. Das war gestern der Fall, wo starker Kanonendonner und Geschützfeuer deutlich vernehmbar an unser Ohr schlug. Wie ich höre, liegt es in der Absicht des Königs, Paris nur zerniert zu halten, aber nicht regulär zu beschießen. Gestern kam die Nachricht, daß Toul, das ich ja am 14. August zur Übergabe habe auffordern müssen, nun wirklich kapituliert habe. Das macht uns Truppen frei und ermöglicht die ungestörte Benutzung der Eisenbahn von Berlin bis nahe an Paris. Ich wohne mit Rittmeister v. Trotha in dem Hause eines offenbar wohlhabenden Mannes. Bei unsrer Ankunft fanden wir alle Zugänge verschlossen; denn die Bewohner hatten sich mit dem Erscheinen der ersten preußischen Eclaireurs aus dem Staube gemacht. Da wir Aussicht haben, wochenlang hier festzuliegen, so haben wir das Haus von oben bis unten gereinigt und aufgeräumt. Wir entdeckten dabei den vermauerten Eingang zum Keller und darinnen mehrere hundert Flaschen Wein. Zwei unsrer Dragoner besorgen die Küche. Meine verlorenen Sachen habe ich zum Teil wieder ergänzt."

Brief.

„Petit Tremblay, 1. Oktober 1870.

Wir waren vier Tage, vom 26. bis 29. September, von hier abwesend. Die 5. Eskadron hatte den Auftrag, einen Streifzug nach Norden über La Chapelle nach Chantilly zu unternehmen, weil die Bevölkerung, anläßlich notwendiger Requisitionen, feindseliges Verhalten gezeigt hatte. Die

großen dichten Wälder, deren es viele um Paris gibt, dienen jetzt den Dorfbewohnern und ihrem Vieh vielfach als Zufluchtstätte; desgleichen den in Bildung begriffenen Banden der Franktireurs. Wir sollten uns dorthin begeben und womöglich nicht mit leeren Händen zurückkommen. Dieser Auftrag — so wenig verlockend er schien — schuf für mich eine der reizendsten Episoden des Feldzugs. Jede Grausamkeit blieb uns erspart, und bei prächtigem Septemberwetter ritten wir durch eine überaus liebliche Gegend Frankreichs. Der Mittelpunkt unsrer Streifzüge war ein Schloß, das auch unter friedlichen Verhältnissen für luxuriös gegolten hätte, daher unsern, des Luxus entwöhnten Augen geradezu feenhaft erscheinen mußte. Es liegt bei La Chapelle-en-Serval und war von seinem abwesenden Besitzer, Mr. Sargenton, in völlig intaktem Zustand gelassen worden. Es empfingen uns, als wir von unsern staubigen Pferden abgesessen waren, prächtige Räume, bestehend aus Salons, Lese-, Speise- und Billardzimmern nebst einer Flucht höchst komfortabler Schlafgemächer; ein großer Park und ein Garten von unbeschreiblicher Schönheit umgaben das Schloß. Du kannst Dir denken, daß wir hier gern verweilten und ebenso gern am Abend des folgenden Tages nach fast zehnstündigem Ritt hierher zurückkehrten. Dieser Ritt führte uns durch einen parkartigen Wald nach Schloß Chantilly, einst dem Duc d'Aumale gehörig (meiner Reisebekanntschaft aus Zermatt im Jahre 1868). Ich war überrascht von der Schönheit und dem Geschmack sowohl des Schlosses wie des großen Parks. Die Pracht des alten französischen Königtums und aller damit verbundenen Heiterkeit spiegelten sich darin wider. Von den in Aussicht gestellten Feindseligkeiten blieben wir ganz verschont, obwohl Feinde genug in nächster Nähe sein mochten. Unser Requisitionskommando konnte erhalten, was zu fordern uns befohlen war. Nur in La Morlaie gab es kleine Reibereien. Du siehst, der Krieg hat ausnahmsweise auch mal ein lächelndes Gesicht. Das hindert uns jedoch nicht, den Frieden zu wünschen."

Unser Aufenthalt in Tremblay währte sechsundsechzig Tage. Wir führten ein Zwitterleben zwischen Krieg und Frieden. Zuweilen wurden wir alarmiert und ritten näher an Paris heran, dazwischen wurde exerziert wie auf dem Tempelhofer Felde, oder es wurden die Pferde bewegt wie auf dem Kasernenhofe. Wir sahen den schönen Herbst scheiden und den frühen Winter aufziehen, der so unerbittlich hart für uns alle werden sollte. Bereits am 10. November trat der erste Schneefall ein.

Zu den angenehmen Unterbrechungen meiner monotonen Existenz gehörte, daß ich zuweilen nach dem Städtchen Senlis geschickt wurde, um Einkäufe für unsre Küche zu machen; der Ort liegt 25 km nördlich von Tremblay jenseit des Waldes von Chantilly. Hier kursierte bereits deutsches Geld, und die Fünfgroschenstücke spielten eine große Rolle. Die Preise für Lebensmittel waren sehr hoch; ein Pfund Butter kostete nach dem heutigen Gelde $2^1/_2$ Mark. Für die lange Fahrt diente mir ein prächtiger Fuchs, den wir uns in Sedan angeeignet hatten. Ich kam vielfach in Berührung mit den Einwohnern, mit denen ich über den Krieg diskutierte. Der gewöhnliche Refrain war:

„malheur pour vous et pour nous.“ Auf Bazaine hielt man besondere Stücke, und einer meiner Freunde in La Chapelle, wo ich kurzweg „Mr. Paul“ genannt wurde, rief noch unmittelbar vor dem Fall von Metz emphatisch aus: „Bazaine ne se rendra jamais.“

Zwei Tage vor der Übergabe von Metz schrieb ich meiner Mutter:

Brief.

„Petit Tremblay, 15. Oktober 1870.

Das Wetter ist jetzt unwirsch und regnerisch. Ich möchte wohl wissen, wie es dem Luftballon ergangen sein mag, den wir heute früh sahen. Wir müssen uns hier mehr und mehr mit Geduld wappnen. Ein Ende des Feldzuges ist noch gar nicht abzusehen. Die ungeduldigen Berliner mögen sich gesagt sein lassen, daß wenn wir hier ohne Murren ausharren, sie es in ihrer wahrlich bequemeren Lage auch tun sollten. Unsre raschen Erfolge haben so sehr verwöhnt, daß die Welt glaubt, sie könne täglich einen neuen Sieg verlangen.“

Tagebuch.

„Sonnabend, 29. Oktober. Drei Monate im Felde. Starkes Schießen. Metz ist gefallen; das wurde unserm Kommandeur durch zwei sächsische Generalstabsoffiziere bestätigt. Bei Le Bourget ist etwas los. Alarmstimmung.“

„Sonntag, 30. Oktober

Früh heftiges Schießen vernehmbar. Ein Elisabeth-Grenadier bringt um 12 Uhr die Nachricht, daß heute vormittag erbittert bei Le Bourget gekämpft worden sei. Beide Brüder meines Eskadronchefs dabei schwer verwundet. Der Rittmeister mit Leutnant v. Czettritz nach Le Bourget. Die 2. und 4. Eskadron zum Gefangenentransport kommandiert. Gegen Abend Ankunft der schwer verwundeten Brüder, beide vom Elisabeth-Garde-Grenadier-Regiment. Rittmeister v. Trotha läßt die 5. Eskadron in unserm Garten antreten, um sich zu verabschieden. Er geht morgen nach Berlin, um an Stelle Korffs die Ersatzschwadron zu übernehmen. Ich habe das Kommando der Eskorte erhalten, die morgen die drei Brüder Trotha nach Nanteuil sur Marne (an der Eisenbahn) begleiten soll.“

XXVII.

Das Dorf Le Bourget liegt etwa 10 km südwestlich von Tremblay. Es fiel in unsre Zernierungslinie und war von einer Kompagnie des Elisabeth-Regiments besetzt. Am 28. Oktober suchten die Franzosen an dieser Stelle unsre Linien mit starker Truppenmacht zu durchbrechen. Sie besetzten das Dorf und behaupteten es während des 29. September mit großer Bravour. Am folgenden Tage ging die 2. Garde-Infanterie-Division unter General v. Budritzky zum Sturm vor. Es entspann sich ein vierstündiger Straßenkampf, ähnlich mörderisch wie der Kampf in Bazailles, der die Schlacht von Sedan eröffnete, und in dem die Bayern die Lorbeeren davontrugen. In beiden Fällen schlugen sich die Franzosen tadellos; aber in beiden Fällen mußten sie weichen. In Le Bourget ver-

loren wir gegen 500 Mann und 34 Offiziere; die Verluste der Franzosen mag man daran ermessen, daß sie 1200 Gefangene in unsrer Hand ließen.

Am Morgen des 31. Oktober, unmittelbar vor dem Aufbruch, teilte ich meiner Mutter brieflich mit, was vorstehend vermerkt worden ist. Nach der Rückkehr schrieb ich folgenden

Brief.

„Petit Tremblay, 3. November 1870.

L. M. Gestern abend bin ich von meinem Ritt nach Nanteuil sur Marne zurückgekehrt. Ich mußte 15 Meilen (es waren etwa 106 km) in drei Tagen zurücklegen und hatte dabei für die mir unterstellten Leute und Pferde zu sorgen. Die verwundeten Herren v. Trotha waren auf einem Leiterwagen gebettet. Mein Rittmeister nahm auch daselbst Platz. Wir legten die 53 km von Tremblay bis zur Eisenbahnstation in sieben Stunden zurück. Die Verwundeten konnten sofort eingeschifft werden. Bewegt nahm ich Abschied von meinem alten Eskadronschef. Herr v. Trotha wird mittlerweile wohl in Berlin eingetroffen sein. Meine Schwadron wird jetzt vom Premierleutnant d. R. v. Arnim geführt, den ich sehr gut kenne, so daß ich eine Änderung in meiner außerdienstlichen Stellung wohl nicht zu befürchten habe. Das Kommando nach Nanteuil gestattete mir, einen Blick weiter hinter die Front zu werfen. Die große Straße, die durch das Marnetal führt und häufig von einem Ufer auf das andre übergeht, trägt die Spuren der von den Franzosen selbst angerichteten Verwüstungen. Die Brücken sind gesprengt, und ihre Herstellung wird wohl viele Millionen erfordern. Wir haben daneben Holzbrücken gebaut und Posten an jedem Ende aufgestellt. Die Eisenbahn, welche gleichfalls im Marnetal verläuft, war auch oberhalb Nanteuil an vielen Stellen zerstört; unter anderm ist ein langer Tunnel dicht bei Nanteuil durch Sprengung unpassierbar gemacht worden. Dafür haben wir auf der Chaussee, die um den durchstochenen Berg herumführt, ein Schienengeleise gelegt. Mein Weg führte durch Meaux, wo ich auf dem Rückwege die Kathedrale besuchte. Die alte Bischofsstadt strotzt jetzt von deutschen Händlern und durchziehenden Soldaten, die von Metz[1]) kommen. Daneben aber blüht bereits wieder französischer Handel und Wandel. Viele Läden sind geöffnet. Ich speiste — natürlich für teures Geld — in einem Restaurant und gönnte mir am Abend des zweiten Marschtages die Wonne, in einem frisch überzogenen Bett des Hotel St. Etienne zu schlafen. Seit Mars la Tour ist mir das nur einmal zuteil geworden. Das Ungewohnte eines solchen unerhörten Luxus hatte zur Folge, daß ich fast gar nicht schlief."

„Petit Tremblay, 5. November 1870.

L. M. Vorgestern wurde ich am Weiterschreiben verhindert; gestern war ich mit Herrn v. Czettritz in Chantilly. Seit dem Tage von Le Bourget sind wir mehr oder weniger im Alarmzustande. Über unser Fortgehen hat

[1]) Metz hatte am 27. Oktober kapituliert.

noch nichts verlautet. Möglich, daß das Auftauchen der Bourbakischen Armee auch uns nach Norden führt. Die Dauer des Krieges ist gar nicht abzusehen. Gewiß wird unsre Geduld noch mancher Probe ausgesetzt werden. Der Fall von Metz, der sehr zur rechten Zeit kam, wird durch das Freiwerden großer Truppenmassen dazu beitragen, daß die verzweifelte Gegenwehr der Franzosen mit Energie zurückgewiesen werden kann. Eine entscheidende Wendung wird aber erst mit dem Fall von Paris eintreten. Die Pariser verhalten sich ungläubig gegen die ihnen zugebrachten schlimmen Nachrichten. Thiers, der jetzt im Großen Hauptquartier aus und ein gehen soll, und der endlich die Notwendigkeit einer Gebietsabtretung einsieht, hat gesagt, daß die Pariser nichts davon hören wollten. . . .

Herr v. Arnim, der jetzt die Schwadron führt, ist für mich voll der größten Rücksicht und Liebenswürdigkeit. Wir bewohnen seit Trothas Fortgang unser Haus nur zu dritt und führen ein Leben voller Eintracht. Ich fahre oft nach Senis, um Kücheneinkäufe zu machen. Allmählich lernen die Franzosen auch ganz gut mit unserm Gelde umgehen, und wenn sie sich mal verrechnen, so geschieht es meist zu unserm Schaden. Tremblay, das bis vor acht Tagen gänzlich von seinen früheren Einwohnern entblößt war, fängt allmählich an, sich zu füllen. Natürlich sind unsre Soldaten nicht sehr erbaut davon, da sie die im Moment der Gefahr weggelaufene Gesellschaft nunmehr als Eindringlinge betrachten; diese Leute können ihnen nichts nützen, wohl aber schaden — namentlich bei der von oben her verspürten Neigung zu rücksichtsvoller Behandlung des Landvolkes."

„Tremblay, 14. November 1870.

L. M. In unsrer Lage ist keine Änderung eingetreten als die, welche der Wechsel der Jahreszeiten mit sich bringt. Der einst sonnige, grünende Garten hinter unserm Hause hatte neulich durch Schneefall ein winterliches Aussehen erhalten. Wir müssen eben hier aushalten, so lange die kriegerische Notwendigkeit es fordert; und nach der Tapferkeit ist Geduld vielleicht die notwendigste Eigenschaft eines Soldaten. Wir glaubten, heut zur Verwendung zu kommen; denn es wird seit einigen Stunden wieder heftig geschossen; aber, da der Abend aufzieht, so wird wohl nichts daraus werden."

XXVIII.

Die Geduld, von der dieser Brief spricht, war im Grunde resignierte Ungeduld. In nächster Nähe hatten die Truppen unsrer Armee Kämpfe zu bestehen gelegentlich der großen und kleinen Ausfälle, die von Paris aus unternommen wurden. Wir aber wurden nicht gebraucht, und das wirkte niederdrückend. Nach mehr als zwei Monate langem Stilliegen erhielt das 2. Garde-Dragoner-Regiment ganz unerwartet am 23. November den Befehl, am folgenden Tage auszurücken.

Das dankten wir der patriotischen Begeisterung der Franzosen, die ihr Land mit dem Aufgebot der letzten Kraft aus Feindeshand erretten wollten. Sie leisteten Bewunderungswürdiges. Ihre ursprünglichen Armeen

waren vernichtet; aus den versprengten Trümmern und den Hunderttausenden von Kämpfern, welche unerwartet dem heimatlichen Boden entsprangen, bildeten sie neue Armeen, die vom Süden und vom Norden her zum Entsatz der Hauptstadt herbeieilen sollten. Es erwuchs uns eine große Gefahr; ohne den Fall von Metz wären wir ihrer vielleicht nicht Herr geworden. So aber endete der heroische Widerstand Frankreichs mit dem völligen Verbluten seiner tapferen Söhne.

Im Norden, unter dem Schutze der Festungen Arras und Lille, hatte sich die französische Nordarmee gebildet und drang bereits gegen Amiens vor. Le Hâvre war völlig armiert und verfügte über eine sehr starke Besatzung. Bereits 70 km nördlich von Paris, in und bei der Stadt Beauvais, hatten große Ansammlungen von Franktireurs stattgefunden; die Bevölkerung zeigte sich feindselig.

Dorthin wurde das Detachement beordert, dem wir angehörten, bestehend aus der Garde-Dragoner-Brigade, der 1. reitenden Garde-Batterie und einem Bataillon des 2. Garde-Regiments. Wir traten nach wenigen Tagen unter den Befehl des Generals von Manteuffel, der zum Oberbefehlshaber der deutschen Nordarmee ernannt war; sie bestand aus dem I. und VIII. Armeekorps.

Vom 24. November bis zum 14. Dezember blieb die 5. Eskadron im Regimentsverbande und marschierte von Beauvais aus durch die Normandie bis vor Le Hâvre.

Aus dem Tableau der von mir ausgeführten Feldzugsmärsche ergeben sich 247 km als Länge des Weges Tremblay-Beauvais-Gournay-Rocquemont-St. Aignan-Yvetot-Bolbec-Graimbouville (vor Le Hâvre), bei nordwestlicher Durchschnittsrichtung.

Brief.

„Beauvais, 29. November 1870.

L. M. Am 24. d. M. sind wir von Tremblay abmarschiert — über Chantilly und Clermont de l'Oise nach Beauvais. Ankunft am 26. Wir wurden in einer französischen Kavalleriekaserne untergebracht. Erst um 11 Uhr nachts durfte abgesattelt werden; ich schlief auf einer Holzbank im Stalle. Wir haben sehr schweren Dienst und müssen uns bereit halten, jeden Augenblick abzureiten."

„1. Dezember früh.

L. M. Gestern haben wir den ganzen Tag Patrouille geritten, um das Terrain für unsern Weitermarsch zu rekognoszieren. Die Nacht mußte ich wieder im Stalle schlafen, und eben erst bin ich in ein Quartier gekommen. Wir haben Grund, vor den Einwohnern sehr auf der Hut zu sein; nie waren wir mehr geplagt als jetzt, wo wir bereits seit vier Monaten im Felde stehen. Beauvais ist eine Stadt von 13000 Einwohnern. Dein treuer Sohn."

„St. Aignan bei Rouen, 6. Dezember 1870.

L. M. Ich bin froh, Dir wenigstens kurze Nachricht geben zu können. Wir haben Beauvais am 3. Dezember verlassen und sind nach dreitägigem

Marsch über Gournay und Rocquemont hierher gelangt, indem wir die Mobilgarden vor uns hertrieben. Wir machten uns vor Rouen auf Widerstand gefaßt; allein diese Stadt ist ohne Schwertstreich in unsre Hände gefallen; wir liegen dicht davor. Der Krieg ist jetzt wahrlich kein Spaß. Seit mehreren Tagen herrscht starkes Frostwetter. Man marschiert des Morgens aus und kommt mit einbrechender Nacht ins Quartier. In Gournay haben wir halb biwakiert; die Pferde waren an einen Zaun gebunden, und wir selbst schliefen auf Stroh in den nackten kalten Räumen des Bahnhofsgebäudes. In Rocquemont angekommen, mußte ich die Dorfwache kommandieren und blieb während der ganzen Nacht auf den Beinen, weil ich die Posten selbst abzulösen hatte. Indessen kann ich es noch lange aushalten; ich fühle mich allen noch bevorstehenden Strapazen gewachsen. Wir sind jetzt dem VIII. Armeekorps (General v. Goeben) attachiert und haben die Avantgarde.

Dein treuer Sohn Paul."

„Rouen, 18. Dezember 1870.

L. M. Bei den unaufhörlichen Märschen, die wir seit 3½ Wochen ausführen, betrachte ich es als ein besonderes Glück, daß ein rechtzeitiger Ruhetag gekommen ist, und ich Dir meine Grüße zum Weihnachtsfest senden kann. Wir zogen am 7. Dezember von St. Aignan weiter, ohne Rouen auch nur gesehen zu haben, um den nördlich der Seine gelegenen Teil der Normandie zu rekognoszieren. Am 12. Dezember standen wir etwa 16 km entfernt von Le Hâvre. Eine Belagerung scheint ausgeschlossen. Unsre Dragoner-Brigade wurde von Graimbouville aus wieder zurückgezogen. Wir marschierten über Bolbec und Yvetot nach Pavilly, das nur etwa 20 km nordwestlich von Rouen liegt. Es wurde durch das Los bestimmt, welche von den vier Schwadronen weiter reiten sollte, um den General v. Bentheim (1. Armeekorps) als Eskorte zu begleiten. Das Los fiel auf die 5. Eskadron, und noch am 14. Dezember ritten wir nach Rouen. Das Einrücken in diesen Platz war herrlich. Wir begegneten dabei dem General v. Manteuffel. Rouen ist eine große, reiche Handelsstadt; sie breitet sich an beiden Ufern der Seine aus und bietet, wenn man auf einer der großen Brücken steht, einen Anblick dar, wie er malerischer nicht gedacht werden kann. Der breite Fluß, die stattlichen Häuser längs der großen Quais, die Brücken und die schroffen, weißen Felsen, die mit sanften, grünlich schimmernden Hängen abwechseln, unterstützen sich gegenseitig in ihren Wirkungen und bringen einen Gesamteffekt hervor, der wenigstens auf Augenblicke die grause Wirklichkeit vergessen läßt. Unser Aufenthalt überdauerte die nächste Nacht leider nur um wenige Stunden. Kaum daß ich Zeit hatte, Dir im Kasernenhofe bei gesatteltem Pferde einige Worte zu schreiben, so rückten wir wieder aus. Wir marschierten vor dem Hotel d'Angleterre auf und eskortierten den General v. Bentheim nach Elbeuf. Am folgenden Tage (16. Dezember) wurden wir auf Rekognoszierungspatrouillen längs des linken Seineufers ausgesandt. Als Resultat ergab sich, daß der Feind — seiner verschanzten Stellung und des bergigen Terrains wegen — nur mit großen Opfern angegriffen werden könnte; er sollte deshalb zur Offensive gebracht

werden. Wir gingen nach Rouen zurück in zwei Tagemärschen. Diese Expedition lehrte mich eine der anmutigsten Landschaften kennen. Namentlich bemerkenswert durch seine Lage ist La Bouille, ein kleines Dörfchen an der Seine. Die Landschaft muß im Sommer herrlich sein. Der Winter und der Krieg nehmen ihr manches von ihrem Reiz."

Der Marsch Graimbouville-Rouen betrug 73 km; auf dem Eskorten- und Rekognoszierungs-Kommando ritten wir eine Schleife von 65 km.

XXIX.

Nach einem Ruhetag in Rouen erhielt die 5. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments Befehl, bis zur östlichen Grenze der Normandie 63 km zurückzureiten und das Städtchen Gisors besetzt zu halten. Es liegt an der Eisenbahn Paris-Dieppe. Wir verblieben einundfünfzig Tage daselbst. Unsre Aufgabe war, das Land zu durchstreifen und durch unser Erscheinen alle agressiven Gelüste der Franktireurs zu Boden zu halten. Außerdem stellten wir Verbindung her zwischen unsrer Nordarmee und unsrer Zernierungsarmee. Es wurde ein regulärer Patrouillendienst im Umkreise von 33 km organisiert. Da ich häufig zum Führer einer Patrouille bestimmt wurde, so konnte ich eine selbständige Tätigkeit ausüben und lernte das Land gründlich kennen. Auf neun solcher Ritte legte ich 404 km zurück, meist bei Frostwetter, und gelangte am 26. Januar 1871 bei Vernon bis an die Seine.

Die Bedrohung durch nächtliche Überfälle und die Erwartung der großen Entscheidung vor Paris hielt uns in steter Spannung. Da wir verhältnismäßig nahe der Hauptstadt lagen (etwa 60 km), so drangen während des Januar ununterbrochen Gerüchte über den bevorstehenden Fall von Paris zu uns. Das Bombardement hatte am 27. Dezember begonnen.

Am 28. Januar verbreitete sich in Gisors das Gerücht von dem Abschluß eines Waffenstillstandes; Paris sollte kapituliert haben. Am 29. Januar traf die Bestätigung ein.

Brief. „Gisors, 2. Februar 1871.

L. M. Das große Ereignis der Kapitulation von Paris (29. Januar) hat über mein Erwarten früh stattgefunden. Die Dinge haben dadurch eine Wendung genommen, welche uns die Aussicht auf den Frieden in wunderbarer Weise näher rückt. Deine Freude darüber ist gewiß groß und tief empfunden und wird Dich — so hoffe ich — für manche erlittene Sorge und Beängstigung belohnen. Wir werden den Frieden nach einem solchen Kriege doppelt segnen, und diejenigen, die vom Anfang bis zum Ende ohne Zagen ausgehalten haben, dürfen mit Genugtuung auf diese Zeit zurückblicken.

Ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten — nach Ablauf des dreiwöchentlichen Waffenstillstandes — ist zwar möglich, aber unwahrscheinlich, weil er nunmehr auch der französischen Nation hoffnungslos erscheint . . ."

In der Tat folgte dem Waffenstillstand am 26. Februar der Abschluß der Friedenspräliminarien.

Unsre Truppen wurden nun der leichteren Verpflegung wegen weiter auseinandergezogen. Die 5. Eskadron marschierte am 10. Februar in fünf Tagen (122 km) zum Regiment zurück, das in dem Küstengebiet des Canal La Manche zwischen Fécamp und St. Valéry-en-Caux Kantonnements bezogen hatte.

Unser Aufenthalt in der Normandie währte bis zum 14. März, und die Erinnerung daran ist noch heute lebhaft in mir.

Nach der Beschwerde des Kriegslebens und des ungewöhnlich harten Winters war ich doppelt empfänglich geworden für die Schönheiten dieser alten, historisch berühmten Provinz Frankreichs. Wohin das Auge sah, überall empfing es anmutige oder erhabene Eindrücke. Ich erfreute mich an den sanften Tälern, die sich direkt gegen das Meer öffnen, an dem Wechsel von Waldbeständen, Feldern und Wiesen, an den von Wällen und Hecken umfriedeten Wohnstätten, welche mit dem „verger", dem Hain von Apfelbäumen, unzertrennlich verknüpft sind. Auch an schönen Schlössern mit groß angelegten Parks fehlte es nicht. Im Gegensatz zu der lieblichen Landschaft stand die zur See abfallende Steilküste, die „falaise"; von ihrem oberen Rande aus überblickte man das weite Meer und sah den Gischt der donnernden Brandung zu Füßen aufsprühen.

Durch Einquartierung kam ich oft in Berührung mit gebildeten Franzosen. Wir führten zuweilen des Abends im Salon Gespräche, die beide Teile vergessen ließen, daß der Krieg sie zusammengeführt hatte. Einen überaus würdigen Mann, den Comte de Beauvoir, lernte ich auf seinem Schlosse bei St. Denis d'Héricourt kennen. Wir sprachen von den Wechselfällen des Lebens, und dabei erzählte er mir, daß sein Vater während der großen Revolution als neunjähriger Knabe in den Straßen von Rouen hätte betteln müssen.

Das 2. Garde-Dragoner-Regiment traf am 16. März 1871 in Chantilly ein. Es war mein letzter Marschtag während der Kampagne und ein harter Tag. Der Winter war noch einmal hereingebrochen; die Wege hatten sich in der letzten Nacht mit Schnee bedeckt, der starke Fall hielt auch bei Tage an, und heftiger Wind gestaltete ihn zum Schneegestöber. Ich kam mit einem Zuge der 5. Eskadron nach Coye ins Quartier; es liegt 6—7 km südlich von Chantilly; dazwischen breitet sich der herrliche Wald aus.

Daß der 16. März 1871 der letzte Tag meines Kampagneritts in Frankreich werden sollte, wußte ich damals nicht. Der erste Tag war der 31. Juli 1870. Nach der auf Seite 360 angegebenen Methode hat sich als Gesamtlänge der von mir durchmessenen Wege folgendes Resultat ergeben:

Vom 31. Juli 1870 bis 16. März 1871 (229 Tage)	
im Truppenverbande	1700 km
als Versprengter	44 =
auf elf Patrouillen	482 =
auf zwei Expeditionen von Tremblay aus .	174 =
Summa	2400 km.

Hierzu treten die beim Exerzieren, Abteilungsreiten und auf außerdienstlichen Ritten zurückgelegten Strecken.

Brief.

„Coye bei Chantilly (Oise), 21. März.

L. M. Heute habe ich das Eiserne Kreuz erhalten und bin überglücklich. Ich lege deshalb so hohen Wert auf diese Dekoration, weil sie das Sinnbild jenes Patriotismus ist, der uns in den Befreiungskriegen zum Siege führte, und der auch mich vor acht Monaten dazu trieb, in den Krieg zu ziehen. Als ich heute früh aufs Pferd stieg, um mit der Schwadron zum Regimentsexerzieren nach Chantilly zu reiten, da glaubte ich wahrlich nicht, daß ich beim Absteigen das Eiserne Kreuz auf meiner Brust tragen würde. Der Hergang war folgender: Das 2. Garde-Dragoner-Regiment war auf der umwaldeten Rennbahn von Chantilly zusammengezogen worden. Es war ein herrlicher Tag, die Sonne schien hell vom unbewölkten Himmel hernieder. Die vier Eskadrons bildeten ein Karree, in dessen Mitte der Kommandeur Freiherr v. Zedlitz hielt. Nachdem er den Armeebefehl verlesen hatte, durch den der König Abschied von der Armee nimmt, rief er die Namen der dekorierten Offiziere und Mannschaften auf. Wir ritten in das Karree und empfingen das Kreuz aus der Hand des Kommandeurs. Wir legten es sofort an. Danach nahm der Divisionskommandeur Graf v. d. Goltz die Parade über das Regiment ab.

Herzliche Grüße von Deinem treuen Sohn Paul."

XXX.

Das Quartier in Coye war mein letztes in dem Feldzug. Der fünfwöchige Aufenthalt daselbst nahm mehr und mehr den Charakter einer Idylle an. Märsche, Patrouillen, Alarmzustände — alles das fiel fort, und an die Stelle trat ein Friedensdienst, der mir Zeit ließ, das nachgesandte Werk von Bauernfeinds „Vermessungskunde" zu studieren und mit Professor Clebsch in Göttingen eine wissenschaftliche Korrespondenz zu führen. Unsre verstreut liegenden Schwadronen wurden nicht selten zum Regimentsexerzieren zusammengezogen; das erhielt den soldatischen Sinn frisch, und ich konnte viel dabei lernen.

Die überaus liebliche Gegend erglänzte in der Schönheit des mächtig aufziehenden Frühlings. Meine einsamen Spazierritte durch die Wälder von Chantilly boten einen Reiz ohnegleichen. Während der Ostertage (9. und 10. April 1871) erhielt ich Urlaub zu einem Ausflug nach Compiègne und Pierrefonds, das von dem berühmten Schloß gleichen Namens beherrscht wird; durch die großartige Restauration (1862) unter dem Kaiserreich erhielt es seine neue Gestalt.

Die nähere Umgebung von Coye durchstreifte ich auch gern zu Fuß. Ein beliebter Spaziergang führte zum Château de la „Reine blanche", am Rande eines kleinen Sees gelegen. Der romantische Name stammt von der Mutter des französischen Königs Saint Louis; sie hieß Blanca von Castilien, war zweimal Regentin von Frankreich und starb 1254.

Inmitten dieses Friedens ertönte zuweilen dumpfer Geschützdonner; er erinnerte daran, daß das nahe gelegene Paris gerade jetzt der Schauplatz

unerwarteter Greuel geworden war, die alle Schrecken eines Krieges zwischen ehrlichen Feinden in den Schatten stellten. Der Kommuneaufstand war Anfang März ausgebrochen; die Communards hatten die Oberhand behalten; eine zweite Belagerung von Paris mußte von den regulären französischen Truppen unter Mac Mahon unternommen werden, und erst am 21. Mai begann der siebentägige Barrikadenkampf in der Stadt selbst, der mit der schonungslosen Vernichtung der Communards endete.

Von der Furchtbarkeit der Schreckensherrschaft, der die Hauptstadt Frankreichs preisgegeben war, hatten wir während unsres Aufenthaltes in Coye und in Chantilly zum Glück doch keine rechte Vorstellung. Unsre Armee beobachtete absolute Neutralität; sonst wären wir die Verbündeten eines Feindes geworden, mit dem wir während langer Monate im ritterlichen Kampf gestanden hatten. Immerhin empfanden wir tiefes Mitgefühl für die Versailler Truppen, die nach einem ehrenvollen Feldzuge gegen die Hefe ihrer eigenen Nation kämpfen mußten.

XXXI.

Bereits Ende März wurden die Reserveoffiziere des 2. Garde-Dragoner-Regiments in die Heimat beurlaubt. Die 5. Eskadron verlor dadurch ihren Führer, Herrn v. Arnim; sie erhielt nacheinander zu Führern die Premierleutnants v. Rabe, v. Plötz und Freiherrn v. Senden.

Unsre Regimenter sollten bis zur Niederwerfung des Kommuneaufstandes an Ort und Stelle bleiben. Ein Ende war aber im April noch gar nicht abzusehen, und es fand in der Tat erst am 28. Mai statt. Nach vierwöchigem Verweilen in Coye faßte ich den Entschluß, um Urlaub zu bitten, aus sehr begreiflichen Gründen. Ich war Kriegsfreiwilliger, und der Krieg war zu Ende. Nachdem ich acht Monate lang im Felde gestanden hatte, drängte es mich, meine frühere Tätigkeit wieder aufzunehmen. Durch Vermittelung des Adjutanten Premierleutnant Freiherrn v. Wrangel, der meine Überlegung durchaus berechtigt fand, erhielt ich den erbetenen Urlaub nach Berlin bis zur Rückkehr des 2. Garde-Dragoner-Regiments in die Heimat.

Am Vormittag des 19. April ritt ich auf meinem Dienstpferde zum Regimentsstabe nach Vineuil bei Chantilly, um mich daselbst abzumelden. Abends gaben mir Freiherr v. Senden und die Offiziere der 5. Eskadron ein Abschiedsdiner, dessen Feierlichkeit durch ein Ständchen unsrer Regimentsmusik erhöht wurde.

Dankbar sagte ich ihnen Lebewohl.

In der Frühe des 20. April fuhr ich von Chantilly aus mit der Eisenbahn über Reims, Sedan, Metz und Frankfurt nach Berlin, wo ich am Morgen des 22. April 1871 auf dem Anhalter Bahnhof eintraf. Es war derselbe Bahnhof, wo das 2. Garde-Dragoner-Regiment in der Nacht vom 29. zum 30. Juli 1870 eingeschifft worden war.

Aus der dazwischen liegenden Zeit der Begeisterung, der Gefahr und Mühsal war ich unversehrt hervorgegangen. Weder als Siecher noch als

Krüppel kehrte ich heim, sondern in voller Manneskraft und blühender Gesundheit. So trat ich vor meine Mutter, die mich in ihre Arme schloß, mit frommem Dankgefühl gegen den Allmächtigen.

XXXII.

Infolge des Pariser Kommuneaufstandes verzögerte sich die Rückkehr meines Regiments; erst am 10. Juni, nach viertägiger Eisenbahnfahrt von Meaux aus, traf es in Jüterbog ein. Das Gardekorps konzentrierte sich um diese Zeit in der Umgebung von Berlin, und für den 16. Juni war der feierliche Einzug desselben sowie der von dem Kriegsheere entsandten Deputationen von dem Kaiser und König befohlen worden.

Das 2. Garde-Dragoner-Regiment lag am 15. Juni in Glienicke im Kantonnement, östlich Berlin — bei Grünau an der Spree. Dort meldete ich mich von Urlaub zurück und trat wieder unter den Befehl meines Rittmeisters v. Trotha, dem ich am 31. Oktober 1870 das Geleit von Tremblay nach Nanteuil gegeben hatte.

Am 16. Juni wurde schon um 5½ Uhr zum Füttern geblasen. Gegen 8 Uhr begann der Marsch nach dem Tempelhofer Felde, wo das Gardekorps zusammengezogen wurde.

Der 16. Juni 1871 war ein außergewöhnlich heißer Tag, absolut wolkenlos. Wir mußten, nachdem die Aufstellung in drei Treffen vollzogen war, stundenlang bei brennender Sonne auf dem durchglühten, sandigen Felde halten.

Dann erschien Kaiser Wilhelm, um seine Truppen zu begrüßen und an ihrer Spitze in die Hauptstadt einzuziehen, gefolgt von seinen, durch hohe Gnadenbeweise ausgezeichneten Paladinen.

Die Formationen der einmarschierenden Regimenter mußten sich der Breite der „Siegesstraße" anpassen; daher die ungeheure Länge des Heereszuges.

Das 2. Garde-Dragoner-Regiment konnte sich deshalb erst spät in Bewegung setzen. Der Siegesjubel war unbeschreiblich; wir wurden überall stark akklamiert von den Menschenmengen, die auf den Straßen und an den Fenstern sämtlicher Häuser verteilt waren. Schließlich gelangten wir durch das Brandenburger Tor zu den „Linden". An dem Denkmal Friedrichs des Großen formierten wir Halb-Eskadrons. Hier setzte der Parademarsch an, den der König vor der Statue Blüchers abnahm.

Die Parade bildete den Abschluß des Einzuges, und die Truppen rückten in ihre Quartiere; nur ein kleiner Teil nahm noch Aufstellung im Lustgarten, wo das Reiterdenkmal Friedrich Wilhelms III. in Gegenwart des Kaisers und Königs enthüllt wurde.

Wenige Tage später wurde ich dienstlich entlassen und zum Offizier eingegeben. Damit schloß meine Laufbahn als Kriegsfreiwilliger des 2. Garde-Dragoner-Regiments.

XXXIII.

Ein Zeitraum von sechsunddreißig Jahren trennt meine Erzählung von den darin geschilderten Erlebnissen. Die Erfolge des Krieges haben längst die Vergeltung gebracht, die dem nationalen Empfinden als Siegespreis vorschwebte. Um so mehr ziemt es sich, des Feindes in gerechter Würdigung zu gedenken.

Wir mögen über das Verhalten Frankreichs gegen Preußen unmittelbar vor dem Kriege denken, wie wir wollen; es bleibt die Tatsache bestehen, daß während des Krieges die französische Nation einen Heroismus gezeigt hat, der dem unsern im Jahre 1813 in nichts nachstand. Zwar wurden unsre braven Truppen unmittelbar nach ihren ersten Siegen im August 1870 von den französischen Zeitungen schwer verleumdet, und jeder Franzose glaubte ehrlich, daß die „Prussiens“ nichts als grausame Barbaren wären; aber das verzeiht man gern.

Alle großen verhängnisvollen Mißverständnisse zwischen zwei Völkern verschiedener Nationalität entspringen daraus, daß beide verschieden denken und empfinden, daß gleiche Ursachen durchaus verschiedene Wirkungen bei ihnen hervorbringen.

Man muß berücksichtigen, daß das politische Denken jedes Franzosen auf eine andre Grundlage gestellt ist, als das des Deutschen. Diese Grundlage besteht für die französische Nation in einem Glaubenssatz, dem die Kraft des Dogmas innewohnt; er spricht Frankreich das Recht zu, sich Gebietsteile benachbarter Staaten anzueignen und erklärt die Umkehr als unsühnbare Beleidigung der französischen Ehre. Als nun im Jahre 1870 der eherne Schritt der Geschichte diesen Glauben zu Boden trat, empfanden die Franzosen die Tragik ihres Schicksals auf das tiefste und sahen in uns die Tempelschänder des Heiligtums Frankreichs; sich selbst aber betrachteten sie als Märtyrer, deren Blut nach Rache schrie. Daher der „cri de la revanche“, der mit dem Friedensschluß anhob und noch heute nicht verstummt ist.

Frankreich hat durch den Krieg mehr gewonnen als verloren. So wie die schwere Bedrückung der napoleonischen Zeit uns vor hundert Jahren durch eine heilsame Schule der Leiden geführt hat, so wurde der Krieg von 1870/71 für Frankreich der Ausgangspunkt für hohe und ernste Bestrebungen. Seine Kultur, statt zerstört zu sein, wurde auf Grund heftiger, sittlicher Kämpfe höher entwickelt: sie bildet heute die natürliche Ergänzung der deutschen Kultur, und vielleicht läßt das unergründliche Walten der Geschichte diese beiden Völker, die einander so viel Leids angetan haben, noch einmal geschwisterlich zusammenwandeln.

Der jungen Generation aber rufe ich zu, daß sie jene Zeiten nicht vergessen soll. Denn nur damals bildeten alle deutschen Stämme in Wahrheit eine deutsche Nation und bewiesen der Welt, was Deutschland leisten kann, wenn es einig ist.

Ernst Zahn[1].

Eine Charakteristik

von

Erich Schmidt.

Wir begrüßen einen Mann auf der Höhe, droben in Göschenen, wo er seit bald zwanzig Jahren am Gotthard-Tunnel zwischen Welschland und dem Kanton Uri haust; wir begrüßen ihn im eben erreichten Schwabenalter auf der Höhe seiner leiblichen Kraft und seines künstlerischen Vermögens. Von einem solchen Gipfel verweilend umzublicken hat gerade die „Deutsche Rundschau" Anlaß und Pflicht, weil es ihr vergönnt gewesen ist, drei Meisterstücke dieses Dichters in rascher Folge darzubringen, ein Gewächs der Berge, zwei aus „St. Felix". So heißt bei Zahn nach einem der beiden Schutzheiligen die Stadt Zürich, die ihm ein gut Stück seiner unregelmäßigen, aber gediegenen und in selbständiger Arbeit erwachsenen Bildung beschert hat. Zu den reichen Gaben dieser Hemisphären der Beobachtung und Gestaltung haben die Aufenthalte Zahns in Italien, Frankreich und England außer der allgemeinen Erweiterung seines Gesichtskreises so gut wie nichts gefügt, und auch dem internationalen Fremdenstrom, der sich täglich durch Göschenen gen Airolo oder von jenseits in die Schweiz ergießt, läßt der Herr Bahnhofswirt an sich vorbeibrausen, wie die Bewohner des rauhen Gebietes keinen modelnden Einfluß von Touristen und Sommerfrischlern erfahren. Jedem literarischen Getriebe fern, in lockerem Verkehr mit regen Züricher Freunden, ein flüchtiger, doch warm bewillkommter Gast Berlins, hat Ernst Zahn die erstaunliche Schöpferkraft seiner einsamen Muße seit 1893 Jahr für Jahr in einem

[1]) Die Werke sind teils bei Huber (Frauenfeld), teils in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig) erschienen, und fast alle seit dem ersten Erscheinungsjahre mehrmals aufgelegt worden. „Kämpfe" 1893, „In den Wind" (Gedichte) 1894, „Echo" 1895, „Bergvolk" 1896, „Neue Bergnovellen" 1897, „Erni Behaim" 1898, „Sabine Rennerin" (Schauspiel) 1899, „Herrgottsfäden" 1899, „Menschen" 1900, „Albin Indergand" 1901, „Der Jodelbub und Anderes" (Verse) 1902, „Schattenhalb" 1903, „Die Clari-Marie" 1904, „Helden des Alltags" 1905, „Firnwind" 1906.

Dutzend Bänden zu stetigem Wachstum entfaltet. Selbst die Seitenschößlinge dieser Produktion, das Drama, ein historischer Roman und Verserzählungen, sind dem Urner Wurzelgrund treu geblieben.

Jeremias Gotthelf sagt einmal, der Älpler erprobe seine Kraft an einer wilden Dreiheit: wilder Erde, wilden Wassern, wilder Luft. Aus dem Urseiner Hochtal mit seinen Matten und seiner Viehzucht geht der Weg in die starre Region der Felsen, des ewigen Schnees und gewährt nur einen Fernblick auf Italiens sonnige Bläue hinter den Damma-Gletschern. Scharf und dünn ist die Atmosphäre, sehr lang der strenge Winter, es pfeift der Föhn, Gewitterstürme rasen wie entfesselte Titanen, Lawinen erwachen zu jähem Absturz, die Reuß eilt heftig zu Tal, und auch der Frühling, der „Langsi", hält ohne linde Mailuft seinen Einzug in diesem gewaltig emporgerückten und eingeengten Bereich, der dann der Poesie keine typische Weite, sondern schroffe Einzelfälle gibt. Die wuchtige Symbolik zwischen der elementaren Natur und dem leidenschaftlichen Menschenherzen ist unserm nirgend ein sachtes Schildern betreibenden, mit jeder Gebirgserscheinung, jeder Beleuchtung vertrauten Dichter nahe. Die Menschen sind im Durchschnitt hart wie das Urgestein ihres Granitbodens, herb, langsam und wortkarg. Knorrig und zäh gleich Arvenholz erscheinen diese hageren bärtigen Mannen im „G'ruft" von grobem Schafloden und rauhem Hausgewebe; bisweilen ragt unter ihnen als Herdenstier „ein gewaltiges Stück von einem Menschen". Daneben stehen schwarz gewandet die rasch welkenden bleichen Matronen und im grelleren Rock die Mädchen. Zahn teilt mit Gottfried Keller die Lust an schönen, starken Gestalten, auch den tiefen germanischen Respekt vor dem tüchtigen Weib, das einen Hausvater ersetzen kann. Er heroisiert dies Geschlecht nicht zu Bärenjosephs und Geierwallys oder im stolzen Wurf eines „Königs der Bernina". Von den Leuten, die ums genügsame Dasein zu ringen und mit ungeheuren Naturmächten zu kämpfen gewohnt sind, heißt es bündig: „Die Rauheit der Heimat macht sie stark, Entbehrung und Einsamkeit verschließen ihren Sinn." Niemals herrscht bei ihm eine rechte Lustigkeit, wie anderseits die allem Bauerntum fremde Sentimentalität hier keine Spur der Zärtlichkeit aufweisen darf. Nirgends wiederum ein Zug von sexueller Komik, die etwa bei Guy de Maupassant in ländlichen Schnurren naturgemäß reich vorhanden, dem Österreicher Anzengruber sehr geläufig und selbst Rosegger nicht ganz fremd ist; aber ohne die brutale Schmutzmalerei in Zolas Terre wird mit der frühen Eingeweihtheit und dem heißen Blute der Landjugend gerechnet. Über den Gelüsten eines Schürzenjägers, der dreinguckt wie der Fuchs auf die Hühner, stehen die großen Leidenschaften, die an der Kette zucken und sich losreißen. Und gerade die Öffentlichkeit des Dorflebens erzeugt das Geheime, mag es in Benzikon unter falschen frommen Biedermeiern niedrig „menscheln", mag ein starker Mann angefochten werden von einer jähen Glut der Sinne oder einer unwiderstehlichen Liebe, die sein Haus verpönt. Vielleicht ist es gar ein Dorfmagnat, der „Präses", was doch ganz anders klingt als unser Gemeindevorstand oder Schulze. Die in der deutschen Literatur durch Immermanns Westfalen siegreiche Erkenntnis, daß

der Bauernstand von den strengsten Konventionen beherrscht sei, war den Schweizern besonders durch ihren Bitzius eingeschärft worden. Man hat gesagt, Zahn wandle im Gleise des großen Berners. Ich kann dem nur für ein paar Allgemeinheiten beistimmen, denn Gotthelf, der mit voller Beherrschung alles realen und sprachlichen Details gern einen breiten gewöhnlichen Lebenslauf zwischen Gut und Böse an das Ziel führt, strebt sehr selten nach künstlerischer Komposition, nach besonderem novellistischen Umriß (etwa „Elsi, die seltsame Magd"); er ist ein Erzähler von biblisch-homerischer Einfalt und zugleich ein arger Zelot, der fort und fort dreinpredigt und wettert. Zahn ergeht sich nicht lehrhaft, auch seine Schulmeister, die mit dem kargen Waisenvogt die obligate Türre des Gestells gemein haben, tun es kaum, und der sinnige Alte in den „Herrgottsfäden" sucht glücklicherweise dem obersteirischen Waldschulmeister keine Konkurrenz zu machen. Zahn kennt den „Einsam'", nicht aber den „Steinklopferhanns" Anzengrubers, den Dorfphilosophen. Er war nie bei dem heute freilich sehr ungerecht vernachlässigten Schwarzwälder Poeten und Denker zu Gast. Seine katholischen Gemeinden haben gute und schlechte, weiche und harte Pfarrer, aber keine religiöse Frage, trotzdem natürlich sehr darauf geachtet wird, ob jemand kirchlich oder unkirchlich ist. Auch die Politik des Kantons und der gesamten Eidgenossenschaft bleibt draußen, soweit nicht die seit „Lienhard und Gertrud" und schon viel länger geltende Überzeugung anklingt, Nationalerziehung müsse von der Heiligkeit des Wohnhauses ausgehen. Zahns Ethik gibt sich durchweg indirekt in Gestalten und Werken. Sie sucht liebevoll und optimistisch eingeborenen Seelenadel aus Schmutz und Not zu heben, ihn durch Arbeit und Liebe zu besänftigen, nachdem der „Durchbruch", ganz unpietistisch, geschehen ist. Sie glaubt an menschliche Kraft und Sühne. Sie umfängt die Großen und kinderlieb die Kleinen, die „Hablichen" und die „Lauser", den Bauernhof und die abgelegene Hütte, wo die Armut, oft auch die Verworfenheit haust. Sehr unidyllisch erscheinen diese „Schnapser" und diese „Saufweiber" mit den gemarterten oder gleichfalls gesunkenen Kindern, in Giftdunst und Unrat unter der rußschwarzen Decke, am Tisch, der einen zähen Maisbrei oder eine zusammengebrachte Erdäpfelrösti trägt. Da droben wirkt kein leichter süffiger Rübensaft, sondern ein dickflüssiger heißer Roter und der Branntwein, dessen Pest von Zschokke, von Gotthelf („Durbli der Branntweinsäufer", „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen") grell genug geschildert worden ist. Zahn weiß, daß einem Pfuhl schwer zu entrinnen sei, um so schwerer, als die öffentliche Meinung nicht optimistisch, sondern pessimistisch urteilt: „Wenn sie auf einem Dorfe einem gram sind, wird an ihm kein guter Fetzen gelassen," und wer von schlechten Leuten stammt, überwindet nur durch ganz ungewöhnliche Leistungen den Ruf des „Hudels". Die Anerkennung aber faßt sich kurz zusammen: „du bist eine", „der ist ein rechter", „sie ist ein mächtig gutes". Durch Kampf „schaffig" obzusiegen oder durch einen eigenen letzten Entschluß viel lieber als passiv durch ein Ereignis unterzugehen, bildet den Hauptvorwurf dieser Dichtungen, die doch den Herzensfrieden als höchste Gabe des Himmels rühmen.

Vom Bergschloß, wo ich Hausung hab,
Wo Föhn und Wildbach tosen,
Werf ich euch meinen Strauß herab
Von roten Gotthardrosen

sagt die Widmung des „Jodelbub". Landskraft nennt der Schweizer ja wohl auch Frucht und Brot seiner Heimat, und in besonderer Landskraft der Sprache bewährt schweizerische Dichtung ihre Herkunft, das „Bodegfährtle," das der Schwabe dem Wein nachsagt. Zahn wirkt meist mit unverbrauchter Bildlichkeit, vollen Farben und starken Accenten. Er hat helvetische Eigenrichtigkeit im Satzbau und im Wortschatz, ohne daß wir ein Lexikon brauchten wie oft zum Bernerdytsch oder neuerdings zu trefflichen Tiroler Geschichten Bredenbrückers, der noch dazu ein Rheinländer ist. Doch um mir die Arme frei zu machen, muß ich nicht nur betonen, daß Zahn seine Sprachgewalt sich erst allgemach über Geschraubtes und Triviales weg erarbeitet hat, sondern auch, daß ihm, wie übrigens selbst Gottfried Keller, dem Staatsschreiber in jedem Sinn, hin und wieder begegnet, statt aus dem frischen Quickborn aus einem Kurialtintenfaß zu schöpfen. Die Feinde des „Papierenen" übersahen manchmal, daß, Vischers Wort umzukehren, eine Schreibe keine Rede ist – doch es klingt nach schlechtem Amtsstil oder vielmehr, es klingt gar nicht, wenn Jeremias Gotthelf, ein gewaltiger Diener am Wort, schreibt (Bd. VIII, S. 391 der leider stecken gebliebenen Berner Ausgabe): „Jakobli und Meyeli waren da; das letztere weinte, und der erstere war trübselig". So Zahn auf zwei Seiten in „Stephan, der Schmied": „Himmel und Erde waren weiß, ersterer vom Nebel, letztere vom Schnee," dann nach einem steifen „jene mit diesem" gar doppelt: „Das letztere (das Gesicht) hatte eine rohe wie im Feuer gehärtete Haut, Furchen und Schrammen waren hineingeschlagen, erstere zumeist in die steinhafte Stirn, letztere in die Wangen." Man verzeihe die Kleinmeisterei, die nur noch den üblen Vordersatz ankreiden will: „Das war ein schönes Dorf und ein braves Dorf, dies Benzikon! Bahbahbah! Ein wunderbar schönes und braves Dorf war es." Und dieser Dichter bedarf wahrlich nicht des Budentones.

Er ist rüstig ausgeschritten. Wie weit dahinten die unreife, mit Inis Selbstmord beinah ans genre mélo streifende Jugendnovelle „Kämpfe" liegt, lehrt am beredtesten seine eigene Behandlung ähnlicher Motive unter unähnlichen Menschen: kein Weib begrüßt einen heimkehrenden Zuchtbäusler noch mit einem „Jubelton so voll alles vergessender, alles vergebender Liebe". Lyrik folgte, von der Zahn selber nichts mehr wissen will. Der Vers blieb ihm spröd, auch bei der Werbung um das vaterländische Drama, als er in der „Sabine Rennerin" den Urseners Freiheitskampf von 1333 angriff, ohne Bühnenerfolg, falls das Stück überhaupt die Bretter betreten hat. Ein Tellenecho will laut werden; aber Schiller hat ja nicht bloß den einen großen Stoff abgeerntet, sondern von vornherein jedes stoffverwandte älplerische Schauspiel, auch die „Andreas Hofer", erstickt. So schlägt man sich hier fortwährend mit halbbewußten Reminiszenzen herum, obwohl das „Urseners Rütli" die Hütte der alten hexenhaften Buhlerin ist, die durch Uris Be-

freiung sich selbst entsündigt. Während im „Jodelbub" Sagenhaftes und Reales nicht harmonisch zusammenwachsen und die kräuterkundige Schmiedin mit ihrem tragischen Haß gegen den Arzt in einer andern mehr zufällig als innerlich gebundenen Verserzählung nur der noch fernen Clari-Marie zuwinkt, weiß ein kleines Renaissancedrama den Einzug des Todes unmittelbar nach fürstlicher Erotik mit einer leise bannenden Stimmung zu umwittern, bis der dunkle Gast zur holden Pia wie Claudius' freundlicher Sensenmann spricht: „Mein Hauch ist sanft und weich ist meine Hand." Gleichzeitig hat Zahn den Roman „Erni Behaim" im nahen Abfrutt 1418 angesiedelt und von mönchischen, glaubhafter von kriegerischen Kämpfen noch ohne feste Vernietung des Haupt- und des Nebenmotivs, aber mit mannigfacher Lebensfülle und packender Wucht den Entwicklungsgang eines Jünglings abgehoben, der aus Sohnespflicht sündigt und schließlich nicht im dumpfen Eremitentum, sondern als Helfer und rechter Zweisiedler Heil findet. Das starke Talent, wenn es sich auch bisweilen übernimmt oder danebengreift, schlägt hier unsre Skrupel nieder. Zwei Lieblingsprobleme: die Gärung einer heftigen Jugend und die Haustragödie eines festen Mannes melden viel verheißend ihre Vorherrschaft an. Und wenn Zahns letzte Einkehr in der Frühzeit („St. Gotthard") noch an theatralisches Unmaß streift, wenn eine Kapitelüberschrift „Rechenschaft, Vogt von Ursern!" mit der Antithese „Gotthard und er — Granitblock und Genziane" wetteifert, wenn der Schmied Peter noch lange nicht Stephan der Schmied ist, so vermag unser Dichter doch schon den von kleinauf verfemten „Büßer" Lori zum Ehrenretter, auch der Schwester, zu machen und zwei willensstarke Menschenkinder trotz alledem zusammenzubringen oder einen Dorfedelmann mit dem reinen Mädchen aus elendem Haus ins Freie ziehen zu lassen.

Bei seiner Aufnahme in die Académie française ist der jüngere Alexander Dumas von dem Paten wegen der Antinomie bespöttelt worden, daß sein berühmtes „Töte sie!" mit anderweitiger laxer Versöhnlichkeit nicht in Einklang zu bringen sei. Dumas' tendenziöse Formeln mochten diese kollegiale Spitze herausfordern, sonst muß der gewaltsame oder friedliche, der ahnungslose oder konziliante Schluß immer aus dem gegebenen Falle beurteilt werden. Wir fragen also: wird das um alles Lebensglück gebrachte Mädchen aus der bewußten Gifthütte, wo die alte Z'bergin trank und die Schwester buhlte, schließlich dem „Lästerer", einer Meisterfigur übrigens, das Haus führen? wird in einer Novelle, die „Romeo und Julia auf den Alpen" heißen dürfte, die einsame Tochter schließlich den aus dem Zuchthaus heimkehrenden Vater, der im Jähzorn ihren Liebsten erschlagen hat, mit einem „gesegnes Gott!" empfangen? Wir begreifen einmal die Grausamkeit, ja das Krasse, grüßen anderseits den Regenbogen nach dem Gewitter; es darf nur mit der poetischen Gerechtigkeit, die nichts als Folgerichtigkeit sein soll, keine Falschmünzerei getrieben werden. Das tut Zahn niemals, doch glaube ich eher an das Zukunftsglück des Buben Lentin, der unter furchtbarer Pein seines Vaters geheime Schuld dem betroffenen Hause völlig abzahlt, als nach allem häuslichen Entsetzen und den Liebeswirren an ein heiteres, neues Leben des „Muttergöttesli". Aber es wäre

schönfärbende Täuschung, wenn nicht außer den emportragenden Fluten auch das „Grundwasser" seine Macht verriete und den ihm halb Entstiegenen, schuldlos und mitschuldig zugleich, wieder hinabschlänge. Lieber freilich folgt Zahn der Losung: „Werde jedem doch zu zeigen Frist, daß er stark auch unter Lasten ist", oder wie sein Peter Meyer, nachdem er das sieche, böse Weib, den einzigen Sohn und schauderhaft genug die heimlich Geliebte begraben, zur nonnenhaften, überbraven Schwester sagt: „Menschen sind wir und keine Heilige. Menschen zum Sündigen, aber auch zum Gutmachen." In diesem Sinne wird eine reife Sammlung kurzweg „Menschen" betitelt. In diesem Sinne läßt der wandelreiche Roman „Albin Indergand" den milden Pfarrherrn an der Läuterung seines Schützlings, des Verbrechersohnes, von dem die Leute meinen: „Was im Blute liegt, ist nichts Gutes," trotz seinen Fehltritten so wenig irre werden, wie Frau v. Ebner-Eschenbach ihren humanen Lehrer an dem Gemeindekinde Pavel. Bis Albin auch hier, ein andrer Erni Behaim, nicht sowohl „auf der Höhe" durch einsame Luftkur genaß, als durch Hilfe beim Bergsturz und durch Heldentum gegen die französischen Eroberer sich selbst und alle Mißgunst überwindet, die Präsestochter heimführt, ja selbst Präses an Stelle des alten nicht makellosen Gemeindepapstes wird. Wer den mörderischen Ringkampf zwischen Jost Indergand und dem Bannwart auf steilem Grat, das rührende, nicht rührselige Hinschwinden einer armen Familie, die vom Urner Horn durchbrüllte Feldschlacht so vergegenwärtigen kann, wie Zahn es inmitten dieser tiefen Entwicklungsgeschichte getan hat, der dürfte in den Vordergrund unsrer Poesie treten. Daß der Roman im Zeitalter Napoleons spielt und doch ohne sonderlichen historischen Rost die gewohnten Menschen und Zustände darstellt, ist ganz recht, denn das Bauerntum, des Hochgebirges zumal, hält sein Wesen beharrlich fest.

Zu den großen Vorzügen dieses Buches gesellte die „Clari-Marie" nicht bloß neue Figuren und Motive, sondern auch eine geschlossene, runde Komposition, die aus gewissenhaftestem Kunsteifer erwachsen ist. „Ich will euer Tal aufreißen, will euch stören in eurem Halbschlaf, wie man die Murmeltiere herausräuchert", ruft grimmig der Held einer Novelle. Doch so heiß geht es hier im abgelegenen Isengrund nicht zu, wo die Hauptperson, kein schönes Weib gottlob, sondern kurz und breit, als Hebamme der Geburt und als Schreinerin des Todes wartet und mit wohlbelohntem Erfolg tüchtig, sehr fromm, auch selbstgerecht die ganze Heilkunst versieht. Man weiß, wie ungestüm Jeremias Gotthelf besonders in der „Anne Bäbi Jowäger" gegen die ländliche Medizinpfuscherei eifert; das ist Zahns Absicht oder Nebenziel gar nicht, er will ein Menschenschicksal mit reiner Kunst darstellen. Wir sehen die kinderlose Witwe im Hause, wo ihre urgreisen, blöden Eltern am gleichen Tage sterben und die arme, beschränkte Schwester Cilla einen ledigen Buben aufzieht, den dann ein Gönner in der Stadt zum Arzt ausbilden läßt. Als Herr Doktor kommt Jaun zurück zu derselben Zeit, wo ein Fremdenhotel sich auftut, und gerät sogleich in Konflikte mit der harten Muhme. Sein Befund lüpft die Hülle von Mordtaten elender Verwandten; sein Wissen, obwohl er nicht etwa anmaßend, sondern unbeholfen auftritt, begegnet feindlich der Natur-

heilkunst, bis das Bäschen, das er im stillen liebt, dahinstirbt, weil man ihn zu spät gerufen. Er scheidet; auch mit der Gasthofherrlichkeit ist es schnell vorbei. Die Clari-Marie bleibt allein. Vortrefflich hat Zahn schon im früheren Verlaufe das unschmiegsame, harte Wesen, das so vieler scheuer Achtung genießt, leise Fühler nach entbehrter Liebe ausstrecken lassen, bis sie nun ihr durstiges Herz an ein Bübchen des Hansi und seines „Buckeli", der Tochter eines vortrefflich gezeichneten Halbnarren, hängt. Sollen den Bankbruch dieses Machtdaseins wirklich Großtantenfreuden wett machen? Zahn selbst spart ein Fragezeichen nicht: „Vielleicht — vielleicht will die Zeit noch gut werden, Clari-Marie! Vielleicht nur! Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen, stark und entschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß."

Mehr das Fahrwasser der Novellen halten die „Herrgottsfäden" ein, die von dem apart gefaßten, häufigen Vorwurfe einer folgenschweren Minne zwischen der passiven Präsestochter und dem brutal hinausgestoßenen Knecht her in der zweiten Generation das heikle Tema der Geschwisterliebe mit reiner Tiefe durchführen und des Großvaters unwillkürliche Neigung zu seinem illegitimen Enkel langsam heransteigern. Die Gewalt der Handlungen und Begebenheiten vermählt sich mit einer ergründenden Psychologie. Und so gehört in den „Schatten" das Schwergewicht nicht dem jähen Stoß, mit dem die Frau ihren tückischen, gierigen Feind tötet, um dann Gift zu nehmen, sondern dem Seelengemälde, wie diese Violanta den einen Fall in edler, pflichttreuer Ehe überwindet, ein wohlbegründetes Schweigen wahrt, aber des wiederauftauchenden Verführers, ihres wüsten Schwagers, zugleich also der eigenen Schuld nicht ledig werden kann, bis sie ihn und sich selbst insgeheim hinweggeschafft, ohne daß irgend jemand die beiden Vorfälle verstehen kann. Der Ehrenschild des Mannes, der nicht umsonst Adelrich heißt, und der Kinder bleibt unbemakelt. Man rühmt die Tote und weiß doch nicht, wie groß sie war. Das Stück könnte auch in den „Helden des Alltags" stehen, etwa neben dem „Fest im Grünwinkel," wo die Landstreicherin, der nach seinem tödlichen Kampfe mit dem Dorfrichter der Buhle wie ein toller Hund erschlagen worden ist, ihn im See zur Ruhe bettet, alles Mitleid aber nur der zahmen Witwe, nicht der „wilden" zu teil wird. Diese scharfe Dissonanz ist wenigstens mir lieber als die dick aufgestrichene Barmherzigkeit des „braven Mannes" Huber-Dres und als das Ende Vincenz Puntiners, dessen Herzenskämpfe wir bewundern, ohne doch die Konsequenz einer schwächeren Stunde völlig zu begreifen. „Helden" sind unserm Dichter der bleiche, da droben in der großen Landschaft und in einer verschwiegenen Liebe sterbende Kaplan; die kleine nach und nach auslöschende Märtyrerin der Hauspflicht Leni, die nun am Schlusse ihres Lebenswerkchens ausschlafen kann; der Bub, der an dem buhlerischen Schmied einen Mord übt aus sittlicher Treue; der krummbeinige Geis-Christeli, der vom vornehmen Hotel, sein helles „Blas mir!" rufend, in die Berge hineineilt und dafür einen etwas zu schweren Epilog einheimst. „Helden" sind vor allem „Die Geschwister": ein ernstes Kleinod Zahnscher Kunst, meisterlich angeknüpft

an die Inschrift eines Ofens, gleich wuchtig in der Schilderung des langen Weges aus Kriegsnot durch alle Gefahr von Sturm und Schnee wie in der herben adeligen Resignation der beiden ehelos Alternden, die zwei schwere Tage untrennbar zusammengeschmiedet haben. Derselbe Band führt Zahns Kunst aus den Bergen ins Tal, wo sie bisher nur flüchtig, auch mit der wirksamen Phantastik eines modernen Totentanzes („Herr, Herr"), geweilt und einmal etwas mühsam und bitter die Kluft zwischen einem Abkömmling des Handwerkerstandes und dem feierlich prüden Patriziat von „St. Felix" aufgerissen hatte. Jetzt schaut auf „Verena Stadler", die in herber Pflichterfüllung altert, Meister Stallers erzener Zwingli wie ein guter Sittenwart herab, und der letzte „Antistes" Zürichs — auch ich sehe den ehrwürdigen, vornehmen Finsler vor mir, der gemeint ist — schreitet bedächtig als sparsamer ethischer Chor des Dichters durch die Geschichte bis zur kurzen Anerkennung: „Achtung hab ich vor Ihnen" und zum letzten schweigsamen Gruß, der zu besiegeln scheint: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe." Wenn Zahn endlich die Sammlung „Firnwind" mit einem trotzigen Prolog gegen scharwenzelnde Frömmler entsendet, so paßt dies wehrhafte, liberale Bekenntnis nicht, da wir keinerlei ausgesprochene oder eingeleibte Tendenz finden; auch in der großartigen Haustragödie kaum, daß die Mutter den verkommenen Sohn niederschießt und nach verbüßter Haft stumm ihres Georg denkt, den sie in Schmerzen geboren, in Schmerzen getötet hat, doch bewußt, sie könnte, wenn alles noch einmal so käme, nicht anders tun. So dringt der Dichter tief in das Labyrinth der Brust. Sein „Stephan der Schmied", einäugig, finster, ungeschlacht wie ein Cyclop, in der Ehe des alten Patrons Hephaistos Schicksalsgenosse, hat es uns hier durch die ungeheuren Seelenkämpfe dem goldhellen „Kain" gegenüber bestätigt, bis er das lösende Scheidewort „So, ade" und keines mehr sprach. Und wir haben neben der Schmiedekraft auch die Feinheit bewundert, wenn vor dem römischen Bronzefigürchen Stephans Schönheitssinn sich regte, oder wenn eine wundervolle Abendszene den Zwiegesang „Herz, mis Herz, warum so trurig" über den See beim Lichterspiel des Himmels steigen ließ. Sonst singen diese Menschen nicht. Wir haben zuguterletzt hier an der Züricher Novelle „Keine Brücke" gerade die Kunst der verhaltenen Töne und die weiseste Teilung von Licht und Schatten erprobt und den Göschener Meister in einer bisher unbetretenen Standes- und Gefühlswelt mit vollendeter Sicherheit heimisch gefunden. So bewähre sich auch fortan der Schluß des Volksliedes: „Er bringt uns das und noch viel mehr, es ist ihm wohl gelungen."

Marsch und Dünen an den Küsten Nordfrieslands.

Von
J. Reinke.

Eine um die andre rollen sie heran, majestätisch, die Flutwellen des Westmeeres. Wenn das Ende erreicht ist, bricht schäumend der Kamm über den flachen Sandstrand, eine feine Schicht von Gischt und kristallklarem Salzwasser weit hinaufschiebend — den Wanderer neckend, der vorwitzig zusah und nun schleunigst die Füße in Sicherheit bringt. Denn nicht groß war der Vorstoß. Ächzend schlürft das Meer den vorgestreckten Wasserrand wieder ein, um in der nächsten Minute den Angriff zu wiederholen. Nur der Sand ist durchfeuchtet, über den es sich hinwegschob; darüber hinaus bleiben die Quarzkörnchen trocken.

In Geschwadern stürmen die Rosse Poseidons, die „cavalloni", wie sie noch heute der Bewohner von Neptuns einstigem Reiche nennt. Nicht übel gerichtet, in gut gehaltenem Abstand; und wo eine Reihe erstarb im Ringen mit dem knirschenden Quarz, ist ohne Aufhören eine neue zur Stelle.

Lustig flattern die Möwen im Winde, der die Wogen heranpeitschen hilft. Spähend schweben sie über der Flut, in weiten Bogen ausholend, diese unvergleichlichen Segler der Lüfte. Da schießt eine blitzschnell herab auf die Brandung, um ein herangetragenes Ding zu erwischen und sich gleich wieder zu erheben; doch enttäuscht läßt sie den wertlosen Korkpfropfen fallen. Wie im Ärger vergrößert sie ihre Kreise bis über die schimmernde Dünenkette hinaus.

Die Dünen! Der Wind hat sie zusammengeblasen, wie er den Schnee zusammenfegt. Gras hat sich darauf angesiedelt, andre Gewächse sind gefolgt, bis der Sturm die Pflanzendecke der locker getürmten Hügel wieder zerreißt, den Sand hinüberwirft und die Gestalt der Düne zerstört, um eine neue an ihre Stelle zu setzen.

Die Geburt der Dünen, die sich an den Westküsten Schleswig-Holsteins beobachten läßt, ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie Festland und Wasser

sich scheiden, was im Laufe der Erdgeschichte in ununterbrochener Folge geschehen ist. Die Entstehung der Dünen verhält sich wie die Entstehung der Marsch: beide werden aus dem flüssigen Element an die festen Gestade gleichsam ausgespien, um das Gelände nach und nach zu erweitern. Umgekehrt freilich hat die Sturmflut in wildem Wüten oft genug blühende Landstriche mit zahlreichen Dörfern und fleißigen Bewohnern hinweggerissen, bis man durch geschickt angelegte Befestigungen das Meer in Schranken zu halten lernte.

Gegen Abend wird der Westwind schwächer, auf bläulichem Spiegel erglänzen die Strahlen der sinkenden Sonne. Wo packte uns die Wonne dieses Schauspiels tiefer als an diesem Strande! Langsam, doch merkbar nähert sich die vergrößerte Strahlenscheibe dem Wasser. Jetzt taucht sie hinein, weithin erglänzen Meer und Abendwolken, deren purpurn goldiger Saum ihre abenteuerlichen Gestalten schimmernd verklärt. Noch schießen die letzten Strahlen der versinkenden Feuerballs hervor; dann ergießt sich in sanfter Tönung die Abendröte über den Himmel und erfüllt das Auge mit neuem Entzücken.

Langsam folgen die Schatten der Nacht. Die Westwolken schwinden, ein Stern nach dem andern flammt leise hervor. Bald ist das dunkle Gewölbe von zahllosen Lichtern durchstrahlt. Sie leuchten der ewigen Arbeit der Natur, während der Wanderer die Ruhe sucht.

Unsre Küsten, die der Hauptsache nach in Geest, Marsch und Dünen sich gliedern, sind das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, die sich bis in die Gegenwart hinzieht. Meerwasser, Gesteine und Pflanzen haben in inniger Wechselbeziehung diese Küsten hervorgebracht, deren Bildung erst durch das Licht mit seinem ruhelosen Wechsel jenen malerischen Zauber erhält, der immer neue Scharen von Bewunderern anlockt. Der Naturforscher aber findet hier die Gelegenheit, einen unmittelbaren Einblick in die Werkstatt der Erdgeschichte zu tun.

„Die Geschichte aller Zeiten," sagt Heinrich v. Sybel, „ist ein unentwirrbares Gewebe von Wahrheit und Dichtung." Damit hat der große Geschichtsforscher die Phantasie für einen wesentlichen Faktor wissenschaftlicher Gestaltungskunst erklärt. Gilt dies von der Geschichte der Menschheit, deren Urkunden in sprachlicher Überlieferung zu uns reden, so wird der Satz wohl die gleiche Geltung haben auch für die Geschichte des Erdballs, deren Annalen erst indirekt aus einer oft schwierig zu deutenden Zeichenschrift zu erschließen sind. Denn die Erlebnisse des Menschen und namentlich seine Aufzeichnungen nehmen eine ganz winzige Zeitspanne ein im Vergleich zur Entwicklung, die unser Planet durchgemacht hat. Je weiter wir aber in der vormenschlichen Periode der Erdgeschichte zurückgehen, um so lückenhafter wird die Sprache der in die Erde eingegrabenen Zeichen und um so wichtiger, aber auch um so verantwortungsvoller die Aufgabe der jene Zeichen ergänzenden Phantasie. Daß die ihr wegen der Spärlichkeit der Tatsachen zu gewährende Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarte, muß vom gesunden Sinn und vom Taktgefühl des Naturforschers erwartet werden.

Alle Naturforschung ruht auf gewissen Voraussetzungen oder Axiomen. Axiome sind unabweisliche Forderungen unsrer Vernunft. Eins dieser Axiome besagt, daß die Kräfte, die wir heute wahrnehmen, seit dem Bestehen der Erde die gleichen gewesen sind. Darum ist es auch, wenigstens seit den Arbeiten Lyells, Grundsatz der Geologie, daß die heute an der Erdoberfläche wirksamen Kräfte uns den Schlüssel zu liefern haben für die Erklärung geologischer Vorgänge der fernsten Vergangenheit.

Am Aufbau unsrer Erdrinde haben leblose Gewalten mit der Tätigkeit von Organismen zusammengewirkt; wenigstens gilt das bis zu jenen uralten Zeiten hinab, in denen die ersten Pflanzen und Tiere atmeten. Wenn wir von plutonischen Katastrophen, dem Durchbrechen des Granits, Basalts, der Lava aus dem Erdinnern hier absehen, war es stets das Meer, das bald gröber, bald feiner zerriebene Gesteinstrümmer an seinen Rändern auswarf oder auf seinen Boden fallen ließ und so Schicht um Schicht von Schlamm und Sand ablagerte, die später erhärteten und zu Felsen erstarrten. Stellenweise gelangten in jenen Schichten auch Überbleibsel von Pflanzen und Tieren zur Ablagerung, die im „versteinerten" Zustande selbst einen nicht selten beträchtlichen Anteil am Aufbau der geschichteten Felsmassen nehmen.

Aus jenen Ablagerungen des Meeres entstanden Kontinente und Inseln, wobei vielfach eine Sonderung in den Auswürfen des Meeres sich dahin vollzog, daß die feinen Schlammteile zu Tonschiefern und Kalken, der Seesand zu Sandsteinen wurden. Waren die festen Massen durch innere Kräfte der Erde als Gebirge über die Meeresfläche erhoben, dann nagten an ihrem Fuße nicht nur die Wogen, sondern auch Niederschläge aus den Wolken waren unausgesetzt geschäftig, in zahllosen kleinen und größeren Wasseradern den Kamm der Gebirge abzuschleifen, Rinnen in das Gestein zu graben und die feinen Trümmer des letzteren dem Meere zuzuführen, dessen Strömungen sie von neuem als Schlamm oder als Sand wegführten und an geeigneten Stellen auswarfen.

War ein Stück festen Landes auf diese Weise hinreichend weit abgetragen und von den Gewässern zerfressen, so konnte es zur Beute einer marinen Katastrophe werden, einer gewaltigen Meeresflut, die es ganz oder teilweise verschlang. So sind nach den Lehren der Geologie ganze Erdteile im Ozean versunken und neue emporgetaucht, was eine unausgesetzte Verschiebung der Konfiguration von Festland und Meeresfläche zur Folge hatte.

Nicht nur das flüssige, auch das gefrorene Wasser nimmt einen wichtigen Anteil an der Umgestaltung der Erdoberfläche. In den Hochgebirgen sehen wir Gletscher die Felsen abschürfen und das zerriebene Gestein fortschieben, um es als Moränen in Gestalt von Ton und Kies abzulagern; und kühne geologische Phantasie hat es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß einst, von der arktischen Eiskappe unsres Planeten ausgehend, eine ungeheure Eismasse den gesamten Norden Europas, Asiens und Amerikas bedeckte, und daß die aus Lehm oder Sand bestehende norddeutsche Ebene mit ihren gröberen und feineren Geröllen als Moränenbildung jener Eiszeit anzusehen ist.

Wie wir in der heutigen Wirksamkeit der Gletscher ein Modell haben für die Entstehung der norddeutschen Moränenlandschaft, so gibt es auch

Stellen, an denen wir die landbildende und landzerstörende Tätigkeit des Meeres unmittelbar beobachten können, und die geeignet sind, daraus Schlüsse zu ziehen auf analoge Ereignisse der Vorzeit. Eine solche Gegend ist die Westküste von Schleswig. Hier läßt sich nicht nur täglich die Zernagung der Küste durch das Meer und das Auswerfen und Ansetzen von Erdreich an andern Küstenstrichen beobachten, sondern es zeigt sich auch, daß im letzteren Vorgange gewisse Pflanzen eine bedeutsame Rolle spielen, indem sie nicht nur den vom Meere ausgeworfenen tonigen Schlamm sofort befestigen und damit zu Marschland umgestalten, sondern indem sie auch die an den sandigen Küsten auftretende Dünenbildung wesentlich beeinflussen, beziehungsweise ermöglichen. Der zurzeit in ausgedehntem Maße stattfindende Ansatz von Land an unsrer Nordseeküste bietet daher nicht nur ein geologisches, sondern auch ein eng damit verknüpftes botanisches Problem dar, und dieser letztere Umstand war es, der mich zu eingehender Beschäftigung mit jenen Vorgängen veranlaßte, über die ich in Kürze hier berichten möchte[1]).

In dem Landstriche Norddeutschlands, der sich längs der Nordsee hinzieht, hat man von jeher die beiden Formationen der Geest und der Marsch unterschieden. Die Geest ist ein sandiges oder lehmiges Hügelland, das nach der geologischen Theorie in der Eiszeit als Grundmoräne jener gewaltigen Eismasse entstand, die sich von den Hochgebirgen Skandinaviens her weit nach Süden hin vorschob, um später wegzuschmelzen und das gebildete Land für die Besiedlung mit Pflanzen und Tieren freizugeben. Die Marsch hingegen ist ein großenteils erst in historischer Zeit entstandenes Flachland, das sich auch heute noch unausgesetzt vergrößert und aus einer dicht bewachsenen tonigen Masse, dem sogenanten Kleiboden, besteht. Dazu kommen an beschränkten Küstenstrecken noch Dünenbildungen, Hügelketten aus reinem Quarzsand, die sich sowohl unmittelbar am Meeresufer als auch weiter landeinwärts finden und hier der Geest aufgelagert sein können.

An der Westküste von Schleswig sind drei ansehnliche, aus Geestboden bestehende oder wenigstens von einer Geestunterlage getragene Inseln gegen den offenen Meeresspiegel vorgeschoben: Röm, Sylt und Amrum; während südlich unser Gebiet begrenzt wird durch die nördlich der Eidermündung gelegene Halbinsel Eiderstedt, an deren Westrande sich das bekannte Seebad St. Peter befindet. Zwischen der Ostseite der genannten Inseln und dem Festlande befindet sich eine Lagune, das Wattenmeer, die, überwiegend flach, nur von einem System tieferer Meeresrinnen durchfurcht wird, die der Küsten- und Schiffahrt dienen. Im Bereich der südlichen Hälfte jener Lagune liegen die ansehnliche, zu einem Drittel aus Geest bestehende Insel Föhr und eine ganze Anzahl von Marschinseln, deren kleinere den Namen der Halligen tragen.

Alle diese Inseln sind Trümmer eines durch das Meer vernichteten Festlandes. Das zeigen die Stubben von Waldbäumen, die östlich von Röm und

[1]) Näheres findet der Leser in meinem durch zahlreiche Abbildungen illustrierten Buche „Botanisch-geologische Streifzüge an den Küsten des Herzogtums Schleswig". Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1903.

von Sylt im Watt gefunden werden, die Torfmoore, die an der Westküste von Sylt dem Meeresgrunde bei Ebbe entauchen, sowie Baumreste, die auf ein üppiges Gedeihen von Kiefern, Fichten und Eichen, von Birken, Erlen und Espen westwärts von Sylt hinweisen; die hohen, wie mit dem Messer abgeschnittenen Steilküsten oder Kliffe der letzteren Insel deuten gleichfalls darauf hin.

Auch durch historische Urkunden wird die Vernichtung von Land im südlichen Wattenmeer genugsam bezeugt.

Hierfür einige Beispiele. Schon vor dem Jahre 1000 muß der Ansturm des Meeres besorgniserregend gewesen sein, da aus dieser Zeit die ältesten Nachrichten über Eindeichungen stammen. Jene Deiche waren indes zu niedrig, um zu verhüten, daß nicht 1020 und 1075 Überschwemmungen stattfanden, durch die Städte und Dörfer vernichtet wurden. Solche Überflutungen folgten bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts eine auf die andre. 1213 wurde die Insel Nordstrand vom Festlande abgerissen. Um 1300 stand eine fürchterliche Flut 8 Fuß hoch über den Deichen; durch sie gingen die reiche Stadt Rungholt und viele Dörfer zugrunde. Verschiedene Bezirke des Festlandes wurden schon damals in Halligen zersplittert. Eine ähnliche Flut erfolgte 1362. Die schrecklichste aller Überschwemmungen ereignete sich aber am 11. Oktober 1634, als in einer Stunde das Meer durch 44 Deichbrüche in die Kooge[1]) stürzte, wodurch auf Nordstrand 1300 Häuser mit 6200 Menschen den Untergang fanden und der mittlere Teil der Insel völlig vernichtet ward. Nur das Ostende der alten Insel hat den Namen Nordstrand bewahrt, während das Westende, zur besonderen Insel geworden, fortan Pellworm genannt wurde. Nach Aussage der Chronik sollen 106 Kirchen im Wattenmeer untergegangen sein, deren Trümmer mehrfach noch nachzuweisen sind.

Seit der Sturmflut von 1634 hat man angefangen, genügend hohe Seedeiche zu bauen, so daß dadurch nicht nur Nordstrand und Pellworm, sondern auch die Küste des Festlands und Föhrs vor weiterer Zerstörung beschützt zu sein scheint. Die kleineren Halligen dagegen blieben schutzlos dem Meere preisgegeben. Sie haben fortwährend, in den letzten zwei Jahrhunderten etwa um die Hälfte ihres Flächenraums, abgenommen; und wenn einige von ihnen auch an der Ostseite etwas Land anschlickten, verloren sie an der West- und Nordseite mehr Land, als jener Ansatz betrug. So schienen die Halligen rettungslos ihrem Untergange verfallen zu sein.

Gerade rechtzeitig indessen hat die Hand des Menschen sich erhoben, um dem wilden Elemente ein Halt zu gebieten, ihm seine Beute streitig zu machen oder wieder zu entreißen. Den ersten Schritt zur Erhaltung der Halligen und zur Rückeroberung des vom Meere verschlungenen Landes tat 1859 die dänische Regierung durch Beginn eines Dammes zwischen dem Festlande und der Hamburger Hallig, dessen Bau aber erst unter der preußischen Verwaltung 1874 vollendet wurde. 1882 wurde auch die Westküste jener Hallig durch einen Steindeich und durch Buhnen befestigt. Der Erfolg blieb nicht aus; abgesehen davon, daß durch den Steindeich dem weiteren Abbröckeln der Hallig

[1]) Eingedeichte Marschwiesen.

ein Ziel gesetzt ist, hat auch an dem zum Festlande führenden Damme ein Landansatz begonnen. 1896 ging man dazu über, die Hallig Oland in ähnlicher Weise mit Steindeichen zu befestigen und durch einen Damm mit dem Festlande zu verbinden; dieser Damm wurde später zur Hallig Langeneß weitergeführt und auch dies Eiland gründlich befestigt. Somit hat man ein ansehnliches Stück des Wattenmeeres durch wellenbrechende Dammbauten zerschnitten, die der Anschlickung von Land als Grundlage dienen. Da die Herstellung von Verbindungsdämmen auch zwischen den übrigen Halligen ins Auge gefaßt ist, darf man hoffen, mit der Zeit diesen Teil des Wattenmeers in ein zusammenhängendes Marschland zurückverwandeln zu können.

Von der Eigenart der Meeresströmungen hängt es ab, ob das Wasser Land abbröckelt oder ansetzt. Wo die See als fressendes Ungetüm auftritt, wird das Ufer des fruchtbaren Marschlandes möglichst durch Steindämme befestigt. An Stellen dagegen, wo Ansatz stattfindet, sucht man den angeschwemmten Kleiboden durch Faschinen oder hinausgebaute Dämme festzuhalten oder gleichsam einzufangen. Dort sind im Meerwasser feinste Erdteilchen suspendiert, die an andern Ufern fortgerissen wurden oder auch durch die Flüsse ins Meer gelangt sind. Wenn man von Husum mit dem Dampfboot zu den Inseln hinausfährt, kommt man, am Ostufer von Nordstrand, dicht an einer solchen Stelle vorbei, wo grauer Schlick aus dem Meere in reicher Menge abgesetzt wird und die Insel vergrößert. An vielen Stellen des Wattenmeeres, insbesondere auch an den Halligen, läßt sich der Landansatz trefflich beobachten. Dieser Ansatz steht aber in enger Wechselbeziehung mit dem Auftreten von Pflanzenwuchs.

Wenn im Frühling der Marschbauer von der Höhe des Deiches Ausblick hält nach der aufbauenden Tätigkeit des Meeres an der Küstenlinie seines Besitztums, so hält er die Hand über das Auge und späht über die von hellgrauen Reflexen schimmernde Fläche, bis ein leichter Ton von Grün ihm ins Auge sticht. Dann gleitet ein Lächeln der Befriedigung über seine Züge, und den Lippen entschlüpft wohl in freudiger Erregung das Wort „Queller". Nun weiß er, daß ein dauernder Zuwachs seinem Lande gesichert ist, der nicht durch die nächste Sturmflut wieder hinweggespült wird.

Es ist ein merkwürdiges Gewächs, dieser Queller (Salicornia herbacea), das den angeschlickten Boden alsbald in Beschlag nimmt und mit seinen feinen Wurzeln befestigt, während die etwa fußhohen oberirdischen Teile den Wellenschlag dämpfen. Die von ihm gebildete Pflanzenformation beginnt im Bereiche der Wellen mit zerstreut stehenden Individuen, aussehend, als wären sie künstlich in den nassen Schlamm gesteckt; sie verdichtet sich allmählich landaufwärts und geht zuletzt in einen geschlossenen, buschigen Rasen über. Durch den Widerstand ihrer steifen, fleischigen, doch blattlosen Stengel bricht die Pflanze sowohl die Wellenbewegung als auch die Strömung des nicht sturmgepeitschten Wassers; mit ihren dicht stehenden Zweigen fängt sie die suspendierten Schlammteilchen desselben auf und sammelt sie an. Auf solche Weise ihren Standort erhöhend und festigend, schreitet die Pflanze langsam gegen die Wassergrenze vor, Land bildend und gewinnend, das für den Sommer gesichert

ist und auch im Winter besteht, solange nicht gewaltsame Ereignisse, Sturmfluten und namentlich Eisschälung, das Gewonnene wieder zerstören. In stillen Buchten oder an künstlich durch Dämme begrenzten Stellen kann der Anwuchs des Landes erheblich sein, er kann dort bis zu 50 Meter Breite im Jahre betragen.

Auf der Landseite der Quellerformation, ungefähr an der Grenzlinie der gewöhnlichen Flut, wird jener Pionier der Pflanzenwelt zunächst durch zwei grasartige Gewächse abgelöst, den „Drückdahl", eine Binsenart mit Grasblättern (Juncus Gerardi) und den Andel, ein echtes Gras (Festuca thallassica). Beide bilden auf dem noch häufiger Überflutung ausgesetzten nassen Kleiboden, in dem der einsinkende Fuß kleben bleibt, dichte Polster, die zuletzt in einen gleichförmigen Rasen, eine Strandwiese, übergehen. Solche Wiese trägt bereits wertvolles Futtergras; sie wird allmählich höher und höher, und allerlei andre „Salzpflanzen" treten hinzu, unter denen die reizende Strandnelke (Statice Limonium) und der fast schneeweiße Meerbeifuß (Artemisia maritima) das Auge des Wanderers besonders fesseln.

Bemerkenswert ist, daß solches Neuland stets von einem System verzweigter Wasseradern, den Prielen, durchfurcht wird, die sehr verschiedene Breite und Tiefe besitzen können. Sie scheinen dadurch zustande zu kommen, daß das junge Grasland sich von der ersten Entstehung an in flach-buckelförmige Erhöhungen gliedert, an denen bei eintretender Ebbe das Wasser nach allen Seiten abläuft und so in den Vertiefungen die Priele auswäscht. Es entstehen zunächst kleine wassererfüllte Rinnen, die nach und nach größer werden, zum Teil ineinandermünden und sich schließlich ins Meer ergießen. Bei Flut sind die Priele ganz voll Wasser, bei Ebbe laufen sie trocken.

Auf solche Weise können ausgedehnte Wiesen fruchtbarsten Bodens nach und nach dem Meere enttauchen. Haben sie eine gewisse Breite erlangt, so wird ihr höherer Teil durch einen Erddeich, der an das System bereits vorhandener Deiche anschließt, gegen fernere Überflutung durch das Meer geschützt, dem Einflusse des nassen Elementes entzogen. Nunmehr siedeln sich die verschiedenen Süßgräser, wie sie auch im Binnenlande wachsen, an; durch sie wird das Salzgras, der Andel, bald ganz verdrängt. Jene Deiche dienen zur Anlage von Wegen auf der Höhe, während hinter ihnen die Höfe und Weiler durch ihren festen Bau vor der Wut der Sturmfluten geborgen sind. Auch Kornfelder sieht man hinter den Deichen entstehen; überall zeigt die Vegetation eine wunderbare Üppigkeit, dank der an Nährstoffen reichen Zusammensetzung des Kleibodens. Wo aber Höfe auf uneingedeichtem Lande erbaut wurden, wie z. B. auf den Halligen, da baut man sie auf künstlich zusammengekarrte Erdhügel von Deichhöhe, die Warfe, wo sie gleichfalls dem Hochwasser entzogen sind, wenn dies die Insel überflutet. Nähert man sich daher zu Schiff einer solchen Marschinsel, z. B. Hooge, die den Charakter der Hallig noch besonders rein bewahrt hat, so sieht man erst die weit auseinander stehenden Warfe mit ihren Häusern über den Wasserspiegel auftauchen; viel später wird das sie verbindende flache Wiesenland dem Auge erkennbar.

Diese Halligen, für deren Bestand man einst sorgenvoll der Zukunft entgegensah, sind nunmehr voraussichtlich, dank dem tatkräftigen Eingreifen des

Staates, nicht nur in ihrem Bestande gesichert, sondern nach und nach dürfte ein großer Teil des Wattenmeeres dem Lande zurückerobert werden. Sobald aber erst einer jener hohen Deiche das Neuland vor Sturmfluten schützt, dann ist es der Kultur des Menschen gewonnen, und er spricht mit Theodor Storm:

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse an solchen Küstenstrichen, wo das Meer nicht fetten Schlick, sondern lockeren Quarzsand auswirft.

Aus dem Bereiche unsres Gebietes kommen hierfür besonders die Westseiten der Inseln Röm, Sylt und Amrum in Betracht. Beginnen wir mit Sylt.

Wenn man vom Bade Westerland aus in nördlicher Richtung längs des Strandes etwa eine Stunde weit geht, so gewinnt man leicht einen Überblick über die für diese Insel eigentümliche Strandbildung. Dieser Strand ist von mäßiger Breite und besteht aus einem sanft ansteigenden Gelände von gelblichweißem Sand, über den die Wellen mehr oder weniger weit hinaufschlagen. Landwärts ist der Strand zunächst von einer Dünenkette begrenzt, seewärts durch zahlreiche, senkrecht zur Küstenlinie ins Meer hinausgebaute Steindämme (Buhnen) befestigt; denn hier frißt das Meer, es ist dicht an der Küste schon tief, und starke Strömungen würden den Strand rasch abnagen.

Weiter nordwärts, den Dörfern Wenningstedt und Kampen gegenüber, schiebt sich zwischen die Dünen und den flachen Sandstrand ein lehmiger Diluvialhang ein, in der Weise, daß der Strand landwärts durch ein Lehmufer begrenzt wird, dem die Dünen aufgelagert erscheinen. Diese Steilküste aus Lehm erreicht ihre beträchtlichste Höhe in dem Roten Kliff vor Kampen. Weiter landeinwärts geht die Dünenformation in Heide über.

Die Dünen zwischen Westerland und Kampen sind einst vor langer Zeit dem Meere enttaucht an einer weit nach Westen vorgeschobenen Stelle, die längst ein Opfer der Brandung und der Meeresströmungen geworden ist. Dort sind sie gewachsen und dann ostwärts gewandert bis an den Platz, wo wir sie heute finden, unter anderm auch bis auf die Höhe des Roten Kliffs.

Von jener Geburtsstätte der Dünen ist heute nichts mehr zu sehen; vermutlich war sie mindestens eine halbe Meile weit vor der heutigen Küstenlinie in das Meer hinaus vorgeschoben.

Heute kommt es zu keiner Neubildung von Dünen am Strande von Westerland und Kampen, weil dort die Vorbedingung dafür fehlt, jene halb aus dem Meere emportauchenden Sandbänke. Heute ist dort überall tiefes Wasser; kein Sand wird ausgeworfen, sondern die Flut strebt, den vorhandenen wegzureißen, was der Mensch durch die aus Granitblöcken erbauten Buhnen zu hindern sucht.

Um diese Hypothese der Entstehung der Dünen von Westerland zu einer wahrscheinlichen zu machen, bedarf es eines Ausfluges nach den Inseln Röm

und Amrum, den wir später nachholen wollen. Die Dünen von Sylt sind aber in vorzüglicher Weise geeignet, uns alle Umbildungen vor Augen zu führen, die von den Dünen im Laufe ihrer späteren Entwicklung durchlaufen werden. Wir dürfen dann allerdings bei der Dünenkette von Westerland nicht stehen bleiben, sondern müssen auch die interessanten Dünengebiete im Norden und Süden der Insel, zwischen Kampen und List einerseits, zwischen Rantum und Hörnum anderseits, mit in Betracht ziehen. Im wesentlichen sind die Verhältnisse überall die gleichen; doch treten die verschiedenen Umbildungsphasen der Dünen bald an dem einen, bald an dem andern Orte mit größerer Deutlichkeit hervor.

Die Dünen unsrer Nordseeküste sind keineswegs bloße Sandhügel, sondern setzen sich aus weißem Quarzsand und aus lebenden Pflanzen zusammen. Von diesen Pflanzen sollen hier nur die wichtigsten Erwähnung finden; zwischen ihnen kommen zahlreiche andre vor, die nur geringere Bedeutung beanspruchen.

Die hohe, gegen den Strand vorgeschobene Düne besteht aus feinem Sand, der von den unterirdischen Stengeln einer merkwürdigen Grasart durchwachsen und zusammengehalten wird. Dies Gras, der Helm oder Strandhafer (Psamma arenaria), treibt aus seinen farblosen Erdstengeln an der Oberfläche der Dünen hohe grüne Blätterbüschel hervor, denen im Spätsommer Blütenähren tragende Halme, die Roggenähren nicht unähnlich sehen, entspringen können. Der Helm bildet mehr oder weniger isoliert stehende, dichte Büschel, deren Zusammenschluß zu einer gleichförmigen Grasdecke durch den heftigen Westwind gehindert wird, der fortwährend Sand zwischen den Büscheln emporwirbelt und auf die Ostseite der Düne hinüberwirft. Stürme reißen oft tiefe Löcher in den Grasüberzug der Düne; die Erdstengel des Helms werden dadurch freigelegt und können vertrocknen, die ganze Düne kann schließlich des Graswuchses beraubt werden und ist dann ein nackter Sandhaufen, welcher, der herrschenden Windrichtung folgend, langsam von Westen nach Osten, auf Sylt also landeinwärts, fortwandert. So entstehen die Wanderdünen, die ihre großartigste Ausprägung auf der kurischen und der frischen Nehrung finden, auf Sylt aber nur noch in wenigen Exemplaren vorkommen. Früher waren sie auch hier gefürchtete Gäste, die ganze Häuser und Ortschaften verschüttet haben; heute kommt dies dank einer sorgfältigen Dünenpflege nicht mehr vor, weil die Windbruchstellen und die neu gebildeten nackten Sandhänge sogleich wieder mit Helm bepflanzt werden, der ein ausgezeichnetes Befestigungsmittel der Düne bildet.

Der mäßige Sandflug, durch den der Helm zwar teilweise verschüttet wird, doch so, daß er leicht durch den Sand wieder hindurchwachsen kann, ist für dies Gras von einer eigentümlich belebenden Wirkung. Nur dort, wo Sandflug stattfindet, zeigt der Helm üppige Blätterbüschel von freudigem Grün; auf älteren, mehr landeinwärts gelegenen Dünen, wo andre Pflanzen die Lücken zwischen den Helmbüscheln geschlossen haben, wird er kümmerlich und nimmt eine graugrüne Farbe an, da hier der offenbar düngende Sandflug aufgehört hat. Diese älteren Dünen werden im Gegensatz zu den weißen Sanddünen als graue Dünen unterschieden.

Die wichtigsten Pflanzen, die sich an den Osthängen und in den älteren Dünenkesseln dem Helm zugesellen, sind drei kleine Sträucher: der Heidestrauch (Calluna vulgaris), die Rauschbeere (Empetrum nigrum), die Zwergweide (Salix repens). In andern Gegenden Norddeutschlands kann der Heidestrauch sowohl trockene Sandflächen bedecken, als auch auf nassem Moorboden wachsen, während Rauschbeere und Zwergweide nur auf feuchten Torfmooren gefunden werden. Daß diese Pflanzen auf Sylt sich im weißen Dünensand zwischen den Helmbüscheln ansiedeln können, wird einmal ermöglicht durch die Feuchtigkeit der Luft, besonders aber durch die Tatsache, daß der Dünensand bis nahe an die Oberfläche heran feucht ist, es den Wurzeln jener Gewächse also nicht an dem nötigen Wasser gebricht. Auf diese Weise können sich die mehr landeinwärts gelegenen Hänge und Kessel der Dünen in mehr oder weniger reine Heide-, Rauschbeer- und Weidenformationen verwandeln, die nur spärliche Helmbüschel zwischen sich übrig lassen. Fährt aber der Sturm in die Pflanzendecke solcher grauen Dünen hinein, so kann er sie zerreißen, den Sand über die niedrigen Sträucher werfen, und nur dem Helm gelingt es dann, sich hindurch zu arbeiten, was zugleich eine Verjüngung seiner Vegetation herbeiführt; die graue Düne ist damit strichweise in eine weiße Düne zurückverwandelt. Erst ganz alte Dünen, wie z. B. die bei dem Dorfe Kampen, können zu so gut befestigten Heidehügeln werden, daß sie allen Stürmen Trotz bieten, während man an den hohen Dünen von List einen fortwährenden Übergang von weißen in graue und von grauen in weiße Dünen beobachten kann. Hier kommen auch weit landeinwärts noch ausgedehnte weiße Sandfelder vor, die von dem in der Höhe des Meeresspiegels liegenden Grunde der Dünenkessel, Firnfeldern der Alpen vergleichbar, zur Höhe von etwa 30 m ansteigen, wo wenigstens die Kämme immer wieder mit Helm bewachsen sind. Das Labyrinth dieser Dünenkämme von List bildet ein interessantes Ziel der Wanderung für die Besucher von Sylt.

Während auf Sylt nur alte Dünen zu finden sind, die landeinwärts alle Übergänge in Heideformationen zeigen, können wir, wie bereits angedeutet, auf den Inseln Röm und Amrum den Aufbau der Dünen aus ihren ersten Anfängen schrittweise verfolgen, und es zeigt sich, daß die Dünen an jener Küste auf dem unmittelbar vom Meere ausgeworfenen *nassen*, d. h. von Salzwasser durchtränktem Sande ihren Ursprung nehmen.

An der Westküste von Röm und von Amrum sind ausgedehnte Sandbänke dem Meere enttaucht und den Inseln vorgelagert. Diese Bänke, der Haffsand vor Röm und der Knipsand vor Amrum, sind ebene Sandflächen, die sich so weit über den Meeresspiegel erheben, daß sie nur bei ganz hohem Wasserstande überflutet werden; auf sie folgt der sanft ansteigende, trockne Strand, dann die erste Kette der höheren Dünen. Das Meer arbeitet hier umgekehrt wie auf Sylt; während dort seine Strömung den Sand hinwegzuführen und das Wasser zu vertiefen sucht, treibt sie den Sand vor Röm und Amrum ans Ufer und wirft ihn aus. Die Bildung dieser Sandbänke ist der Anlagerung neuen Marschlands vergleichbar, nur daß bei der Marsch aus feinen Tonteilen bestehender Erdboden vom Wasser abgesetzt wird. Das Material der Bildung des

Haffsandes und Knipsandes hat das Meer durch Aneinanderreiben quarzhaltiger Gesteinstücke gewonnen, deren gröbere Bruchstücke an den tieferen Stellen zurückbleiben, während der gleichsam durchgesiebte feine Sand ans Ufer gespült wird.

Obgleich jene Sandflächen noch von Salzwasser durchnäßt sind, trocknet der Wind die oberste Schicht doch aus, und der Wanderer beobachtet, daß ein feines Sandgestöber über seine Schuhe hinwegfliegt, die nasse Eindrücke im Sande zurücklassen. Liegt auf der Sandfläche ein größerer Gegenstand, z. B. ein Stück Holz, so häuft sich wegen des herrschenden Westwindes auf dessen Ostseite ein trockner Sandhaufe an; doch sah ich solchen Sandhaufen niemals zu einer Düne anwachsen. Dennoch kann man Dünenanfänge jeder Größe auf jenen Sanden beobachten, deren kleinste die Höhe eines Maulwurfshügels nicht übertreffen. Aber diese Dünenanfänge sind sämtlich durch eine besondere Pflanze, den Strandweizen (Triticum junceum), gebildet, dessen Früchte auf den nassen Sandflächen zu keimen und kleine Horste des genannten Grases zu entwickeln vermögen, weil dies Gras salzhaltigen Boden und die gelegentliche Überflutung mit Meerwasser gut verträgt. Niemals aber findet man auf den nassen Sandflächen das Gras der höheren Dünen, den Helm, weil auf diesen das Meerwasser geradezu giftig zu wirken scheint.

Der Strandweizen besteht, wie der Helm, aus unterirdischen Erdstengeln und oberirdischen Blätterbüscheln, zwischen denen im Spätsommer die niedrigen, blütentragenden Halme hervorsprossen. Durch das oben erwähnte, bei Westwind auf jenen Sandflächen immer vorhandene Sandgestöber fliegt der Sand gegen die Horste des Strandweizens, fängt sich zwischen seinen Blätterbüscheln und kann sie mehr oder weniger zudecken; doch das Gras wächst immer wieder durch sie hindurch und bildet zunächst einen kleinen rundlichen Hügel. Dies ist der erste Anfang einer Düne, der es nicht schadet, wenn die Flut einmal drüber hinweggeht, weil der Sand durch die kriechenden Erdstengel fest genug zusammengehalten wird. Indem immer neuer Sand anfliegt und das Gras immer höher wächst, wächst auch der ganze Sandhügel, die junge Düne, immer mehr empor, während ihr Umfang durch Weiterkriechen der Erdstengel sich erweitert. So entstehen ein halb bis ein Meter hohe kleine Dünen, die sich aus lebendem Strandweizen und aus Sand zusammensetzen, und die sich durch die Wechselbeziehung beider Bestandteile fortwährend vergrößern können. Solche Dünen sind gleichsam lebendige, sich fortbildende Wesen; ihre Entwicklung ist zugleich ein botanisches und ein geologisches Problem. Auf ihrer Ostseite ist gewöhnlich „ein Sandschatten" vorhanden, d. h. eine Anhäufung reinen Flugsands, in den nach und nach das Gras eindringt.

Sind diese Weizendünen, wie ich sie nennen will, so weit emporgewachsen, daß ihre Gipfel auch der Überflutung durch Hochwasser entrückt sind, so beginnt der Regen das zwischen den Sandteilen vorhandene Kochsalz auszuwaschen, der Sand wird salzfrei, was der Fortentwicklung des Strandweizens nicht hinderlich ist. Von diesem Zeitpunkte an tritt aber eine neue Tatsache in die Erscheinung.

In jenen Gegenden werden die leichten Früchte des Helms von den höheren Dünen her durch den Wind überall hingeführt. So geraten sie auch

auf die durch den Regen salzfrei gemachten Gipfel der kleinen Weizendünen, und hier fassen sie Fuß durch Keimung, was ihnen auf der salzwasserdurchtränkten Sandfläche nicht möglich ist.

Auf den höheren Weizendünen sieht man daher bald hohe Büschel von Helmgras sich ansiedeln. Auch zwischen ihren Blättern fängt sich der vom Winde dahergetriebene Sand, deckt die Büschel mehr oder weniger zu; doch freudig wachsen sie durch den Sand hindurch. Da der Helm viel größer ist und dichter wächst als der Strandweizen, fängt er mehr Sand auf als dieser, und die Düne wächst unter seiner Herrschaft schneller empor. Nach und nach wird der Strandweizen im oberen Teil der jungen Düne durch den Helm meist vollständig verdrängt, und man findet ihn dann nur noch am Fuße solcher Dünen. Man kann dies verfolgen auf Amrum, bei St. Peter auf der Halbinsel Eiderstedt und bei dem Seebade Lakolk auf Röm, dessen niedliche Blockhäuser einzeln auf die Spitze von Helmdünen gebaut sind. Am letzteren Orte beobachtete ich übrigens auch etwa mannshohe Dünen, die lediglich mit Strandweizen bestockt waren.

Überblicken wir noch einmal den Entwicklungsgang einer Düne von ihren ersten Anfängen an, so ist sie einem fortwachsenden, lebenden Wesen vergleichbar, und ohne Mitwirkung lebendiger Organismen aus der Pflanzenwelt kommt sie nicht zustande. Damit ist nicht gesagt, daß dies an andern Stellen der Erde nicht auf andre Weise geschehe; denn ich habe die Entwicklung der Dünen nur an der Westküste Schleswigs verfolgt. Schon die hohen, kahlen Wanderdünen der preußischen Nehrungen sind ihrer Entstehung nach keineswegs völlig aufgeklärt, und ob die noch höheren Dünen der Sahara nicht lediglich durch den Wind zusammengeblasen werden, bleibt weiteren Forschungen überlassen. An der Küste Nordfrieslands entstehen aber die Dünen auf den flachen, von Salzwasser durchtränkten Sanden immer in der beschriebenen Weise unter alleiniger Mitwirkung des Strandweizens. Sie verwandeln dadurch die dem Meere unmittelbar enttauchenden Sandbänke in ein dünenbedecktes Gelände, wie jenes ist, das den Ort Lakolk trägt. Ich habe den Eindruck, daß ein großer Teil der Insel Röm auf diese Weise dem Meere entstiegen ist, und daß das Dünengelände sich ostwärts allmählich in Heideland umwandelte, während von Westen her das Dünengebiet der Insel neuen Zuwachs empfängt.

Wenn eine Grasdüne durch Ansiedlung des Heidestrauches, der Rauschbeere und der Zwergweide sich nicht selbst befestigte, so kann sie durch Stürme ihres Grasteppichs beraubt und in eine Wanderdüne verwandelt werden, die, ostwärts fortschreitend, den Sand ausschüttet, der von Westen her durch den Wind über ihren Kamm hinweggetrieben wurde. Wenn wir am Strande von Sylt keine Neubildung von Dünen wahrnehmen, so liegt dies daran, daß dort jene weit ins Meer vorgeschobenen Sandflächen fehlen, auf denen der Strandweizen sich ansiedeln könnte. In früheren Zeiten muß dies anders gewesen sein. Das Rote Kliff, auf dem jetzt in einer Höhe von 20 Metern Dünen lagern, ist heute der profilartige Durchschnitt eines Lehmhügels, dessen westliche Hälfte nach und nach durch das Meer weggerissen wurde. Wir

können annehmen, daß die westliche Abdachung dieses Hügels sich einst weit in die Nordsee vorgeschoben hat, und daß dort seinem Rande solche flache Sandebenen vorgelagert waren, wie wir sie heute auf Röm, Amrum und bei St. Peter finden. Auf diesen Sandflächen wuchs damals der Strandweizen und bildete solche Dünenanfänge, wie sie beschrieben wurden. Waren die Dünen nach Besitzergreifung durch den Helm zu beträchtlicherer Höhe gelangt, so konnten sie nach und nach wohl eine Meile weit landeinwärts wandern bis auf den Gipfel des Roten Kliffs, wo man sie heute noch findet. Dann müssen Änderungen der inneren Konfiguration des Meeres solche Versetzungen der Strömung herbeigeführt haben, daß westlich vom heutigen Sylt kein Sand mehr aus dem Wasser ausgeschieden, sondern der vorhandene weggerissen und an andre Küstenstriche gespült wurde. Dieser Vernichtung fiel auch das Lehmufer zum Opfer; der Lehmhügel ward nach und nach durch die Fluten weggefressen bis zur Höhe des heutigen Roten Kliffs, das noch jetzt bei jedem Weststurm unter dem Anprall der Wogen zu leiden hat, deren Gischt bis auf seine Höhe hinaufspritzt. Vor dem ganzen Westufer von Sylt aber flutet heute ein Meer von beträchtlicher Tiefe, und der Strandweizen, der Erzeuger der Dünen, ist dort nirgends zu finden. Der vom Meeresspiegel schräg ansteigende Sandstrand bei Westerland und Kampen ist völlig pflanzenlos.

So verwandelt sich an den Küsten Nordfrieslands Meer in Land und Land in Meer. Die Ausscheidung von Sand und die Ansiedlung von Strandweizen auf diesem ist ein analoger Vorgang wie die Anschlickung des Marschbodens und seine Bedeckung mit Pflanzen. Nur das Erdmaterial und die Pflanzen sind verschieden. Im Meere vollzieht sich ein merkwürdiger Scheidungsprozeß, der die feinen Ton- und Schlammteile an den einen Küstenstrich führt, den weißen Quarzsand an andre. Nur selten ist diese Scheidung eine unvollkommene wie südlich von St. Peter, wo ein fester, tonhaltiger Sand zur Ausscheidung gelangt, auf dem überall innerhalb der Flutgrenze der Queller sich ansiedelt.

Wenn die Geologie uns belehrt, daß die Gebirge des Erdballs mit Ausnahme der Plutonischen Eruptivgesteine aus Ablagerungen des Meeres entstanden sind, und wenn das Axiom von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze es fordert, die gleichen Bewegungen und Kräfte wie vor Zeiten auch heute noch wirksam zu sehen, so liefert die Ausscheidung und Abbröckelung von Land an den Küsten der Nordsee ein vorzügliches Beispiel für solche Vorgänge. In unsern Gebirgen treffen wir auf Sandsteine einerseits, auf Kalkfelsen und Tonschiefer andrerseits. Daß die letzteren einst aus feinem Meeresschlamm entstanden sind, die ersteren aus Sandbänken des Meeres, ist nicht zu bezweifeln. So kann durch Erhärtung auch aus dem heutigen Marschland und den heutigen Sanden einst festes Gestein sich bilden, und wenn unsre alte Erde noch die Kraft in sich trägt, diese verhärteten Ablagerungen zu Gebirgen aufzurichten, würden wir felsige Massen von sandigem oder tonigem Gefüge in jenen Gegenden emporragen sehen, wo heute Marsch und Dünen vor unsern Augen entstehen. Hier haben wir die schaffende Natur an der Arbeit gesehen.

Die Sprache des Kindes.

Von
Ernst Tappolet.

Von allen Kulturgütern, die wir von unsern Vorfahren überkommen haben, ist die Sprache das größte und das merkwürdigste. Seit Jahrtausenden ist uns Menschen die Sprache ein selbstverständlicher Besitz. Nichts scheint uns natürlicher, als daß wir uns gegenseitig verstehen. Es bedarf schon eines außergewöhnlichen Ereignisses, wie etwa des Buches von Helen Keller — die trotz Taubheit und Blindheit zur Erfassung der Sprache gelangte — um uns zum Nachdenken über das Wesen der sprachlichen Vorgänge anzuregen. Das Nachdenken führt zum Staunen, und mit dem Staunen beginnt die wissenschaftliche Erkenntnis.

Wilhelm von Humboldt hat eine große Wahrheit ausgesprochen, als er sagte: „Die Sprache ist nicht ein Werk, die Sprache ist eine Tätigkeit." Die Sprachwissenschaft sollte sich eigentlich „Sprechwissenschaft" nennen.

Wir wissen alle, was beim Sprechen vorgeht: ich pumpe etwas Luft aus meiner Lunge, treibe diese Luft durch die Stimmritze, bewege dann Zunge und Lippen und versetze dadurch die außer mir liegende Luftmasse in bestimmte Schwingungen. Diese bestimmten Schwingungen klingen an das Trommelfell an, und plötzlich erfahren die Hörenden, was im Geiste dessen vorgeht, der ihnen diese Schwingungen zusendet. Wie kann die Luft zur Trägerin von Gedanken werden? Wie kann ein rein mechanischer Vorgang, wie er sich im Munde des Sprechenden und im Ohr des Hörenden abspielt, zur Vermittlung dienen zwischen der Psyche des einen und der Psyche des andern? Das ist das Staunenswerte an der Sprache. Wir tragen beständig die korrespondierenden Teile eines Telegraphenapparates in uns herum, eines Telegraphenapparates, der aber — normalerweise — erst vollständig funktioniert, wenn mehrere Unsersgleichen beisammen sind.

Die Sprache ist eine Tätigkeit, bei der Körper und Seele des Menschen beteiligt sind; man nennt sie deshalb einen psycho-physischen Vorgang. Mit Recht neigt man heute dazu, das Psychische daran in den Vordergrund

zu stellen. Um so mehr dürfte es von Interesse sein, zu sehen, wie dieser komplizierte Prozeß des Sprechens dem Kinde übermittelt wird. Bemerken wir gleich, daß er ihm auf doppelte Weise übermittelt wird: einerseits durch Vererbung, andrerseits durch Anlernung. Das Kind wird geboren mit der Fähigkeit zum Sprechen. Aufgabe der Umgebung ist es, diese latente Fähigkeit zu wecken und zu bilden. Es kann auch von der Spracherlernung beim Kind gelten, was Faust sagt:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Man hat unsre Zeit das „Jahrhundert des Kindes" genannt. Nach außen hin nicht mit Unrecht; denn es werden Bücher geschrieben, es werden Zeitschriften gegründet, es werden Enqueten veranstaltet, es werden Kongresse abgehalten, und all das zum ausschließlichen Zweck, das Kind und seine Entwicklung zu erforschen. Es fehlt nichts mehr als ein Lehrstuhl für Kinderwissenschaft! Mediziner und Physiologen, Pädagogen und Psychologen, Linguisten und Philosophen, sie alle umstehen forschenden Blickes den strampelnden Säugling, sie alle machen die Reverenz vor seiner Majestät, dem Kind.

Was mag die Ursache sein dieser allgemeinen Huldigung?

Sicher ist, daß das Wesen, dem sie gilt, am unschuldigsten daran ist. Das Gebahren des Kindes hat sich nicht verändert; es wimmert und heult, es lacht und jauchzt, es lallt und plappert, gerade wie zu Adams Zeiten. Die erhöhte Aufmerksamkeit, die man dem kleinen Wesen zuwendet, hat ihren Grund nicht im Objekt, sondern in uns Erwachsenen; wir stehen dem Kinde anders gegenüber als frühere Jahrhunderte. Zwei Männer sind es vornehmlich, die zur Kinderforschung angeregt haben: Rousseau und Darwin.

Für Rousseau ist das Kind ein Stück Natur, ein Stück der guten, gesunden, unantastbaren, heiligen Menschennatur, die es rein und unverdorben zu erhalten gilt. Niemand hat vor Rousseau mit so glühender Beredtsamkeit die Rechte des Kindes verteidigt, seine Rechte auf Freiheit in den Bewegungen, auf Freiheit im Fühlen, Denken und Sprechen. Rousseau hat vor allem den Pädagogen und Psychologen ins Gewissen geredet.

Anders Darwin. Für Darwin ist das Kind der werdende Mensch. Seit Darwin wird die wissenschaftliche Forschung beherrscht vom Evolutionsgedanken. Entwicklung ist das Losungswort. Auf allen Wissensgebieten interessieren die Anfänge einer Erscheinung. Nicht der fertige Mensch fesselt den Forscher am meisten, sondern der unfertige, der in der Entwicklung stehende, der werdende Mensch, das Kind. Die moderne Kinderforschung ist zum größten Teil eine Frucht evolutionistischer Anschauungen.

In dieser Forschung nimmt die Sprache des Kindes eine dominierende Stellung ein: sie ist der Schlüssel, der uns die Pforten des kindlichen Seelenlebens aufzuschließen vermag.

Es gab eine Zeit, — damals als das Sprachstudium noch im Schlepptau der Philologie war — es gab eine Zeit, wo eine Beschäftigung mit der Kindersprache als Allotria gegolten hätte. In neuerer Zeit wendet sich die Sprachwissenschaft mit Vorliebe jenen Erscheinungen zu, die weit abliegen von der

korrekten, schulgemäßen, mustergültigen Sprache, „wie sie im Buche steht"; man untersucht die Volkssprache, die Studentensprache, die Gaunersprache und steigt hinunter bis zur Kindersprache, ja bis zur Tiersprache. Dabei hat sich die Forschungsmethode geändert. Außer mit dem lesenden Auge arbeitet der moderne Linguist ebensosehr mit dem phonetisch geschulten Ohr. Er verläßt die geräumige Bibliothek und setzt sich im engen Dorfwirtshaus zu Zöllner und Sünder, um, den Stift in der Hand, deren stark gewürzter Rede zu lauschen, oder aber er vertauscht die Behaglichkeit des Studierzimmers mit den Unruhen der Kinderstube, um hier dem Lallen der Unmündigen sein Ohr zu leihen.

In diese Kinderstube möchte ich den geneigten Leser bitten, mir zu folgen. Hier, nicht etwa im Schulzimmer, spielt sich der wichtigste Prozeß im Sprachleben des Kindes ab: der Prozeß der Spracherlernung.

Diesen lang andauernden Prozeß teilen wir der Übersicht halber in drei Perioden: die Schreiperiode, die Lallperiode und die Sprechperiode.

Schreien, Lallen und Sprechen, das sind die drei großen Stufen der kindlichen Sprachentwicklung. Ohne Geschrei kein Lallen, ohne Lallen kein Sprechen, ohne Sprechen keine normale geistige Entwicklung. Eines ist die Vorstufe des andern.

Bei der ersten Periode wollen wir nicht lange verweilen. Es ist die Zeit, von der Rabelais in seiner Geschichte vom Riesenkind sagt: Gargantua passa ce temps comme les petits enfants du pays, c'est à savoir: à boire, manger et dormir, à manger, dormir et boire, à dormir, boire et manger. Es ist die animalische Lebensperiode der Menschen.

Die ersten Monate sind ausschließlich dem Schreien gewidmet. Über das Kindergeschrei ist schon viel philosophiert worden. Leute, die sich wohl wenig in der Kinderstube aufgehalten haben, nannten es „den Triumphgesang des immerwährenden Lebens". Der erste Schrei des Kindes entspringt ohne Zweifel einem allgemeinen Unlustgefühl. Später lassen sich an der Stimme Schattierungen erkennen: es gibt ein Schreien aus Hunger, aus Angst, aus Schmerz, aus Freude. Das Schreien ist also tatsächlich der Ausdruck einer Stimmung, aber ohne daß das Kind diese Wirkung beabsichtigt hätte. Wir hören diese Stimmung aus dem Klang seiner Stimme heraus, wie wir am Stand der Wetterfahne die Richtung des Windes ablesen. Das Geschrei des Kindes ist unwillkürlich; es ist eine sogenannte Reflexbewegung, wie beim Erwachsenen das Erröten und Erblassen, das Lachen und Weinen. Wir sagen von diesen Dingen richtig: „es ist über mich gekommen". So kommt das Schreien über das Kind.

Für die Spracherlernung ist das Schreien von großer Bedeutung; es ist eine vortreffliche Lungen- und Stimmbändergymnastik. Lautes Schreien läßt lautes Sprechen erwarten, alle Eltern sollten sich über diese Kraftäußerung ihrer Kinder herzlich freuen.

Nach einigen Monaten tritt das Kind in die Lallperiode ein und erreicht damit die erste Stufe der menschlichen Sprache. Den Naturlaut verlassend, nähert es sich dem Sprachlaut. War das Schreien eine Notwehr, so ist das Lallen ein heiteres Spiel mit den Sprachwerkzeugen. Wie es sich mit seinen Ärmchen und Beinchen belustigt, so treibt es auch seine Kurzweil mit Lunge und Kehlkopf, mit Zunge und Lippen. Das Kind lallt aus lauter Freude am Lallen. Hier wäre es eher am Platze, von einem „Triumphgesang des immerwährenden Lebens" zu sprechen.

Wie das Schreien, ist auch das Lallen ungewollt und zunächst von der Umgebung unabhängig. Die ersten Lallsilben, die wir zur Genüge kennen, sind lediglich Muskelbewegungen, die ebensowenig Bedeutung haben wie das Herumfuchteln der Arme oder das Strampeln der Beine. Das Gehirn des Kindes ist noch unentwickelt, inhaltslos, während seine Sprachorgane bereits im Betrieb sind; das lallende Kind gleicht einer klappernden Mühle, die leer läuft. Lallen ist sinnloses Sprechen. Diesem sinnlosen Sprechen werden wir im dritten Abschnitt das sinnhaltige, das gedachte Sprechen gegenüberstellen.

Welcher Art sind nun die sprachlichen Produkte in der Lallperiode? Zunächst sind die Lallaute unartikuliert; es sind chaotische Gebilde, deren Notierung den Phonetiker zur Verzweiflung bringt. Sie verhalten sich zu den korrekten Lauten der Sprache etwa wie das Bellen eines Hundes zur Rede des Menschen. In endlosen Monologen reiht das Kind eine Fülle von Tönen und Lauten aneinander. Man muß nur staunen über die Leistungsfähigkeit seiner Sprachwerkzeuge.

Es ist eine durch genaue Beobachtung mehrfach erprobte Tatsache, daß das Kind, bevor es sprechen kann, unendlich viel mehr Laute hervorbringt, als es nachher braucht. Die Natur hat dem Kinde einen Überschuß an sprachlichen Fähigkeiten mit in die Wiege gelegt. Jedes Kind ist im Lallstadium für alle Sprachen der Welt geschaffen. Besonders merkwürdig ist nun, daß das Kind auf dieser primitiven Stufe oft Laute erzeugt, die ihm nachher, in der Periode der Nachahmung, nicht mehr gelingen. Wie viele Kinder haben wir g und k lallen hören, ge-ge-ge, ka-ka-ka usw.; die gleichen Kinder sagen aber später regelmäßig: dut für gut, tole für Kohle oder distanne für Gießkanne.

Diese auffallende Erscheinung hängt offenbar damit zusammen, daß ein Laut einzeln leichter zu sprechen ist als im Wort, wo die Aufmerksamkeit des Kindes immer auf mehrere Laute verteilt ist. Dazu kommt, daß die Absicht der Nachahmung hindernd wirkt auf die Präzision der Lautbildung. Einen Laut genau und sicher nachzusprechen verlangt mehr Geschick als zufällig denselben Laut unter hundert andern einmal richtig sprechen. Ein Schütze, der immer in die Scheibe trifft, ist in seiner Kunst geübter als einer, der einmal ins Schwarze schießt und neunmal an der Scheibe vorbei.

Sobald nun die unartikulierten Laute in artikulierte übergegangen sind, so setzt die Sprachwissenschaft ein mit der Frage: In welcher Reihenfolge treten die Sprachlaute auf? Auf Grund der Hypothese,

wonach jedes Individuum die Entwicklungsstadien der Gattung durchläuft, hoffte man aus der Kindersprache Aufschluß zu erhalten über die Anfänge der menschlichen Sprache. Man übersah dabei, daß das Kind ja die Sprache nur lernt, nicht neu schafft und daß schon im Lallstadium die Sprachlaute der Umgebung den spontanen Verlauf der Dinge beeinflussen.

Die Forschung hat große Anstrengungen gemacht, um in den ersten Lautversuchen der Kinder ein Prinzip herauszufinden. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts glaubte Fritz Schulze das Gesetz vom kleinsten Kraftmaß auf die Lautentwicklung anwenden zu können, danach würde das Kind konsequent jeweilen den leichteren Laut vor dem schwierigern erlernen. Und denken wir z. B. an das r, über dessen relative Schwierigkeit wohl kein Zweifel besteht, so kann man dem Schulzeschen Gesetz nicht alle Berechtigung absprechen. Aber von einer strengen Gesetzmäßigkeit kann keine Rede sein, das haben besonders amerikanische Wortstatistiken mit Evidenz dargetan; eine strenge Gesetzmäßigkeit im Sinne Schulzes ist schon ausgeschlossen durch die Unbestimmbarkeit der Begriffe „leicht und schwer". Ist beispielsweise p wirklich leichter auszusprechen als k? Ich wüßte nicht weshalb, und doch beobachten wir allgemein, daß in der artikulierten Kindersprache die Lippenlaute lange vor den Gaumenlauten auftreten. Der Grund hierfür liegt nicht in der Natur des Lautes, sondern in der ungleichen Entwicklung der kindlichen Sprachorgane. Das Kind bevorzugt die Lippenlaute offenbar, weil durch das Einsaugen der Milch die Lippenbewegungen bei ihm bereits eingeübt sind; dazu kommt als weiteres Moment die Förderung der Lautbildung durch das Auge; die Lippenlaute sind diejenigen Laute, die, wie jeder Taubstummenlehrer weiß, am leichtesten am Munde der Erwachsenen können abgelesen werden. So viel über die Frage nach der Reihenfolge der Lallaute.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Periode ist die Wiederholung der Silben; ihr verdanken wir eine Reihe von Wörtern, die aus der Kindersprache in die Sprache der Erwachsenen übergegangen sind. Wir können drei Gruppen solcher sogenannten Lallwörter (im engeren Sinne) unterscheiden.

Die ursprünglichsten sind Wörter wie papa, mama, die in den meisten Kultursprachen vorkommen, oder nina „Schlaf" auf Süddeutschland beschränkt, schweizerdeutsch ätti Großvater, oder wie im Französischen bébé Säugling, bobo Schmerz, auch lateinisch tata Vater gehört hierher. Alle diese Wörter — es ist eine beschränkte Anzahl — sind ursprünglich im Munde des Kindes reines Geplapper ohne Bedeutung, erst die Erwachsenen legen diesen Lallsilben einen Sinn bei, und das so entstandene oder immer aufs neue entstehende Wort lernen dann die Kinder von den Erwachsenen, wie sie die übrige Sprache lernen. Wie sehr diese Art Wörter in die Gemeinsprache übergegangen sind, ersieht man daraus, daß sie, wie alle Gebrauchswörter, gewissen Modewanderungen unterworfen sind. So nennt in einer gebildeten Familie das deutsche Kind seine deutschen Eltern nie anders als Papa und Mama, die Betonung verrät deutlich den französischen Ursprung. Es ist eigentümlich, daß Papá und Mamá, übrigens im Verein mit Onkel und Tante, gerade in dem Lande sich

eingewurzelt hat, in dem die Mutterliebe und die Muttersprache so sehr verherrlicht werden.

Eine zweite größere Gruppe von Wörtern, die aus der Kinderstube stammen, sind Bildungen, wie wewe, süddeutsch wiwi, Schmerz, oder französisch dodo Schlaf. Diese Art Wörter sind nicht spontane Lallsilben, sondern sind ererbtes Sprachgut mit kindersprachlicher Reduplikation. Wewe kommt von Weh und dodo von dors, dormir. Solche Bildungen scheinen im Französischen besonders häufig vorzukommen. Hierher gehören joujou Spielzeug von jouer, nounou die Amme von nourrir, fifi aus fils, fifille aus fille, bonbon aus bon, fanfan aus enfant, auch tante statt des altfranzösischen ante ist sicherlich durch die Plappermühle des Kindes hindurchgegangen.

Eine dritte Gruppe endlich bilden die schallnachahmenden Wörter wie wauwau der Hund, auch lateinisch baubau (daher baubari bellen); ferner mumu die Kuh, bibi das Huhn, hotto das Pferd aus hot! dem Rufe des Fuhrmanns („rechts gehen"); ebenso das weit verbreitete sch-sch für Eisenbahn. Auch tiktak die Uhr und norddeutsches tiptap die Treppe gehören hierher. Diese Wörter sind dem Kinde besonders verständlich, weil in ihnen wirklich zwischen Ding und Lautform ein erkennbarer Zusammenhang besteht.

Hier verlassen wir die Lallperiode und wenden uns dem eigentlichen Sprechen zu. Bis jetzt war die Sprache des Kindes im wesentlichen eine mechanische Tätigkeit. Sein Denkvermögen war nicht beteiligt. Erst in der Sprechperiode sehen wir den Vollbetrieb des kindlichen Mühlwerkes.

Allgemeingültige Etappen lassen sich hier schwer unterscheiden; hier spielt die wachsende Eigenart des Kindes und die immer verschiedene Umgebung eine zu große Rolle. Immerhin ist sicher, daß zwischen sinnlosem Nachplappern und verständnisvollem Sprechen eine große Kluft besteht, und daß das Kind nicht plötzlich vom Lallen zum Sprechen überspringt. Die Kluft wird überbrückt durch eine Tätigkeit, die mehr ist als Nachsprechen und weniger als spontanes Sprechen, und diese Tätigkeit ist das Verstehen.

Zunächst versteht das Kind nur Wörter und Sätze, die von Mienen und Gebärden begleitet sind. Wir strecken die Hände aus, machen ein freundliches Gesicht und rufen: komm, Bubi, komm. Darauf antwortet das Kind, je nach Stimmung, mit einer zustimmenden oder ablehnenden Gebärde. Ob dabei Miene und Gebärde oder das Wort das Verständnis übermittelt, wissen wir zunächst nicht. Für das Kind gehören die drei Dinge zusammen. Allmählich lassen wir Miene und Gebärde zurücktreten; das Kind gewöhnt sich immer mehr an die Lautsprache. Eine geraume Zeit dauert dieser eigenartige Verkehrsmodus fort: Lautsprache auf seiten des Anredenden, Mienenspiel und Gebärdensprache auf seiten des Antwortenden. Zu gleicher Zeit setzt das Kind seine Lautübungen fort, also sinnloses Reden und stummes Verstehen laufen nebeneinander her, und zwar unabhängig voneinander. Was uns Erwachsenen längst unzertrennlich scheint, Lautbildung und geistige Auf-

fassung, das ist beim Kinde in zwei Funktionen gespalten. Das eigentliche Sprechen beginnt erst mit dem Augenblick, wo das Kind seine eigenen Lautprodukte mit geistigem Inhalt füllt. Hier erst beginnt die Kindersprache im engeren Sinne. Dieser Augenblick pflegt beim normalen Kinde am Anfang des zweiten Lebensjahres einzutreten. Die eigentliche Sprecherlernung spielt sich in der Regel im zweiten und dritten Lebensjahre ab; gelegentlich dehnt sie sich auch aufs vierte Jahr aus.

Eine eigene Bewandtnis hat es mit den Wortbedeutungen in der Kindersprache. Vor allem müssen wir uns davor hüten, den Vorstellungsinhalt, den wir Erwachsene mit einem Kinderwort verbinden, auch im kindlichen Gehirn vorauszusetzen. Ein Beispiel, das ich dem Buche von H. Sachs, Gehirn und Sprache, entnehme: mämäm ist bei uns in der Schweiz ein häufiges Kinderwort, das wir in einem Wörterbuch mit „Milch" oder „Flasche" übersetzen würden. Sagt nun ein Kind beim Anblick einer Flasche mämäm, so meint es damit nicht ein scharf umschriebenes Ding, etwa die Milchflasche oder deren Inhalt, sondern es versteht darunter die ganze Situation des Trinkens: das Liegen in den Armen der Mutter, das Herbeibringen der Flasche, das Anlegen der Flasche an seinen Mund, das Saugen, das Schlucken und all die Lustgefühle, die damit verbunden sind, das alles zusammen heißt mämäm; mämäm ist ein vieldeutiges Wort, ohne wirklich verschiedene Bedeutungen zu haben. Es ist unübersetzbar. Was uns kompliziert erscheint, wie der Trinkvorgang, weil wir ihn eben in seine Teile zerlegen, das ist für den kindlichen Geist etwas Einfaches, weil er die Einzelheiten des Vorganges noch nicht beachtet. Ganz allmählich macht sich das Kind los von seinen panoramaartigen Vorstellungen. Oft präzisieren sich gewisse Begriffe erst bei späterer Gelegenheit. So fragt ein sechsjähriges Töchterchen seinen Vater: „Papa, wie kann man eigentlich Häuser verkaufen; man kann sie doch nicht wegtragen!" Man sieht, seine Vorstellung von „kaufen und verkaufen" ist noch an die wirkliche Auswechselung von Geld und Ware geknüpft, diese seine Vorstellung stammt offenbar aus dem Laden, wo man die gekauften Dinge wegträgt.

Solche Vorkommnisse bringen uns zum Bewußtsein, welche ungeheuere Geistesarbeit das spracherlernende Kind zu vollbringen hat, bis es auf allen Gebieten dazu gelangt, die Dinge so aufzufassen, wie seine Umgebung sie gerade aufzufassen beliebt. Von diesem Gesichtspunkt aus scheint es mir im Prinzip nicht ratsam, trotz der unleugbaren äußeren Vorteile, Kinder, deren Begabung nicht über dem Durchschnitt steht, zweisprachig oder gar dreisprachig zu erziehen. Das Sprechen mag dabei gedeihen, das Denken sicherlich nicht.

Versuchen wir nun einige Eigentümlichkeiten der Kindersprache in mehr grammatischer Anordnung zu schildern. Auf die lautlichen Vorgänge in dieser Periode können wir hier nicht näher eingehen. Was die nun folgenden kindersprachlichen Sätze anbelangt, so sei an dieser Stelle bemerkt, daß sie, soweit sie der eigenen Häuslichkeit des Verfassers entstammen, unverfälscht „auf

gut Schweizerdeutsch" wiedergegeben werden, gerade so wie sie der Zufall des Familienlebens einem pater philologicus in die Hände spielt.

Am deutlichsten offenbart sich die sprachliche Eigenart des Kindes in der Form- und Wortbildung. Betrachten wir zuerst die kindersprachliche Formenlehre.

Hier interessiert den Sprachenforscher gerade das, was der Grammatiker mit Abscheu von sich weist: der Fehler. Das Anstößige, hier wird's zum wissenschaftlichen Ereignis. Am meisten versündigt sich das Kind an den Regeln der Partizipialbildung. Papa, wer het das Buech ibandet? (Papa, wer hat das Buch eingebunden?) fragt mich mein fünfjähriger Junge. Die richtige mundartliche Form wäre ibunde. Die Bildung ist in doppelter Hinsicht interessant; einmal wird binden, wie das allgemein Brauch ist in der Kindersprache, schwach flektiert, danach würden wir ibindet oder ibundet erwarten, Formen, die häufig genug vorkommen; wenn das Kind aber ibandet sagt, so hat bei der Bildung das Substantiv Einband den Vokal abgegeben.

Wie oft mehrere Formen im kindlichen Gedächtnis bewußt nebeneinander leben, zeigt folgender Fall, den von der Gabelentz erzählt. Zu ihm sagte sein zweijähriger Knabe: Papa, hast du mir etwas mitgebringt ... gebrungen ... gebracht? Man sieht, das Kind will korrekt sprechen, steht aber im Widerstreit der Formen. Warum soll es nicht von bringen bilden gebringt, da es doch heißt spielen gespielt? Warum nicht bringen, gebrungen, wie singen gesungen? Französische Kinder sagen: j'ai prendu für j'ai pris, nach dem Muster von Verben wie vendre vendu. Dem Kinde bringen die unregelmäßigen Zeitwörter dieselben Sorgen wie dem fremde Sprachen lernenden Schüler.

Als Kuriosität sei folgende Partizipialbildung erwähnt. Marie scho stand uft, „Marie (das Dienstmädchen) ist schon aufgestanden", sagte ein Schweizerkind mit zwei Jahren, als die Marie einmal früher als gewöhnlich aufgestanden war. Es hatte oft die imperativische Mahnung gehört: stand uf! (steh auf!) und bildet dazu ein Partizipium standuft, wie wenn es einen Infinitiv standufen gäbe. Daß das auf von aufstehen ein verschiebbares Wesen ist, davon hat das Kind noch keine Ahnung.

Diese Tendenz, die Formenlehre zu vereinfachen, können wir in allen Kindersprachen beobachten. Im Französischen konjugiert das Kind: nous disons, vous disez, ils disent, gerade wie nous lisons, vous lisez, ils lisent. Lehrreich ist zu sehen, wie das Kind auf Korrektur der Eltern gelegentlich reagiert. Einem Lausanner Knaben hatte man glücklich das vous disez abgewöhnt, er sagte vous dites, wie es Papa und Mama haben wollten. Eines Tages aber, der vielen Mahnungen eingedenk, entwischte ihm ein vous lites. Das Kind ist der Spielball der Analogie. Bringt man ihm bei, es heiße nous disons, vous dites, so fühlt es sich in seinem Recht, wenn es dazu bildet nous lisons, vous lites. Das französische Kind sagt: nous avrons de beaux cadeaux, ein regelrecht gebildetes Futurum zu nous avons, wie nous recevrons zu nous recevons.

Im Italieniſchen heißt das Präſens von venire: io vengo, tu vieni, egli viene uſw. Das Kind aber ſagt io viengo, wohl weil es immer mit vieni, vieni! komme! gerufen wird. Aus entſprechendem Grunde ſagt es nicht korrekt: ma io non piango punto, ich weine ja gar nicht, ſondern ma io non piangio punto; denn wie oft hat man es gefragt: perchè piangi? warum weinſt du?

Wie die Verbalformen, ſind auch die Subſtantiva der Analogie ausgeſetzt. Kinder nennen die Haſen Häſer, warum ſollten ſie nicht, hören ſie uns doch ſagen: das Glas, die Gläſer. Hübſch iſt das Symmetriegefühl eines Mädchens im Berner Jura, das neben den roi eine roite ſtellt, offenbar nach Analogie von droit droite. Mag es nun reine nicht beachtet oder nie gehört haben, jedenfalls hat es durch dieſe kühne Bildung etwas erreicht, was der Schriftſprache auszudrücken verſagt iſt: nämlich die enge Zuſammengehörigkeit der königlichen Ehegatten. Dürften wir ſagen le roi et sa roite, ſo klänge es etwa wie le bourgeois et sa bourgeoise, oder wie das ſcherzhafte chacun et sa chacune; die Lautähnlichkeit würde den Gedanken veranſchaulichen. Dieſe Lautähnlichkeit beſtand im lateiniſchen rex, regina; ſie iſt durch die lautgeſetzliche Entwicklung bedeutend verringert worden. Die Form roite iſt ein origineller Verſuch, ſie wiederherzuſtellen. Würden viele Kinder auf dieſen Gedanken kommen und von ihrer Umgebung unterſtützt werden, ſo könnte dieſes roite allgemein Uſus werden in der Lokalſprache des Berner Jura; und nehmen wir weiter an, der Hauptort des Berner Jura hieße nicht Pruntrut, ſondern Paris, ſo wäre das Glück der Neubildung entſchieden, und der Artikel Königin im deutſch-franzöſiſchen Wörterbuch würde lauten: roite, veraltet reine. So oder ähnlich iſt es Tauſenden von Formen und Wörtern tatſächlich ergangen. Ob und wie weit dabei die Kinderſprache mitſpielt, iſt ſchwer zu ſagen; denn was das Kind hier tut, tun wir gelegentlich alle, tut vor allem jeder Dialektſprechende, weil im Dialekt eine feſte Sprachnorm nicht beſteht.

So viel vom eigentümlichen Reiz der Analogiebildung. Jeder Sprachlehrer weiß davon zu erzählen. Wir ſehen, das Kind hat revolutionäre Gelüſte, es möchte die Grammatik auf eine Deklination und auf eine Konjugation reduzieren; wenn es nach ihm ginge, würde man z. B. das Verbum „eſſen" ſo abwandeln: ich eſſe, ich eßte, ich habe geeßt. Kinder und Eſperantiſten haben dieſelben Ideale!

Mit der Formenlehre hat viel Verwandtes die Wortbildungslehre. Wie die Flexionsendungen, geben auch die Prä- und Suffixe zu drolligen Neubildungen Anlaß. I weiß es nimme meh, du heſch mers verſchwätzt (ich weiß es nicht mehr, du haſt mir's „verſchwatzt"), klagte ärgerlich ein Knabe mit dreieinhalb Jahren. Einem etwas verſchwatzen, d. h. „einem durch Geſchwätz etwas vergeſſen machen", iſt eine völlig ſprachgerechte Bildung. Die Aufnahme von „verſchwatzen" in dieſem Sinne würde eine Bereicherung der Sprache bedeuten.

Ein andres Beiſpiel. Um zu verſichern, daß etwas wahr ſei, was er berichte, ſagte derſelbe Knabe mit fünf Jahren: waiſch, Papa, ſiſch wohr,

es isch nit gmärlet! (weißt Papa, es ist wahr, es ist nicht geschwindelt!). Er ist bereits dahinter gekommen, daß die Märchen (im Dialekt Märli) nicht-wirkliche Dinge erzählen. Der Fall ist deshalb besonders interessant, weil im älteren Basler Dialekt das Wort märlen tatsächlich im Gebrauch war. Wir finden es in der Chronik von Wurstisen, aus dem Jahre 1580. Wir sehen: hier hat das Kind ein Wort neu geschaffen, das der Sprache abhanden gekommen war; es hat, ohne es zu ahnen, das treffliche Wort märlen der Sprache zu restituieren versucht.

Beliebt sind in der Kindersprache Bildungen mit der Vorsilbe ab. Ein Mädchen sagte im vierten Jahre zu seiner Mutter: Mamme, gäll, s'Sunneli tuet di schwarze Wulke abschine (Mama, gelt, die Sonne tut die schwarzen Wolken „wegscheinen", d. h. sie scheint so stark, daß die Wolken das Feld räumen müssen). Ähnlich gedacht ist folgender Satz: s'isch doch guet, daß es e wenig abkiehlt, oder eigetlich tuets „abheiße". (es ist doch gut, daß es ein wenig abkühlt, oder eigentlich tut es „abheißen"). Man sieht, das Kind denkt noch über die Wörter nach, „Abkühlen" befriedigt es nicht, ab heißt weg, denkt es, was aber ab- oder weggegangen ist, das ist nicht die Kühlung, sondern die Hitze, also ist abheißen richtiger. Ein norddeutsch sprechendes Kind sagte von einer Katze, die es durch Fortschicken bestraft hatte: ich habe die böse Katze fortgestraft.

Die entsprechenden Vorgänge finden wir im Französischen. Déprochetoi, sagte ein Kind zum Hund, um ihn fortzujagen. Wie es zu accrocher ein décrocher gibt, so bildet das Kind folgerichtig zu s'approcher ein se déprocher „sich entfernen". Hierher gehört ein interessanter Vorfall, dessen Mitteilung ich einem Kollegen aus der französischen Schweiz verdanke. Eines Tages sagt sein siebenjähriger Sohn zu ihm: vois-tu, papa, ils n'ont pas encore fini de débâtir cette maison. Der Vater korrigiert: on ne dit pas débâtir, on dit démolir une maison. Das merkt sich der Knabe, und einige Tage später sagt er: dis donc, papa, vois-tu là-bas cette maison qu'on molit. Es will dem logisch denkenden Kinde nicht in den Kopf, daß man für so verwandte Tätigkeiten wie Bauen und Abreißen nicht denselben Wortstamm brauchen könne. Ein deutsches Kind hätte zu aufbauen ein abbauen gebildet.

Weniger häufig scheinen substantivische Bildungen zu sein. Ein Dienstmädchen hatte die Bleisoldaten so eingepackt, daß einige zerbrochen sind. Entrüstet stürzt der Eigentümer auf sie zu und sagt: Marie, Sie sind e Verbrecheri, Sie ghere ins Verbrecherland (Marie, Sie sind eine Verbrecherin, Sie gehören ins Verbrecherland). Wir sind geneigt, darin ein Wortspiel zu sehen; ein solches ist aber ausgeschlossen: denn zu jener Zeit kannte das Kind den wirklichen Sinn von Verbrecher nicht. Gelegentlich werden auch Adjektiva gebildet. Die Kinder spielen in der Hausflur. Die Mama weist sie in die Wohnstube, da bemerkt das Mädchen: waisch, Mamma, i dr Wohnstube isch es nit eso spielig wie do (weißt Mama, in der Wohnstube ist es nicht so „spielig" wie hier). Wie wir einen Ort windig nennen, wo der Wind haust, so bezeichnet das Kind eine Stelle spielig, wo sich gut spielen läßt.

Hier und da versteigt sich das Kind zu kühnen Superlativen: dr Bubi het am Fraidschte, wenn er viel Tolke macht (der Bubi hat am „Freudsten", wenn er viel Kleckse macht) bemerkt seine sechsjährige Schwester. Es kümmert sie wenig, daß „Freude" als Substantiv keiner Steigerung fähig ist, wenn nur der Gedanke mit seinem vollen Affektgehalt zum Ausdruck kommt. So viel über Neubildung durch Suffixe.

Die Lust am Fabulieren macht hier nicht Halt. Das Kind prägt oft auch ganz neue Bezeichnungen für die Dinge. So sagt ein Kind mit viec Jahren: i kha kheini grade Linie mache, i bruch e Strichstecke (ich kann keine geraden Linien machen, ich brauche einen „Strichstecken"), d. h. einen Stock, mit dem man Striche machen kann. Das Fremdwort Lineal war ihm noch nicht geläufig. Das Kind gehört unbewußt zu den Sprachreinigern! Ein andres Kind in Basel nannte den Bohrer den „Holzlöchermacher". Der Norddeutsche hat kein Wort für bonbon, der Süddeutsche sagt Gutzi. Ein norddeutsch sprechendes Kind bildete dafür sprachgerecht „Süßling". Wir besitzen keinen besonderen Ausdruck für die kleinen Teile einer zertrümmerten Eisfläche. Ein junger Schlittschuhläufer von fünf Jahren nannte sie zutreffend „Eisscherben". Uns Erwachsenen, wenn wir nicht dichterisch veranlagt sind, fallen solche Vergleiche nicht mehr ein; wir stehen zu sehr im Banne des Sprachgebrauchs, der uns in diesem Falle vorschreibt, man sage „Scherben" nur von den Dingen aus Glas oder Erde.

Eine halbe Neubildung ist Armbogen für Ellbogen, wie ein Kind mit drei Jahren sagte. Das entsprechende Beinbogen für Knie ist mir nicht belegt, läge aber durchaus im Bereich der Möglichkeit. Hierher gehört auch folgender Vorfall. Es lagen als Nachtisch einige schöne Birnen auf dem Tisch. Dazu meinte ein Kind allen Ernstes: gell, Papa, das isch Blagierobst! Es verstand das Lachen der Anwesenden nicht; es wollte lediglich sich vergewissern, ob man das nun Spalierobst nenne oder nicht.

Es ist auffallend, wie sehr gewisse Kinder auf den Wortsinn achten. Avenarius pflegte von einem Kinde zu erzählen, das die Urgroßmama Tiktakmama nannte. Eines Tages stolzierte ein Knabe mit einer Schreibfeder hinterm Ohr im Zimmer herum. Man sagte zu ihm: bisch du e Rotschriber, Bubi? (bist du ein Ratschreiber, Bubi?). Augenblicklich kam die Antwort: nai, i bi=n=e Schwarzschriber (nein, ich bin ein Schwarzschreiber). Sagt man von jemand, „er sei nicht im Strumpf", oder spricht man vom zürcherischen Verlagsinstitut „Orell Füßli", gleich denkt das Kind an seine Strümpfe oder greift an seine Füße. „Winterthur" erweckt sofort den Gedanken an einen Ort, wo man Schlitten fährt. Einen Herrn Barth ohne wirklichen Bart kann sich das Kind nicht leicht vorstellen.

Häufig ist in der Kindersprache das zu beobachten, was die Linguistik Verschränkung oder Kontamination nennt. „Felleisen" und „Tornister" schmelzen im Kindermund zu einem Wortbild zusammen, und es entsteht ein Fellnister. Von den italienischen Ausdrücken für „Kissen" sind die gebräuchlichsten: cuscino und guanciale. Ein italienisches Mädchen — es ist die Großnichte eines berühmten Florentiner Romanisten — läßt die beiden

Wörter in eins zusammenschrumpfen und sagt: dammi il mio cusciale! (gib mir mein Kissen!). Ein Schweizerkind ruft seinem Vater zu: Papa, mir sin birat (Papa, wir sind bereit). Sein birat ist offenbar entstanden durch Verschränkung von birait (mundartlich für bereit) und parat, das ersteres in der Schweiz zu verdrängen droht.

Genug der Beispiele.

Jede Mutter, jeder beobachtende Vater wird es mir bestätigen, daß die Kinder ihre eigene Grammatik, ihren eigenen Wortschatz haben. Zwischen dieser Eigensprache des Kindes und der Sprache seiner Umgebung spielt sich ein Kampf ab, der oft bis in die Schulzeit hinein dauert. Allmählich und meist unbewußt gibt das Kind seine eigenen Bildungen auf. Gelegentlich aber kommt es vor, daß es seine Sprachformen gegen die seiner Umgebung durchzusetzen versucht. So sagte ein Kind einmal zu seiner Mutter: Mameli, du saisch immer ghaue, me sait nit eso, me sait haut. Das ist bewußter, rechthaberischer Widerstand. Wer weiß, wie es unsrer Sprache erginge, wenn die Kinder sich zu einer „Sprachgenossenschaft" organisieren könnten! Doch es ist keine Gefahr, daß die Kinder über uns Meister werden. Ihren Neubildungen steht entgegen der allgewaltige Usus, der will, daß man heute so spricht, wie man gestern gesprochen hat. Und es ist gut, daß es so ist, denn die Sprache hat nicht nur zwischen Altersgenossen, sondern auch zwischen Alt und Jung zu vermitteln. Gleich einem Bürger von konservativer Gesinnung, ist sie aus Rücksicht auf die ältere Generation mit Neuerungen sehr zurückhaltend. Sie darf ibandet und prendu, abheißen und débâtir nicht aufkommen lassen.

Im allgemeinen ist ja das Kind ein Gegner, mit dem Meister Usus bald fertig wird. Je korrekter die Familie, in der das Kind das Unglück hat aufzuwachsen, desto energischer wird man den Auswüchsen seiner Sprache zu Leibe rücken.

Hier drängt sich einem die Frage auf, was denn aus einem Kinde würde, das in stummer Umgebung aufwüchse. Das Experiment, so inhuman es ist, soll mehrfach gemacht worden sein, auch schon im Altertum, und zwar vernünftigerweise immer mit mehreren Kindern; aber vom Ergebnis haben wir meist keine zuverlässige Kunde. Von einem Falle wissen wir, daß die Kinder gestorben, vom andern, daß sie stumm geblieben sind. Ich glaube nicht, daß Kinder von selbst eine Sprache erfinden würden. Sie würden aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Stufe der Gebärden- und Lallsprache, d. h. der Tiersprache stehen bleiben.

Das legt uns die weitere Frage nahe: Besitzt das Kind wirklich die Fähigkeit, Wörter zu erfinden, d. h. sowohl Lautform als Bedeutung in seinem Gehirn ohne Einfluß der Umgebung entstehen zu lassen? Die Frage ist schwer zu lösen; denn wie wollen wir beim kindersprachlichen Wortschatz mit Sicherheit bestimmen, was Nachahmung und was eigene Erfindung sei. Bei vielen kindersprachlichen Erhebungen hat man einzelne wenige Wörter gefunden, die nicht auf die Umgebung zurückgeführt

werden konnten. Warum soll hier nicht Urschöpfung angenommen werden? Die Sprachgeschichte hat gezeigt, daß die Urschöpfung zu allen Zeiten möglich ist, und wenn wir sie im Prinzip auch dem modernen Menschen zusprechen, warum sollte sie dann dem Kinde völlig abzusprechen sein? Wir haben im Gegenteil gesehen, daß das Kind sehr starke Neigung zu Neubildungen hat, und daß seine Neubildungen zum größeren Teil auffallend mit dem übereinstimmen, was wir auch sonst in der Sprachentwicklung beobachten. Aber betonen wir ausdrücklich: wenn beim Kinde die Erfindungsfähigkeit im absoluten Sinne vorhanden ist, so ist sie sicher nur in sehr geringem Umfang und nur bei geistig besonders regen Kindern vorhanden.

Man hat sich andrerseits zu der Behauptung verstiegen, die Kindersprache sei eine Erfindung der Erwachsenen. Das ist ein Irrtum. Wenn auch sofort zugegeben sei, daß bei der Kindersprache die Umgebung mehr Anteil hat als das Kind, so ist daran festzuhalten, daß normalerweise neue Formen und Wörter nur da entstehen, wo ein Sprechender und ein Hörender beisammen sind. So ist die Kindersprache einfach das Ergebnis der Verständigungsversuche zwischen Kind und Umgebung. Das Kind ist dabei der Schüler, die Umgebung der Lehrer.

Unsre Sprache wird dem Kinde im ganzen und großen als etwas Fertiges überreicht, und was wir an originellen Wendungen im Kindermund wahrnehmen, das läßt sich etwa mit jenen mehr oder weniger gelungenen Malversuchen vergleichen, die das Kind auf Grund von gezeichneten Vorlagen anstellt. Die kindersprachlichen Neubildungen, wie wir sie hier kennen gelernt haben, all die gebringt und die Häser, die Armbogen und die Strichstecken, sie sind gewissermaßen die Bilder, die auf der Basis der Muttersprache durch Übermalung entstanden sind. Die Umrisse waren gegeben, die Farbenzusammenstellung aber ist Schöpfung des Kindes, und sollte an mich die Frage gestellt werden, wie wir uns als Eltern und Erzieher zu diesen Abweichungen vom Sprachusus zu stellen haben, so würde ich etwa folgendes antworten: Gewiß, wir sind es unsern Kindern schuldig, daß wir sie gelegentlich korrigieren; aber wir sind es ihnen in viel höherem Maße schuldig, daß wir ihrer geistigen Eigenart mit liebevoller Achtung begegnen. Die Neubildungen des Kindes sind ein Stück geistiger Eigenart, die wir nicht mit dem Verdammungswort Fehler unterbinden sollten. Die Kindersprache verhält sich zur Sprache der Erwachsenen ähnlich wie die Mundart zur Schriftsprache. Die Sprache des Kindes ist sein Dialekt. Treffend charakterisiert der Italiener das Verhältnis der Mundart und Schriftsprache: was ihm das tägliche Brot bringt, nennt er la lingua del pane, die Brotsprache, die Mundart aber ist ihm die lingua del cuore, die Sprache, die ihm ans Herz gewachsen ist.

Lassen wir das Kind fühlen, daß wir ihm seine lingua del cuore von Herzen gönnen.

Auf den Spuren der tropischen Eiszeit.

Von

Wilhelm Bölsche.

In den Hoch-Anden von Ecuador: Chimborazo, Cotopaxi ꝛc. Reisen und Studien von Prof. Dr. Hans Meyer. Mit 3 farbigen Karten und 138 Abbildungen auf 37 Tafeln. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1907.

Dazu als besondere Publikation: Bilder-Atlas. 24 Großquart-Tafeln in farbiger Lithographie nach Gemälden von Rudolf Reschreiter und 20 Tafeln mit 40 Bildern in Lichtdruck nach Originalen verschiedener Forscher und Künstler. Dazu ein Vorwort und 12 Blätter textliche Erläuterungen. In Leinwandmappe Querfolio. Im gleichen Verlage. 1907.

Vor mir liegt ein schöner, alter Lederband mit Goldpressung und Goldschnitt: der „Kleineren Schriften" von Alexander v. Humboldt erster Band, mit einem „Atlas, enthaltend Umrisse von Vulkanen aus den Kordilleren von Quito und Mexiko", erschienen 1853. Humboldts Bücher hatten, wie erinnerlich, tragische Schicksale. Auch dieses Werk teilte mit seinen besten (der „Relation historique" und dem „Kosmos") das Los, daß der Schlußband nie erschienen ist. Die Fata meines Exemplars sind freundlicher. Es gehörte einst dem trefflichen Zoologen Thienemann, dem Monographen der Vogeleier; ein eingeheftetes Manuskriptblatt mit der bekannten, fast unleserlichen Schrift Humboldts gab ihm besonderen Wert. Durch Familienerbe ging es in den Besitz meines Freundes Karl Hauptmann über, der es mir schenkte, als ich von den „Ansichten der Natur" die erste ganz billige Volksausgabe (Reklam) herausgebracht hatte. Auf dem handschriftlichen Blatte entziffere ich mit einiger Mühe in einem Gewirre schräger Zeilen noch die Angabe „Chimborazo. Humb. pag. 133—174". An dieser Stelle im Text aber steht der Bericht über Humboldts berühmteste Tat, seine zu seinen Lebzeiten ebenso populäre wie legendäre Besteigung des Chimborasso am 23. Juni 1802. Der prachtvolle Bilderatlas, den uns Hans Meyer jetzt über die gleiche wunderbare Erdgegend (in Verbindung mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Reisewerke) bietet, zwingt den Blick zurück zu diesem alten Datum.

Es ist seither so viel und so rasch entdeckt worden, daß man sich seiner seltener erinnert. Aber noch lebt etwas fort von der Leuchtkraft, die Humboldt allen Dingen zu verleihen wußte, denen seine ganze Liebe, seine ganze Begeisterungsfähigkeit sich zuwandte. Man kann den Chimborasso nicht nennen, ohne die Gedankenassoziation Humboldt zu finden. Es ist aber ein Stück Schicksal auch in dieser Assoziation. Auch wissenschaftliche Entdeckungen erdulden noch spät freudvoll-leidvolle Schicksale. Freudvoll, weil jeder Fortschritt doch in der eigenen Linie liegt, nur krönt, was gewollt wurde; leidvoll, weil Persönliches dabei sterben muß, wie überall. Fast fünfzig Jahre nach jener angeblich fast gelungenen Chimborassobesteigung leitete Humboldt seinen Bericht noch mit den lapidaren Sätzen ein: „Die höchsten Berggipfel beider Kontinente: im alten der Kintschinjinga, der Dhawalagiri (weiße Berg) und der Dschawahir; im neuen der Aconcagua und Sahama, sind noch nie von Menschen erreicht worden. Der höchste Punkt, zu dem man in beiden Kontinenten auf der Erdoberfläche gelangt ist, liegt in Südamerika am südöstlichen Abhang des Chimborazo. Dort sind Reisende fast bis 18500 Pariser Fuß: nämlich einmal im Junius 1802 bis 3016 Toisen, ein andermal im Dezember 1831 bis 3080 Toisen Höhe über der Meeresfläche gelangt." Der erste dieser Reisenden ist Humboldt selbst, der zweite Boussingault. Für Humboldt enthielten die Sätze schon drei Resignationen. Erstens war also der Chimborasso nicht, wie er 1802 mit Recht hatte glauben dürfen und wie es zu dem ganzen Glanz der Sache eigentlich nötig gewesen war, der höchste Berg der Erde, denn die äußersten Himalajagipfel gingen weit darüber. Zweitens war dieser Chimborasso aber auch niedriger als der Aconcagua, also nicht einmal der höchste Berg Amerikas. Und drittens war eben Boussingault zwar auch nicht ganz hinauf, aber doch noch ein Stück weiter gekommen. Indessen als Trost blieb: wenn Berge höher waren, so waren doch Menschen noch nicht höher gekommen als diese beiden Kletterer am Hang des Vulkanriesen der äquatorialen Kordillere. Mit diesem Restglauben ist der Meister gestorben. Seitdem aber, in den nochmals rund fünfzig Jahren, ist auch das ganz sachte abgebröckelt.

Zuerst hat der englische Alpinist Whymper das scheinbar Unmögliche möglich gemacht und am 4. Januar 1880 auch den äußersten Gipfel wirklich bestiegen. Humboldt war nach einer Kletterei auf noch nicht fußbreitem Grat neben einem 1000 Fuß tiefen Abgrund, deren klassische Schilderung alle zu Schwindel neigenden Gemüter von je entsetzt hat, an einer Stelle umgekehrt, wo dieser Gipfel nach seinem eigenen Wort nur noch in der „dreimaligen Höhe der Peterskirche zu Rom", also nur wenig über 1200 Fuß, über ihm lag. Boussingault war so wenig zum Ziel gekommen wie er selbst. Es sollte also unmöglich sein, bis Whymper es als so gut möglich erwies, daß er sogar im gleichen Jahre noch einmal hinaufkam. Whymper und nach ihm jetzt eingehender noch Hans Meyer haben aber noch etwas erwiesen. Humboldt sowohl wie Boussingault sind nicht nur in Unkenntnis des Terrains und mangels alpinistischen Blicks (sie waren eben die ersten Pioniere) an der denkbar ungünstigsten Seite aufgestiegen, sondern sie sind auch beide lange

nicht so hoch gekommen, wie sie selbst in bestem Glauben behaupteten. Aus einer entscheidenden Indizienkette läßt sich dartun, daß sie beide durch Störungen ihres, die Höhe messenden Quecksilberbarometers irregeführt worden sind. Als habe Humboldt selbst etwas derart doch später leise geahnt, weist er in seinem Bericht auf die allgemeine Unsicherheit einmaliger Barometerablesungen auf so exponiertem Fleck ausdrücklich hin und fügt bescheiden genug hinzu: „Das Erreichen großer Höhen ist von geringem wissenschaftlichem Interesse, wenn dieselben über der Schneegrenze liegen und nur auf wenige Stunden besucht werden können." In der Tat ist er nicht 1200 Fuß, sondern fast ebenso viele Meter noch unter dem Gipfel gewesen, als er umkehrte. Gerade das aber hatte hier sowohl wie bei seinem Versuch, den benachbarten noch tätigen Kolossalvulkan Cotopaxi zu besteigen, für seine Darstellung und alles unmittelbar davon Abhängige der Wissenschaft seiner Zeit eine ganz bestimmte Folge, die uns auch heute wieder interessant wird.

Man muß sich einen Augenblick die Gesamtsituation dieser Feuerberge vergegenwärtigen. Sie sitzen auf der Kordillere, dem eigentlichen (hier doppelten) Gebirgsgrat, der zum großen Teil aus echtem oder zweifelhaftem Kreidegestein (also recht alten Bildungen) besteht, als relativ ganz junge, nachträgliche Gebilde wie kühne Reiter auf. Vor Zeiten ist dieses Kordillerengrundgestein durch irgendeine Faltenbildung der Erdrinde, die als solche zunächst mit echtem Vulkanismus gar nichts zu tun hatte, selber schon hoch emporgestaut worden. In der Linie seiner Falten haben sich dann nachträglich Löcher gebildet, aus denen feurig-flüssige Massen vorgequollen sind. Diese echten Vulkanprodukte jetzt haben durch übereinander quellende und dann erstarrende Lagen erst die eigentlichen „Reiter", nämlich die großen, überragenden Gipfel des Chimborasso, Cotopaxi, Antisana usw. geschaffen. Indem mit ihnen das Ganze aber immer höher in die Luft hinaufwuchs, gerieten diese Gipfel endlich selbst, ihrer Lage unter dem heißen Äquator zum Trotz, in die Region des ewigen Schnees. In den Zwischenräumen ihrer Vulkantätigkeit, oder — wie beim Chimborasso — nach endgültigem Wiedererlöschen dieser Tätigkeit selbst, bedeckten sie sich mit ungeheuren Kuppen von Firneis, und Gletscher krochen in ihre erkalteten Kraterhöhlen oder hingen als Eiszungen an ihren Flanken herab. Das aber bedingt für den Besteiger die seltsamste Lage der Dinge. Nachdem er bis zu einer (in diesen Tropenlanden sehr beträchtlichen Höhe, 4600 m im Mittelmaß) bloß nacktes Vulkanland, erkaltete Lavaströme und Schutthalden, überklettert hat, sieht er sich von bestimmtem Fleck ab genötigt, Alpinist zu werden. Er muß mit Seil und Eispickel arbeiten, um eventuell (wie es wenigstens an dem noch tätigen Cotopaxi der Fall ist) ganz oben noch einmal auf den warmen Wasserdampf der brodelnden Hölle zu stoßen.

Humboldt ist nun sowohl beim Chimborasso wie beim Cotopaxi umgekehrt, ohne überhaupt in diesen alpinistischen Teil der Aufgabe einzutreten, wozu er ja auch ebensowenig wie Boussingault die nötige Ausrüstung bei sich führte. Die eigentliche Eiskrone der Giganten, den Firnschnee-Dom, hat er gar nicht mehr berührt und also auch nicht geschildert. Sein Interesse ver-

weilte ausschließlich bei der rein vulkanischen, der Feuerseite des Problems. Die Schnee- und Eisseite dünkte ihm durchaus nebensächlich. Geologisch bis zum Alter völlig im Banne der Buchschen Theorien, sah er in der ganzen Kordillere selbst ein Ergebnis vulkanischer Hebekräfte, dessen oberste Glocken und Dome solche Gebilde wie sein Chimborasso bildeten, — Ansichten, die in diesem Umfange heute niemand mehr teilt, obwohl die engeren Ursachen sowohl der faltenden Gebirgsbildung wie der auf solchen Falten hier vorquellenden vulkanischen Massen noch immer der lebhaftesten Meinungsverschiedenheit unterliegen; ist doch gerade diese Gegend unsres Planeten jetzt wieder der klassische Boden der Debatte über die geistvolle und fruchtbare Vulkantheorie Alphons Stübels. Jedenfalls war der Erfolg von Humboldts einseitig gelenkter Betrachtungsweise fast für ein ganzes Jahrhundert der, daß auch seine wissenschaftlichen Nachfolger einer nach dem andern die Chimborasso-Kordillere wesentlich auch nur auf ihren Vulkanismus hin studierten. Nach Boussingault hat zuerst der ausgezeichnete Beobachter Moritz Wagner, der Begründer der Migrationstheorie, die Darwins Lehre erst vollenden wollte, den Chimborasso wenigstens am Fuße wieder umwandert und mit dem Fernrohr studiert. 1872 war Stübel selbst dort, wollte hinauf, konnte aber nicht und fällte das Urteil, daß gerade der Chimborasso uninteressanter sei als die andern Feuerberge der Nähe; denn er liege vulkanisch heute oben tot, und die Besteigung sei also nur ein alpinistisches Sportproblem über Schnee- und Eisflächen, an denen für den Naturforscher nichts zu sehen sei. Whymper, der als Nächster wirklich hinauf kam, schien dem recht zu geben; denn er war in der Tat wesentlich Sportmann von Profession, dem der Rekord, die Gefahr und etwa noch ein Teil ästhetischer Freude die Mühe lohnten. Im übrigen geschah jetzt für das Gebiet aber fachwissenschaftlich immer mehr. Noch zwei vorzügliche Tatsachensammler studierten die Hochanden von Ecuador monographisch: Wilhelm Reiß und Theodor Wolf. Man konnte sich angesichts der außerordentlich reichen Ergebnisse fragen, ob hier nicht bald überhaupt genug geschehen sei. Auch das bildliche Material, das besonders im Grassi-Museum zu Leipzig lag, schien überreich. Mit Reiß setzte aber auch schon eine Wende ein. Er betonte, daß hier noch ein ganz andrer Schatz zu heben sei. Und er lag nun doch gerade im alpinistischen Teil.

Wieder muß man sich flüchtig erinnern, was inzwischen geworden war. An den Begriff des „Gletschers" hatten sich, zunächst in der Schweiz, dann die Erde erobernd, große wissenschaftliche Debatten angeknüpft. Wie der Firnschnee absinkend zu dieser kristallblauen Eismasse werde; wie diese starre Eismasse sich scheinbar beweglich vor- und zurückschiebe und so geheimnisvolle Steintransporte vollführe und ihren Untergrund charakteristisch verändere, erhob sich als großes eigenes Problem. Mehr aber als das. Sichtbare, unverkennbare Gletscherwirkungen lagen an Orten Europas, wo heute keine Gletscher mehr, der Temperaturverhältnisse wegen, existieren konnten. In einer nicht allzu fernen Zeit mußte eine viel gewaltigere Vergletscherung bei uns stattgehabt haben. Sie war nur möglich bei andrer, tieferer Lage der Schneegrenze. Das wies auf ein kälteres Klima von damals. So tauchte

die große geologische Frage der Eiszeit auf. Es ist anziehend, sich zu sagen, daß, wenn statt Alexander von Humboldt, Goethe in seinen späteren Jahren den Chimborasso besucht hätte (in Italien träumte er noch von einer botanischen Exkursion nach Indien!), er dort schon etwas gesucht und studiert hätte, was dem großen Fachnaturforscher Humboldt damals noch absolut verschlossen war, weil es noch nicht öffentliches Fachproblem war. Goethe, mit seinem genialen geologischen Fernblick, ist nämlich einer der ersten gewesen, die als scharfe Kenner der Schweiz auch dieses gegenwärtige Zurückweichen der Gletscher beobachtet und auf eine ehemalige Periode größerer Kälte zurückgeführt hatten; er gehört zu den „Vätern" der Eiszeittheorie, während er gleichzeitig Opponent des einseitigen Buch-Humboldtschen Erhebungs-Vulkanismus war, also auch hier am Chimborasso mit „moderneren" Augen gesehen haben würde.

Es mußte aber von Anfang an für diese Eiszeittheorie eminent wichtig sein, ob sie bloß für Schweizer Verhältnisse gelte oder universal für die Erde. War jene Abkühlung nur eine lokale Klimaschwankung Europas — oder ein allgemeines Erderlebnis? Hier lag von Beginn an der Angelpunkt der Erklärungen. Und dieser Erklärungen war alsbald ja Legion; das blüht bis heute; es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß gegenwärtig monatlich mindestens eine Broschüre über die Eiszeit erscheint; es gibt kein populäreres geologisches Problem. Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts kämpfte sich zunächst die größere, die erdumspannende Deutung durch. Noch im Banne zum Teil der alten Cuvierschen Katastrophenlehre, die in allem Geologischen Anzeichen ungeheurer, die ganze Erde um und um rüttelnder Begebenheiten witterte, lehrte Louis Agassiz auch die Eiszeit als universalen Vorgang betrachten. Und alsbald begann man jetzt nach alten Gletscherschliffen und Findlingsblöcken als ihren Spuren in allen, auch den fernsten Ländern zu suchen. Als Agassiz später nach Amerika übersiedelte, berichtete er von solchen Spuren wirklich schon aus den Tropen, aus dem äquatorialen Südamerika. Nun lief da freilich viel Übertreibung mit. Man nahm ungeheuerliche Ziffern der Abkühlung an, dachte an Binneneis, wie es sicherlich damals Norddeutschland bedeckte, gleich auch für das Gebiet etwa des Amazonenstroms. Und dem mußte die Reaktion folgen. Die letzten Nachwehen der alten Katastrophenlehre schwanden aus der Geologie. Dafür berechneten selber etwas abgekühlte Köpfe, daß zur Erklärung der europäischen wie nordamerikanischen Hochgebirgsgletschermaße in der Eiszeit wie zu der des norddeutschen Binneneises ein Temperatursturz von wenigen Graden, etwa vier bis höchstens fünf, vollauf genügt haben müsse. Agassiz' Gletscherschliffe im tropischen Flachland unterlagen einer kritischen Heiterkeit, zu der allerdings beitrug, daß der alternde Agassiz sich in einen hoffnungslosen Kampf gegen die Darwinschen Entwicklungsideen auf biologischem Gebiet (zugunsten einer übernatürlichen Schöpfung) eingelassen hatte. Im Jahre 1885 konnte ein so ausgezeichneter Sachkenner wie Albert Heim in Zürich in einem Lehrbuch der Gletscherkunde den Satz drucken lassen: „In der Tropenzone ist gar nichts von Eiszeit bemerkbar." „Bemerkbar" mußte immerhin eigentlich „bekannt" lauten, wenn man ganz sicher gehen wollte. Aber es war kein Wunder, wenn man jetzt

umgekehrt anfing, die ganze Eiszeit doch bloß als ein rein lokales Phänomen, vielleicht sogar nur der nördlichen gemäßigten Zone, anzusehen. Das Extrem bedeutete hier etwa eine Idee, wie die: daß der ganze Temperatursturz von damals am Ende gar nur ein Ergebnis einer zeitweisen Ablenkung des Golfstroms von den nordischen Küsten gewesen sei.

Auch das mußte sich eine Weile ausleben, um dann ebenso glatt abzufallen. Eiszeitspuren am Himalaja erklärte keine Golfstromänderung. Die australischen und neuseeländischen Alpen, die Südpolargebiete wiesen ebenso klare Spuren ehemals stärkerer und heute zurückgehender Vergletscherung, wie nur je unsre Schweizer Alpen, — es fragte sich dort bloß noch, ob die Eiszeit zeitlich genau mit unsrer zusammenfalle. Man näherte sich also wieder einem allgemeinen Erdvorgang. Fragte sich aber von neuem, wie es mit den Tropen stand? Besonnener, inzwischen am andern Extrem geschulter Sinn sagte sich jetzt, daß man auch da natürlich Unmögliches nicht verlangen dürfe. Wenn die Eiszeit sich in den gemäßigten Zonen vollzogen hatte bloß auf Grund von ein paar Grad Temperaturfall, so konnte nicht etwa Venezuela unter Binneneis gelegen haben. In dem größten Teil des Tropengebiets konnte der Vereisung gegen die Pole hin nur eine Periode stärkerer Feuchtigkeit, vermehrter Niederschläge entsprochen haben. Man mußte die „Eiszeit" dort also heute ablesen von den Anzeichen ehemals größerer Seen, wirksamerer und breiterer Ströme. Solche Anzeichen bestehen. Ganz nahe dem Äquator haben sie neuerdings wieder die Reisenden Sarasin unzweideutig auf Celebes nachgewiesen. Echte alte Gletscherspuren ließen sich dagegen im echten Tropengürtel nur als enger Kranz um solche Stellen erwarten, wo heute noch echtes tropisches Hochgebirge mit Gipfelerhebung oberhalb der Schneegrenze existiert; mit anderm Wort: ehemals größere Gletscher nur da, wo heute noch kleinere, rückschrittlich orientierte Gletscher immerhin dauerten. Diese Gebiete ließen sich aber an drei Fingern herzählen. Der Himalaja gehörte als zu nördlich nicht mehr dazu, ebensowenig als zu südlich die australischen und neuseeländischen Alpen. In Betracht kamen: Kenia, Kilimandscharo, Ruwensori im tropischen Afrika; die vorläufig noch so gut wie legendären, geographisch unerforschten Hochgebirge Neu-Guineas; endlich die Chimborassogegend der südamerikanischen Kordillere.

Es ist bekannt, daß auch das tropische Alpenland Afrikas trotz urältester Sagen erst spät zu unserm wirklichen geographischen Besitz geworden ist. Alpinistisch ist es dann, wie ebenfalls allgemein erinnerlich, zuerst mit zäher Energie erobert worden durch Hans Meyer, dessen Name weitesten Kreisen verknüpft ist mit dem Bibliographischen Institut zu Leipzig und dem allverbreiteten Konversations-Lexikon, der glänzenden Schöpfung seines Großvaters. Sportrekord war dabei die Besteigung des höchsten Kilimandscharogipfels, des Kibo (6010 m) am 6. Oktober 1889. Das wissenschaftliche Hauptresultat dagegen war der tatsächliche Nachweis eines Kranzes charakteristischer Eiszeitspuren (diesmal also wirklicher tropischer Gletscherwirkungen von größerem Umfang, als sie heute dort möglich wären) am Kilimandscharo. Die heutigen Gletscher dort weichen zurück, die Spuren der alten (abgelagertes Schotter-

material, sogenannte Endmoränen) liegen in mehreren Gürteln bis 1000 m weiter, als die heutige unterste Gletschergrenze gilt, abwärts. Die Eiszeit muß also über diesen Tropenfleck ebenfalls weggegangen sein; sicherlich war es eine diluviale, nach-tertiäre Eiszeit; die durch die Gürtelstufen markierten verschiedenen Phasen dieser Eiszeit, die sie in mehreren Unter-Eiszeiten trennen, erwecken den schärfsten Anschein eines genauen zeitlichen Parallelismus mit unsrer nordischen, ebenso gleichsam in Kapitel geteilten Eisperiode. Der Sachverhalt ist nach Meyer von andern nachgeprüft und bestätigt worden. Immerhin mußte das größte Interesse aber bestehen an einem Kontrollversuch an einem zweiten möglichen Fleck tropischer Gletscherentfaltung. Da Neu-Guinea aus rein geographischen Schwierigkeitsgründen ausschied, blieb Ecuador mit seinen altberühmten Kordillerenvulkanen, die der Blick jetzt aber um ihrer Gletscher willen suchte.

Auch diesen Kontrollversuch hat Hans Meyer jetzt selbst ausgeführt. Wie zu erwarten war, mit einem Erfolge, der das afrikanische Resultat weniger kontrolliert, als vielmehr bis zur Gewißheit auch der dort noch strittigeren Punkte erweitert und erst ganz durchgesetzt hat. Der Reisende verfügte über ausreichende Privatmittel und eine glänzende Reiseerfahrung. Er ist Geologe nicht bloß mit Schul-, sondern Erlebnisblick im Sinne Ratzels. Wie es sich aus den afrikanischen Erfolgen versteht, ist er ebenso geübter Alpinist. Als Charakterzug besitzt er eine gewisse nüchterne Zielkraft, die sich ihr Programm stellt und dann aus dem eigenen Temperament heraus nichts hat, was ablenken könnte. Trotzdem staunt man, wie rasch und wie sicher sich heute eine solche Reise vollziehen kann. In einem Frühling und Sommer von Leipzig nach Ecuador und zurück. Von der Küste zu dem Hochland zwischen den beiden Kordillerenfalten, auf denen die großen Vulkane, wie gesagt, gleich Reitern mit weißen Helmen aufsitzen. Von Riobamba um den Chimborasso, mit vier Vorstößen in seine Gletscherwelt. Dann in den Kraterkessel des Altar-Vulkans. Den Cotopaxi hinauf bis zum Gipfel, 6005 m, in 9½ Stunden von der Schneegrenze bis an den Kraterrand. So weiter zum Antisana. Zurück zum Chimborasso und doch noch auf den einen der Gipfel auch dort. Dann macht die Regenzeit Schluß. Keine besonderen Unfälle auf der Skala zwischen den Giftfiebern der Küste und den Gletscherspalten an der Flanke von Vulkanen, die ausbrechen konnten. Man empfindet, daß auch der Forschung ein immer mehr abgekürztes Verfahren glückt, wie es die organische Vererbung in den Sprüngen und Kürzungen innerhalb des von Hans Meyers Schwiegervater Ernst Haeckel aufgestellten biogenetischen Grundgesetzes erzielt.

Trotz des Eiltempos der Dinge ist der Reisebericht voll von scharfen, knappen Bildern des Landes und der Leute. Aber das alles tritt doch zurück gegen das größte Panorama, um dessentwillen die Fahrt gemacht wurde und das mit der Treffsicherheit fast eines Wiedererkennens sofort gepackt und nicht mehr losgelassen wird: das gewaltige geologische Gemälde der „Eiszeit in der tropischen Kordillere".

Es gibt echte tropische Gletscher hier, heute noch. Der Chimborasso allein hat vierzehn. Und diese Gletscher führen, heute noch, Schutt zu Tal.

Vulkanasche, Lapilli durchsetzen ihren Eiskristall. Die ganz alten Feuerberge unter ihnen sind bröckelnde, von ihnen bereits tief angenagte Ruinen. Das bröckelnde Gemäuer dieser Ruinen schleifen die Gletscher zu Tal, häufen es als Moräne vor sich auf, — heute noch. Aber wo heute die tätigen Gletscher enden, da enden nicht diese Schuttmoränen. Sie gehen weit, weit hinab, in Gebiete, wo heute von Gletschern keine Rede sein könnte. Acht, neunhundert Meter liegen sie unter der heutigen Gletschergrenze ganz offensichtlich. Und selbst das ist noch nicht ihr äußerster Ring. Noch viel weiter müssen riesige Gletscher einst zu Tal gekrochen sein, Gletscher, die nur so weit kriechen konnten, wenn die Firnschneegrenze damals viele hundert Meter tiefer lag. Was aber bedeutet das? Eine Epoche stärkerer Niederschläge und um mehrere Grad geringerer Temperatur: eine Pluvialzeit (Regenzeit) und Eiszeit auch in Ecuador. Wann das war? Hier greifen plötzlich der vulkanistische und alpinistische Teil dieser wunderbaren Gegend einander hilfreich in die Arme. Wolf und Reiß haben das Alter dieser Kordillerenreiter, deren Gestein die Gletscher damals wie heute talabwärts führten, selber bestimmt. Auch der älteste dieser Vulkane ist nicht älter als das älteste Diluvium, keiner reicht mehr in die Tertiärzeit. Alles, was das Eis an ihnen getan, auch jenes größte, ist getan worden innerhalb dieses Diluviums. Im Diluvium liegt aber auch unsre nordische Eiszeit mit all ihren Einzelepisoden. Damit ist der Rahmen historisch eingestellt! Aber alsbald jetzt mehr als das. Bei uns im Norden, wo sie zuerst als auf ihrer klassischen Erde studiert wurde, zeigt diese diluviale Eiszeit jenes mehrfache Vor und Zurück. Eine letzte, nicht allzu starke eiszeitliche Periode geht unsrer geschichtlichen Zeit im engeren Sinne, der „Gegenwart", wie man geologisch wohl reden darf, voraus. Der noch wieder früher eine viel gewaltigere, wildere Eisperiode. Zwischen diesen beiden Episoden des Eises aber liegt ein Intermezzo, wo das Klima sich im Gegenteil eine Weile ganz anders eingestellt hatte. Mitteleuropa hatte darin eine Steppenzeit. Es muß mäßig warm und sehr dürr gewesen sein bei uns, die Saiga-Antilope und die typischen Nagetiere der asiatischen Steppe kamen zu uns, ungeheure Staubmassen wirbelte der Wind vor sich her. Mag man sich den Kopf zerbrechen, was noch wieder diesen Kontrast zuwege gebracht habe: die Tatsache steht fest. Genau den gleichen Verlauf aber erleben wir jetzt in dem fernen Vulkanlande Ecuador.

Auch dort eine letzte, schwächere Eiszeit. Vor ihr eine Steppenzeit auf dem Hochlande zwischen den beiden Kordillerenfalten. Und vor der eine große, wilde, weit verheerendere Nässe- und Kältezeit. Diese ältere Eiszeit hat den entlegensten Moränenkranz geschaffen; kolossal muß die Gewalt ihrer Wasser, ihrer steinbewegenden Eisströme gewesen sein. Auch hier sind in der folgenden dürren und wärmeren Steppenzeit fremde Tiere eingewandert auf den vorher wahrscheinlich ganz verödeten Fleck. Denn man muß bedenken, daß der wüsten ersten Eis- und Regenperiode unmittelbar die zweifellos noch furchtbarere erste Sturm- und Drangperiode der neu entstehenden Vulkane selbst vorausgegangen war. Alle denkbaren Schauer hatten diese Hochebene viele Jahrtausende lang heimgesucht, und zwischen Lava, Asche, Wasser und

Eis muß das Leben in weitem Maße erstickt worden sein. Jetzt erst dehnte sich der allgemeine Lebensraum auch dort wieder hinauf. Es waren aber natürlich andre Tierformen, als bei uns, die dort anlangten. Aus den Weiten des südamerikanischen Kontinents selber wanderten noch die seit uralten Tagen dort heimischen, vielleicht autochthonen Urweltsgestalten der grotesken Riesenfaultiere und Riesengürteltiere aufwärts bis zum Chimborasso- und Cotopaxifuß. Aus Nordamerika aber kam auf junger Landbrücke ein Ableger jener heute auch für uns höchst fremdartigen Tierwelt, die wir nach heutigem Begriff nie in der Neuen Welt suchen würden, die aber damals gerade ihren zoologischen Charakter bildete: Herden schweifender Wildpferde, kolossale Mastodon-Elefanten und säbelzähnige große Katzen (Machairodus). Dieser bunten Arche hat erst die folgende zweite (schwächere) Kälte- und Regenperiode größtenteils wieder den Garaus gemacht. Nur spärliche Reste haben überlebt, der Hirsch, der Tapir, das Lama, — Formen, die einst, in den Tagen der ersten Kenntnis der Zoologie Amerikas, Buffon zu der Ansicht leiteten, daß die Neue Welt nur eine Art kümmerlichen Spätversuchs der Tierbildung darstelle, — der geniale Mann ahnte nicht, daß er umgekehrt nur noch Kümmerreste einer ehemals unvergleichlich viel großartigeren Entfaltung in den heute lebenden Formen studiere.

Uns aber wird an solchem tiergeographischen Beispiele besonders greifbar, wie außerordentlich lang diese Diluvialzeit selber gewesen sein muß, in der sich so viel an- und ausspinnen konnte, vom ersten Lavaerguß aus der ersten Öffnung in der gehobenen Falte alten Kreidegesteins der Kordillere bis zum Untergang des letzten einheimischen Pferdes oder Riesengürteltiers im naßkalten Regensturme jener zweiten Gletscherzeit. Unwillkürlich sucht unser Auge nach dem Menschen. In Europa kennen wir ihn jetzt mit einwandfreier Sicherheit als Zeitgenossen all unsres diluvialen Szenenwechsels. Seine ältesten Spuren deuten über die Diluvialzeit rückwärts noch hinaus. Bis in diese Diluvialzeit hinein aber hat bei uns noch der rätselhafte Homo primigenius gelebt, den man jetzt auf Grund seiner prinzipiell abweichenden Körpermerkmale als besondere Art vom Homo sapiens zu trennen beginnt. Wie war es damit drüben? Dicht bei den Knochen jener ausgestorbenen Pferde, Mylodons und Mastodons im lößähnlichen Tuff bei Riobamba, also in der Gruft jener staubdurchwirbelten Steppenzeit von Ecuador, hat Meyer vier Topfscherben gefunden, aus vulkanischem Stoff mit rohester Technik gefertigt, ohne Glasur, mit hartem Brand wie bei unsern schlechtesten Blumentöpfen. Alle Umstände sprechen dafür, daß wir vor gleichaltrigen Resten menschlicher Arbeit auch hier stehen. Wenn die Hände, die diese Töpfe geformt, den unmittelbaren Ahnen der heutigen Indianerstämme angehört haben, so wäre der Mensch auch hier dauerhafter gewesen als seine großen Jagdtiere von damals, als das amerikanische Urpferd und der amerikanische Elefant. Der Temperatursturz der zweiten Eiszeit mit ihrem Gletscherhauch und Dauerregen wäre von ihm erlebt und überlebt worden. Es sind aber die gleichen Hochlandstämme von heute, bei denen (und zwar autochthon, ohne spätere Auffärbung des eindringenden Christentums) die Sintflutsage blüht, Sagen von einer Zeit furchtbarer

Regen, die die ganzen Hochebenen überschwemmten und die geängstigten Menschen Rettung auf den höchsten Berggipfeln suchen ließen. Wohl mag zu solcher Sagenbildung gerade auf diesem Fleck Erde auch jetzt noch fortgesetzt Anlaß genug sein. Noch heute vollziehen sich ja hier vulkanische Neueruptionen (z. B. am Cotopaxi) nicht bloß so, daß es Asche regnet und rotglühende Lava fließt. Wenn die innere Glut einmal wieder aufbegehrt und über den himmelhohen Kraterrand der Schneeregion kocht, dann muß sich dort zuerst jene Mischung vulkanistischer und alpinistischer Dinge gewaltsam vor der Praxis regeln: Firnfelder und Gletschereis schmelzen und sausen der Lava voran als Eiswasser- und Schlammflut verheerend zu Tal, ein ewig neuer Schrecken und Fluch der Ansiedler da unten, denen die Sintflut so auch ohne Regen von den Bergen kommt. Meyer selbst verweist auch auf die erdenweite ewige Wiederkehr gerade dieser Sintflutlegende bei allen möglichen Völkern, die für eine ewige Neuzeugung und Urzeugung dieses Gedankens aus der überall ähnlichen mythenbildenden Phantasie sprechen könnte. Aber es ist doch beherzigenswert, wie mir scheint, daß uns gerade die Eiszeit als immer universaleres Erderlebnis und damit auch Menschheitserlebnis deutlich wird und sich, je weiter südwärts, so immer mehr in das wirkliche Naturbild einer Epoche gesteigerter Niederschläge, hochschwellender Seebecken, verheerend ausgreifender Flüsse, kurz einer Regen- und Wasserzeit kleidet. Die Tradition könnte hier doch einheitlicher sein, als man bisher gedacht hat.

Im höchsten Grade wichtig ist aber, was Meyer von der heutigen Pflanzenwelt auf diesem vielbewegten Eiszeitboden berichtet. Diese Eiszeit hat ihre Runen nicht nur in totes Gestein geritzt, ihre Denkmäler nicht nur in zyklopischen Blöcken aufgetürmt. Sie redet auch aus den kleinen roten und violetten Blütensternen, die dieses Gestein heute noch in jedem Juni und August neu kränzen, mit einer unmittelbaren Sprache des Lebens.

Wo eine Hochebene zum blauen Gletscher und zum weißen Alpengipfel ansteigt, da formt sich die Pflanzenwelt auch unter dem Äquator zur Alpenmatte. Das ist ein einfaches klimatisches Gesetz, dem die Pflanze sich anpassend überall folgt nach jenem großen, pfadfindenden Worte Goethes, des Botanikers, daß „die uns umgebenden Pflanzenformen nicht ursprünglich determiniert und festgestellt (seien), ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über dem Erdkreise auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können." (Der Satz steht in seiner Geschichte seines botanischen Studiums von 1831.) Die Pflanze wandert aus der Ebene, dem Unterlande, aufwärts, erobert sich auch da oben so viel Lebensraum, wie sie kann, bildet aber spezifische Anpassungsformen der Hochgebirgslage: sie wird zur Alpenpflanze, ihre Vereinigung im physiognomischen Landschaftsbilde zur Alpenmatte. Aber ein andres ist es natürlich, ob dieses Unterland nun etwa das Wiesengelände der Voralpen oder der feuchtheiße Orchideen- und Arazeenurwald Brasiliens ist. Die Matte Ecuadors wird man zunächst geschmückt denken mit alpin mehr oder minder umgeformten tropischen Urwaldpflanzen. Und bis zu gewissem Grade stimmt das auch. Da

gehen über die Hochebene an den Flanken der Bergkolosse aufwärts Bambusarten, Ananasverwandte, Begonien und Bignonien, echteste Kinder des heißen Urwaldes unten und alle noch einig nach der Gattung mit den Genossen im Tale, wenn auch in der Art entsprechend jener „glücklichen Mobilität" abgeändert. Aus ihnen hebt sich dann eine Gruppe heraus, die auch in den Gattungen dem alpinen Südamerika schon allein eigen ist. Man ahnt hier bereits einen sehr alten Anpassungskampf, der wohl in den Tagen der entlegenen Tertiärzeit schon einsetzte, als dieses Faltengebirge (zunächst noch ohne Vulkane und Gletscher) sich langsam zu heben begann. Es waren wohl die ersten Besiedler der werdenden Höhe, die seitdem so fest sich hier oben eingelebt haben, daß sie kaum noch als Urenkel der Tiefe zu erkennen sind, sondern eine scheinbar autochthone Kordillerenflora schon bilden. Immerhin aber doch noch eine unzweideutig alt-südamerikanische Flora!

Nun aber stellt sich das Überraschende daneben. In diese gleichen Matten mischt sich, zunehmend nach oben in die unwirtlichsten Flächen hinein, ja schließlich die Hälfte aller Formen bildend, ein drittes Reich lieblicher, unserm nordischen Auge ganz besonders lieblicher Gewächse, das mit all den andern aber auch schlechterdings nicht das mindeste zu tun hat und den schier unmöglichen Eindruck weckt, als liege talabwärts unter der Kordillerenwand mit Chimborasso, Cotopaxi und Antisana allen Ernstes nicht der brasilianische Urwald, sondern deutsches oder schweizerisches Land. Da zeigen sich in unverfälschter Gattung vor allem unser Enzian, dann unser Frauenmantel (Alchemilla), unser Habichtskraut und unser Wegerich, Veilchen und Mannstreu, die Potentilla und die Caltha, Steinbrech und Ranunkel, kurz die allervertrauteste Gesellschaft zwischen Riesengebirge und Schweiz, die nur denkbar ist. Diese Pflanzen können unmöglich aus dem brasilianischen Urwalde stammen; sie sind aber überhaupt einer Abstammung nach unmöglich aus Südamerika. Die Tatsache, daß bei allen die Gattung noch genau mit unsern nordeuropäischen stimmt, macht gewiß, daß sie noch nicht allzu lange dort unter den Äquator verschneit sein können. Wer aber hat sie hingeschleppt? Das Wörtchen „verschneit" ist des Rätsels buchstäbliche Lösung. Es sind ausgesprochene Pflanzen der nördlichen Schneeregionen, gewöhnt, ihre Zeit unter Schnee begraben zu liegen und einem späten Frühling erst ihre Blüten zu öffnen. Mit dem „Schnee" sind sie einst nach Ecuador gelangt. Dieser „Schnee" aber war der Schnee, war, noch realer gesprochen, der Temperatursturz der Eiszeit. In der Eiszeit sind sie an der Kordillere entlang fern von Norden, von der Nordhalbkugel her bis in den Schatten des Chimborasso geklettert. Freilich nicht geradezu aus Europa selbst. Diese Pflanzengattungen wuchsen seit alters auch ebenso schon im nördlichen Nordamerika. Nordamerika hing in der Tertiärzeit unmittelbar mit Europa zusammen; ihre Flora und Fauna ist von Haus aus aufs engste stammverwandt gewesen gerade im Gegensatz zu dem von jeher scharf isolierten Südamerika. So konnten die kühnen Kletterer ihre Tour in Nordamerika beginnen. Die Kordillere selbst reicht bekanntlich mit unbedeutenden, jedem windverwehten Pflanzensamen überbrückbaren Lücken von der nördlichen Polarzone bis zur südlichen. Aber niemals wäre ein Enzian dazu

gelangt, über die niedrigen tropischen Strecken dieser Kordillere in Mittelamerika wirklich hinüber zu wandern, hätte nicht eben die Eiszeit einmal überall die Schneegrenze so herangedrückt und das Klima im Enzian-Sinne „gebessert", d. h. durchnäßt und durchkältet, daß plötzlich die Bahn frei und einladend war. Als auch die letzte Eiszeit schwand, schloß sich diese kühle Passage wieder wie der Schatzberg im Märchen. Die Pioniere am Chimborasso, Enzian, Ranunkel, Alchemilla, blieben jetzt abgeschnitten zurück wie auf einer Insel, geklammert an ihre Gletschernähe, während sonst über allen wenig tieferen Stellen der Kordillere, vor allem der ganzen mittelamerikanischen, die warme Tropenwelle wieder zusammenschlug und alles Nordische fortspülte. Interessant aber doch jetzt wieder im darwinistischen Sinne: auch diese Enziane und Konsorten haben auf ihren Alpenmatten am Chimborasso in der Zwischenzeit lauter neue Arten gebildet, innerhalb ihrer treu bewahrten Gattungen. Als geradezu klassisches Beispiel lehren sie, daß der Artbildungsprozeß aus lokalen Gründen (sie wuchsen ja nun tatsächlich nicht in ihrer wahren Heimat, sondern hingen schwindelnd hoch, aber senkrecht, über dem Äquator) auch seit der Eiszeit nicht still gestanden, vielmehr unermüdlich fortgearbeitet hat.

Es erübrigt noch, zu erzählen, daß die eiszeitliche Kordillerenwanderung dieser Nordlandskinder damals sogar so weit gegangen ist, daß Enziane und Primeln am Gebirge entlang bis zur Magellansstraße gewandert sind. Auch dort, wo es ja kalt genug ist, sind sie in der Folge geblieben und haben ebenfalls neue Arten gebildet, so daß wir heute eine Primula magellanica haben, die sich rühmen darf, fast von Pol zu Pol geklettert zu sein. Umgekehrt sind auch typische Südpolarpflanzen damals nach Ecuador gelangt, so daß dieser Fleck Äquator heute tatsächlich in seiner bunten Hochgebirgsmatte, so wunderlich es klingen mag, den Südpol mit dem Nordpol eint. Aus dem Kelche seiner schönen Gentianen strahlt aber eigentlich nur das größte Bild dabei wieder zurück: daß die Eiszeit eben als eine universale Erscheinung der ganzen Erde einheitlich die Pole wie den Äquator umfaßte. Meyer denkt sie sich als einen kosmischen Vorgang in dem Sinne, daß große Klimaschwankungen unsrer Erde sich periodisch aus Schwankungen der Sonnenwärme ergeben. So viel ist sicher, daß man kaum mehr an einen einfachen Abkühlungsprozeß der Erde denken wird, wie er früher so naheliegend schien. Das Einfachste ist nicht immer das Wirkliche in der Natur. Es ist ein hübsch logischer Gedanke, daß eine ehemals im Ganzen gutflüssige, dann lange noch von innen geheizte Erde endlich so weit erkaltete, daß erste Symptome von Vereisung sich einstellten. Gerade diese Idee ist aber höchstwahrscheinlich grundfalsch. Was wir geologisch sehen und was, wie es scheint, auch durch alle früheren Erdepochen schon hindurchgegangen, ist ein periodischer Wechsel wärmerer und trockener Erdalter mit kälteren und feuchteren, also Eiszeiten. Ob die treibende Ursache dieses anscheinend seit vielen Jahrmillionen auf und ab pendelnden Rhythmus, der zu Zeiten selbst die Polarregionen für baumbildenden Pflanzenwuchs und riffbauende Korallen zugänglich gemacht, zu andern die Schneegrenze selbst in den Tropen um 1000 m herabgedrückt hat, deshalb gerade in der Sonne liegen muß, anstatt in Periodizitäten universaler Prozesse unsrer Erdkugel selbst,

scheint mir immerhin noch zweifelhaft. Wie sich diese noch nicht spruchreifen Dinge aber einmal lösen mögen: auf jeden Fall sind wir durch Meyers positiven Nachweis tropischer Diluvialeiszeiten in Parallele mit nordischen, wie er jetzt erbracht und doppelt erhärtet ist, für jede Theorie ein großes Stück weiter. Jener Satz Heims von 1885 ist gegenwärtig dahin abzuändern: „In der Tropenzone sind großartige und unzweideutige Spuren diluvialer Eiszeiten sowohl direkt geologisch, wie indirekt aus Tatsachen der Tier- und Pflanzenverbreitung nachgewiesen."

Ein besonderes Ergebnis der Reise bildeten 500 unterwegs aufgenommene Photographien, darunter zahlreiche aus der eigentlichen Hochgebirgswelt. Außerdem aber hatte Meyer einen Münchener Maler, Rudolf Reschreiter, mitgenommen, der an Ort und Stelle Aquarell- und Temperabilder in größerer Anzahl gemalt hat, und zwar ebenfalls bis zu den „kritischsten Punkten". Der Maler, selbst Hochtourist, hat alle Besteigungen mitgemacht und selbst am Krater des Cotopaxi wie auf dem Chimborasso unverdrossen gemalt. Nach diesen authentischen Farbenskizzen hat Meyer in unerreichter Technik 24 Farbenlithographien herstellen lassen, zum Teil unter Anwendung von 14 verschiedenen Farbenplatten bei dem gleichen Bilde. Diese farbigen Tafeln bilden (in Verbindung mit einer großen Auswahl aus dem photographischen Material in Lichtdruck) einen besonderen Querfolio-Atlas, der unabhängig von dem in kleinem Maßstabe ebenfalls reich illustrierten Textbande im Buchhandel ist.

Peschel hat gelegentlich von Pöppig gesagt, er wäre als Reiseschilderer ein Liebling seines Volkes geworden, wenn er nicht mit dem Formate seines Werkes alles verdorben hätte. Darwin, der nur auf dem Sofa liegend lesen konnte, spaltete unbarmherzig auch gebundene Bücher, wenn sie ihm zu dick und schwer waren, in Stücke auseinander. Es liegt hier eine beherzigenswerte Wahrheit, die bei Meyer glücklich vermieden ist. Im übrigen steckte in einem schönen, farbigen Bilderatlas gerade der Ecuadorvulkane eine Art Pflicht der Pietät zugleich und des Fortschritts. Es war ein Lieblingswunsch Humboldts gewesen, diese seine Lieblingsgegend in monumentalen Umrissen auch bildlich darzustellen. Seine kolossalen Farbentafeln der „Vues des Cordillères" strandeten aber wirklich in Peschels Sinn an ihrem Format und Preis. Später versuchte er es noch einmal mit dem anfangs erwähnten bescheideneren Atlas zu den „Kleineren Schriften". Bei den kleinen, aber überaus zierlichen Stichen mußten ihm hier Männer wie Eduard Hildebrandt und Schinkel helfen. Sein Ideal sah er aber schließlich doch nicht erfüllt, und es ist mir immer ein Wunsch gewesen, als wenn einer dieses lange, treue Liebeswerben eines solchen Genius noch einmal nachträglich wenigstens in etwas wett machen müsse. Das ist also jetzt mit wahrem Glanze geschehen; denn um solchen Farbenatlas mag uns jede andre Nation fortan beneiden.

Dabei war auch eins noch sachlich richtig zu rücken. Die letztgenannten kleinen Vulkanprofile Humboldts waren in der Zwischenzeit doch öfter reproduziert und noch mehr stillschweigend benutzt worden. Jetzt wird ersichtlich, wie hochgradig sie durchweg verzeichnet sind gerade in dem, worauf es Humboldt ankam, nämlich in der strengen Profillinie. Es ist immer

wieder merkwürdig, wie die menschlichen Augen sehen, was der Kopf diktiert. Humboldt sah nach seiner geologischen Theorie in diesen Vulkandomen Produkte eines hebenden Rucks, der sie fix und fertig und steil wie wirkliche Domkuppeln emporgetrieben hatte. So konnte er sie gar nicht steil genug zeichnen. Wo die Gletscher das Gestein nachträglich zur Ruine zerfressen, sah er (wie am sogenannten Altarberge) das schauerliche Trümmerfeld einer Explosionskatastrophe in die Dinge hinein und färbte sein Bild danach auf. Richtige Alpenlandschaft konnte man damals aber überhaupt noch nicht zeichnen; man muß nicht vergessen, daß diese Landschaft erst eine sehr späte Entdeckung des ästhetischen Naturgefühls gewesen ist. Das alles ist bei Meyer nun mit größter Sorgfalt von allen Fehlerquellen gereinigt, wobei die Photographie als eine Art von (im Punkte Theorie freier) Verstandeshilfe immerhin vor zu viel entgegengesetztem modernem Theoriesehen bewahren mag.

In langer Zeit ist mir keine Gegend, die mir räumlich und physiognomisch so fern liegt, wie diese, so nahe gekommen, wie durch diese Bilder. In einer Stunde wandert man geologisch und landschaftlich mit durch alles Wesentliche. Man landet mit dem Reisenden an der Südseeküste des Landes, wo die ungeheure Bruchzone des Pazifik gegen die Kordillere deutlich zu werden scheint in dem an Helgoland erinnernden scharfkantigen Steilufer, während über tiefgrüner See ein Gewitter aufzieht und ein Flug Pelikane abstreicht. Man sieht mit ihm auf das inner-andine Hochland zwischen den beiden Gebirgsfalten, in flache Hochmulden in 3000 m Höhe. Auf den Kreidefalten der Kordillere reiten die weißen Gipfel, während ihr vulkanischer Auswurf die Kreide begraben hat. Braungelbe Felder von Gerste, Mais und Hirse decken das ewig bedrohte Land, das doch uraltes Kulturland ist. Die einsame Agave, hier in ihrer wahren Heimat, beweist, daß wir in Amerika sind. Wir umkreisen den Chimborasso. Gleich dem Ätna scheint er eine verschneite Gebirgskette zu bilden, nicht einen ragenden Einzeldom. Die Feldbaugrenze sinkt ab bei 3500 m. Tiefe Bachbetten schneiden sich kanonartig in den violetten Tuff, man gedenkt der alten Pluvialzeiten und ihrer sintfluthaften Wasser. Der Kondor hockt am Moränenschutt. Er frißt Vieh und die Hasen der Alpenmatte. Der Fels aber, auf dem seine greifenhafte Krallenklaue ruht, ist einst zerfressen worden von der Gletschertatze der Eiszeit. Schaurig dehnt sich die Lapilliwüste, die spezifische, vom tätigen Vulkan geschaffene Steppe, wie sie zeitweise auch der Vesuv immer wieder im kleinen um sich erzeugt, das Ergebnis der regnenden Aschenwolke und der Winde, die mit dem vulkanischen Staub ihr Spiel treiben wie anderswo mit echtem Wüsten- oder Steppenstaub. Bleichende Gebeine liegen am Wege. In solchen nachträglichen Staubwolken jener dürren Interglazialzeit sind die Pferde- und Elefantenknochen verschüttet worden, die jetzt der Geolog ausgräbt. Heute ist nur das halbwilde (halb schon der Kultur zugehörige) Lama als sichtbarstes Charaktertier aus jener Fauna hier übrig.

Nun steigen wir mit dem Maler bergan, dem es nichts verschlägt, noch bei 6000 m Höhe eine Aquarellskizze zu malen! Malerisch wunderbar wirkt

der Kontrast der rotbraunen toten Lava gegen die harte darauf gelagerte blaugraue Eissphinx des Firns. Seltsame neue Formen der Gletscher- und Schneewelt tauchen auf, charakteristisch für die tropischen Hochalpen. Lange hat man gemeint, Schnee sei Schnee, Eis Eis. Wo nicht geologische Debatten, wie jene von der Eiszeit, die Dinge belebten, sollte die Sache selbst doch dauernd langweilig da oben sein. Auch das ist heute veraltet. Unsre Nord- und Südpolfahrer haben gelernt, wie viel am reinen Eise und seiner Struktur zu sehen und zu finden ist. Es gibt heute eine unmittelbare Eiswissenschaft, auch unabhängig von historischer Theorie, als Zweig der Physik, Meteorologie, Geographie. In der Menge weiß man davon allerdings noch wenig, und es lag eine gewisse Tragik für die so verdienstliche deutsche Südpolarexpedition Erich v. Drygalskis darin, daß es so ist; denn man verlangte von ihm Rekordleistungen, die er unmöglich hatte durchführen können, und achtete seine Eisforschungen gering, die ein Grundstein einer Wissenschaft geworden sind. Mit besonderer Liebe führt auch Meyer uns durch die besonderen physikalischen und meteorologischen Wunder hier der äquatorialen Eiswelt. Durch den Kristallgarten des sogenannten „Büßerschnees", wo Sonnenstrahlung und Wind in gemeinsamer Arbeit die ganze Firnfläche in Reihen von $^1/_2$—$1^1/_2$ m hohen Eispyramiden ausmodelliert haben, Eisgestalten erzeugend, die an kauernde Büßer oder wandernde Prozessionen gebeugter Beter erinnern. Oder zum „Blumenkohlschnee", einem riesigen Rauhreif, der in Gestalt bis armlanger Reifblätter von der Form gelappter Feigenblätter, Straußenfedern oder Korallen Hügel und Mulden weithin am Cotopaxi überzieht. Er ist ein feinstes Mischprodukt des vulkanistischen und alpinistischen Feldes: aufsteigender Wasserdampf des Kraters, der in der Schneekälte da oben alsbald sich als solcher kolossaler Rauhreif niederschlägt. Schauerlich sinken die Gletscher in diese Krater selber ein. Der Krater des Cotopaxi stürzt vor dem Blick an Eiswänden 500 m tief ab, bei 800 m im Durchmesser; 60 m dick liegt der Firnschneepolster wie vereistes Moos auf den Rändern. Eiszapfen von 20—30 m Länge bei 2—3 m Dicke hängen über dem Abgrund. Das ist der Schlund, der alle 25—30 Jahre einen Ausbruch hat und Schmelzwasser und Feuer zugleich speit!

Aber der Blick rettet sich wieder aus der Öde, wo nur der Kondor und der Geolog sich noch hinwagen, und ihn erfreut der bunte Blütenteppich jener so interessanten Hochgebirgsmatten. Mit besonderer Liebe sind diese farbenfrohen Tafeln gemalt. Jede Blumenfarbe kommt zu ihrem Recht. Da erkennt man deutlich jene so weit gewanderten blauen, violetten und leuchtend gelbroten Enziane, die einst die Eiszeit von Nordamerika gebracht. Rote Bärlappgewächse geben einen derberen Ton. Die moosigen Azorellapolster stammen von der Antarktis, sind umgekehrte Eiszeitwanderer des Südpolargebiets. Hier bergen sich der Andenhirsch und der wollhaarige Tapir, letzterer ein später Nachzügler der großen tertiären Säugetierentfaltung der Nordhalbkugel, dem alle seine alten Genossen, die Mastodons, Dinotherien, Anoplotherien und Paläotherien, längst dahingeschwunden sind, begraben zum Teil schon in dem uralten Gips des Montmartre zu Paris; das wilde Pferd,

sein engster Stammesverwandter und jahrmillionenlang Bürger der Neuen Welt ohne fremde Hilfe, ist erst von den Menschen, die es heute jagen, in seinem Erdteil künstlich wieder eingeführt worden.

Immer aber wieder, über blaue Gebirgsseen hinweg, über denen alte Verwitterungszacken gleich unserm Matterhorn gen Himmel ragen, kehrt das Auge zurück zu den großen Vulkanprofilen in ihrer leuchtenden Schneeherrlichkeit. Wir werden an Ratzels schönes Wort erinnert von der „Bergpersönlichkeit". Jeder dieser Riesen (hier wie in unsern Alpen) hat seine feste, unvergeßliche Individualität als Ganzes. Ratzel ist in unsrer Zeit einer der wenigen gewesen, die solche ins Ästhetische streifenden, aber deshalb erst recht wahren Begriffe, die Humboldt und seiner Epoche so vertraut waren, mit bewußter Kritik weitergetrieben und immer reiner herausgearbeitet haben. Als anregender Lehrer von weittragender Kraft, hat er einer ganzen neuen Generation die Tradition dieser Dinge gerettet. Auch Meyers Werk ist überall davon durchgeistigt. So schlägt sich doch immer wieder die Brücke auch zu Humboldt zurück, dem unvergeßlichen.

Kuṣejr ʿAmra.

Von

H. Brentano.

Ein Kunstdenkmal aus dem mittelalterlichen Orient, das in kulturgeschichtlicher Beziehung um so höher einzuschätzen ist, als es ein Unikum in seiner Art vorstellt, wurde inmitten der Wüsten Arabiens vor wenigen Jahren von einem österreichischen Gelehrten entdeckt und ist nun durch eine ausführliche, künstlerisch ausgestattete Publikation der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien[1]) der Welt bekannt gemacht worden. Es handelt sich um die gut erhaltenen Ruinen eines ehemaligen Kalifenschlosses, das — wie seine Bauanlage und innere Ausschmückung verraten — seinem Besitzer als Lust- und „Badeschlößchen" gedient hat und mit einer Pracht ausgestattet gewesen sein muß, von der die Ruinen andrer Wüstenschlösser keine Spuren mehr aufweisen.

Die ersten Kalifen, die ihre Jugend oft bei befreundeten Beduinenfürsten verlebten, kehrten auch als Herrscher zeitweilig gern in die Wüste zurück und verbrachten mit ihrem Hofstaat und zahlreichen Gästen einige Monate des Jahres in den prächtig eingerichteten Schlössern, die allmählich an die Stelle der früheren beweglichen Zelte der Nomadenhäuptlinge getreten waren. Als aber die den Beduinen nicht wohlgesinnten Abbâsiden sich des Kalifats bemächtigten (750) und das ferne Bagdad zu ihrer Residenz wählten, blieben diese Luftschlösser unbewohnt und hatten zudem unter den häufigen Kämpfen zu leiden, die zwischen den aufständigen Beduinen und den Anhängern der Abbâsiden mit größter Erbitterung und Grausamkeit geführt wurden. So gerieten sie in Vergessenheit und Verfall; was feindliche Zerstörungswut übriggelassen hatte, fiel im Laufe der Jahrhunderte dem Zahn der Zeit zum Opfer, und die Stätten, wo einst frisch pulsierendes Leben sich an verschwenderischem Reichtum, an Kunst und Schönheit und Lustbarkeiten aller Art erfreute, unterscheiden sich heute nur noch durch einen weiten, stummen Trümmerhaufen von dem sie umgebenden Wüstensande. Nur *eines* der Schlösser ist wie durch ein Wunder so weit erhalten geblieben, daß es vor der Nachwelt Zeugnis ablegen kann von seiner einstigen Herrlichkeit: Kuṣejr ʿAmra, dessen Name in neuester Zeit in Gelehrten- und Künstlerkreisen von Mund zu Munde geht.

[1]) Kuṣejr ʿAmra. I. Textband mit einer Karte von Arabia Petræa. — II. Tafelband mit 41 farbigen Tafeln. Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei Wien. 1907.

Der durch seine Forschungsarbeiten bekannte Theologieprofessor Dr. Alois Musil hatte bereits während seiner ersten Reise durch Moab im Jahre 1896 von einem Beduinenfürsten den Namen 'Amra gehört und sich erzählen lassen, daß ein Gespenst das Schloß bewohne und jedem Sterblichen den Zutritt zu den Ruinen verwehre. Aber keiner der Freunde, die der Gelehrte sich unter den Beduinen erworben hatte, indem er sich für einen Arzt namens Mûsa (Moses) ausgab, ganz als ihresgleichen auftrat und sich in ihre Sitten schickte, ließ sich bewegen, ihn zum Gespensterschloß zu begleiten. Es blieb ihm nichts andres übrig, als nach Jerusalem zurückzukehren und dort vor allem die Berichte früherer Reisender daraufhin zu prüfen, ob sie des geheimnisvollen Ortes Erwähnung taten. In zwei Werken aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts las er von einem „Kasr Amará", das aber keiner der beiden Autoren mit eigenen Augen gesehen hatte. Auch die arabischen Schriften der Beiruter Universitätsbibliothek wußten nichts von dem Schlosse zu melden.

Im Jahre 1897 weilte Dr. Musil zum zweiten Male im Moabiterlande, und diesmal gelang es ihm, einen Beduinen zur Reise nach 'Amra zu überreden, — doch als alle Vorbereitungen beendet waren, verschwand der Führer. Sein Stamm war nämlich in einen Krieg mit dem der Beni Sahr verwickelt, die in der Gegend von 'Amra kampierten und seine Durchreise durch jene Gebiete unausführbar machten. Nun sandte der kühne Forscher, den kein Mißerfolg zurückzuschrecken vermochte, einen Boten an den Häuptling der Beni Sahr, den er sich schon im Vorjahre zum Freunde gemacht hatte. Der Bote brachte die Antwort, Kuseir 'Amra sei wegen des Krieges jetzt nicht zu erreichen, wenn „Mûsa" aber einige Wochen warten wolle, werde man ihn wahrscheinlich hinführen können. Dr. Musil hatte jedoch in jenem Sommer keine Zeit mehr zum Warten und mußte somit schweren Herzens auf die Erfüllung seines Wunsches verzichten.

Eine Subvention von seiten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften verhalf dem unermüdlichen Gelehrten im Jahre 1898 zu einer dritten Forschungsreise, während der er endlich seinen Plan ausführen und als erster Europäer die Schwelle des Kalifenschlosses überschreiten sollte. Zuerst aber galt es, Gefahren und Mühsale zu bestehen, von denen Dr. Musils Berichte ein anschauliches Bild geben. Nach verschiedenen Unannehmlichkeiten mit den türkischen Behörden, die den österreichischen Forschungsreisenden für einen ägyptischen Emissär hielten, gelang es ihm, den ihn eskortierenden Soldaten zu entfliehen und sich mit seinen Freunden aus dem Stamme der Beni Sahr zu vereinigen. In Tracht und Ausrüstung den Beduinen genau gleichend, trat Musil den Ritt durch die Wüste in Begleitung einiger Getreuen an. Zu den Beschwerden, die durch die schier unerträgliche Hitze und den oft quälenden Durst bereitet wurden, gesellte sich die Gefahr eines Zusammenstoßes mit feindlichen Nachbarstämmen oder verwegenen Wüstenräubern. Sobald sich in der Ferne Reiter zeigten, mußte die größte Vorsicht beobachtet werden, da man nie sicher sein konnte, ob man es mit Freund oder Feind zu tun habe. Man bemühte sich daher, möglichst lange unbemerkt zu bleiben, vermied jedes Geräusch, da in der majestätisch stillen Wüste der leiseste Ton

weithin hörbar ist, suchte Deckung hinter Steinen und Bodenerhöhungen, wobei die grauweiße, mit dem Wüstensande in der Farbe übereinstimmende Gewandung sich von großem Nutzen erwies, — und atmete auf, wenn die fremden Reiter am Horizont verschwanden oder aber sich als Angehörige eines befreundeten Stammes entpuppten. Dann tauschte man wohl mit den Begegnenden höflichen Gruß, erkundigte sich nach der Lage der Dinge in der Umgegend und half einander mit Wasser oder Kamelmilch aus, die ein Lieblingsgetränk der Beduinen bildet und der Gesundheit sehr zuträglich sein soll. Im übrigen besteht die Nahrung des Wüstenbewohners in Datteln, Reis, einer Art Brot, das aus mit Wasser vermengtem Gersten- oder Weizenmehl bereitet und auf heißer Asche gebacken wird, und in gedörrten und mit Kamelbutter angerichteten Heuschrecken, die Musil übrigens sehr schmackhaft fand. Nur bei besonders festlichen Gelegenheiten gibt es gekochtes Schaffleisch. Ebenso wird der Kaffee, den der Araber stets vorrätig hat, nur Ehrengästen zuliebe bereitet, wobei dann auch die durch den Duft angelockten Zeltnachbarn mit einem Schälchen bedacht werden. Das für den Europäer am schwersten zu Ertragende ist die Unsauberkeit des Beduinen, die durch das Klima und den häufigen Wassermangel bedingt wird und an seinem Körper, der Kleidung und dem Eßgeschirr zutage tritt. Doch Gewohnheit, Hunger und Durst und vor allem ein fester Wille helfen den aufsteigenden Ekel überwinden und sich in das Unvermeidliche fügen.

Der Beduine singt viel und gern. Für jede Lebenslage, ja fast für jede Arbeit stehen ihm eigenartige Lieder zur Verfügung, deren Dichter und Komponisten meist unbekannt sind. Mit Gesang zieht er in die Schlacht, feiert er seinen Sieg oder beklagt seine Niederlage, tränkt er seine Kamele und füttert seine Stute; mit Gesang grüßt das Mädchen den Geliebten, und von den Liedern der Gespielinnen begleitet tritt die Braut dem Bräutigam entgegen; singend halten die Hinterbliebenen die Totenklage um einen teuern Verstorbenen, singend bergen sie seine irdische Hülle in der Erde und wälzen schwere Steine auf das Grab, um die Leiche vor den Hyänen zu schützen; dann erst kann die Seele, die im Augenblick des Todes durch die Nasenlöcher entflieht und den Leichnam wie eine Fliege umsurrt, den „Ort der Ruhe" aufsuchen, der irgendwo unter der Erde existiert.

Einmal begegneten die nach ʿAmra Reisenden einem jungen Kamelreiter, der ein Mädchen in den Armen hielt; es war ein Liebespaar, das vor den Angehörigen der Braut floh. An diese Begegnung anknüpfend, gibt Dr. Musil einige interessante Details über die Liebe und Ehe bei den Beduinen. Ein junger Sahari z. B. darf nicht eher heiraten, als bis ihm der Schnurrbart gewachsen ist; die jungen Mädchen dürfen zur Ehe nicht gezwungen werden, sondern folgen nur dem Erwählten ihres Herzens. „Wohnt ihre Seele in ihm und seine Seele in ihr, dann trenne ich Seele von Seele nicht," antwortet der Vater des Mädchens den Brautwerbern. Trotzdem aber bedarf es zu jeder Heirat der Einwilligung der Eltern; ist diese nicht zu erlangen, so muß der Jüngling die Geliebte, falls er nicht von ihr lassen will, entführen; aber wehe dem fliehenden Paar, wenn es von den Angehörigen eingeholt wird! Dann steht beiden Liebenden der Tod bevor. — Die Ehe wird heilig gehalten,

und besonders von der Frau wird unverbrüchliche Treue gefordert. „Verfehlt sich ein Verheirateter mit einem ledigen Mädchen, so muß das Vergehen stets mit dem Tode gebüßt werden, und zwar verfallen beide Teile dieser Strafe, welche die Verwandten zu vollführen haben. Nur wenn das Mädchen außerhalb des Lagers vergewaltigt worden sein sollte, trifft die Strafe den Mann allein. Noch strenger aber wird der Fehltritt einer Frau geahndet. Wird nämlich eine Frau der Untreue überführt, dann erwächst ihrem Gatten die Pflicht, sie zu töten; und sollte dieser aus Liebe ihr vergeben und verzeihen, müssen ihre Angehörigen, und zwar bis zum fünften Grade, diese Pflicht auf sich nehmen" (Musil: Kuṣejr ʿAmra, S. 48). Beschuldigt dagegen ein Mann sein Weib ungerechterweise des Ehebruchs, so müssen die Verwandten die Unschuld der Frau zu beweisen suchen und den Mann zur Rechenschaft ziehen; kann er seine Anklage nicht aufrechterhalten, so muß er sterben. In solchen Fällen kommen nicht selten „Gottesgerichte" und gewisse Eidesformeln zur Anwendung, und der Streit endet immer mit dem Tode desjenigen Teiles, der seine Unschuld nicht beweisen kann.

Der vor dem sicht- und greifbaren Feinde nicht leicht zurückschreckende Araber zeigt — wie schon die oben erwähnte Gespensterfurcht verrät — eine kindische Angst vor „überirdischen" Wesen, deren Vorhandensein ihm niemand ausreden wird. Der Glaube an böse Geister, die in Bäumen und gewissen Tieren hausen, aber auch in Menschengestalt umherwandeln, an Zauberer und Beschwörer, an gespenstische Lichterscheinungen und dergleichen wurzelt fest in den Köpfen selbst der intelligentesten Araber. Wie leicht man übrigens dazu kommt, in den alltäglichsten Dingen, die einem in der Einöde in den Weg treten, etwas Auffallendes, Seltsames zu erblicken, beweist die folgende kleine Episode: Dr. Musil sah einmal nach längerem Aufenthalt in der Wüste in einiger Entfernung etwas unheimlich Großes, Dunkles, auf dünnen Beinen Stehendes. Er wandte sich an seinen Begleiter mit der Frage: „O Freund, sieh dort den schwarzen Gegenstand, — was ist denn das?" — „Allâh behüte deinen Verstand, o Mûsa," ward ihm zur Antwort, „das ist doch ein Baum!" — Die Einsamkeit und Stille, die in der endlosen Wüste herrschen, das stete Aufmerken, ob nicht von irgendeiner Seite Gefahr drohe, tragen eben das Ihre dazu bei, den Menschen bei jedem nicht sofort erklärlichen Geräusch, bei jedem ungewohnten Anblick unsicher werden zu lassen. Die reiche Phantasie des Orientalen, mit der er das Rätselhafte zu durchdringen oder — zu schmücken sucht, tut dann ein übriges, und schnell ist für jedes derartige Vorkommnis irgendeine gruselige Erklärung zurechtgelegt.

Nach mehrtägiger Reise durch die Wüste, während der Dr. Musil die schrankenlose Gastfreundschaft der Beduinen genoß, mehrere Ruinen östlich von Moab besichtigte, sich mit ethnographischen Studien und Aufzeichnungen beschäftigte und die Sahari schließlich gar auf einem Kriegszuge gegen einen feindlichen Stamm begleitete, wurde er von einem seiner arabischen Freunde dem langersehnten Ziele zugeführt. Am 8. Juni 1898 hielt er endlich vor Kuṣejr ʿAmra und betrat klopfenden Herzens die Stätte, an der vor ihm noch kein Europäer geweilt hatte. Staunend bemerkte er gleich bei seinem Eintritt in den Hauptraum des Schlosses an allen Wänden wohlerhaltene Teile von

kunstvollen Wandgemälden, Arabesken und Inschriften. „Daß die von mir an die Entdeckung geknüpften Erwartungen gerechtfertigt waren, lehrte somit schon der erste Blick," berichtet Musil (a. a. O. S. 42). Doch kaum hatte er sich von der ersten freudigen Überraschung erholt und seinen photographischen Apparat zur Hand genommen, um von den einzelnen Gemälden Aufnahmen zu machen, als sein Begleiter, der draußen Wache stand, ihn mit dem Rufe aufschreckte: „Feinde in Sicht, o Músa!" In höchster Eile mußten die Reittiere wieder bestiegen werden, und trotz der Verfolgung durch mehrere feindliche Beduinen erreichten die Flüchtlinge glücklich das Lager der Ihrigen.

So hatte Musil denn nicht viel von der endlichen Erfüllung seines seit Jahren gehegten Wunsches gehabt, zumal er infolge körperlicher Ermattung in jenem Sommer auf einen nochmaligen Besuch 'Amras verzichten und die Heimreise antreten mußte. Aber selbst die flüchtige Besichtigung des Wüstenschlosses hatte in dem Gelehrten die Überzeugung begründet, „daß eine genaue Aufnahme und systematische Beschreibung des Bauwerks und seiner Bildschätze der Wissenschaft ungeahnte Aufschlüsse zu vermitteln vermöchten," und diese Überzeugung teilte sich auch den Fachgenossen mit, denen Dr. Musil von dem vorläufigen Resultat seiner Forschungen berichtete. Allgemein wurde für eine nochmalige Reise Musils nach 'Amra gestimmt, die er denn auch im Sommer 1900 unternahm. Einige Sahari, deren Treue er nun schon wiederholt erprobt hatte, geleiteten ihn trotz ihrer fast mit jeder Stunde steigenden Gespensterfurcht zu den Ruinen, waren aber durch kein Zureden zum Betreten des Innern zu bewegen und flehten „Músa" an, seine Arbeiten so schnell wie möglich auszuführen.

Am 10. Juli 1900 stand der Gelehrte zum zweiten Male vor dem Gebäude, das ihm seit mehr als zwei Jahren stets vorschwebte, an dessen Existenz man in Europa kaum glauben wollte, ehe man irgendwelche Beweise in Händen hatte. Er befand sich hier mehr als 100 km östlich vom Nordende des Toten Meeres, etwa 70 km vom nächsten Dorf und 27 km von der nächsten Quelle entfernt. Glatt, ohne irgendwelchen architektonischen Ausputz, erhoben sich vor ihm die hohen, rötlichen Kalksteinwände, die über dem Hauptraume von einem dreiteiligen Bogengewölbe gekrönt sind, während die Decke eines der ebenfalls noch gut erhaltenen Nebenräume durch eine Kuppel, die des zweiten durch ein Kreuz- und die des dritten durch ein Tonnengewölbe gebildet wird. Die ganze Anlage besteht aus drei Teilen: dem Schlößchen selbst, einem Tiefbrunnen — der jetzt verschüttet ist und der vermittelst eines wahrscheinlich durch Pferdekraft in Bewegung gesetzten Schöpfwerkes ein daneben befindliches Reservoir mit Wasser versorgte — und einem teilweise von einer Mauer eingefaßten Hofraume. An der Nordseite führt eine breite Tür in den dreischiffigen, fast quadratischen Hauptsaal; er ist erst später an die übrigen Gemächer, die sich durch ihre Konstruktion und Reste von Wasserröhren und Bassins als die eigentlichen Baderäume erweisen, angebaut worden und läuft nach Süden zu in zwei apsisartige Vorsprünge aus, zwischen denen sich eine Nische befindet. Die Malerei der Nischenwand zeigt einen Herrscher auf einem Tragsessel, von einem auf Säulen ruhenden Baldachin überdacht, die Füße auf einen Schemel gestützt. Über seinem Haupte bemerkt man eine nur zum Teil lesbare arabische

Inschrift. Die übrigen Fresken in diesem Saale wie in den Nebengemächern stellen allegorische Gruppen, Bade- und Jagdszenen, Tier- und Fruchtstücke dar und zeichnen sich meist durch Farbenschönheit aus, die durch Staub, Risse und stellenweise Überstreichungen mit einer nicht zu entfernenden schwarzen Masse nicht ganz vertilgt werden konnte. Die nicht bemalten Teile der Wände sind einst ebenso wie der unter Schutt und Asche vergrabene Fußboden mit Marmorplatten bekleidet gewesen, von denen nur wenige Spuren übriggeblieben sind; aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie von Wüstenräubern und Zigeunern, die sich vor dem „Geisterschloß" nicht fürchten, gestohlen und in Damaskus verkauft worden. — Die wenig zahlreichen Fensteröffnungen sind hoch oben angebracht und lassen keine Sonnenstrahlen eindringen.

Die Möglichkeit eines feindlichen Überfalles oder sonst einer Störung trieb Dr. Musil zu raschem Handeln; nachdem er sich einen allgemeinen Überblick über die Gesamtanlage des Schlosses verschafft hatte, ging er daran, die Details der innern Ausschmückung zu photographieren und einen Plan von Kuseir ʿAmra aufzunehmen. Drei Tage lang ließen seine Begleiter ihn gewähren und gaben nur durch die Frage, ob er noch lange an dem Orte zu verweilen gedenke, ihre Ungeduld zu erkennen; am Abend des 13. Juli aber drängten sie, durch die Gespenstergeschichten vorüberziehender Hirten in die höchste Aufregung versetzt, mit solcher Beharrlichkeit zu sofortigem Aufbruch, daß der Forscher ihnen gehorchen mußte.

Dr. Musil kehrte in die Heimat zurück, erstattete der Kaiserlichen Akademie Bericht über seine Reise und legte einer Kommission die mitgebrachten Pläne und Photographien zur Begutachtung vor. — Der seither verstorbene k. k. Professor der Kunstgeschichte Alois Riegl erkannte nach den Photographien die Wandgemälde als „Fresken figuralen Inhaltes aus dem vierten, spätestens fünften Jahrhundert n. Chr., die ein Gesamtbild von der nachkonstantinischen Entwicklung der Malerei im äußersten Osten des römischen Weltreiches ermöglichen," und plaidierte für eine tunlichst genaue Wiedergabe der Gemälde durch einen sachverständigen Künstler. Für diese Arbeit wurde der Wiener Orientmaler Mielich gewonnen, der sich dem Dr. Musil auf dessen nächster Reise nach Kuseir ʿAmra, im April 1901, anschloß.

Mit demselben Eifer, derselben Ausdauer und Genügsamkeit, die Dr. Musil bereits wiederholt bewiesen hatte, unterwarf sich Mielich — den Beduinen als „Hanna" vorgestellt — den Mühsalen der Wüstenreise, und mit derselben treuen Anhänglichkeit, wie bisher, geleiteten die Sahari ihren Freund „Müsa" und seinen Gefährten nach ʿAmra, obgleich sie nicht begreifen konnten, was die Europäer schon wieder nach diesem unheimlichen Orte ziehe. — Am Nachmittage des 26. Mai 1901 — am Pfingstsonntage — war das Ziel erreicht. Dr. Musil erzählt, wie Herr Mielich als erster vom Reittiere sprang und ohne sich umzusehen, in das Innere des Schlößchens eilte, wie seine Züge sich beim Anblick der Malereien verklärten, seine Augen erstrahlten und sein Mund sich zu dem begeisterten Ausruf: „Großartig! wahrhaft großartig!" öffnete. Mit welcher Genugtuung mußte den Entdecker dieser Herrlichkeiten das freudige Staunen des sachverständigen Gefährten erfüllen!

Lärmen und Schreien vom Lagerplatz her störte die Herren aus ihrer fast andächtigen Bewunderung auf: einige fremde Reiter, die man schon unterwegs bemerkt, hatten die der Ruhe pflegenden Beduinen überfallen und die Kamele geraubt. Mit Lebensgefahr entriß Dr. Musil den Angreifern eines der Tiere, — die andern wurden nach einigen Stunden von an der nächsten Quelle lagernden Angehörigen eines befreundeten Stammes zurückgebracht. Diesmal entschlossen sich die Sahari einer nach dem andern, gleich ihren europäischen Freunden, im Innern des Schlosses zu hausen, und halfen den Herren nach Kräften bei ihren Arbeiten: während Mielich vor allem die Gemälde nach Möglichkeit zu säubern suchte, baute Musil mit Hilfe einiger Beduinen die notwendigen Gerüste; dann ging es ans Malen, Photographieren, Herstellen von Plänen und Ablösen einzelner Gemäldeteile, die als Originalproben nach Wien mitgenommen werden sollten. Alle diese Arbeiten wurden aufs äußerste erschwert durch die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel, das Fehlen jeder Bequemlichkeit und nicht zum wenigsten durch die drückende Hitze, die zuweilen über 50° C erreichte. Und doch durfte die Arbeit keine Stunde am Tage ruhen, — wußte man doch nicht, wie lange man sie überhaupt fortsetzen konnte. Wie bald konnte das Nahen einer feindlichen Schar oder ein abermaliger Anfall von Gespensterfurcht der arabischen Gefährten eine sofortige Abreise notwendig machen! Auf die Frage der Sahari, wie lange die Herren in 'Amra zu bleiben gedächten, erklärte Dr. Musil fest: „Ich bin hergekommen, um hier zu arbeiten; solange ich meine Arbeit nicht vollendet habe, darf ich nicht zurückkehren. Das ist Allâhs Wille. Selbst wenn ich sterben müßte, bleibe ich hier. Hanna will dasselbe tun." Und die Antwort der treuen, braunen Gesellen lautete: „O Mûsa, du bist unser Bruder, wir bleiben alle. Allâh wird sorgen!" Dennoch trieben sie immer wieder zur Eile an und leisteten gern Handlangerdienste jeder Art, um die Arbeit zu fördern.

Die Lebensweise, die in 'Amra geführt wurde, war naturgemäß die denkbar einfachste: vor 5 Uhr erhob sich alles von den Teppichen; zum Frühstück wurde schwarzer Kaffee oder sehr süßer Tee, den Musil als ein gutes Mittel gegen den Durst bezeichnet, eingenommen, dann ging ein jeder an seine Arbeit. Die Hitze benahm den Tag über allen Appetit, und erst abends, nachdem die hereinbrechende Dunkelheit die rastlos Schaffenden zur Erholung gezwungen hatte, wurde ein kärgliches Mahl eingenommen, das gewöhnlich aus Reis mit Schmalz, flüssigem Weintraubenhonig oder aufgelöstem Aprikosenmus mit dem oben erwähnten, auf Asche gebackenen Brot bestand. An ein Waschen der Hände und des Gesichtes war ebensowenig zu denken, wie an ein Reinigen der Koch- und Eßgeschirre, — verbrauchte doch der Maler zu seinen Arbeiten den größten Teil des Wassers, das einer der Beduinen in der Nacht von der fernen Quelle herschaffte. — Die Mühen und Unbequemlichkeiten des Tages, der aufregende Wachedienst der Nacht, die Hitze und die unzureichende Ernährung hatten schließlich jedes Glied der kleinen Gesellschaft in geistige und körperliche Ermattung versetzt, die nur durch die äußerste Willenskraft bekämpft werden konnte. So atmete denn jeder einzelne freudig auf, als Mielich am 8. Juni erklärte, mit seinen Arbeiten fertig zu sein, soweit hier überhaupt von „fertig"

gesprochen werden könnte. Und doch durchzog Dr. Musil eine leise Trauer, als nun von der ihm lieb gewordenen Stätte, zu der er bereits dreimal aus weiter Ferne unter Drangsalen und Gefahren gepilgert war, geschieden werden mußte, und wehmütigen Sinnes durchwanderte er die Räume, von deren Existenz man in Europa bis vor wenigen Jahren nichts geahnt, und in denen er der Wissenschaft neue Schätze entdeckt hatte.

Am Vormittage des 9. Juni fand die Abreise von Kuseir ʿAmra statt. Die Kopien, Pläne, Notizen, — kurz alles in ʿAmra gesammelte wissenschaftliche Material wurde sicherheitshalber durch einen verläßlichen Boten nach Mâdaba vorausgeschickt, während die Forscher noch die andern von Musil entdeckten Ruinen besuchten, um auch von ihnen Pläne und Photographien aufzunehmen. Von Jerusalem aus, wohin die treuesten der Sahari-Freunde die Herren begleitet hatten, um sich erst nach überaus herzlichem Abschiede von ihnen zu trennen, wurde noch ein Abstecher nach dem Süden gemacht, der jedoch mit der Erkrankung beider Forscher endete; erst nachdem sie mehrere Tage heftig fiebernd im österreichischen Hospiz zu Jerusalem gelegen, konnten sie die Heimreise antreten.

Wiederum prüfte eine von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eingesetzte Kommission das Resultat der Forschungsreise und erklärte es für so bedeutend, daß die Herausgabe der nunmehr erschienenen Monographie des interessanten Wüstenschlosses für notwendig befunden wurde.

Während man sich über die einstige Bestimmung Kuseir ʿAmras bald einigte, gehen die Ansichten über die Entstehungszeit des Schlosses auseinander. Professor Riegls Meinung, daß die Wandgemälde aus dem vierten oder fünften Jahrhundert stammen, ist oben bereits zitiert. Dr. Musil hält es nicht für unmöglich, daß der Omajjade Al-Walid II., der 744 von seinem Gegner entthront wurde, zeitweilig in ʿAmra residiert habe, — was sich übrigens mit Riegls Ansicht über die Entstehungszeit des Baues vereinigen ließe. Hofrat Karabacek endlich, welcher der Datierung des Baues eine längere Abhandlung in der Monographie widmet, glaubt aus verschiedenen Details der Gemälde und Inschriften schließen zu müssen, daß Kuseir ʿAmra in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts von griechischen Künstlern erbaut und ausgeschmückt wurde, und zwar auf Befehl des Prinzen (späteren Kalifen) Ahmed-al-Mustain, für dessen Bildnis er das Gemälde auf der Nischenwand hält: Kuseir ʿAmra „gehört in die Glanzepoche jener abbâsidischen Schloßbauten, die insbesondere seit Beginn des neunten Jahrhunderts mit märchenhafter Schnelligkeit aus dem Boden wuchsen und das nordarabische Küstengebiet umsäumten. El-Mutawakkil, der Oheim und Zeitgenosse unsres Ahmed, baute nicht weniger als 25 solcher, mit fabelhaftem Luxus eingerichteter Schlösser" (Karabacek a. a. O., S. 233).

Voraussichtlich wird dem vorliegenden ersten ʿAmra-Werk bald eine Reihe andrer folgen, in denen Künstler und Gelehrte ihre Ansicht über den Gegenstand äußern werden; keiner aber wird den kunst- und kulturgeschichtlichen Wert der Entdeckung Dr. Musils in Abrede stellen, denn sie macht es möglich, der Gegenwart ein Bild von dem Charakter der orientalischen Monumentalbauten des Mittelalters und dem Kunstsinn ihrer Besitzer zu geben.

Die Waldfrau.

Von

M. B. Tschischjakow [1]).

Die Sehnsucht nach Freiheit, Sommergrün und Blumen hatte Tausende von den Bewohnern Petersburgs aufs Land hinaus gelockt. Nach dem dumpfen Winterleben und seiner Gefangenschaft suchten sich die Armen, wie freigelassene Vögel, irgend ein bescheidenes Obdach: ein elendes Gartenhäuschen genügte ihnen, ein kleines Vorgärtchen, zwei, drei Bäume oder Sträucher und ein Fußweg durchs Roggenfeld zum Tannenwald; — was braucht es auch mehr? Gibt es da doch Sonnenschein die Fülle, und die Menschenseele, unter dem Einfluß der armen, aber immerhin schönen Natur, kann sich an den friedlichen Eindrücken neu beleben, träumend, sinnend und betend inmitten der Gotteswelt, einer Welt von tausend Lebewesen erfüllt, die von der Harmonie ewiger Kraft zeugen.

Leider wollte es in dem Jahre, in dem meine Geschichte spielt, lange nicht recht Sommer werden: da brach die Sonne plötzlich, als habe sie ihre Kraft bis dahin zurückgehalten, sieghaft durch die Wolken und flutete mit einer Glut herab, die bis in die Tiefe der Erde zu dringen schien. Das Korn, das Gras und die jungen Baumsprossen wuchsen fast sichtbar. Es war, als habe irgend jemand im Vorbeigehen überallhin Blumen gestreut, in einigen Wiesengründen so dicht, als wären sie aus Versehen verschüttet worden. Die Vögel fingen an fröhlicher zu zwitschern, nach einer Woche war es schon so heiß, daß viele darüber zu klagen begannen. Ich habe mich nie vor der Wärme gefürchtet, jetzt aber, im Alter, liebe ich sie wie meinen besten Freund.

Einst war es schon um sieben Uhr in der Frühe glühend heiß; sogar im Bade fand man keine Kühlung. Ich freute mich unbeschreiblich und ging so weit wie möglich weg von allen den Villen. Wie ich so gehe, komme ich zu einem herrlichen Plätzchen: in einem grünen Wiesentälchen murmelt und funkelt ein helles Bächlein; das eine Ufer ist mit Gras bewachsen, das andre mit hohem, herrlichem, dickährigem Weizen, der als breites Feld bis zum Walde aufsteigt. Ein entzückendes Bild der wilden und der kultivierten Natur, und in

[1]) Aus dem Russischen von S. v. Adelung.

einer jeden von beiden fühlt man die besondere Kraft und Schönheit. In den Blumen summen und wühlen die Bienen, die Tautröpfchen fließen zu großen Tropfen zusammen und gleiten an den Gräsern nieder, um deren Wurzeln zu tränken. Rings große Stille, und in dieser Stille liegt etwas Süß-wehmutsvoll-sehnsüchtiges. Die Seele geht weit auf für alles Gute und Schöne. Die Kindheit taucht wieder vor ihr auf, und man möchte irgend jemandem die Hand drücken, ein freundliches Wort sagen.

Ich ging langsam zwischen dem Feld und dem Waldesrande dahin. Da überraschte mich plötzlich ein Bild, das in reizvoller Übereinstimmung mit der Frische und Wärme des blühenden Morgens war: auf einem niederen Hügel unter einem jungen Vogelbeerbaum, dessen Beerenbüschel wie rote Korallen brannten, saß, an den Stamm gelehnt, eine Bauersfrau und schlief. Sie mochte etwa fünfzig Jahr zählen, ihr regelmäßiges und angenehmes Gesicht hatte einen ernsten, sogar traurigen Ausdruck; aber in den Gesichtszügen, in den geschlossenen Lippen, atmete eine seltene Güte und etwas wie Sorglosigkeit. Ihr im Schoße lag ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren; es schlief mit dem Vollgenuß der Kindheit. Auf seinen runden Wangen spielte eine tiefe Röte, ein Händchen hatte es unter den Kopf geschoben, das andre hing herab. Ich hielt die beiden für Mutter und Tochter. Sie waren für bäuerliche Verhältnisse sehr gut gekleidet, die Kleine sogar mit einem Anflug von Luxus — einem roten Gürtel. Die Frau hielt sie im Arme, wie um sie auch im Schlafe zu liebkosen. Ich blieb in einiger Entfernung regungslos stehen, um sie nicht zu wecken. Nach wenigen Minuten erwachte das Weib und sagte umherblickend: „Ach, du mein Gott, wie hoch steht schon die Sonne! Wie konnten wir uns so ganz verschlafen? So kommen wir ja heute am Ende nicht mehr zeitig genug in die Stadt. Kätja! Kätja! steh auf, mein Seelchen, es ist Zeit!"

„Guten Tag," sagte ich.

„Guten Tag, Väterchen," erwiderte sie, ihr Kopftuch zurechtzupfend und sich erhebend.

„Was hast du da — Pilze?"

„Ja, Pilze und im Korb da Beeren; die hat meine Kätja gepflückt. Die Beeren sind groß und schön, eine wie die andre. Sie ist ja so flink, meine Kätja, und so gescheit, und hat so scharfe Äuglein: sie findet sie auch im dichtesten Gras, wie ein Vöglein Gottes."

„Verkaufst du deine Pilze?"

„Freilich, freilich, Väterchen! Davon leben wir den ganzen Sommer und sparen auch etwas für den Winter. Aber kauf du lieber die Erdbeeren da, es wäre schade, wenn sie welk würden, sie sind gar so schön. Und dem Kind machst du eine große Freude damit, wenn du es etwas verdienen lässest."

„Ich werde beides nehmen: die Pilze und die Erdbeeren: was willst du dafür?"

„Ja, was soll ich dafür verlangen? Pilze gibt es jetzt viele, nur muß man die Plätze kennen, dort sitzen sie wie hingepflanzt und so schöne; lauter Steinpilze, junge, gesunde, feste."

„Du kennst sie wohl, die Plätze?"

„Wie sollte ich sie nicht kennen? Alle die Wälder, die man dort sieht und noch weiter hin, kenne ich, wie meine Hütte: jeden Busch kenne ich, jeden Hügel, jede Lichtung; ich weiß, wann und bei welchem Wetter sich die Pilzchen früher zeigen und wo sie am besten gedeihen; fünf Jahre weit zurück weiß ich noch, wo es am meisten gegeben hat, und welche Arten unser Herrgott hat wachsen lassen. Es ist, Väterchen, als ob sich das Auge auf Pilze eingewöhne und dich gerade nur so auf die Pilzplätze hinführe: ganz von selber wendet man sich dorthin. Manchmal sieht es aus, als könne es dort gar keine geben — man geht trotzdem hin und schau, da stehen sie, meine Täubchen, und sehen einen so an, als hätten sie nur auf einen gewartet. Unter den Tannen, unter den Fichten, unter den vorjährigen welken Blättern, aus dem Moos, dem grünen — man pflückt, und drüben, weiter, stehen noch mehr, und man weiß nicht, wohin man zuerst eilen soll. Schön ist's, Väterchen!" . . .

Alles das sagte sie nicht nur mit Wärme, sondern mit einer Art Begeisterung, ihr Gesicht strahlte in heller Freude, sie war augenscheinlich glücklich.

„Nun, und deine Katja, sucht sie auch so gerne Pilze?"

„Nein, die macht sich noch nicht viel daraus — sie ist eben noch ein Kind. Aber die ersten Blumen und Beerlein — wenn sie die sieht, dann glänzen ihre Äuglein, und die Hände zittern ihr nur so; den ganzen Tag kann sie herumlaufen, die Füße wundgehen und frägt nichts nach Essen: sie würde am liebsten im Wald über Nacht bleiben. Ich nehme immer Brot mit für sie und ein paar Eier."

„Ist es schon vorgekommen, daß Ihr im Wald genächtigt habt?"

„Freilich, Väterchen, oft."

„Und Ihr fürchtet Euch nicht?"

„Wovor denn, Väterchen?"

„Nun, vor bösen Menschen, wilden Tieren . . ."

„Vor bösen Menschen? Was sollen sie von uns wollen? Pilze vielleicht, Beeren? Wir suchen uns neue. Und wer wollte einem Kinde etwas Böses antun? Einmal, ja, da begegnete uns ein fremder, abgerissener Mann, er sah aus, wie einer auf der Flucht; der hat Katja die Beeren mit Gewalt weggenommen und ist fort damit. Sie fängt an zu weinen, ich aber sage zu ihr: ‚Weine nicht. Gott sei mit ihm, vielleicht hat der Arme nichts zu essen, wir wollen uns neue Beeren holen, noch ist der Wald nicht leer.' — Er muß meine Worte gehört haben, und es hat ihm leid getan. Plötzlich steht er wieder da und sagt: ‚Verzeih mir, Mütterchen, daß ich Euch erschreckt und gekränkt habe. Ich habe schon seit zwei Tagen nichts mehr gegessen. Im Heißhunger habe ich dem Kinde da seine Beeren weggenommen. Hier, das Geldstück, es ist alles, was ich besitze — nehmt es. Aber die Beeren muß ich essen — ich kann nicht anders. Habt Ihr vielleicht auch ein Stück Brot für mich?' Ich gab ihm ein Stück. Der Arme! Zum Vergnügen treibt sich niemand hungrig im Walde umher. Er riß mir das Stück Brot aus der Hand und fing an so gierig zu essen, daß es mir die Tränen in die Augen trieb. Und auch ihm wurden die Augen naß, wie er mich so anschaute, er bekreuzte sich, stöhnte tief auf, der

Ärmste, wirft uns das Geldstück zu, sagt: ‚Gedenkt meiner ohne Groll' — und weg ist er. Ich rufe hinter ihm drein: ‚Was brauchen wir dein Geld? Nimm es zurück!' Aber er ist schon spurlos verschwunden, nur tief im Dickicht hört man noch die Äste knacken. Angst hat er wohl gehabt, weißt du, daß wir ihn verraten könnten und daß man ihn einfängt."

„Nun, und wilde Tiere — gibt es die hier? Bären oder Wölfe?"

„Die Wölfe hat man fast alle weggeschossen, man begegnet ihnen nur noch selten. Und der Bär ist ja ein furchtsames Tier, wenn er auch stark ist. Schreit man ihn an und klatscht in die Hände, so wirft er sich seitwärts ins Dickicht und bricht sich so hastig durch die Zweige, daß alles knackt. Meine Katja, die lacht sich jedesmal halbtot darüber. Die Bärin, die ist schon mutiger, wenn sie sich mit ihren Jungen ins Feld hinauswagt — da heißt es acht geben. Aber zum Anschauen ist es gar lustig. Dann geht sie mit ihnen in den jungen Hafer hinein. Zuerst setzen sich alle auf die Hinterpfoten und mit den vorderen ziehen sie den Hafer heraus mit der Wurzel und kauen die Kerne samt dem Stroh. Aber die Bärin selber frißt nicht, steht auf der Lauer und schaut immer so scharf und so vorsichtig umher, weißt du, und dann sieht sie wieder nach den Jungen und lehrt sie. Macht es ihr eines von ihnen nicht recht, so gibt sie ihm einen sachten Schlag mit der Pfote oder wirft es gar beiseite. Dann, wenn sie satt sind, fangen sie zu spielen an, sich im Hafer zu wälzen: das ganze Feld ringsherum können sie manchmal flachlegen. Und was für Purzelbäume sie schlagen, wie sie sich überkugeln — gerade wie zur Schau! Aber so bald irgend etwas im Laube raschelt oder wenn ein Karren knarrt, oder ein Bauer ruft in der Ferne — dann brüllt die Bärin, und sofort stehen die Kleinen auf und schnell, wie zottige Kugeln, rollen alle hinter ihr drein und in den nächsten besten Graben. Da bleibt dann keines zurück, sonst kriegt es eine solche Ohrfeige von der Mutter, daß es laut aufheult. Eine Bärin ist auch eine Mutter und sorgt für ihre Kinder wie ein Mensch; unser Herrgott hat auch ihr ein Herz und Liebe hinein gegeben. Zottig ist sie wohl, aber auch ein Geschöpf Gottes.

Einmal aber wäre es uns beiden, Katja und mir, beinahe schlimm gegangen; nun freilich, schuldig wären wir selber daran gewesen. Sie ist ja noch ein Kind, aber ich dummes Weib, warum war ich nicht gescheiter? Wir gehen also heim, es war gegen Mittag, der Tag ist hell und die Sonne brennt schon heiß, die Gräser und Blumen wehen einen mit warmen Honigduft an; das Herz schlägt vor Freude und Weh. Mein Tuch und Katjas Körbchen sind gehäuft voll, und wir beeilen uns, um beizeiten alles verkaufen zu können. Da ruft Katja: ‚Schau doch, schau! Was ist denn das dort auf dem Baum?' Ich sehe hin: ein Vogel ist's nicht. Wir gehen näher heran, da sitzt auf dem Baume ein junges Bärlein, spielt mit den Zweigen und schaukelt sich; bald pflückt es einen Büschel Vogelbeeren, saugt daran und wirft sie wieder fort, bald wäscht es seine Schnauze mit der Pfote und guckt sich nach allen Seiten um. Ich will schnell weiter, aber meine Katja bettelt: ‚Hol's doch, hol's doch herunter, das Bärlein.' Ich tue dem Kinde den Willen, klettere auf den Baum und streichle den kleinen Bär, und er läßt's geschehen, schaut

mich an. Ich stecke ihm meinen Finger in das Mäulchen, und er saugt daran, daß es nur so schmatzt — weiß Gott, so war es, so komisch es auch klingt. Ich nehme es herunter, stecke es vorne in meine Jacke, immer meinen Finger in seinem Mäulchen, und es regt sich nicht. Wir gehen rasch weiter, schon sind wir etwa eine halbe Werst vom Baum entfernt; da brüllt auf einmal etwas im Wald ganz fürchterlich und stöhnt so jammervoll. Ich bin vor Schrecken ganz erstarrt. ‚Ach, du mein Gott,' sage ich, ‚Kätja, das ist die Bärin, sie hat gemerkt, daß ihr Junges fort ist.' Das Junge hat's auch gehört und der Mutter Stimme erkannt. Es ließ meinen Finger los und fing an, in meinem Kleide zu krabbeln und streckte die Krallen aus, um zu kratzen. Da brüllt es noch einmal, noch lauter und näher. Wir fangen an zu rennen, was wir nur können. Aber ich bin vor Schreck wie mit Dummheit geschlagen. Hätte ich das Bärlein nur fortgeworfen — aber nein, ich halte es immer krampfhaft am Busen. Gott hat mir wohl für meine Sünden den Verstand genommen. Wir laufen, laufen — im Wald ist es still geworden. Nun, denke ich, Gottlob und Dank, wir kommen davon. Da schaue ich zurück und sehe, daß etwas Großes wie ein Pferd durch den Weizen läuft und plötzlich springt es mit einem Satz in die Lichtung heraus — die Bärin. Vor den Augen dunkelt's mir, ich werfe das Bärlein weit von mir und schreie: ‚Kätja, wirf den Korb mit Beeren weg und laufe so schnell du kannst', und ich selber werfe die Pilze fort. Die Bärin bleibt einen Augenblick stehen, beschnuppert ihr Bärlein, leckt es — und dann wieder hinter uns drein, gerade, als wolle sie sagen: ‚Wart, ich will euch lehren, mir meine Kinder zu stehlen.' Ganz wütend war sie, Väterchen, brüllt, die Augen sind blutunterlaufen. und das Fell sträubt sich in die Höhe. Mir zittern alle Glieder, vor den Augen wird es Nacht, ich weiß nichts mehr und kann nicht mehr denken, der Boden unter mir und die Bäume um mich herum, alles dreht sich im Kreise; nur ein schweres Stapfen höre ich und ein Brüllen und sehe Kätja vor mir. ‚Lauf, lauf,' will ich ihr zuschreien — ‚daß nur du gerettet wirst!' Aber der Atem steht mir still und die Zunge ist so schwer — kein Wort kann ich herausbringen. Da stolpert Kätja und fällt hin. ‚Barmherzige Mutter Gottes, rette das Kind!' kann ich nur noch flüstern. Dann bin ich über Kätja hingestürzt, habe sie unter mir vergraben, sie mit meinem Leibe zugedeckt und halte sie fest in meinen Armen. Schon fühle ich, wie schwere, zottige, krallige Tatzen meine Füße umklammern. Da war mir, als würden Seele und Leib voneinander gerissen, aber weiter weiß ich nichts mehr. Wie lang ich bewußtlos dagelegen habe, weiß ich nicht; aber wie ich zu mir komme, steht Kätja neben mir und weint, und ihr zur Seite sind zwei Jäger — vornehme Herren waren es wohl nach ihrer guten, sauberen Kleidung — die fragen Kätja aus, und einer von ihnen gießt mir Wasser auf den Kopf, und der andre hält mir etwas Starkriechendes unter die Nase. Wie ich die Augen aufmachte, waren sie beide so froh, als sei ich mit ihnen verwandt, fingen an, Kätja zu trösten, gaben ihr Kuchen und mir Wein zu trinken. Ich erhob mich, sah, daß die Gefahr vorbei ist, und so leicht ist mir's im Herzen, so fröhlich in die Gotteswelt hineinzuschauen, als ob ich zum erstenmal im Leben die Sonne sähe und den Wald

und die Felder und alle die Blumen. Meine Kätja habe ich an mich gedrückt, habe sie geküßt und mußte dabei weinen, immerfort weinen, ich weiß selber nicht warum. Die Herren haben mir, auf ihre Gewehre gestützt, lange zugesehen. Dann haben sie unter sich etwas gesprochen — französisch oder deutsch — ich weiß nicht was; ich hörte nur an den Stimmen, weißt du Väterchen, daß es etwas Gutes war, und daß wir ihnen leid taten. ‚Nun,‘ sagte endlich der eine auf russisch, ‚wir müssen sie doch bis zum Dorf begleiten, die Frau wird noch nicht allein gehen können und wer weiß, ob die Bärin nicht zurückkehrt und sie wieder anfällt?‘ ‚Nein, die kehrt nicht zurück,‘ sagte der andre, ‚ich habe ihr eine Kugel in den Hals gejagt. Hast du nicht gesehen, wie sie den Kopf geschüttelt hat?‘ — ‚Du hättest sie ins Ohr schießen sollen, aber du hast es immer so eilig.‘ — ‚Wie sollte es mir da nicht eilen? Ich bitte dich Freund! Die Pranke hatte sie schon erhoben, einen Augenblick später und sie hätte dem armen Weibe da den Schädel zerschmettert und das Kind verwundet. Warum hast denn du nicht geschossen? Du triffst noch besser als ich?‘ — ‚Ich wollte meine Kugel für den letzten, verzweifelten Fall sparen. Wenn die Bärin auch uns beide angefallen hätte — dann hätte ich sie sicher nicht gefehlt — sonst wären wir alle verloren gewesen. Mein Täubchen!‘ sagte er zu mir, ‚kannst du jetzt gehen? Wir werden dich führen.‘ Aber ich stand auf, grüßte die beiden tief, bis zum Boden, und machte mich auf den Weg. Ich sah, wie sie lächelten, weil ich mich so schnell erholt hatte und noch stehen blieben, um mir nachzuschauen. Ich wandte mich zurück, um noch einmal zu grüßen. Dann nahmen sie ihre Jagdtaschen auf und gingen in den Wald hinein. Was gibt es doch für gute Menschen in der Welt! Was war ich ihnen? Eine Fremde, und nicht einmal eine vornehme Dame, sondern ein armes Bauernweib. Für mein Leben gern möchte ich sie noch einmal sehen. Wenn ich in der Stadt meine Beeren und Pilze verkauft habe und gehe so die Straßen entlang, da schaue ich immer in die Fenster hinein und sehe mir alle die Menschen an — aber nirgends, nirgends begegne ich ihnen. Gott gebe ihnen Glück und Gesundheit! Noch im Sterben werde ich an sie denken und für sie beten.“

„Und du warst nicht krank nachher?“

„Bewahre — wie von der Gans das Wasser herunterfließt[1]), so war es.“

„Und hast du nicht Angst gehabt, wieder in den Wald zu gehen?“

„Warum sollte ich denn Angst haben? Bären begegnet man nicht alle Tage, und ein zweitesmal bin ich auch gescheiter, ich rühr kein junges Bärchen mehr an. Und sollte mir jemals wieder eins in den Weg kommen, dann lauf ich davon, ohne mich umzuschauen. Der Bär ist ein kluges Tier; nur so mir nichts dir nichts fällt er keinen Menschen an. Da ist der Wolf ganz anders: das ist ein boshafter Kerl, der wirft sich aufs Vieh, ja sogar auf den Menschen, auch wenn er keinen Hunger hat, nur um sie zu verwunden. Eine ganze Schafherde können die Wölfe manchmal zugrunde

[1]) Russisches Sprichwort.

richten, ohne ein einziges Schaf aufzufressen. Freilich den Menschen greift der Wolf nur im Winter an, wenn er in großen Rudeln umherzieht. Ich kann ihn nicht leiden, er ist ein garstiges Vieh, immer zerzaust, ungekämmt, schmutzig, liegt überall herum. Und machen kann man aus ihm auch nichts. Aus dem Bären macht man schöne Pelze — solche wie sie die reichen Herrschaften tragen."

„Auch ihr Fleisch ist schmackhaft."

„Wessen Fleisch, Väterchen?"

„Das Bärenfleisch."

„Ja, wer ißt es denn?"

„Wem es schmeckt."

„Ist denn das möglich?"

„Warum nicht, wenn es gut schmeckt und gesund ist?"

„Wie kann denn das gut schmecken, Väterchen? Erstens frißt der Bär jedes Aas, dann aber gleicht er auch dem Menschen aufs Haar, wenn man ihn häutet; seine Pfoten sind ganz wie Menschenhände. Wie kann man ihn denn dann essen?"

„Nun, manche Leute essen doch sogar Frösche."

„Das müssen Deutsche sein, oder Franzosen. Kein Rechtgläubiger wird solches Ungeziefer essen."

„Warum denn Ungeziefer? Ein Frosch ist doch auch ein Geschöpf Gottes."

„Das ist schon wahr, Väterchen, und laichen tun sie auch, die Verdammten, genau wie die Fische. Scheint's, das ist schon so, daß auch sie auf der Welt sein müssen . . . Und wenn man hungert, was ißt man da nicht alles? Aber wir, Gott sei Dank, haben auch ohne sie noch genug, da gibt es Pilze und Beeren und Fische und Vögel allerart. Im Frühjahr aber und Herbst, wenn die Strichvögel kommen — du mein Gott, was gibt es da nicht für Vögel, und wie sie pfeifen und zwitschern und schreien und krächzen! Ganze Wolken von Vögeln kommen dann gezogen; auf jedem See, auf jedem Pfützchen, in den Sümpfen und Wiesen und Wäldern schwirrt es umher. Grad wohl tut's dem Herzen und wunderlich ist es, daß unser Herrgott so viele geschaffen hat. Und ein jeder Vogel hat seine eigene Stimme und seine besonderen Federn, seinen Flug und sein Futter, so daß sie einander nicht schaden und für jedes gesorgt ist. Und wohin sie zu fliegen haben, das wissen sie auch, keines verirrt sich, denn Gott selber lehrt sie."

„Und so lebst du den ganzen Sommer über im Walde?"

„Den ganzen Sommer bis zu den Fröschen, wenn die letzten Pilze ausbleiben."

„Arbeitest du denn gar nichts im Winter?"

„Wie sollte ich denn da nicht arbeiten? Der Winter ist lang bei uns und zieht sich hinaus, hinaus, als ob er kein Ende hätte."

„Was arbeitest du denn dann?"

„Wolle spinne ich und nähe für mich und Katja. Sie räumt unsre Hütte auf und strickt Strümpfe, so lerne ich sie nach und nach in die Arbeit ein. Aber noch ist sie klein; mag sie einstweilen groß werden und stark,

herumspringen und vergnügt sein. Kummer und Sorgen werden auch ihr später nicht ausbleiben . . ."

„Wäre es denn nicht besser für dich, wenn du dich im Sommer irgendeiner Familie anschließen würdest, um bei der Feldarbeit zu helfen? Das wäre doch vorteilhafter. Oder fürchtest du dich vor der Arbeit?"

„Warum sollte ich mich vor der Arbeit fürchten? Wir sind sie gewohnt und sind nicht als Herrschaften geboren. Das muß ein Faulenzer, ein Tunichtgut sein, der die Arbeit scheut. Ich hab es ja auch versucht, und ich kann es sagen, ohne mich zu loben: die Arbeit war für mich nur ein Spiel; um die Wette haben die Bauern sich um mich gerissen und haben mich auch gut bezahlt. Im Frühling ging es noch, wenn auch auf der Seele dabei so ein sonderbares Weh lag. Aber kam der Sommer mit seinem Sonnenschein, merkte ich, daß vom Walde her ein Duft von Pilzen herüberweht — dann fällt die Sichel, die Sense und der Rechen nur so aus der Hand und eine Schwermut, eine furchtbare, packt mich, daß die Seele aus dem Leibe hinaus will und zieht in den Wald zu den Beeren, zu den Birken, den Tannen. Die ganze Welt ist mir dann verleidet, ich mag niemanden mehr sehen, das Leben möcht ich mir nehmen und weine, schimpfe mich mit allen Schimpfnamen und bete — aber alles umsonst. Sobald ich einschlafe, sehe ich nichts als Wiesen, Wiesen voller Blumen, die Bächlein plätschern dazwischen, der Wald steht dahinter, so mächtig groß und dunkel und grün und rauscht, und die Wipfel regen sich, als wollten sie was Frohes sagen. Drunten aber im Moose, überall wohin das Auge schaut, stehen lauter Birkenpilze, Rotköpfe und Steinpilze — graue, rote, braune, lauter junge, feste, ohne einen einzigen Fleck oder Wurm; das Herz steht mir still vor Freude, und so leicht geht der Atem. Keine Seele ringsumher, niemand will etwas von dir, wie eine Zarin gehst du allein und für dich. Wenn ich dann morgens aufwache, dann hält mich nichts mehr; nur noch Abschied nehme ich von meinen Bauersleuten, bedanke mich bei ihnen und dann fort, fort, auf den ganzen Sommer, ins weite Feld, in den freien Wald. Und dann bin ich auf einmal ein andrer Mensch, froh und stark, werde nie müde und esse doch oft ganze Tage lang fast nichts; aber das tut nichts, mit jedem Tage werde ich gesünder und — weiß Gott, Väterchen, auch besser; einen jeden Menschen habe ich dann lieb und wäre bereit, ihm alles zu opfern."

„Wie kommt's, daß du das Waldleben so lieb gewonnen hast?"

„Das Leid hat mich dazu gebracht, Väterchen, das Leid und mein trauriges Schicksal. Es ist wahr, schon als kleines Kind bin ich gern in den Wald gegangen. Aber so ein Heimweh nach ihm habe ich damals nicht gehabt. — Erst seit dem Unglück ist mir der Wald lieber geworden, als alles andre auf der Welt."

„Was für ein Unglück?"

„Weh tut's, Väterchen, davon zu sprechen. Aber ich will's meinetwegen erzählen, vielleicht wird es mir dann leichter auf dem Herzen; denn wenn ich nur dran denke, so klopft mir das Blut in den Schläfen. Ich war als Kind schon ein Waislein, weder Vater noch Mutter hatte ich mehr. Ein Nachbar

hat mich zu sich genommen, der war gut zu mir, hat mich ordentlich gekleidet, brachte mir vom Jahrmarkt stets was mit, Baranki[1]), einen Kalatsch oder Lebkuchen, und als ich älter wurde, Ohrringe oder Glasknöpfe. Mit Arbeit wurde ich nicht allzusehr geplagt; mein Herr schickte mich in den Gemüsegarten, in die Heuernte, und wenn Korn geschnitten wurde, konnte ich mittun, oder auch nicht — wie ich wollte. Und aufgewachsen bin ich so gesund und voll und rotbackig. Das waren für mich schöne Tage, das Herz wird mir froh, wenn ich daran zurückdenke. Die Bäuerin war eine kränkliche, schwächliche, aber herzensgute Frau. Sie gab mir kein einziges grobes Wort, hielt mir niemals vor, daß ich zu wenig arbeite, daß ihr Mann mich verwöhne, und daß ich es bei ihnen zu gut habe. Dafür war aber seine Mutter ein böses, bitterböses altes Weib; mich konnte sie nicht leiden, tadelte immerfort an mir herum, klagte, daß ich ihnen zu viel koste und sie arm esse, daß man mich von der Gasse aufgelesen habe und ich dem ganzen Haus Unglück bringen würde. Was die Bäuerin und ihr Mann dachten, das weiß ich nicht; sie schwiegen beide. Ich aber lief davon, wenn ich es nicht mehr aushielt, im Sommer ins Feld, im Winter mit meiner Arbeit zu irgend einer Freundin und dachte bei meiner fröhlichen Jugend nicht weiter an die zänkische Alte. Wir jungen Mädchen kamen dann zusammen, spannen, nähten, oder machten irgendeine andre leichte Arbeit und lachten und spaßten, sangen Lieder und erzählten einander Geschichten und waren so lustig und sorglos wie Frühlingsvögel . . . Eine goldene Zeit!

„Doch bald war das alles vorbei; die Bäuerin starb. Auf dem Hofe fehlte die Hausfrau und Herrin. Die Alte hätte alles gern in die eigene Hand genommen und alles selber getan; aber dazu fehlte es ihr an Verstand, und zu alt war sie auch schon. Sie hat alles verdorben und untereinander gebracht, nirgends war Ordnung; weder das Frühstück noch das Mittagessen, noch das Abendessen war zur Zeit fertig, oder wenn es auch einmal fertig war, so konnte man es nicht essen, so schlecht war es gekocht. Ich fing an mit aller Kraft zu schaffen, bald im Garten, bald im Kuhstall, bald in der Scheuer, bald im Feld, überall aber, was ich auch schaffe, es ist alles umsonst. Die Alte fährt dazwischen und verdirbt mir die Arbeit. Der Bauer hat sich geplagt und geplagt, aber wie er sieht, daß die Sache nicht geht, da sagt er eines Tages: „Mutter, du weißt, daß ich dich ehre, wie es sich gehört, aber so wie jetzt können wir nicht weiter leben, alles geht zugrunde. Deine Jahre liegen hinter dir, eine junge Kraft muß die Wirtschaft übernehmen, ich sollte wieder heiraten."

Wie sie da aufgeschrien hat, wie sie gekeift hat und ihn gehöhnt. „Denkt man in deinen Jahren wohl noch ans Heiraten? Schau dich einmal selber an, du alter, ausgetretener Schuh! Welche Närrin wird dich nehmen und wenn es auch eine solche geben sollte, glaubst du, ich lasse sie hier wirtschaften? Das sage ich dir; nicht einen Strohhalm darf sie mir im Hause anrühren — so, jetzt weißt du's."

[1]) Baranki und Kalatsch = Gebäck.

Er hat ihr nicht widersprochen, hat sie ausreden lassen, aber als er aus der Stube trat, sagte er: „So wie jetzt können wir nicht weiter leben. Eine Schande ist's, wie es bei uns aussieht." Damit war das Gespräch aus. Aber der Bauer ist nachdenklich geblieben, hat immer etwas vor sich hingesprochen und zu seiner Mutter alle Tage wiederholt: „Das ist nicht recht, und jenes ist nicht recht." Darauf hat sie ihn und mich ausgezankt, noch ärger als früher. So sind etwa zwei Wochen vergangen. Da kommt einmal am Sonntag der Bauer im Garten auf mich zu und so traurig zaghaft, als fürchte er sich vor irgend etwas, schweigt eine Weile, schaut sich dann nach allen Seiten um und sagt dann leise zu mir: „Marinuschka! Schlecht steht's bei uns, schlecht!"

„Ja," sage ich, „schlecht, aber mit Gottes Hilfe soll's besser werden; ich will noch mehr schaffen, bis ich alles richtig weiß, dann wird's gehen."

„Nein, es wird nicht gehen, solange keine Hausfrau da ist."

Ich schwieg.

„Soll ich nicht heiraten, Marinuschka?"

„Nun, so heirate doch," sage ich. Aber das Herz flattert mir da drin wie ein Vögelchen, – ich weiß selber nicht warum.

„In meinen Jahren —."

„Was tun denn die Jahre?" sag ich wie im Traum; „die Jahre tun nichts."

„Mich wird niemand wollen."

„Warum nicht?"

„Nun, und du zum Beispiel — würdest du mich nehmen?"

Ich schau ihn an: steht er da, so traurig wie eine Waise. Mir fiel es wieder ein, wie er mich zu sich genommen, wie er für mich gesorgt, alles für mich getan hat, mehr als manch ein rechter Vater für sein Kind. Und leid tut er mir, so schrecklich leid, und ich sage zu ihm: „Nun ja, ich würde es tun." Aber dabei muß ich auf einmal weinen.

„Warum weinst du?" fragt er, „du bist nicht meine Leibeigene. Du bist frei; wenn du nicht willst, so laß es bleiben, und Gott sei mit dir."

„Darum weine ich nicht," sagte ich.

„Warum also dann?"

„Das weiß Gott . . ."

„Besinn dich, Marinuschka, damit es dich später nicht gereut."

„Nein, gereuen wird es mich nicht, aber wie soll es mit deiner Mutter werden?"

„Mit ihr? ich bin selbständig. Ich werde ihr jede Ehre erweisen. Nach wie vor will ich sie kleiden, ernähren, zur Arbeit nicht zwingen, sie kann tun, was sie will, hingehen, wohin sie will. Wenn sie es verlangt, so baue ich ihr eine eigene Isbà [1]), dort mag sie leben, wie es ihr gefällt. Weder Gott noch Menschen können mich dann richten. Schau, meine Seele würde ich drum geben, damit sie nur zufrieden ist. Von mir soll sie kein böses Wort hören."

[1]) Eine Bauernhütte.

So wurden wir einig. Aber, du barmherziger Gott, als er seiner Mutter davon gesagt, wie hat die gewütet! geweint und geschimpft hat sie und hat uns mit der Hölle gedroht und ist zum Popen gelaufen und zur Obrigkeit, hat nichts mehr gegessen und getrunken, und auch uns wollte sie nicht mehr kochen lassen. Einem jeden, der ihr begegnete, hat sie geklagt über uns und hat Gott weiß was für schlimme Gerüchte über mich verbreitet. Die einen suchten sie zu beruhigen, andre lachten, und wieder andre haben das Feuer noch mehr schüren helfen. Das war dir eine Zeit für mich, Väterchen, schlimmer, als in Ketten Zwangsarbeit zu tun. Aber alles haben wir ausgehalten und haben uns trauen lassen. Freilich schlimmer als eine Beerdigung war diese Trauung. Wie die Alte gesehen hat, daß die Sache abgemacht ist, hat ihre Wut ein wenig nachgelassen; dafür ist sie aber ganz finster und in sich gekehrt herumgegangen und wie eine Stumme: den Mund hat sie nicht mehr aufgetan. Ich sage zu ihr: ‚Mütterchen, Mütterchen —‘ aber sie, wie aus Holz geschnitzt, sitzt und geht umher und macht sich zu schaffen; setzt sich nicht einmal mit uns an den Tisch zum Essen, sondern trägt ihr Essen in irgend eine Ecke, auf den Flur. Was haben wir nicht alles versucht, mit Herzlichkeit und Ehrerbietung — aber alles umsonst. Meine Tränen haben sie nur noch mehr erzürnt, und meines Mannes Worten hat sie kein Gehör gegeben. Nur die alte Wut ist wieder über sie gekommen, und gedroht hat sie: ‚Wartet, ich will euch zu Bettlern machen!‘

Bei bloßen Worten ist es auch nicht geblieben. Ehe wir uns dessen versehen haben, ist bald ein Schaf verschwunden, bald eine Kuh oder ein Pferd ohne Grund erkrankt; im Gemüsegarten sind die Gurken ausgerissen und in den Boden gestampft. Gott allein weiß, was sie uns alles aus Bosheit angetan hat . . . Meinem Mann ist zuletzt die Geduld gerissen, und er hat ihr gedroht, sie vor Gericht zu verklagen. Aber auch das hat nichts geholfen. Was blieb uns da übrig? Wir dachten und dachten — aber es fiel uns nichts mehr ein, und einstweilen vergingen die Tage, die Wochen — die Jahre. Ich bin fast zugrunde gegangen darüber, mein Mann ist grau geworden vor Gram. Da, einstmals vor Ostern, hat mir mein Mann, um mir eine Freude zu machen, heimlich Schuhe gekauft, ein Tuch, Zitz zum Kleid — alles so gut und schön — und gibt es mir ab, so, daß es die Alte nicht sehen soll. „Da,“ sagt er, „richte es dir zum Feiertag für den Kirchgang.“ Ich habe mich eingeschlossen mit meiner Arbeit, oder bin damit zu den Nachbarn gegangen, gerade wie mit gestohlenem Gut. Aber die Alte hat mir aufgelauert und muß es entdeckt haben; auf einmal war es, als gehe eine Wandlung mit ihr vor, sie hat wieder hie und da ein Wort gesprochen mit uns und sich an unsern Tisch gesetzt. ‚Gottlob und Dank,‘ denke ich. ‚Gott muß sie zu Verstand gebracht haben. Wer weiß, vielleicht wird sie vom hellen Fest an eine andre, bessere. Das wird ein Glück sein! Dann wird auch wieder die liebe Gotteswelt anders ausschauen, und wir fangen ein neues, frohes Leben an!‘

Auch mein Mann wurde fröhlicher, hat alles für die Geistlichkeit vorbereitet, wenn sie mit den Heiligenbildern kommen würde und für die Gäste. Es wurde ein Ferkelchen geschlachtet und ein Indian, wir färbten Eier

mit Zwiebelschale und Birkenblättern, von allem vollauf und mehr noch, als sonst. Die Alte half überall mit und war bei allem dabei. Ich schaue sie an, und mein Herz wird leicht und immer leichter, so, wie es in meiner Jugend war. Am Abend vor dem Fest hänge ich mein neues Gewand neben meinem Bett auf, um morgens schneller fertig zu sein. Ein Stündchen mag ich geschlafen haben, da höre ich die Kirchenglocken[1]) läuten. Ich springe auf, suche mit den Händen an der Wand — da ist nichts. ‚Es wird heruntergefallen sein,' denke ich. ‚Wie nachlässig von mir — die schönen teuren Sachen so schlecht aufzuhängen!' Ich suche unter dem Bett, ich suche wieder an der Wand — da ist nichts. Barmherziger Gott, was ist denn das? Ich eile, den Kienspan anzuzünden, leuchte umher — da liegt auf dem Boden, in Fetzen zerschnitten, mein Kleid, mein Gürtel, mein Tuch: alles verdorben und zertreten. Ich bin nur so erstarrt. Dann habe ich die Hände zusammengeschlagen und habe so aufgeschluchzt, daß es mein Mann auf dem Hofe gehört hat. Nicht um den Putz war mir so leid; ich habe mir nie viel daraus gemacht. Aber die Kränkung von der Schwiegermutter, ihre Bosheit, das war es, was mir so weh, so weh tat, daß ich es gar nicht sagen kann. Mein Mann kam und wie er sah, welcher Schimpf mir angetan worden war, ist er dunkelrot vor Zorn geworden und hat gebebt am ganzen Leib. Dann ist er auf die Alte zu, die auf dem Ofen schlief, hat sie gepackt und wie ein Kind auf den Armen hergebracht und vor die zerschnittenen Fetzen hingestellt und schreit sie an: ‚Da schau, was du getan hast und freu dich darüber! Das also ist dein Festtagsgruß! Keine Mutter bist du mir, sondern ein böses, altes Weib' — und er versetzt ihr einen Stoß in den Rücken. ‚Räuber du!' schreit sie, ‚Mörder! Geschlagen hat er mich, zu Tod geschlagen und läuft auf die Gasse hinaus, wo das rechtgläubige Volk schon in Scharen in die Kirche eilt.' Da ruft sie allen Vorbeigehenden zu: ‚Hilfe, Hilfe! hört mich, meine Täubchen! der Sohn und die Schwiegertochter schlagen mich am hohen Fest — so weit ist's gekommen.' Die Menge stürzt zu uns heran, wie zum Brand, zanken mich und meinen Mann, schreien und wollen uns nicht anhören. Dann, als sie genug geschimpft hatten, gingen sie in die Kirche.

Ich besaß kein Gewand, um zum Hochamt zu gehen. Mein Mann blieb vor Herzeleid daheim. Nach dem Gottesdienst war nicht nur das Dorf, sondern die ganze Umgegend aufgebracht gegen uns. Die Geistlichkeit mit den Heiligenbildern machte einen großen Umweg um unser Haus herum, niemand von den Nachbarn kam zum Osterkuß[2]) zu uns. Die ganze Woche über war Fröhlichkeit und Lärm überall: man lacht, man singt und spielt ‚den Dritten noch,' aber bei uns, wie bei Sträflingen, bei Gebrandmarkten, hört man nichts vom Festtag, und kein Fuß schreitet über unsre Schwelle.

---

[1]) Die Ostermesse beginnt um Mitternacht.

[2]) Während der Osterwoche begrüßen sich die orthodoxen Russen mit dreimaligem Kuß auf die Wangen und den Worten: „Christus ist auferstanden." Die Antwort lautet: „Er ist wahrhaftig auferstanden."

Freilich — zwei, drei Freundinnen kamen heimlich, durch die Gärten geschlichen, um mit mir zu klagen; sie glaubten unsern Worten und hatten Mitleid mit uns. Sie wollten uns auch vor den Leuten rechtfertigen und schalten die Alte. Aber niemand hörte auf sie, niemand glaubte ihnen. Mein Mann ging lange trübselig herum. Zuletzt sagte er zu der Alten: ‚Mütterchen, wir können nicht länger zusammen leben, entweder wir oder du müssen aus dem Haus. Gott ist Zeuge, daß ich dich ehre, wie mein eigen Blut, ich werde dir helfen, so gut ich kann, aber zusammen leben, nein, das ist nicht möglich . . .‘

In heller Wut fing sie darauf an, mit den Füßen zu stampfen: ‚So, du jagst mich also vom Hofe. Betteln soll ich gehen, so? deine eigene Mutter? Hat dich das die schöne Schlange, dein junges Weib, gelehrt, du dummer Graukopf? Gut denn, ich nehme den Bettelsack und gehe. Dazu habe ich dich geboren und auferzogen! Leb wohl, ich gehe schon . . .‘

Vor Wut ganz außer sich, hat sie sich in Lumpen gekleidet, hat einen Sack genommen und fing nun an, auf der Schwelle, ihren Sohn, mich und ihre ganze Sippe zu verfluchen. Wir hingen uns an sie, flehten und weinten und baten sie um Verzeihung, als ob wir vor ihr schuldig gewesen wären, aber sie hatte kein Erbarmen mit uns, fluchte uns dreimal hintereinander und ging sofort zu den Nachbarn, um vor ihrem Fenster zu betteln. Im Dorf fingen sie an, sich über sie lustig zu machen, da ging sie fort, zu ihren Verwandten und ließ sich dort nieder. Mein Mann war kein Haar breit schuldig vor ihr, aber der Mutter Fluch ist furchtbar: er konnte es nicht mehr aus seinem Sinn bringen. Sogar im Traume hörte ich ihn bisweilen weinen und die Mutter bitten, ihn vom Fluche zu erlösen. Schwermütig ist er zuletzt geworden, ganz schwermütig, und weder Arbeit noch mein Mitleid, noch die Worte der Kameraden haben ihm helfen können — ja nicht einmal der Rat der alten Leute, daß er sich nicht so zugrunde richten solle — es war alles, alles umsonst. Drei Jahre lang hat er sich so geplagt und ist dahin geschmolzen, mein Täubchen, wie ein Licht.

Vor seinem Tod hat er den Popen angefleht, er solle die Mutter erweichen. Aber die hat auch auf den Popen nicht gehört. Wie er gestorben ist, hat es allen leid getan und alle fingen an, auf die Alte zu schelten, wo sie sich zeigte, und sie wegzujagen. Sogar die Gassenbuben ließen sie nicht in Ruhe. Da ist ihr angst und bange geworden. Man hat ihr gesagt, daß sie nicht einmal im andern Leben Verzeihung finden würde, daß der ungerechte Fluch auf sie zurückfallen und sie im Pech brennen und nie, nie in alle Ewigkeit Verzeihung finden würde. Da fing sie an, überall herumzuirren, wie eine Halbverrückte, in den Sümpfen und auf den Friedhöfen die Nacht zuzubringen, mit Steinen und Bäumen zu reden, die Baumstämme anzubeten, den Schafen und Kühen christliche Namen zu geben, in einem Atem zu weinen und zu lachen, nach dem Sohn zu rufen und ihn zu segnen. Manchmal kehrte ihr Verstand zurück, und dann war sie still, traurig und weinte bitterlich um ihren Sohn. So kam sie eines Tages zu mir. Zuerst erschrak ich, aber sie war so freundlich, küßte mich und sagte: ‚Verzeih mir,

jage mich nicht fort, laß mich meine übrigen Tage bei dir verleben.' Das Herz hat sich bei mir nur so umgedreht vor Erbarmen.

‚Nun ja,' sag ich, ‚bleib da, Mütterchen; ich hab dich immer geehrt, und ich habe genug für uns beide, Gott sei Dank.' Sie grüßte mich bis auf den Boden und sagte wieder: ‚Verzeih mir.'

So blieb sie denn bei mir, und der frühere Wahnsinn ist nicht wieder gekommen. Sie arbeitete hier und dort ein wenig, räumte die Stube auf, trug Wasser, trieb die Kühe heim; aber alles freiwillig. So lebte sie bei mir ein halbes Jahr, und mir ward es ein wenig leichter auf der Seele. Da hör ich, daß im Dorf Gerüchte umgehen, als habe die Alte einen Schatz gefunden; sie stelle sich blödsinnig, trage Goldmünzen und Edelsteine in ihrem Kleide verborgen und wolle nach Jerusalem, um Gottes Vergebung an den heiligen Stätten zu erflehen. Alt und Jung hat es geglaubt und mich beneidet. ‚Die Mutter ist alt,' sagen sie. ‚Dir fallen bei ihrem Tod die Reichtümer zu.' Vergeblich habe ich mich gequält, dem Unsinn gewehrt. Sie kamen zu uns, die Leute, bald dieser, bald jener, um aus der Alten irgend etwas herauszubringen, und wenn sie auch kein Wort darüber sagte, so hat doch jeder zu den Gerüchten noch etwas hinzugetan und sie bestärkt. Ich dachte: Laß sie reden, das Gerede wird von selbst aufhören. Aber ein furchtbares Unglück stand vor meiner Tür. Einmal, als die Alte aufs Feld hinausgegangen war, um nach der jungen Saat zu schauen, warte ich vergebens mit dem Essen auf sie. Auch am Abend bleibt sie fort. Es wird Nacht, und sie ist noch immer nicht da. Vielleicht, denk ich, ist sie zu Bekannten oder Verwandten gegangen und schläft dort. Sie war ja überall gern gesehen, seit das Gerücht von ihrem Reichtum umging. Aber wie wieder ein Tag vergeht und noch einer, da frage ich überall, ob sie nicht jemand gesehen habe. Aber es hatte sie niemand gesehen. Wie ich so vor dem Hause sitze, kommt da auf einmal der Sotsky, der Deßjätsky und der Stäroſta[1]) auf mein Haus zu. Das bedeutet nie Gutes, und ich erschrak.

„Wo ist die Alte?" fragen sie einstimmig.

„Ich weiß nicht; schon vor drei Tagen ist sie fortgegangen und nicht mehr heimgekommen."

„Und das weißt du nicht, daß sie ermordet auf deinem Acker liegt?"

Ich bin erstarrt. „Um Gotteswillen, wie ist denn das möglich?"

„Ja, und nicht nur für dich — auch für uns ist das schlimm. Jetzt werden die Herren vom Gericht angefahren kommen, das Fragen, das Untersuchen wird anfangen, das Zeugen, Schwören, und alles das zur Sommerarbeitszeit. Das ist eine rechte Fatalität! Und dich, mein Täubchen, müssen wir ins Gefängnis einsperren."

Ich schrie auf und begann laut zu weinen. Leid tat es ihnen um mich, aber sie sperrten mich doch ins Gefängnis. Ach, was habe ich da durchgemacht und wie groß war meine Scham und meine Angst! Was habe ich da nicht alles gedacht und gedacht. Fast hätte ich's lieber gesehen, wenn sie mich,

[1]) Die gerichtlichen Persönlichkeiten des Dorfes. Stäroſta = Schultheiß.

unschuldig wie ich war, nur schnell verurteilt und verschickt hätten — so schwer war mir das Herz.

Die Herren vom Gericht kamen. Ich wurde vorgeführt. Der Schultheiß, um zu zeigen, daß er seines Amtes strenge walte, ließ mir die Hände auf dem Rücken zusammenbinden. Das ganze Dorf versammelte sich, um zuzuschauen, wie man mich vors Gericht führte. Ich ging, wie von Sinnen. Mir war, als brenne die Erde unter mir. Alles, die Männer und Frauen um mich her und die Häuser und Gärten waren mir bekannt und doch fremd, und ich selber war mir wie eine Fremde. Der Mund ist trocken, und in der Brust ist es trocken, und das Herz darin liegt wie ein Stein und schlägt doch so hart, daß es wehe tut. Die Füße sind wie Klötze, und vor den Augen kreisen lauter Kugeln, rote und grüne . . . So brachte man mich zum Haus des Ortsvorstehers. Auf der Schwelle steht ein fremder Beamter. Wie er mich sieht, schreit er den Ortsvorsteher an: ‚Warum sind ihr die Hände gebunden?‘

„So gehört es sich, Väterchen.“

„Warum? Wozu?“

„Der Ordnung halber, Väterchen.“

„Was ist das für eine Ordnung? Wer hat das gesagt? Sogleich aufbinden!“

Wie man mir die Hände losmacht, ist alle Angst auf einmal weg gewesen. Ich habe aufgeatmet, habe mich bekreuzt und denke: ‚Du mein Herrgott im Himmel! Ja was war denn das mit mir? Warum so verzagen? Bin ich denn nicht unschuldig? Ein Irrtum kann überall vorkommen . . .‘ Man brachte mich herein. Ein paar Richter saßen dort und sprachen und lachten miteinander. Das gab mir noch mehr Mut. Aber sie verstummten sogleich, als sie mich erblickten und einer von ihnen stand auf und fragte mit gerunzelter Stirn:

„Wie heißest du?“

„Marina, Väterchen.“

„Glaubst du an Gott?“

„Ja, ich glaube.“

„Kannst du lesen und schreiben?“

„Nein.“

„Warum hast du die Alte getötet?“

„Ich habe sie nicht getötet.“

„Wieso nicht?“

„Ich habe sie nicht getötet, Väterchen.“

Lange fragten sie mich aus. Die einen sagten, man müsse es zu Papier bringen, die andern, das sei nicht nötig, man müsse eine Untersuchung einleiten, damit der Schuldige gefunden werde. Womit das endete, weiß ich nicht, aber man führte mich wieder ins Ortsgefängnis, und die Herren Richter fuhren davon. Im Gefängnis hat man mich lange gehalten, bis wieder Richter von auswärts kamen, aber diesmal andre, und mit ihnen ein Doktor. Die haben mich ganz genau ausgefragt, alles der Reihe nach, und alles, alles

haben sie aufgeschrieben; zehnmal haben sie, glaube ich, dasselbe wieder gefragt, so daß ich zuletzt todmüde war, so todmüde, wie nach keiner noch so schweren Arbeit. Und du mein barmherziger Gott! Was hat der Doktor nicht alles mit der Leiche angefangen! Inwendig und auswendig hat er sie untersucht und wollte durchaus herausfinden, wer sie ermordet habe. Was kann man von einem Toten erfahren? So hat er auch nichts herausgebracht. Dann hat man mich wieder vorgeführt, hat mir vorgelesen, was ich früher gesagt hatte und gefragt, ob ich das alles so gesagt habe. Ich sagte: Ja, das habe ich. Für mich unterschrieb ein früherer Soldat, daß dies alles richtig sei, und dann ließen sie mich frei. Zuerst habe ich nicht einmal Freude darüber verspürt; ich wußte kaum, wohin ich nun gehen sollte. Ich trete auf die Straße hinaus und stehe mitten auf dem Weg, als hätte ich kein eigenes Heim mehr, als hätte man es mir weggenommen und den Eingang dazu verboten. Zuletzt habe ich mich zu meinem Häuschen geschlichen, aber langsam, ganz langsam, und die Tränen fließen mir wie zwei Bäche aus den Augen. Ich mache das Türchen auf. Mein Hund bellt und will sich auf mich werfen; dann erkennt er mich, fängt an vor Freude zu heulen, springt an mir herauf und um mich herum und bleibt dann wieder stehen und sieht mich an, wie um mich zu fragen: ‚Wo in aller Welt bist du solange geblieben?‘ Ich rufe laut nach meinen Hühnern: Komm, zip, zip, zip! und von allen Seiten kommen sie herbei mit den Küchlein und drängen sich um mich; einige fliegen mir auf die Hände, das hat mich gefreut. So ging ich in meine Hütte hinein und fiel dort vor dem Bild der Mutter Gottes nieder, habe lange zu der gnadenreichen Vermittlerin gebetet, und als ich die Augen zu ihrem heiligen Angesicht erhoben habe, war es mir, als sehe sie mich so mitleidig, so voll Erbarmen an, als wolle sie, weiß Gott, sagen: Weib traure nicht! Du bist nicht schuldig, und ich werde dich nicht verlassen. Und in meiner Seele ist es auf einmal so still und süß und hell geworden von diesem heiligen Gnadenblick. Ich bin zum Ofen geeilt, habe Holz eingeworfen und es angezündet, so daß das Feuer hell aufgelodert ist. Nicht, daß ich hungrig gewesen wäre und es mir geeilt hätte mit dem Kochen — nein, nur ein Feuerlein wollte ich gerne sehen, wollte, daß der Rauch wieder über meinem Dach, über der lebendigen Behausung aufsteigt. Dann lief ich in den Garten, in alle Ecken, zu allen Beeten, habe mir alle Büsche und Pflanzen angeschaut und alles kam mir so neu und frisch vor und gar so schön, so daß ich ein jedes Blättlein hätte küssen mögen und seine hellen Tautropfen trinken.

Später habe ich auch im Haus wieder nach der Ordnung gesehen: Gott sei Dank, es war alles ganz, nichts fehlte. Es hat wohl niemand das Herz gehabt, vom verwaisten Gut etwas zu stehlen. Ein altes Weib, so sagte man mir, habe nach Haus und Garten gesehen und die bösen Menschen hat wohl Gott abgehalten. So fing ich denn an, von neuem daheim zu hausen und zu arbeiten, so fleißig wie noch nie. Aber wohin ich auch gehen mag, mit wem ich zu reden anfange, alle sind so scheu, so fremd mit mir. Wenn jemand bei mir vorspricht, so ist es, weil er was braucht: den Narren, eine

Sense oder Heugabel. Aber fange ich ein Gespräch an, so sagt er ein, zwei Worte und dann fort aus dem Haus.

Wie das wohl kommen mag? denke ich, ich habe doch niemandem wehe getan, niemanden gekränkt — gekränkt hat man mich! So komme ich einstmals von der Arbeit heim, müde bin ich, daß die Füße kaum mehr gehorchen und Rücken und Schultern wehe tun, und dabei denke ich immer nur an das eine: was wohl die Leute gegen mich haben mögen? Sitzt da des Nachbars Büblein auf dem Boden und weint.

„Was weinst du?" frage ich.

„Ich bin hungrig," sagt es.

„Wo ist denn die Mutter?"

„Auf der Wiese draußen."

„Kommt sie nicht zurück heute abend?"

„Nein."

„Wann kommt sie denn wieder?"

„Gestern vielleicht."

„Hat sie dir nichts zum Essen dagelassen?"

„Nein, wir haben nichts mehr."

„Komm zu mir, ich gebe dir zu essen."

„Ich fürchte mich."

„Wovor?"

„Die Mutter wird mich schlagen, sie hat mir verboten, zu dir zu gehen."

„Warum?"

„Du bist — sie sagt — du bist — ich mag's nicht sagen — im Gefängnis gewesen."

Würdest du es glauben, Väterchen, daß mich dies Wort von einem dummen Kind wie mit einem Stein getroffen hat. Schwer, schwer hat sich's mir auf die Seele gelegt. Aber leid hat mir das Kind getan. Es hat ja nur nachgesprochen, was andre sagten. Ich habe ihm Brot und Salz gebracht und frische Gurken vom Beet. Da hat es sich ängstlich umgesehen, ob niemand in der Nähe ist, hat gierig nach Brot und Gurken gegriffen und ist hinten durch sein Pförtchen geschlüpft. Drinnen hat es sich im Garten zwischen die Beete gelegt und hat zu essen angefangen. Aber ich habe gedacht: wenn schon die kleinen Kinder so von mir reden, was werden erst die Großen tun? Nun, Gott mit ihnen — ich kann auch ohne sie leben! So habe ich gedacht, habe geweint und zu Gott gebetet, und ein paar Wochen lang gewartet. Dann habe ich mich entschlossen: habe alles bis auf den Grund verkauft, zog in ein andres Dorf, fünfundzwanzig Werst weit, und kaufte mir ein Hüttchen. Aber wirtschaften mochte ich nicht mehr. Die Seele hat sich von den Menschen und Dingen abgewendet. In die Wälder bin ich gegangen, und die sind meine Heimat geworden. Ich lebe wie der wilde Vogel: sammle Pilze, verkaufe sie frisch oder trockne sie, oder salze sie ein. Im Winter, wie ich schon sagte, arbeite ich für die Bauern; sogar etwas zurücklegen kann ich. Gottlob! ich klage nicht. Nur wenn ich daran zurückdenke, dann wird's so bitter auf der Seele . . . warum haben mir die Menschen das angetan? Aber ich denke

nicht oft daran; du hast mich heute darauf gebracht, daß ich dir mein Leid erzählt habe. Und weißt du, Väterchen, wenn ich dich auch zum ersten Male und vielleicht zum letzten Male sehe, und Christus allein wissen mag, wer du bist — leichter ist mir doch geworden, seit ich dir's gesagt habe. Du bist der erste, der es von mir hört."

„Und hast du nie Heimweh nach den Menschen?"

„Anfangs schon, da hat es mich zu ihnen gezogen — gezogen — als müsse ich gerade jemandem um den Hals fallen. Komme ich aber dann ins Dorf, schaue mich um — alles fremd, niemand, dem ich lieb und teuer bin; ein jedes hat seine eigenen Sorgen und Freuden — dann, Väterchen, habe ich tief aufgeseufzt und bin zurück in meinen grünen Wald. Später aber habe ich mich so sehr an dies Leben gewöhnt, daß ich jetzt den Menschen nicht mehr begegnen mag, daß ich ihnen aus dem Wege gehe wie den wilden Tieren . . . Es ist mir, als nehmen sie mir den Raum weg, meine Freiheit. Fast komisch ist das, nicht wahr? Aber Gott hat mich nicht verlassen. Er schickt mir allerlei Freuden."

„Meinst du deine Birkenpilze, deine Rotköpfchen?"

Sie lachte. „Ja, auch die, Väterchen. Aber ich meine noch etwas andres. Schon an und für sich ist der Wald schön. Wenn ich ins Dickicht hineingehe, in die grüne Nacht bei hellichtem Tage — und nur hoch oben brennen die Wipfel im Sonnengold, und es ist still ringsum, alles still, wie im Tempel Gottes . . . nichts regt sich, kein Vöglein zirpt, keine Schlange raschelt . . . Von den reinen Gräsern und Büschen, wo kein Menschenfuß hinkommt, weht es dich kühl und duftig an, und nie gesehene, fremde Blumen stehen dort . . . Alles schläft, wie um Mitternacht, oder wie in irgend ein tiefes, tiefes Denken versunken. Und alles scheint sich zu freuen, und auch im Herzen wird es fröhlich, so fröhlich, daß man selber wie ein Busch voll Tau wird, man mag sich nicht bewegen, nicht von der Stelle gehen, sondern möchte nur immer dastehen, dastehen und schauen und denken, und weiß doch selber nicht recht, was. Das Dorf ist vergessen und Weiber und Männer und Kühe und Feld — alles ist vergessen, als wäre es nie dagewesen und als stehe man für ewige Zeiten da im grünen, goldenen Wald."

„Das ist ja ganz schön bei gutem Wetter. Wenn es aber einmal regnet, zwei, drei Wochen lang?"

„Das tut nichts, Väterchen. Ich ziehe mich dann dicker an — meine Kleider halten schon was aus — und gehe in Wind und Wetter hinein. Die Bäume rauschen im Winde, rauschen, als führten sie ein ernstes Gespräch. Der Regen tropft, frisch und gesund wird einem da zumute. Nachher aber ist alles noch einmal so jung und grün, und die Gräser und Blumen schauen dich mit ihren frischgewaschenen Kinderaugen hell an. Nur Katja tut mir bei schlechtem Wetter leid, es friert sie bisweilen, und sie hält es nicht so gut aus wie ich, sie ist halt noch jung. — Nein, Väterchen, im Wald ist's auch bei schlechtem Wetter schön."

„Katja ist doch dein Kind?"

„Ja, so gut wie mein Kind — Katja, geh, schau mal ein wenig nach, ob es hier keine Beeren gibt."

Als Katja außer Hörweite war, schaute sich Marina um, atmete tief auf und sagte: „Ja, ich liebe sie wie mein eigenes Kind. Ohne sie wäre ich längst vor Weh vergangen oder ganz hart geworden, wie Stein. Sie ist ein angenommenes Kind, und wenn ich davon reden soll, wie ich zu ihr kam, dann wird es mir heiß im Herzen. Schon hatte ich mich ganz an mein einsames Leben gewöhnt, Väterchen. Da überkam mich eines Tages ein großes Heimweh. Mir fiel ein, es war Festtag. Jetzt, denke ich, waschen sich alle sauber, kleiden sich feiertäglich an, gehen in die Kirche, dort wird gesungen, der Weihrauch zieht durch den Raum, es wird aus heiligen Büchern gelesen, alle beten. Und ich, wo bin ich und was tue ich? Noch nicht einmal bekreuzigt habe ich mich heute, als wäre ich irgend eine Muselmännin . . . Und ein großes Verlangen treibt auch mich. Ich will doch auf den Weg hinausgehen, dorthin, denke ich, wo man von ferne das Kreuz auf der Kirche glänzen sieht. Vielleicht erhört mich Gott der Herr. Ich gehe hinaus, überall Sonnenschein, wie an einem heiligen Orte, und knie nieder. Das Kreuz ragt allein in den Himmel hinein, ganz von Sonne umflossen . . . Ich sehe immer nur das eine goldene Kreuz und bete, und meine Tränen fließen, und in der Seele wird's leicht und immer leichter. Da höre ich auf dem Wege hinter dem Hügel etwas rasseln und Menschenstimmen. Ich bin ein wenig seitwärts gegangen, habe mich hinter den Büschen versteckt und schaue vorsichtig heraus. Am Bachufer steht ein Leiterwagen mit ein paar Leuten, das Pferdchen graft daneben; ein Feuerlein ist angemacht, und dabei stehen — heilige Mutter Gottes — Soldaten mit Gewehren! Ich bin erschrocken und wußte nicht, soll ich hingehen oder nicht; und doch zieht mich immer wieder etwas zu diesen Menschen, so daß ich zuletzt herantrete. Ich begrüße sie — die Soldaten sehen mich an, wehren mir aber nicht. Doch die andern, die dabei waren, du mein Väterchen, die waren in eisernen Ketten: Sträflinge. Nicht um guter Werke wegen werden die wohl jetzt verschickt, denke ich; aber wer weiß, vielleicht mag auch mancher von ihnen nur ins Unglück hineingeraten sein, so wie ich. Neben dem Leiterwagen lag ein blasses, krankes Weib. Das schlief, und in den Armen hielt es ein Kindchen, das war noch klein und dumm, es spielte mit ein paar alten Fetzen, deckte der Mutter das Gesicht damit zu, lachte und deckte es wieder auf.

„Wo führt ihr die Leute hin?" fragte ich einen der Soldaten.

„Wohin? Das ist klar — nach Sibirien," sagte er.

„Was haben sie verbrochen?"

„Was geht das uns an? So ist der Befehl — nach Sibirien — das ist genug."

„Und das Kind, was hat das getan?"

„Wohin soll man denn damit? Es gehört doch zur Mutter."

„Darf ich ihr von meinen Pilzen geben und Brot und Salz dazu?"

„Meinetwegen."

Ich trat zu dem Weibe. Das machte die Augen auf.

„Nimm Täubchen," sagte ich, „hier sind Pilze, Brot und Salz."

„Danke," flüstert sie und kann vor Schwäche kaum aufschauen.

Ich begann, sie mit Brot zu füttern und steckte ihr heimlich ein Geldstück in die Hand. Sie schob es in die Tasche und sagte: ‚Vergelt es dir Gott!‘ Und die Augen standen ihr dabei voll Tränen.

„Ist das dein Kind?“ frage ich.

„Ja, es gehört mir.“

„Hast du es nicht schwer mit ihm?“

„Ich werde bald sterben.“

„Und das Kind?“

„Vielleicht holt der liebe Gott es auch.“

„Würdest du es jemandem abgeben?“

„Wer würde es denn von einer Verschickten nehmen?“

„Und wenn es jemand nähme?“

Sie besann sich ein Weilchen, schluchzte dann auf und sagte:

„Ja, ich würde es hergeben.“

„Gib es mir. Ich bin eine Waise, einsam und allein; ich habe genug, um es aufzuziehen. Ich will es pflegen und lieb haben. Und wenn du, so Gott will, am Leben bleibst und zurückkommst, dann gebe ich es dir zur Freude wieder.“

„Nein, ich bin nicht mehr für diese Welt. Und gäbe mir Gott nur recht bald, im Grabe zu liegen! Aber du sei meinem armen Kindlein eine Mutter!“ Und wieder schluchzte sie so, daß mir war, wie wenn ein Stöhnen aus dem Walde käme als Antwort darauf. Die Kranke schien ein Anfall zu schütteln, ihre Glieder zuckten, die Augen verdrehten sich, dann wurde sie ganz still und lag wie tot da. Die Soldaten erschraken. Was sollten sie tun, wenn das Weib unterwegs starb? Es konnte sie am Ende gar in Ungelegenheiten bringen; wenn sie es nur schon in Sibirien hätten!

Nach einer Weile kam die Kranke zu sich, war aber noch schwächer als vorher. Sogar die Soldaten sahen sie voll Mitleid an, und bald der eine, bald der andre ging auf sie zu, um ihr ein freundliches Wort zu sagen. Ich wende mich an sie: ‚Sie will mir ihr Kindchen abgeben, erlaubt es, bitte.‘

„Das können wir nicht,“ sagen sie, „dazu ist die Obrigkeit da, die muß entscheiden.“

„Was soll ich denn tun?“

„In der nächsten Stadt kann man bei Gericht anfragen.“

„Kann ich mitgehen?“

„Ja, aber du mußt in einiger Entfernung von uns gehen.“

So ging ich denn mit ihnen bis zur Stadt und denke für mich: Gott hat doch alles zum Besten gelenkt, nun wird die arme Mutter unterwegs sehen, wie ich mit ihrem Kinde umgehe, und es wird ihr leichter werden, sich davon zu trennen, auch geschieht die Trennung dann nicht auf einmal, und das Kindchen gewöhnt sich nach und nach an mich. So gehen wir einen Tag, zwei Tage, drei, eine ganze Woche gehen wir. Ich helfe der Mutter, so gut ich kann, pflege das Kind und spiele mit ihm. Der Mutter schien es sogar ein bißchen wohler zu werden, wenigstens war ihr Gesicht nicht mehr so traurig. Und wie heiß betete sie morgens und abends, sogar manchmal

mitten in der Nacht. Mir tat sie im allertiefsten Herzen leid — so daß ich meinte, ich wäre für sie nach Sibirien gegangen. Wie ich so liege, ein wenig abseits, und die Nacht ist dunkel und still, nur die Sterne gehen am Himmel hin, und wie du schaust und schaust in die Himmelstiefe hinauf, ist es gerade, als ob um dich her etwas Geheimnisvolles geschehe — aber was, das weißt du selber nicht, und dann kommen die Gedanken: warum leben die Menschen so, daß man sie in Ketten legen und, von Soldaten bewacht, nach Sibirien schicken muß, und dazu noch ein Kind, ein kleines, mit der Mutter auf solch einen weiten, schweren Weg. Herrgott, wann wirst du es den Menschen eingeben, daß sie zur Vernunft kommen und anders werden, und das alles nicht mehr nötig ist? Endlich waren wir in der Stadt. Die Obrigkeit erfuhr von meinem Wunsch und fragte die Mutter: „Willst du dein Kind dieser Frau geben?"

„Ja, ich will."

Und mich fragten sie: „Willst du dies Mädchen an Kindesstatt annehmen?"

„Ja, ich will."

„Dann sieh aber zu: ungeschehen machen kann man es später nicht mehr."

„Das ist auch nicht nötig. Solange ich selber lebe, gebe ich das Kind für keine Welt wieder her."

„Nun, so hab Dank," sagte einer der Herren. „Du bist ein gutes Weib, und Gott wird dich belohnen." Er rief mich in ein besonderes Zimmer, machte das Zeichen des Kreuzes über mir, hat mir noch einmal auf die Seele gebunden, das Kind ja nicht zu verlassen, steckte mir zehn Rubel in die Hand, wandte sich dann ab und sagte: „Nun geh mit Gott."

Der Gefangenenzug ging weiter. Ich sage zu der Mutter: „Ich begleite dich noch ein Stückchen."

„Ja," sagt sie, „tu es um Gottes willen — wenigstens noch eine Werst, und dann — —" weiter konnte sie nicht sprechen, drückte nur ihr Kind fest an sich und hat es unter Tränen geküßt.

Ich denke bei mir: den einen letzten Tag will ich sie noch so recht aus vollem Herzen über ihrem Kind weinen lassen, aber dann muß es sein — dann nehme ich es zu mir.

Den ganzen Tag ging ich noch mit. Und wie freute sich die Mutter darüber, als könne sie sich an ihrem Waislein gar nicht sattsehen! Zur Nacht, wie wir halten, legt sie ihr Kind neben sich.

„Morgen," sagte sie, „in der Frühe . . ."

„Gut," antworte ich, „jetzt schlafe du nur ruhig."

So ist sie eingeschlafen. Ich aber wache und denke: morgen wird's noch bitterer sein, lieber schon jetzt, in der Nacht. Ich horche, sie schläft, und das Kind auch. Der Soldat mit dem Gewehr im Arm schlummert halb. Ich trete zu ihm heran. Er macht die Augen auf, und ich sage leise zu ihm: „Jetzt nehme ich das Kind und gehe."

„Geh mit Gott," sagt er.

Ich nahm das Kind ganz vorsichtig, es regte sich im Schlafe, aber ich drückte es an meine warme Brust, da schlief es wieder ein. Ich bekreuzte

mich und die Mutter und lief davon, so schnell ich laufen konnte, vier Werst weit. Dort nächtigte ich. Dann kehrte ich heim, zog Kätja auf und lebe jetzt mit ihr zusammen."

„Hat sie die Mutter vermißt?"

„Zwei, drei Tage lang war sie gar unruhig, suchte immer mit den Äuglein umher, und wenn sie von fern eine Frau erblickte, wollte sie zu ihr. Sah sie aber dann das fremde Gesicht, so weinte sie und drückte sich an mich, ganz fest. Dann gewöhnte sie sich an mich und wurde so ein fröhliches, herziges Dingelchen. Aber ich habe noch oft an ihre Mutter gedacht und kann sie auch jetzt nicht vergessen."

„Hast du nie bereut, eine solche Last auf dich genommen zu haben?"

„Eine Last? Das ist ja meine Freude. Das Kind ist gehorsam und gescheit, springt, wohin ich es schicke, zwitschert wie ein Vöglein, und hat jetzt schon Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Und gar erst, wenn sie in den Wald darf, Beeren pflücken, dann singt sie, springt vor Freude, hüpft und jauchzt und strahlt wie die Morgenröte im Frühjahr."

„Aber willst du denn, daß auch sie immer so ein Waldleben führe wie du?"

„Davor bewahre mich unser Herrgott! Ich will doch nicht ihr Unglück! Sobald sie größer wird, soll sie lernen, in einer guten Schule, damit sie jede rechtschaffene Frauenarbeit kann, und lesen und schreiben dazu, was ein tüchtiges Mädchen braucht. Auch ich bin ja nicht im Wald aufgewachsen — aber so ist's nun einmal gekommen. — Das ist meine Geschichte, Väterchen! Und wie schön ist das Wetter heute, ein rechter Gottessegen! Wie werden die Pilze nach dem Regenwetter wachsen: die Steinpilze und Birkenpilze. Es ist eine wahre Freude, so frei in den dunklen Wäldern umherzustreifen. Gott segne sie, die Wälder, und lasse sie stehen und wachsen und schön sein, uns Armen, Einsamen zum Trost!""

Ich bat sie, mir regelmäßig ihre Pilze zu bringen. Ich wollte sie und ihre Kätja gerne im Auge behalten und sehen, wie sie das Mädchen erziehen würde. Aber es war nicht das allein: im Herzen fühlte ich einen tiefen Widerhall für ihr Leben voll wilder poetischer Freiheit und schöner naturwüchsiger Eigenart.

Englische Hofschauspieler in Berlin.

Der Kaiser selbst hatte sie geladen, stellte ihnen sein Sommertheater zur Verfügung, wohnte in englischer Generalsuniform samt der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise der ersten Vorstellung bei, ehrte die Hauptmitglieder durch Lob und Geschenke und setzte seine Liebenswürdigkeiten fort, bis sie nach einer Woche Berlin wieder verließen. Nicht bloß wegen ihrer persönlichen Leistungen waren sie willkommen geheißen, sondern zugleich in offiziellerer Weise als die Truppe von His Majesty's Theatre. Kurz vor ihrer Ankunft setzten keine geringeren Bühnenkenner als Ernst v. Wildenbruch und Adalbert Matkowski ihre Ansicht über das heutige Theater der Britten einem Reporter auseinander, der es nicht unterließ, einen Thespiswettstreit der beiden Nationen anzukünden. Ein politischer Hintergrund, allerdings etwas dämmerhaft, denn was würden Theatersympathien gegenüber ernsten Machtkonflikten bedeuten, und Heroldsrufe wie zu einem mimischen Turnier wirkten zusammen, um diesem Gastspiel eine — man darf sagen — bisher nie dagewesene Bedeutung zu geben.

Beerbohm Tree ging in einem großen Stile auf den Gedanken ein, die vorhandene Spannung auf das Gebiet des Apoll zu verschieben, wo sie in schönem Frieden ausgetragen werden kann. Ohne viel nach Gewinn zu fragen, brachte er 89 Leute seiner Truppe und Schiffsladungen von Dekorationen über das Meer. — Zur Darstellung wählte er fast ausschließlich Stücke von Shakespeare, auf dessen Zugkraft er sich bei unsrem Volke verlassen konnte. Er bot eine Historie, zwei Trauerspiele und zwei Lustspiele, also eine mannigfache Auslese, und neben der schon bekannten Inszenierungspracht der Londoner Bühnen wollte er es auch mit einer Hamletaufführung schlichtester Art versuchen, da ja ein Zurückgreifen auf die Holzschnittart des 16. Jahrhunderts unter den heutigen dramatischen Bestrebungen in England stark hervortritt. Mit vielen Schwierigkeiten hat er zu ringen gehabt, von der ersten Zollstation, die auf seine Kostüme die Hand legte, bis zur Darstellung von Antonius und Kleopatra mit einem halb englischen, halb deutschen Personal, das 20 Stunden vor Beginn des Stückes noch keine gemeinsame Probe gehabt hatte, und niemals hat er bei alledem den Humor verloren.

Auch die Berliner rüsteten sich wie zu einem seltenen Feste. Zu „Hamlet" und „Antonius" war schon eine Woche vorher kein Billett mehr zu haben. In der Gesellschaft erinnerte man sich an das Gastspiel von F. Robertson und Mrs. Patrick Campbell, die vor zehn Jahren besonders mit „Macbeth" tiefen Eindruck gemacht hatten. Im Zuschauerraum drängte sich gleich am ersten Abend eine erlesene Schar von Dramatikern und Dramaturgen, Schauspielern und Kritikern, alle mit einer Lernbegierde, wie zu den besten Zeiten der Anglomanie. Was haben die Landsleute Shakespeares in seiner Darstellung seit zehn Jahren für Fortschritte gemacht? Welchen Zauber für das Auge, welche Gedanken für den Geist werden sie uns zu offenbaren haben?

Der Vorhang ging auseinander, und alsbald stellte sich ein Gefühl von Fremdheit ein, als wenn das, was gespielt wurde, nicht unser Shakespeare wäre. Richard II. mit seinem Hofe. Schöne Gestalten — unverderbte englische Rasse. Kostüme von frappanter Geschichtstreue, als hätten die Abbildungen in Büchern wie Ramsay's „Lancaster and York“ zu leben angefangen. Ungewohnte Sprache — das Gröhlen und Gurgeln der englischen Zunge —, aber das ist es nicht, was eigentlich befremdet; das Trennende sitzt tiefer. Diese Schauspieler haben andre Sitten. Sie verhalten die Empfindung, wie es der Gentleman in englischer Gesellschaft tun muß; ihr Flehen und Fluchen setzt fast unvorbereitet ein; es steigert sich nicht zu Leidenschaftlichkeit, sondern zu Deklamation. Andrerseits schlenkern sie, wenn sie Prinzen darstellen, die Arme und den Mantel mit einer Unbefangenheit, als wären es gewöhnliche Menschen. Bald sind sie gebundener als wir, bald freier; Erregtheit wird durch gleichförmigen Tonfall der Stimme unterdrückt, Bequemlichkeit darf sich mehr an den Tag wagen. Noch mehr. Diese Leute haben ein andres Verhältnis zu ihrem König. Sie betrachten ihn nicht wie einen militärischen Vorgesetzten. Sie lassen ihn mitten zwischen den erregten Großen an Ballspiel und Parfümdose denken; er hat immer noch Behaglichkeit genug, um das Roß, von dem er absteigt, zu patschen, und der Königin, mit der er nicht spricht, familiär zuzulächeln. Tut er etwas Unpopuläres, so zischen ihn die Statisten aus. Sehr liberale Anwandlungen, von denen bei Shakespeare kein Wort steht. Aber auch die Moralauffassung ist eine andre, stärkere, naivere. Gleich in der ersten Szene wird uns Bolingbroke, der doch bei Shakespeare erst durch die Schwäche, Gewalttätigkeit und Falschheit Richards allmählich zum Usurpator wird, als böser Streber angeschwärzt; er kommt hoch zu Roß in goldstrotzendem Aufzug daher und wirbt um den Beifall der Menge: der Intrigant! Dagegen erscheint sein Gegner Mowbray, der Günstling Richards, als schlichter Ritter zu Fuß, ohne Helm, mit eisengrauem Haar; ihm und dem König sollen wir offenbar die Sympathie zuwenden. Tugend steht gegen Laster. Jedem Besucher der englischen, wie der amerikanischen Theater fällt die sittliche Erregung auf, mit der da ein guter Held, er mag noch so schlecht spielen, in entscheidenden Momenten beklatscht, ein Bösewicht, besonders wenn er die Rolle glänzend durchführt, fast von der Bühne gezischt wird. Solch direkte Moral steht bei uns, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, nicht auf der Tagesordnung. Auch wer sich von diesen Unterschieden der Auffassung nicht klare Rechenschaft gab, fühlte doch, daß anders erzogene Menschen als wir, andre Bürger, andre Geisteskinder vor den Soffitten standen.

Die erste Szene ist aus, in den Zuschauern gärt es. Viele von den Berlinern und Berlinerinnen, die da sitzen, kennen ihren Richard II. sehr genau. Wird doch Shakespeare in unsern Schulen mehr gelesen als in England, im Theater häufiger gespielt, weil er, dank Schlegel-Tieck, uns wie ein moderner Dichter anmutet, und in den Zeitungen eingehender besprochen, weil uns aus den Zeiten politischer Ohnmacht und Gleichgültigkeit eine überwiegend philosophisch-literarische Bildung im Blute geblieben ist. Es ist nicht leicht, einem solchen Parterre mit Shakespeare zu imponieren. Beerbohm Tree hätte sich persönlich leichter in Respekt setzen können, wenn er mit minder bekannten Stücken angerückt wäre, mit solchen von Pinero oder Phillips. In deutscher Gründlichkeit fragten sich nicht wenige, wie er sich nun wohl durch die zweite Szene durchhelfen werde, wo Shakespeare in vertraulicher Aussprache des alten Gaunt über den unköniglichen Charakter des Königs klares Licht ausgießt. Aber sie war gestrichen; es folgte sofort die Verbannung Bolingbrokes und Mowbrays. Nochmals betont dann Shakespeare in einem Gespräche Richards mit seinem Günstling Aumerle, wie frivol er sich den König denkt — es ist auch beseitigt. Nun die Sterbeszene Gaunts, der als prophetischer Patriot dem unwürdigen Monarchen die Wahrheit sagt, worauf dieser sein Schlimmstes tut und ohne Umstände das Erbe des Toten an sich reißt. Da war kein Streichen möglich: es hieß Farbe bekennen, und als Farbe Richards stellte sich heraus: Nervosität. Es ist ihm lästig, daß der sterbende Onkel ihn herunterkanzelt. Im Ärger wird er ein bißchen Erbschaftsräuber.

Deshalb bleibt er aber doch der gesalbte, rechtmäßige König, und wenn ihm jetzt die Untertanen sich empören, Bolingbroke zurückkehrt und ihm die mißbrauchte Macht abnimmt, so sollen wir ihn ganz als Gegenstand des Mitleides betrachten, sollen ihn wie einen unschuldig Gemarterten beklagen und durch seine Maske an Christus erinnert werden — ja, jetzt verstehen wir das gutmütig breite Gesicht mit dem blonden Haar, worin ihn Beerbohm Tree spielt: Shakespeares Drama, tatsächlich die tiefgründende Darstellung des Konfliktes zwischen historischem und natürlichem Königsrecht, ist ein bares royalistisches Rührstück geworden.

Unsre Klassiker haben uns in der schwersten Zeit, die unser Volk zu durchleben hatte, daran gewöhnt, im Drama nicht bloß Unterhaltung zu suchen, sondern etwas Höheres und Dauernderes, eine Art ästhetischer Erbauung. Kein Autor übt diese Wirkung in höherem Grade als Shakespeare. Fast mit Andacht hatte sich die Shakespeare-Gemeinde Berlins — dieser sonst so skeptischen Stadt — bei den Landsleuten des großen Stratforders eingestellt. Mrs. Campbell, die sich als Lady Macbeth in einen Lehnstuhl setzte, um den Mordmonolog ore rotundo zu sprechen wie eine Priesterin, hatte dieser Stimmung in einer neuen, wenn auch etwas fremdartigen Weise zu entsprechen vermocht. In Beerbohm Tree vermißte man die intime Kunstauffassung und fand nur Technik: daher die Enttäuschung. Was er noch an prächtigen Bühnenbildern, an Musik, an Lichteffekten, selbst an mimischer Geschicklichkeit in der Abdankungsszene bot, wirkte mehr als Putz, als aufgeklebte Lappen an einem zerrissenen Ornat. Die präraphaelitische Schönheit der Königin und des Gartens, in dem sie den Sturz des Gemahles erfährt, war ein Genuß für das Auge, nicht für den dramatischen Sinn. Über die hohle Behandlung der Charaktere vermochte die zauberhafteste Behandlung der Situationen nicht hinwegzutäuschen. Das war keine Offenbarung. Es wirkte fast wie ein Sakrileg.

Das Stück ist aus — jetzt haben die Kritiker das Wort. Sie gingen auf die Redaktion und schrieben. Man mag über diese literarhistorisch interessante Gruppe von Männern denken wie man will — Sachkenntnis kann man ihnen nicht absprechen. Sie sahen das Grundübel und empfanden es um so mehr, je größere Erwartungen man den Gästen entgegengebracht hatte. Da sie an die Leistungen Trees den höchsten Maßstab anlegten, sagten sie auch offen ihre Meinung. Nicht weil, sondern obwohl sie es mit Engländern zu tun hatten, betonten und begründeten sie ein Urteil der Enttäuschung. Sicherlich glaubten sie, mit solcher Offenheit nicht nach unenglischen Grundsätzen zu handeln. Hat nicht Milton gesagt: Wer die Wahrheit weiß, hat auch die Pflicht, sie zu bekennen? Jedenfalls gilt es in England für mannhaft, eine ehrliche Überzeugung freimütig auszudrücken. Man verteidigte also den größten Engländer aller Zeiten gegen eine Schar lebender Darsteller. Es geschah mit seltener Einmütigkeit; die Berichterstatter der Blätter von Hamburg, München, Leipzig, Dortmund und vielen andern Städten, die sich alle für die Aufführungen interessierten, hatten dasselbe gefühlt wie die Berliner; ich habe wohl hundert Zeitungsausschnitte durchgeprüft und muß die sachliche Gerechtigkeit der Urteile fast ausnahmslos anerkennen. Allerdings hätte die Form gegenüber ausländischen Gästen da und dort etwas rücksichtsvoller sein können. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat eine derartige diplomatische Anzeige gebracht, in der die Wahrheit *zwischen* den Zeilen stand. Die erdrückende Mehrzahl aber behandelte Beerbohm Tree als einen der unsern, d. h. sie suchte auf das Urteil ein gut Teil von dem attischen Salz zu streuen, das die Theaterkritiken für die Leser der Zeitung anziehend und prickelnd machen soll. Es ist oft mehr Salz und Essig als attisch. Bei diesem Ringen nach witziger, geistreicher Ausdrucksweise zu mitternächtlicher Stunde schreibt die Feder ganz liebenswürdiger, wohlmeinender Männer gerne einen Stil, daß einer unsrer besten Dramatiker nach einer *gelungenen* Erstaufführung von „literarischem Spießrutenlaufen" gesprochen hat. Zartere Dichterseelen fühlen sich dann „unsagbar verhöhnt" anstatt belehrt, und wenn sie aus Süddeutschland, Österreich oder der Schweiz stammen, so scheiden sie wohl als verbitterte

Gegner der Reichshauptstadt, was vom nationalen Standpunkt aus zu bedauern ist. Auch für unsern dramatischen Nachwuchs wäre es entschieden förderlicher, wenn die Berliner Kritik in stilistischer Hinsicht etwas mehr Seide spinnen wollte. Aber schließlich ist dies eine bloße Formsache; die Londoner Kritik ist unter Umständen geradezu „savage“; wer in Berlin auftritt, muß eben etwas Humor mitbringen, bis sich die Stilmode der Rezensierkreise vielleicht einmal ändert.

Der einzige, der ein Recht gehabt hätte, über einige drastische Stellen in den Kritiken sich zu ärgern, wäre Beerbohm Tree gewesen. Auf ihn, und nicht etwa auf die englische Schauspielkunst überhaupt, noch weniger auf das englische Volk waren sie gemünzt. Ich hatte Gelegenheit, mit dem vortrefflichen Manne selbst darüber zu sprechen. Daß er sich gerade für den Hamlet anziehen ließ, hemmte nicht im mindesten seine Artigkeit, ja Lebenskunst. „Bah,“ sagte er ungefähr, „mir geht es hier sehr gut. Der Kaiser erweist mir eine entzückende Freundlichkeit, und die Berliner füllen jeden Abend mein Theater. Im übrigen bin ich von früh bis Abend furchtbar beschäftigt und habe erst durch telegraphische Anfragen besorgter Freunde aus London erfahren, daß ich schlecht kritisiert worden sei. Ich bin sehr glücklich mit dem Erfolg, den ich sehe, und will nächstes Jahr wiederkommen.“ Inzwischen hat er bereits die Verträge für eine größere Gastreise im Jahre 1908 unterzeichnet. Die Rechtsfrage über das Verhalten der Berliner Kritik scheint mir hiermit entschieden.

Aber die Berichterstatter einiger Londoner Blätter waren empfindlicher. Sie fühlten sich in der Nationalehre gekränkt. Sie schrieben nach Hause, in Berlin sei die krasse Anglophobie ausgebrochen, Beerbohm Tree werde bekrittelt, weil er Engländer sei, und die deutsche Kritik habe den friedlichen Endzweck des Gastspiels in das Gegenteil verwandelt. Darauf möchte ich nur zwei Urteile unpolitischer, aber theaterkundiger Art aus England selbst abdrucken. Die Wochenschrift „The Nation“ erklärte: „Die strenge Beurteilung, die Mr. Beerbohm Tree erfahren hat, darf man nicht als den Ausdruck von Chauvinismus beiseite setzen. Die Berliner Kritiker haben nur das geschrieben, was das künstlerisch urteilsfähige London lange schon dachte und was die unabhängigen Kritiker bei uns offen gesagt haben. Die überreiche Dekoration, die Shakespeare in His Majesty's Theatre erfährt, die rücksichtslosen und unsinnigen Streichungen im Texte, die Einführung der Kindergartenmätzchen, die willkürliche Regie, die immer darauf ausgeht, den Hauptdarsteller im Mittelpunkt jedes Bühnenbildes zu haben, alle diese Dinge haben Proteste über Proteste in London geweckt . . . Es ist für uns beschämend, daß man drüben denkt, Mr. Beerbohm Tree vertrete die englische Schauspielkunst auf ihrer gegenwärtigen Höhe.“ Ein namhafter englischer Dramatiker aber schrieb an die „Deutsche Tageszeitung“ in Berlin (20. April): „Unsre Schaubühne ist in den Händen einer Clique von übermäßig aufgelobten Mittelmäßigkeiten, deren Macht unerschütterlich scheint, einfach weil sie sich dem Geschmack der sicher Zahlungsfähigen sklavisch unterwerfen. Sie verachten alles und foltern alles zu Tode, was Kultiviertes, Schönes und Gedankenvolles in unsrer dramatischen Kunst zu finden ist. Daß man Shakespeare verpöbelt und seine Dramen zu Melodramen macht, ist geradezu charakteristisch für die englische Schaubühne unsrer Tage. Es wird dahin kommen, daß englische Dramatiker von einigem Stolz und einiger Reinheit des Denkens, die in den Bahnen Shakespeares zu wandeln trachten, sich gezwungen sehen werden, nach andern, intellektuelleren Nationen auszuschauen, um ihnen ihre Arbeiten vorzulegen, sie bei ihnen spielen zu lassen und von ihnen Gerechtigkeit zu fordern.“ Kein Berliner Blatt hatte sich in so scharfem Tone ausgesprochen, wie es diese Landsleute Beerbohm Trees taten.

Die Berliner Presse hat demnach in sachlicher Hinsicht wenigstens einigen Theaterkennern in England Freude bereitet, und in formeller Hinsicht wenigstens einigen englischen Journalisten in Berlin, die seit Jahren nach jedem Schimmer von Beweis fahnden, um alles Deutsche jenseits des Kanals zu verdächtigen, während der angeblich Beleidigte sich zufrieden die Hände reibt.

Während dieses Federkrieges spielte Beerbohm Tree fröhlich weiter, nämlich Shakespearische Lustspiele. Die kecke Possentradition, die aus allen Ecken der Malvolio-Komödie herauslachte, siegte bald über die Fremdartigkeit des ersten Eindrucks. Noch mehr gefielen in den „Lustigen Weibern von Windsor" die Maske des Pistol, die ausgelassene Rauferei zwischen Dr. Cajus und dem Pfarrer Evans, die sich im Knäuel auf dem Boden wälzten, das ansteckende Gelächter der Bürgersfrauen und besonders die Schlußszene, wo das ganze Städtchen hinter Falstaff einherlief. Hier standen keine höheren Probleme auf dem Spiele, aller äußere Putz wurde daher dankbar beklatscht.

Mark Anton wurde von Beerbohm Tree müde gespielt. Nach einem Tage voll Proben streikte abends ein Teil der Bühnenarbeiter; zweimal ging der Vorhang zu falscher Zeit auseinander; es war bewundernswert, daß die Truppe so fest im Takte blieb. An diesem Abend lernten wir auch die einzige Persönlichkeit in ihrer Mitte kennen, die aus der Situationsmalerei heraustrat und einen tragischen Charakter mit freiem, ungewöhnlichen Temperament verkörperte: es war Mrs. Collins als Kleopatra. Sie schüttelte den Boten, der ihr die Vermählung des Antonius mit einer andern meldete, am Halse, daß man wirklich für ihn fürchtete; ihre Glieder hatten die Biegsamkeit der „Nilschlange"; sie war eine Buhlerin und zugleich, ja noch mehr eine Königin. Aber die merkwürdige Zurechtstutzung des Shakespearischen Textes war auch hier zu beobachten. Den Anfang machte nicht die Schilderung des Enobarbus von der kläglichen Verliebtheit des Mark Anton in eine „Zigeunerin," wie bei Shakespeare; sondern jene Szene war vorangeschoben, wo Oktavian die heroische Natur des Antonius rühmt; der Held mußte verherrlicht werden. So ging durch das ganze Stück das Bestreben, ihm die moralischen Unebenheiten aus dem Gesicht weg zu retouchieren. Noch mehr war Kleopatra „gerettet." Der wilde, brennende Eindruck, den die Nachricht von der Untreue des Antonius auf sie macht, wurde alsbald aufgehoben durch ein frei erfundenes Tableau, das die Rückkehr des Liebhabers in ihre offenen Arme zeigte. Dabei blieb es noch unklarer, als es bereits Shakespeare gelassen hat, warum sie ihm dann bei Aktium davonsegelt. Vollends war später ihre Neigung, mit Oktavian hinter dem Rücken des Antonius anzubinden, zunächst in eine runde Abweisung des römischen Sendlings verwandelt. Mit freier Erfindung war dann das Eingreifen einer Vertrauten vorgesehen: Charmian umfing die Königin, raunte ihr etwas ins Ohr, und jetzt erst hörte Kleopatra willig den Sendling an. Soweit es eben ging, war das Liebespaar für den Geschmack der gewöhnlichen Theaterbesucher hergeputzt. Übereinstimmend bemerkten auch alle Kritiker, daß beim Gastmahl auf der Galeere des Pompejus zwar für ein großes Ballett Zeit gefunden, aber der heimliche Ratschlag des Menas, Pompejus möge die Triumvirn auf der Galeere kühnlich entführen, dafür geopfert war; steckt doch in diesem verwegenen Vorschlag der Hauptzweck der ganzen Szene: eine Welt für ein bißchen mehr oder weniger Temperament! Alle historischen Kostüme, die Pracht der Meeres- und Palastbilder, die realistischen Zuckungen des gepeitschten Thyreus u. dgl. vermochten die Kundigen mit einer solchen „Sünde" gegen den inneren Zusammenhang nicht auszusöhnen.

Eine Überraschung bereitete uns Beerbohm Tree schließlich durch seinen Hamlet. Er gab die meisten Szenen ohne Dekorationen, alle vor einem dunkelgrünen Vorhang, von dem sich die Gestalten der Darsteller ruhig und wirksam abhoben. Das Studium der Elisabethanischen Bühne hat in diesem Punkte, sowie für einige synoptische Regiefeinheiten in „Was ihr wollt", den Engländern bereits Vorteile gebracht, die sich unsre Bühnenleiter vor lauter Dekorationssucht bisher entgehen ließen. — Seiner Hamletauffassung muß man Zartheit und Vornehmheit in hohem Grade nachrühmen. Sie erinnerte an Garricks Ausspruch, den er in reifen Jahren tat: er habe jetzt siebzehn Jahre lang Hamlet gespielt und sei immer mehr dazu gekommen, ihn „gently" zu spielen. Die höfische Selbstbeherrschung, mit der Beerbohm Tree beim ersten Anblick des Geistes die Schutzengel anrief, leise, fast tonlos, ruhig, wie halb im Traum, könnte

man sich am früheren Prinzen von Wales denken, wenn ihm ein Geist erschienen wäre. Er nahm die Erscheinung überhaupt mehr für einen Traum; nicht die geringste Sinnesverwirrung war nachher an ihm zu bemerken; erst sobald er die Wirkung des Schauspiels auf den Onkel ersehen hat, realisiert er den Mord des Vaters, tritt aus sich heraus, reißt das Manuskript des Stückes in Stücke und wirft sie dem fliehenden König nach. Gleich darauf ist er aber wieder so ruhig, daß man verwundert ist, wenn er plötzlich den Polonius ersticht. Was er mit dessen Leiche treibt, ist wohlweislich ausgelassen, denn es würde zu dieser Auffassung unmöglich stimmen. Daß er nach Ophelias Beerdigung als letzter, schwerster Leidtragender an den Grabhügel trat und ihn niederkniend mit Blumen überschüttete, war vielleicht die beste, jedenfalls die wirksamste von den vielen pantomimischen Zutaten, die in den Aufführungen Beerbohm Trees zu beobachten waren. In der Fechtszene mit Laertes hielt er sich mit Recht an den von Friesen (Shakespeare-Jahrbuch IV) beschriebenen Vorgang: er fühlt die scharfe Spitze des gegnerischen Rappiers, konstatiert Blut an seiner Brust, schlägt dem Gegner mit einer Feinheit des Florettfechtens die Waffe aus der Hand, zwingt ihm höflich die eigene auf, weist den Diener mit neuen Rappieren zurück, nimmt die Klinge des Gegners auf und übt die Rache — alles mit paukbodenmäßiger Gelassenheit. Es war ein Hamlet ohne Rätsel; ein edler Prinz mit einem bösen Onkel, einer schwachen Geliebten und einem tückischen Kameraden — nichts weiter; Bücher brauchten über ihn keine geschrieben zu werden.

So stellten sich Beerbohm Trees Leistungen dar, wenn man sie in Berlin sah, losgelöst von der Sphäre, in der sie erwachsen sind und für die sie passen. Man kann sie kaum begreifen, wenn man sie nicht in London sieht, dem rußerfüllten Babel von fünf Millionen Geschäftsleuten. Da hat man abends nicht mehr Lust, zu geistiger Arbeit ins Theater zu gehen, wie in unsern freundlichen deutschen Städten und menschlichen Arbeitsverhältnissen; man will nur etwas Liebliches oder Nervenprickelndes sehen — daher der Zuschnitt auf schöne Bühnenbilder und packende Situationen. Beides hat an der Themse zu kostspieliger Ausstattung und einer virtuosenhaften Mimentechnik geführt, durch die es nötig und möglich wurde, ein und dasselbe Stück monatelang jeden Abend zu geben. Nur ein solches Stück bezahlt sich, und indem die Charaktere zu Masken vereinfacht werden, bei denen jede Nuance festgelegt ist, überdies die Musik und der Scheinwerfer die Hauptmomente unterstreichen, kann der Schauspieler maschinenmäßig Tag für Tag dasselbe produzieren, ohne sonderlich zu ermüden. Das Repertoire ist hiermit beseitigt, mit ihm die ständige, intimer mitschaffende, tiefer denkende Zuhörerschaft. Der Kritiker sieht dann vielleicht alle Monate einmal nach und berichtet in der Zeitung, das Stück werde noch mit derselben Frische gespielt wie am ersten Abend. So hat sich der Londoner, der im Roman vorzüglich zu charakterisieren weiß, der eindringlichen Charakterisierung auf der Bühne entwöhnt und in der Tragödie eine melodramatische, in der Komödie eine burleske Technik entwickelt, die man in sich folgerichtig und einem elementaren Bedürfnis konform nennen muß. Bei Shakespeare, der ein denkender Dramatiker war, hat sie ihre Nachteile, bei zahlreichen der gewöhnlichen Stücke für Londoner Zuseher ihre Vorteile. Man kann sie nicht schlankweg geringschätzen noch bewundern. Sie will studiert und verstanden sein. Dazu hat uns das Gastspiel Beerbohm Trees vorzügliche Gelegenheit gegeben. Wenn nicht für Shakespeare, so doch für modern englische Kulturverhältnisse haben wir dabei viel lernen können. Auch daß die Kritiker gegenseitig sich offen ausgesprochen haben, ist nur die natürliche Vorbedingung jeder ernstlichen Verständigung. Nicht ohne Gewinn blicken wir insofern auf den ersten Besuch von His Majesty's Truppe zurück.

A. Brandl.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Die Begegnungen des Königs von England, Eduard VII., mit dem Könige von Spanien, Alfonso XIII., im Hafen von Cartagena und mit dem Könige von Italien, Victor Emanuel III., in der Bucht von Gaeta während des Monats April haben den Stoff zu den mannigfaltigsten politischen Erörterungen gegeben und bei dem Ausbleiben jedes bedeutenderen Ereignisses auf dem Gebiete der internationalen Politik die Phantasie und die Fama in die lebhafteste Bewegung gesetzt. König Eduard VII. gefällt sich seit den Erfolgen seiner Reisen nach Rom und Paris im Frühjahr 1904 in der politischen Geschäftigkeit. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris und Biarritz hat er auf der Jacht „Victoria und Albert" eine Mittelmeerfahrt angetreten und dabei den Besuch des Königs von Spanien in London erwidert, Neapel und Palermo besucht und mit dem König von Italien eine kurze Zusammenkunft mit Frühstück und Mittagsmahl gehabt. Nachdem zuerst die englischen Zeitungen die Wichtigkeit dieser Begegnungen betont und ihre deutschfeindliche Tendenz angedeutet hatten, bemächtigte sich der öffentlichen Meinung Europas eine tiefe Unruhe. Ein Vierbund — Frankreich und England, Spanien und Italien, in Aussicht noch der Anschluß Griechenlands mit den südslawischen Völkern — zur Isolierung Deutschlands und Österreich-Ungarns bereite sich vor, Italien werde aus dem Dreibunde scheiden, Spanien mit englischem Gelde seine Flotte wiederherstellen, seine Küstenbefestigungen ausbauen und seine Häfen, besonders Ferrol am Meerbusen von Biscaya, unter englischen Schutz und Benutzung stellen. Jedem Verständigen mußte die Phantastik dieser Märchen einleuchten. Weder war das englische Geld zur Hilfeleistung bereit noch der spanische Stolz zur Vasallenschaft geneigt: das abenteuerliche Gerücht war aus einem Gespräch zwischen dem spanischen Marineminister und dem englischen Admiral Fisher bei der Begegnung in Cartagena entsprungen. Der Plan zur Wiederherstellung der spanischen Flotte, der in Rücksicht auf die marokkanische Angelegenheit nicht länger aufzuschieben ist, war besprochen worden und hatte die Billigung des englischen Admirals und vermutlich auch die des Königs gefunden. Ein Hinweis auf die Leistungsfähigkeit der englischen Schiffswerften verstand sich bei diesen Erörterungen von selbst. In Gaeta handelte es sich um den Austausch der traditionellen Freundschaftsversicherungen zwischen England und Italien, nicht um hochpolitische Pläne zum Angriff auf Deutschland und Österreich-Ungarn. Aber die Leichtgläubigkeit und die Nervosität des Publikums waren einmal erregt, und der Mißmut und der Argwohn des deutschen Volkes führte am Dienstag, den 30. April, im Reichstage zu einer eingehenden politischen Debatte. Bei dem Mangel an tatsächlichem Material bewegte sie sich in Möglichkeiten und Hypothesen; aber sie hatte doch das Gute, die Einheit aller bürgerlichen Parteien in der Verteidigung der deutschen Unabhängigkeit gegenüber allen Machenschaften und Angriffen des Auslandes festzustellen. Vor allem wurde verlangt, den

etwaigen Beschlüssen zur Abrüstung auf der Haager Friedenskonferenz bestimmt entgegenzutreten. Die staatsmännisch kluge und gehaltvolle Rede des Professors von Hertling aus dem Zentrum gab der Verhandlung den Grundakkord, und die Rede des Reichskanzlers beschloß sie in der wirksamsten Weise. Hinsichtlich der Haager Konferenz erklärte er unter dem Beifall des ganzen Hauses: „Wir beschränken uns darauf, diejenigen Mächte, die sich einen Erfolg von der Diskussion der Abrüstungsfrage versprechen, diese Diskussion allein führen zu lassen." Dies ist die Antwort des deutschen Volkes auf die englischen Aufforderungen zu einer Abrüstung, bei der England seine Überlegenheit zur See als selbstverständlich und unantastbar voraussetzt. Der Besuch, den der österreichisch-ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Aehrenthal, zur selben Zeit, am 1. Mai, in Berlin machte, um sich dem Kaiser vorzustellen und mit dem Fürsten Bülow zu besprechen, verlieh der Verhandlung im Reichstage noch ein stärkeres Relief, indem er die unerschütterte Festigkeit des Bündnisses zwischen den beiden Staaten aufs neue bezeugte. Die unmittelbare Wirkung auf das Ausland ist denn auch nicht ausgeblieben. Allgemeine Anerkennung und Zustimmung ward der Rede Bülows zuteil, und der Triumph über die bevorstehende „Isolierung" Deutschlands im Haag verstummte. Während bisher die englische Presse die Bedeutung der angeblichen Verhandlungen König Eduards mit Spanien und Italien nicht hoch genug rühmen konnte, erklärte der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Sir Edward Grey, im Unterhause am 2. Mai: der Besuch des Königs in Cartagena sei ein zeremonieller Gegenbesuch auf den Besuch des Königs von Spanien in England und der Besuch bei dem König von Italien in Gaeta ein rein privater gewesen, und lehnte damit alle Kombinationen ab, die sich daran geknüpft hatten.

Die Franzosen sind weder in Marokko ihrem Ziele, noch im Innern der Beseitigung der sozialen und politischen Schwierigkeiten näher gekommen. Weder auf die Regierung des Sultans noch auf die Bevölkerung hat die Besetzung von Udjida einen stärkeren Eindruck gemacht. In einem Schreiben an die französische Regierung erklärt sich der Sultan zwar zu einer Genugtuung bereit, aber es steht dahin, ob er sein Versprechen erfüllen kann. Die Franzosen bestehen in der Hauptsache auf die Absetzung des Paschas Abdelsalam in Marrakesch, dem sie die Schuld an der Ermordung Mauchamps zuschreiben, und der Sultan soll an seine Stelle Benghasi zum Pascha ernannt haben. Die Bewohner von Marrakesch weigern sich jedoch, ihn aufzunehmen und sind in eine aufrührerische Bewegung geraten. Sie wollten sogar den Halbbruder des Sultans Mulai Hafid zum Gegensultan ausrufen. Der aber lehnte die gefährliche Ehre ab und sucht die Ruhe nach Möglichkeit zu erhalten. Die zunehmende Erregung der Bevölkerung, wenigstens im Süden des Reiches, wird auch von englischen Korrespondenten zugegeben. Aber noch fehlt der Bewegung jeder Zusammenhalt, und vielleicht ist es sogar den Franzosen nicht unangenehm, daß sich die Besetzung Udjidas dadurch in das Ungewisse hinzieht. Im Innern gestaltet sich das Verhältnis zwischen der Regierung und den Sozialisten immer schwieriger. Die kleinen Ausstände der Bäcker, der Fleischer und Kellner haben sich in Paris nicht zu einem Generalausstand entwickelt, und der 1. Mai ist ohne Gefährdung der Ordnung und Ruhe verlaufen. Die Befürchtungen waren desto größer gewesen und hatten die Regierung zu den umfassendsten Sicherheitsmaßregeln durch Heranziehung starker Militärkräfte gezwungen. Sie hatte drei der lautesten Schreier in der Arbeiterbörse, die sich mehr und mehr zu dem Jakobinerklub der Revolution auswächst, verhaften lassen und einige der widerspenstigen Volksschullehrer, der Beamten der Post und der Telegraphie aus dem Dienst gewiesen. Schon diese Maßregeln hatten den Zorn der sozialistischen Partei erregt; der Entschluß der Regierung, den Staatsbeamten, die Volksschullehrer mit inbegriffen, den Anschluß an den allgemeinen Arbeiterverband nicht zu gestatten, wird von ihr als Kriegserklärung aufgefaßt. Die demokratische Mehrheit in der Kammer und im Senate hatte sich aus den vorgeschrittenen

Liberalen und Sozialisten zur Bekämpfung der Übergriffe der Klerikalen und zur Durchführung der Trennung der Kirche vom Staate gebildet. Jetzt, wo dies Ziel wenigstenst theoretisch in den Gesetzen erreicht ist, treten die Gegensätze, welche die beiden Gruppen auf dem sozialen und politischen Gebiete trennen, um so schärfer hervor. Die beiden dringlichsten sozialen Reformen: die Einführung der Einkommensteuer und die Altersversicherung der Arbeiter sind noch immer unerledigt. Die Einkommensteuer stößt auf den angeborenen Widerwillen des französischen Bürgertums, die Altersversorgung erscheint den Arbeitern nicht als eine Erleichterung, sondern als Last, weil sie gezwungen sind, einen Beitrag dazu zu leisten. Sie verlangen, daß der Staat allein die Versicherung aufbringt. Der achtstündige Arbeitstag, der wöchentliche Feiertag, die Anerkennung der Arbeitersyndikate, die Nötigung der Arbeitswilligen, sich dem etwaigen Ausstand der Mehrheit anzuschließen, das Streikrecht der Beamten — alle diese Forderungen erweitern den Riß zwischen der Bürgerschaft und den Arbeitern. Auch durch die sich steigernde Heftigkeit, mit der die Debatten darüber geführt werden. In den ersten Sitzungen des Parlaments, das am Dienstag, den 7. Mai, wieder zusammengetreten ist, hatte darum das Ministerium Clemenceau einen schweren Stand. Sechs Tage lang währten die Verhandlungen. An der Spitze der Sozialisten griff Jaurès die Regierung in leidenschaftlicher Rede an und kündigte ihr die Freundschaft. Clemenceau und Briand verteidigten ihre Maßregeln und trugen schließlich am 14. Mai den Sieg davon. Mit 327 Stimmen gegen 200 sprach ihnen die Kammer ihr Vertrauen aus. Die Radikalen und die gemäßigten Sozialisten bildeten die Mehrheit, die Rechte und die äußerste Linke die Minderheit. Aber der Erfolg gilt nur als ein Pyrrhussieg, und der Zerfall des bisherigen Blocks schreitet unaufhaltsam vor.

In Spanien haben die Kortes wahlen am 23. April, wie erwartet wurde, eine konservative Mehrheit für das Ministerium Maura ergeben. In der Kammer stehen zweihundertsechsundfünfzig Konservativen nur hundertfünfzig Mitglieder der Opposition gegenüber, und im Senate verfügen die Konservativen über eine Mehrheit von einigen vierzig Stimmen. Dabei setzt sich die Opposition aus sehr verschiedenen Gruppen zusammen, neben den Liberalen und Republikanern finden sich die Katalanen und Karlisten mit ihren bigotten Anschauungen und Neigungen. Unter den Gewählten ist der Dichter Perez Galdos, dessen Schauspiel „Elektra" vor einigen Jahren den Liberalen Veranlassung zu lärmenden Kundgebungen gegen die Jesuiten bot. Ein Teil der Republikaner unter der Führung Salmerons hat sich den siebzehn Katalanen trotz ihrer klerikalen Rückständigkeit angeschlossen. Das Streben der Katalanen geht auf eine größere Unabhängigkeit ihrer Provinzen von der Zentralregierung in Madrid. Man kann diesen Gegensatz bis auf die Zeiten Philipps II. verfolgen, als die Stände von Aragon offen für Antonio Perez gegen den König Partei nahmen. Im siebzehnten Jahrhundert war Katalonien jahrelang im Aufstand gegen Philipp IV. Während des spanischen Erbfolgekrieges hatte der österreichische Prätendent, der Erzherzog Karl, hier seine treuesten Anhänger. Diese Tendenzen haben seit dem Verluste der Kolonien durch den materiellen Niedergang des Landes einen neuen Antrieb erhalten. Der Handel Barcelonas und der Aufschwung der Fabriktätigkeit in Aragon beruhten zum großen Teil auf dem Verkehr mit Kuba und den Philippinen, der Ausfuhr der spanischen Waren und der Einfuhr der kolonialen Rohprodukte. Der Ausgang des Krieges gegen die Vereinigten Staaten verschloß diese so reich fließende Quelle des Wohlstandes für immer. So gesellten sich wirtschaftliche Verhältnisse zu den politischen Ansprüchen, um den Katalanen eine Lockerung des Bandes zu der Madrider Regierung wünschenswert zu machen. In den bevorstehenden Verhandlungen der Kortes dürfte diese Gruppe, die in den Karlisten ihre natürlichen Bundesgenossen besitzt, dem Ministerium die gefährlichste Schwierigkeit bereiten. Ob es in dem Kampfe mit den inneren Gegnern doch noch Kraft und Mittel findet, die seit der Begegnung in Cartagena so eifrig besprochene Wiederherstellung der Flotte durchzuführen, erscheint dem Beobachter der spanischen Dinge und Parteien mehr als

zweifelhaft. Die Kortes wurden am 13. Mai in einer gemeinsamen Sitzung des Senats und der Kammer durch eine Thronrede des Königs eröffnet, die ganz unter dem Eindruck des freudigen Ereignisses, der Geburt eines Kronprinzen am 10. Mai, stand, und die Vortrefflichkeit der Beziehungen Spaniens zu allen Mächten betonte. Die Liberalen haben nach einer Rede Morets beschlossen, sich der Teilnahme an den parlamentarischen Arbeiten zu enthalten und ihre Kritik an den Handlungen der Regierung in der Presse und in öffentlichen Versammlungen zu üben. Zunächst aber haben alle politischen Betrachtungen und Bedenken in der Stimmung des spanischen Volkes vor der Freude über die Geburt des Prinzen und den Vorbereitungen zu seiner Taufe, die in den Augen aller gläubigen Spanier durch die Annahme der Patenschaft seitens des Papstes erhöhte Bedeutung erhält, zurücktreten müssen.

Seit Wochen tagte in London bis zum 14. Mai die sogenannte Kolonialkonferenz: die Ministerpräsidenten Neu-Seelands, Kanadas, der australischen und der drei südafrikanischen Kolonien, des Kaplandes, Natals und Transvaals verhandelten mit den englischen Ministern über einen engeren Zusammenschluß der Kolonien mit dem Mutterlande zur gemeinsamen Verteidigung und Handelseinigung des Imperiums. Den Anstoß zu dieser Annäherung hat der Krieg gegen die Buren gegeben, der in seinen Anfängen das militärische Ansehen Englands einer so bedenklichen Probe aussetzte. Damals bewährte sich der britische Gemeinsinn, Kanadier und Australier fochten an der Seite der englischen Truppen. Auch diesmal erklärten sich die Kolonien im Ernstfalle zur Verteidigung des Reiches bereit; jede will natürlich dabei ihre Unabhängigkeit wahren und nach Möglichkeit die Verfügung über ihre Streitkräfte in der Hand behalten. Der Gedanke eines alle seine zerstreuten Glieder mit gleicher Kraft, Treue und Entschlossenheit umfassenden Weltreiches und das Gefühl der nationalen Gemeinschaft ziehen immer weitere Kreise der Engländer in ihren Bann, und es ist eben nur eine Frage der Zeit, bis dieser Wille zu einer Vereinigung sich die praktische Form schaffen wird. Schwieriger als der militärische, ist der wirtschaftliche Zusammenschluß herbeizuführen. Der Plan Chamberlains, durch die Beschränkung des Freihandels in England den Interessen der Kolonien entgegenzukommen, ist durch die Wahlen des vergangenen Jahres gescheitert, und auf der andern Seite ist für manche Kolonien eine selbständige Zollgesetzgebung eine Notwendigkeit, da England nicht ihr bester Kunde ist. Ein weiter Weg ist darum zu durchmessen und große Hindernisse sind zu überwinden, um zu einem britischen Zollverein zu gelangen. Unter den Mitgliedern der Kolonialkonferenz war es besonders der General Botha, den das Londoner Publikum auszeichnete. Dank der Verfassung, die Transvaal als Kolonie mit selbständiger Verwaltung durch das liberale Ministerium erhalten hat, ist Botha zum Haupt der Regierung gewählt worden, und der Eifer, mit dem er seitdem für eine loyale Einigung der Buren und Engländer eintritt und die imperialistische Saite erklingen läßt, hat ihm gerade die Herzen der Stockengländer im Sturm gewonnen. Von der Reform des Oberhauses, von der Drohung des Ministeriums, seine Eingriffe in die Gesetzgebung zu beschränken, ist alles still geworden. Lord Newton hat seine Reformvorschläge am 7. Mai zurückgezogen, und der liberale Lord Rosebery spottete: viele Mitglieder des Oberhauses hätten fast täglich, seit dem Beginn der Session, erwartet, Bannerman wie einen neuen Cromwell mit dem Ausruf: genug mit diesen Narrenpossen! in das Haus der Lords hineinmarschieren zu sehen, aber bis jetzt sei die Sorge umsonst gewesen. Dagegen hat die Regierung durch den Staatssekretär für Irland, Birrell, im Unterhause eine Vorlage zur Errichtung eines administrativen Rats für Irland eingebracht. Danach sollen die Lokalverwaltung, die Landwirtschaft, die öffentlichen Arbeiten und der Unterricht in Irland der Aufsicht eines Rates unterstellt werden, der aus zweiundachtzig, nach den irländischen Parlamentsbezirken gewählten und vierundzwanzig von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehen soll. Eine Dotation von 650 000 Pfund soll diesem Rate jährlich bewilligt werden. Um die Oberhoheit des Reichsparlaments zu wahren, erhält der Vizekönig die Befugnis, für jeden Beschluß des Rats den

Vorbehalt der Genehmigung durch die Regierung zu machen. Nach einer erregten Debatte wurde die erste Lesung der Bill mit 416 gegen 121 Stimmen der Konservativen unter Balfour angenommen.

Seit 1882, seit der Beschießung Alexandrias und der Besetzung des Landes durch Lord Wolseley, gehört Ägypten trotz der Herrschaft des Khedives und der obersten Souveränität des Sultans tatsächlich zum Machtbesitz Englands, wie Indien. Die Wohltaten, welche die Engländer politisch wie wirtschaftlich in diesen fünfundzwanzig Jahren dem Niltale geleistet haben, müßten, wenn Dankbarkeit eine Tugend der Völker wäre, ihnen bei den Ägyptern zum ewigen Ruhm gereichen. Sie haben das Land vor den Verwüstungen durch die Scharen des Mahdi bewahrt und ihm die fruchtbaren Provinzen des Sudans bis zu den Quellen des Nils, wie zu den Zeiten des Ramses, wiedergewonnen. Ihre Umsicht und Tatkraft hat den Suezkanal zu einer Straße des Welthandels gemacht, ihre Stauwerke bei Assuan, bewunderungswürdige Schöpfungen der Technik, regeln die jährliche Überschwemmung des Nils und sichern, auch bei geringerer Überflutung, die Bestellung des Bodens. Die Steuerlast, welche die Fellachen niederdrückte, ist ermäßigt, für eine schnelle, billige und gerechte Justiz gesorgt und der Volksunterricht durch die Vermehrung und die bessere Einrichtung der Schulen gehoben worden. In einer fast zwanzigjährigen energischen und weisen Verwaltung hat Lord Cromer sich diese Verdienste um Ägypten erworben und die Klugheit und die Erfolge der ruhmreichsten Pharaonen übertroffen: er hat den Fellachen die Sicherheit ihres Lebens und ihres Besitzes und ihre Menschenwürde wiedergegeben. Wegen seines Alters und wohl auch infolge mancher Unstimmigkeiten mit den liberalen Ministern, denen er zu despotisch auftrat, hat er sein Amt niedergelegt und am 5. Mai von Ägypten Abschied genommen. Eine glänzende Versammlung, aus britischen und ägyptischen Beamten und den Notabeln aller Fremdenkolonien bestehend, sprach ihm im Opernhause zu Kairo ihren Dank für seine Tätigkeit und ihr Bedauern über seinen Rücktritt aus. In seiner Erwiderung warnte Lord Cromer die Ägypter vor der nationalistischen Bewegung, die britische Besetzung des Landes werde auch in der Zukunft fortbestehen und das Regierungssystem trotz mancher Mängel in der Hauptsache nicht geändert werden. Aber zugleich hieß er die Ägypter guten Mutes sein und der Zukunft vertrauen. Trotz aller Gerüchte ist an einen Aufstand gegen die Engländer nicht zu denken. Ebensowenig wie in Indien, aus dem Unruhen und Zusammenstöße bald hier, bald dort gemeldet werden. Von der heftigen und herausfordernden Sprache der Zeitungen bis zu einem Aufruhr ist bei Völkern, denen so sehr wie den Indern und den Ägyptern die Initiative und jeder kriegerische Sinn fehlt, der Weg weit. Die Verhaftung eines Hauptagitators in Lahore hat denn auch genügt, weithin einen heilsamen Schreck zu verbreiten. Die Schwierigkeiten der Engländer in Indien sind vielmehr in den chronischen Hungersnöten und den Volkskrankheiten, der Pest und der Cholera, und in dem unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Hindus und den Mohammedanern in Bengalen und im Pendschab als in dem Fremdenhasse und dem nationalen Freiheitsdrang des indischen Volkes zu suchen. Die Aufsässigkeiten indischer Journalisten und Volksmassen in den großen Städten werden der englischen Regierung noch lange den Schlaf nicht rauben und vor allem nicht ihre politischen und wirtschaftlichen Pläne in bezug auf Persien, Afghanistan und Tibet hindern. Habib Ullah Khan hat auf seiner indischen Reise offenbar trotz seiner orientalischen Undurchdringlichkeit und Gleichgültigkeit von der englischen Macht und der europäischen Technik einen starken Eindruck mit heimgenommen: er hat Geschmack am Reisen gewonnen und durchzieht jetzt sein Land und lädt englische Ingenieure und Geologen zu sich ein. Zwischen Tibet und Indien wachsen die Handelsbeziehungen, und in Persien sucht das Parlament in seinem Kampfe um das Dasein gegen die Reaktion der Großen und des Hofes seinen natürlichen Rückhalt bei der englischen Gesandtschaft.

In Belgien ist das klerikale Ministerium, das so lange die Herrschaft trotz aller Änderungen des Wahlgesetzes behauptet hatte, durch den Abfall eines Teils

seiner Anhänger zu Fall gekommen. Die Jungklerikalen hatten sich bei der Beratung über ein Berggesetz den Vorschlägen der Liberalen angeschlossen und die achtstündige Arbeitsdauer durchgesetzt. Darüber war das Ministerium zurückgetreten und hatte zugleich das Gesetz, das von der Deputiertenkammer und dem Senate angenommen worden war, nachträglich zurückgezogen. Daraus ist nun dem neuen Ministerium, an dessen Spitze der Klerikale de Trooz steht, eine schwierige Lage erwachsen. Als sich das Ministerium am 7. Mai den Deputierten vorstellte, gab es einen so anhaltenden Lärm, daß die Sitzung aufgehoben werden mußte, und im Senate erfuhr die ministerielle Erklärung eine scharfe Zurückweisung von der Linken. Schließlich ermannten sich indessen die Klerikalen und erklärten dem Ministerium in beiden Häusern ihre Zustimmung.

Die russische Duma nimmt an Lebensdauer und an Verstand zu. Wie die Beratung des Staatshaushaltes hat sie auch die Vorlage der Regierung hinsichtlich der Festsetzung des Rekrutenkontingents mit 193 gegen 123 Stimmen, bewilligt. Die Verhandlungen ließen sich anfänglich durch die ungeschickte Haltung des Kriegsministers gefährlich an. „Wollen Sie uns das Rekrutenkontingent nicht bewilligen," rief er aus, „so werden wir es ohne Sie auf Grund der Staatsgrundgesetze aushebeu. Sie müssen uns die Soldaten bewilligen." „Sie sind hier nicht in der Kaserne," scholl es ihm entgegen. Der Sozialdemokrat Surabow, ein Armenier, erklärte, solange das autokratische Regime bestehe und das Heer zum Polizeidienst im Innern verwandt werde, würde ihm immer die moralische Kraft fehlen, siegreich gegen einen auswärtigen Feind zu kämpfen. Bei seinen fortgesetzten Schmähungen gegen den Hof, die Regierung und die Armee verließen die Minister und die Mitglieder der Rechten den Saal. Trotzdem gewannen die Kadetten und die Gemäßigten die Oberhand; eine Anzahl der Arbeiterdeputierten trat zu ihnen über. Der Präsident Golowin erteilte Surabow eine scharfe Rüge und entzog ihm das Wort. Gegenüber seinen Beleidigungen sprach er dem Heere die Anerkennung des russischen Volkes aus. So glättete sich der Konflikt zwischen der Duma und dem Kriegsminister, und die Bewilligung der Rekrutenaushebung ging durch. Auch persönlich gestalten sich die Beziehungen zwischen der Duma und der Regierung freundlicher. Golowin hat mit den Ministern Besuche gewechselt und ist von dem Zaren in einer halbstündigen Audienz huldvoll empfangen worden. Am 1. Mai wurden, wie es von der Regierung versprochen worden war, überall die Feldkriegsgerichte aufgehoben und eine Mitteilung des Finanzministers verkündet, daß Rußland in der nächsten Zeit keiner Anleihe im Auslande bedürfe. Auch die Maifeier am 14. Mai ist zwar in vielen Städten von den Arbeitern festlich begangen worden, aber ohne gefährlichere Unruhen und Zusammenstöße oerlaufen. Die ersten Schrite auf der Bahn zu einem konstitutionellen Verfassungsstaate sind also getan. Es wird gut sein, nicht schon ein Triumphlied anzustimmen, als ob die Duma stolz und sicher im Hafen läge, aber sie offenbart doch den Willen und die Fähigkeit zu leben, indem sie sich den Umständen anpaßt. Nach den Mißerfolgen zweier Jahre voll verzweifelter und heroischer Anläufe ist das Erwachen des politischen Sinnes, die Würdigung des Erreichbaren, der Verzicht auf Chimären und die Teilnahme an der politischen Tagesarbeit, die ihm früher so unersprießlich und verächtlich erschien, in dem russischen Volke um so freudiger als Symptom seiner Wiedergeburt zu begrüßen.

Literarische Rundschau.

Neue Musik-Literatur.

1. Johannes Brahms im Briefwechsel mit Heinrich und Elisabet von Herzogenberg. Herausgegeben von Max Kalbeck. Zwei Bände. Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft. 1907.
2. Richard Wagner. Von Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Erster Teil: 1813—1842. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1907.
3. Das Leben Richard Wagners. Von Carl Fr. Glasenapp. Dritte und vierte, gänzlich neubearbeitete Ausgabe. Fünfter Band (1872—1877). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

Wenn ich überschlage, was an Musikerbriefen bis jetzt herausgegeben ist, so finde ich (nach Ausscheidung einiger ganz großer Briefschreiber) nicht allzu vieles, das einen Vergleich mit dem Briefwechsel zwischen Brahms und Heinrich und Elisabet v. Herzogenberg aushielte. Nicht etwa, weil Brahms sich hier in besonders neuem Lichte oder von besonders anziehender Seite zeigte. Im Gegenteil, was er zusteuert, ist knapp und spröde, wenig freundlich zum Teil, ja oft geradezu durch eine harte Zurückhaltung befremdend; öfter bricht ein Sonnenstrahl von Wärme durch, öfter geht ein Lächeln des Humors über die ernsten Züge, aber meist klingt es, als ob ihm jedes Wort zuviel sei, und als ob ihn das Schreiben überhaupt verdrieße, da doch seine eigentliche Sprache die Töne seien. Auch der feine Kopf Heinrichs v. Herzogenberg gewinnt durch seine Briefe keine schärferen Züge, aber in Elisabet v. Herzogenberg, deren Briefe den größten Teil der beiden Bände füllen, lernen wir ein Frauenwesen von seltenem Reiz kennen, eine Persönlichkeit, in die das Schicksal die reichsten Gaben gelegt hatte, der es Schönheit und Klugheit, Geist und Herzensgüte, Künstlertum und Wirtschaftssinn zugleich gab, so daß sie nur ihr Sein auszuleben brauchte, um alle, die auf sie trafen, zu entzücken und zu bezaubern.

Max Kalbeck erzählt in seiner gut orientierenden, warm geschriebenen Einleitung näheres über dies beglückende Menschenkind — wer es zu erfahren wünscht, möge es dort nachlesen. Hier will ich nur anführen, daß Elisabet die Tochter des hannoverschen Kammerherrn und außerordentlichen Gesandten in Wien, Freiherrn v. Stockhausen, war und 1847 in Paris geboren wurde. Im Haus ihrer Eltern herrschte ein geistig und künstlerisch sehr angeregtes Leben, die Mutter hatte das lebhafteste Interesse für Literatur, der Vater übte die Musik mit Passion und Begabung aus, und der Künstlergeist offenbarte sich auch in dieser jüngsten Tochter, als sie in Wien das Klavierspiel begann, erst bei Dirzka, dann bei Epstein, der noch in späteren Jahren von seiner Schülerin mit schwärmerischer Verehrung sprach. 1868 vermählte sie sich mit Heinrich v. Herzogenberg, der, geistig ebenso beweglich und ebenso vielseitig wie sie, aus dem ursprünglich erwählten Rechtsstudium in die Musik übergesiedelt war und sich zu einem achtunggebietenden Komponisten entwickelt hatte. Das Ehepaar lebte anfangs in Herzogenbergs Geburtsstadt Graz, siedelte aber 1872 nach Leipzig über, wo Herzogenberg im Verein mit Albert Volkland, Philipp Spitta und Franz v. Holstein 1875 den Bach-Verein gründete, und nach Volklands Weggang von Leipzig auch die Leitung dieses Vereins übernahm.

Heinrich und Elisabet v. Herzogenberg trafen sich in der liebenden Bewunderung für die Werke von Johannes Brahms. Die Bekanntschaft mit Brahms war schon in Wien gemacht, der schweigsame norddeutsche Musiker hatte Elisabet sogar einige Klavierstunden erteilt, um sich dann sogleich scheu zurückzuziehen; näher traten sie sich erst, als Herzogenberg in Leipzig eine energische Aktion für den verehrten Meister einleitete und im Verein mit einer kleinen Gemeinde von Brahms-Freunden 1874 eine ganze Brahms-Woche abkonzertierte. Hierzu war Brahms hinübergekommen, und von da an datiert die engere Freundschaft.

Gleich nach dem Besuch schrieb Frau Elisabet an ihre Wiener Freundin Bertha Faber: „Es drängte mich, Dir zu sagen, wie sehr Euer Johannes uns bei seinem hiesigen Aufenthalt gefiel, so daß wir kaum den alten Brahms in ihm wiedererkannten, und welche aufrichtige Freude wir alle diesmal an dem Menschen Brahms hatten . . . Das Berühmtwerden ist eine Klippe, an der die meisten Menschen Schiffbruch leiden, ihn hat es . . . wohlwollender, milder und liebenswürdiger gemacht." Zwei Jahre nachher aber erst erfolgt der erste Brief der Herzogenbergs an Brahms, und zwar schreibt jedes der beiden, ohne voneinander zu wissen.

Herzogenberg hatte nämlich über ein Brahmssches Thema Klaviervariationen zu vier Händen geschrieben und schickte sie dem älteren Freunde mit einem Brief, aus dem das schüchterne Verlangen nach einem Urteil über das Werk hervorlugt. Und ebenso tat Frau Liesel, ohne daß der Mann etwas davon wußte, aber sie schreibt von der Leber weg, wie ihre Art war: „Möchte Ihnen das Stück nicht mißfallen, und wenn ihm das doch geschähe, möchten Sie es offen aussprechen; denn, wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt der Heinrich nach aufrichtigen Worten, möge ihr Inhalt verwunden oder streicheln."

Und Brahms? Wie er antwortete, das ist charakteristisch für seine ganze Art und für das Verhältnis, das zwischen ihm und dem Komponisten Herzogenberg bestand. Er geht nämlich auf die Sache selbst gar nicht ein, sondern sagt, nach einigen allgemeinen Höflichkeiten: „So verzeihen Sie also, wenn mein Dank früher anfängt und mein Urteilen früher aufhört, als Sie es wünschen. Ich bin zu sehr beteiligt, wenn ich von dem Vergnügen spreche, mit dem ich das Heft vor mich hinlege und in Gedanken vierhändig spiele, zur rechten Seite ganz deutlich ein schlankes Frauenbild in blauem Samt und goldenem Haar." Und dann spricht er über „Variationen" und „Veränderungen", und wie sich seit Beethoven der Typus ganz geändert hätte, danach folgt einiges Gleichgültige — und aus ist einer der längsten Briefe, die Brahms jemals an die Herzogenbergs geschrieben hat.

Dies Verhältnis bleibt nun immer das gleiche. Mit der Übersendung seiner geistlichen Volkslieder schreibt Herzogenberg an Brahms: „Sie wissen, was mir ein paar Worte, wenn auch nur relativer Anerkennung, von Ihnen sind, ja auch eine warmherzige Ablehnung oder Verwerfung weiß ich und wüßte ich stets als eine Wohltat aufzufassen und zu verwerten . . . Wenn Sie eine Ahnung davon hätten, wie irgendein gelegentlich hingeworfenes Wort von Ihnen in mir weiter arbeitet, so würden Sie's begreiflich finden, daß ich immer wieder zu Ihnen komme, trotzdem Sie mich darin gerade nicht sehr ermutigen." Nein, ermutigend war Brahms wirklich nicht. Auf diesen Brief und diese Zusendung scheint er überhaupt nicht geantwortet zu haben, und ein andermal, als ihm Herzogenberg seine vierstimmigen Chorsätze mit Orchester op. 55 und 56 schickte, und Frau v. Herzogenberg ihn um ein gutes Wort darüber bat, da fiel die Antwort so aus, daß Brahms selbst glaubte, sich deswegen entschuldigen zu müssen. Aber gütig tröstet ihn Frau Liesel: „Sie brauchen keinen Katzenjammer zu haben, wir danken Ihnen, ob Sie streicheln oder nörgeln . . . Freilich hätte es ihn gefreut, den armen Teufel, wenn Sie von dem einen oder andern Satz hätten sagen können: der hat mir gefallen. Sie wissen ja, was einem das ist, und Sie sind verwöhnt, und er nicht, also ist es ihm hundertmal mehr; aber alles das sag nur ich, die Frau, und nur ich darf es sagen. Er läßt Ihnen für den guten Brief sehr, sehr danken."

Noch im letzten Briefe, den Herzogenberg kurz vor dem Tode von Brahms 1897 an ihn schreibt, lesen wir: „Zwei Dinge kann ich mir nicht abgewöhnen: daß ich immer komponiere, und daß ich dabei ganz wie vor 34 Jahren mich frage: was wird Er dazu sagen? ‚Er', das sind nämlich Sie. Sie haben nun zwar seit längeren Jahren nichts dazu gesagt, was ich mir deuten mag, wie ich will. Meiner Verehrung für Sie hat es aber keinen Eintrag getan." Warum sich Brahms dem Schaffen Herzogenbergs gegenüber entweder kühl oder geradezu ablehnend verhielt, ist nicht schwer begreiflich. Bei Herzogenberg war alles Kultur; er besaß die vielseitigste und feinste Bildung, hoch entwickelten Geschmack und ein außerordentliches technisches Können, das selbst Brahms imponierte; musikalische Ursprünglichkeit dagegen war ihm in weniger hohem Maße verliehen. Brahms aber fühlte sich gerade am ehesten durch eine Naturkraft angezogen und bewunderte am liebsten das seinem eigenen Wesen Fremdartige, wogegen er nun bei Herzogenberg, der in ihm das Ideal seines Strebens erblickte, Dinge fand, die er selber schließlich auch und vielleicht noch besser machen konnte. Einmal schreibt er ihm das sogar: „Lebhafter als sonst habe ich bei diesen letzten Sachen empfunden, daß wir uns gar so ähnlich sehen! Bei Chorälen wie bei Quartetten und Liedern fiel mir geradezu aufregend alles Mögliche ein, das ich versucht und angestrebt habe." So interessierte ihn des Freundes Schaffen in geringerem Grade als seine menschliche Persönlichkeit. Man mag dies Verhalten von Brahms gegenüber der fast demütigen Verehrung, die ihm Herzogenberg entgegenbrachte, unliebenswürdig finden, man mag ihn der Herzenshärte zeihen, eins wird man zugeben müssen: es liegt etwas Großes in dieser Wahrhaftigkeit. So hoch stand Brahms seine Kunst, daß er lieber den Vorwurf der Kaltherzigkeit ertragen wollte, als eine Untreue gegen seine künstlerische Überzeugung begehen.

Und auf der andern Seite ist es rührend zu sehen, wie die Herzogenbergs durch keine Schroffheit des geliebten Meisters sich beirren ließen: sie kannten seine Musik und hörten aus ihr heraus, ein wie tiefes und reines Gemüt und ein wie warmes Gefühl Brahms im Grunde besaß. Aus allen gelegentlichen Reibungen und schmerzlichen Erfahrungen ging ihre Freundschaft unangefochten hervor. Es fehlte nicht an solchen Trübungen, und nichts Anmutigeres und Bestrickenderes läßt sich denken als die Art, wie Frau v. Herzogenberg dann vorging, frank vom Herzen weg dem Freund die Wahrheit sagte und alles wieder in Ordnung brachte. Eins dieser Ereignisse, das besonders charakteristisch ist, will ich hier erzählen. Ein Kritiker hatte ein Quartett von Herzogenberg gelobt und das B-dur-Quartett von Brahms geringschätzend behandelt, und Brahms hatte den Mangel an Geschmack, dies in Gegenwart von Herzogenberg mit ironischen Seitenblicken auf jenen Kritikus zu erzählen, nicht einmal, sondern sogar zweimal, und da fährt ihm nun Frau Elisabet in die Parade und hält ihm sein Vergehen vor und rüffelt ihn mit der köstlichen Geradherzigkeit, die ihr eigen war: „Und Sie erzählen dies nicht etwa einem unbeteiligten Dritten, sondern gerade demjenigen, von dem Sie genau wissen, daß er zuerst einen Ignoranten Esel schilt, erzählen es auch nicht etwa einem aufgeblasenen Menschen, der den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach England verlegen will, und den es von Selbstüberhebung zu kurieren gilt, sondern einem, der sich nicht würdig fühlt, Ihnen die Schuhriemen zu lösen, einem Suchenden, Lernenden, Demütigen, der sich über eine törichte Überschätzung hundertmal mehr kränkt als über den vernichtendsten Tadel, weil er von ersterer absolut nichts lernen kann! Ja, und daß Sie dies zweimal der Mühe wert fanden, Sie, an dem dergleichen doch ganz abprallen sollte, daß Sie zweimal diese — ich kann es nicht anders bezeichnen — Ungroßmütigkeit begehen konnten, das ist mir so unverständlich und kränkt mich um Ihretwillen mehr als um Heinrichs willen, obgleich es traurig ist, daß Sie diesen besten Menschen noch so schlecht kennen. . . . Und darum sage ich Ihnen frank und frei, daß das nicht gut und nicht gerecht (was Sie doch sonst sind!) und hoffentlich ein fremder Blutstropfen in Ihnen war, für den Sie die betreffende kleine Ader ruhig auflassen können, ohne sich Gottlob im mindesten zu verbluten." Und

ein andermal beklagt sie sich, daß er „stellenweise etwas hart gegen Madame de Herzogenberg" war, und daß diese weder Klugheit noch Nerven genug hatte, um zu verbergen, daß es ihr weh tat. Sie fügt dann aber hinzu: „Man wäre doch auch gar zu sehr Ihr Schuldner, wenn man Ihnen nicht auch ab und zu was zu verzeihen hätte." Wie durch klarfließendes Wasser sieht man durch solche Äußerungen hindurch auf die große Seele und das grundgütige Herz dieser seltenen Frau.

Die Musik übte Frau v. Herzogenberg als Künstlerin aus. Künstlerin war sie nicht allein kraft ihres Klavierspiels, das weit über das Maß des Liebhabertums hinausreichte, sondern vor allem der Art nach, wie sie der Musik gegenüberstand, da sie in ihr lebte und ihre Sprache bis in die letzten Feinheiten nachfühlte. Ihr Auffassungsvermögen war ganz außerordentlich. Brahms hatte ihr im September 1878 in Arnoldstein sein Intermezzo in A-moll aus dem später erschienenen op. 76 vorgespielt; daraus war ihr der zweite Teil im Gedächtnis geblieben und sie schrieb ihn bis auf unwesentliche Abweichungen ganz getreu aus dem Gedächtnis auf und schickte ihn dem Komponisten mit dem scherzhaft untergelegten Text: „Ach, haben Sie Erbarmen einmal doch mit mir Armen und schicken Sie mir endlich die ersehnten Intermezzi." Partitur las sie gleich dem gewiegtesten Musiker, spielte die gewiß nicht bequemen Brahmsschen Sinfonien ohne Zagen ab, und beklagte sich einmal über den „kränkenden Klavierauszug", den der Meister einem Werk beigegeben hatte; das würfe, meint sie, ein schlechtes Licht auf die Fähigkeiten der jetzigen Chordirigenten. Brahms wußte ihr ungemein feines und sicheres Urteil wohl zu schätzen. Was er komponierte, ging vorher durch die Hand Joachims, dessen Kritik er am höchsten hielt, und kam ebenso zum Ehepaar Herzogenberg: der Widerhall, den es hier fand, war ihm ein Gradmesser für Wert und Wirkung des Stückes überhaupt und öfter ein Anlaß, zu ändern und zu bessern.

Frau v. Herzogenberg war sich aber auch ihres starken Musikinstinktes bewußt — der Instinkt urteilt ja in der Kunst und vielleicht auch sonst unendlich viel sicherer, als aller Verstand — und war sich bewußt, wie tief ihr Ernst in alles eindrang, was Brahms ihr zur Ansicht gab. Als sie einst auf eine lange Kritik über einige seiner Lieder, mit vieler heller Bewunderung aber auch einigen Ausstellungen, von Brahms etwas steifnackig bedeutet wurde, er sei nicht der Meinung, viel Gescheutes schreiben zu können, überschätze aber auch ein vorläufiges Urteil nicht, da richtete sie sich stolz auf und antwortete prompt: „Ich muß Ihnen doch sagen, daß mir so scheint, als könne man wohl bei Orchester- und Kammermusik, kaum aber bei Liedern in ihrer Knappheit und Übersehbarkeit von vorläufigem Urteil sprechen. Ich kenne die neuen Lieder doch, so gut ich sie überhaupt kennen kann, und werde in einem Jahre nicht anders über sie denken, ebenso wie ich bei den letzterschienenen nach mehrmaliger Durchsicht meine Lieblinge bestimmt erkannte."

Und dieselbe Frau, die sich heute sachverständig über die höchsten Fragen der Musik äußerte, stand morgen in der Küche und buk die schönsten Mehlspeisen oder half beim „großen Reinmachen", hielt es auch nicht für Raub, selbst ihre Einkäufe auf dem Markt zu besorgen und konnte von Nizza aus an Brahms, der diese Stadt der „argen Eleganz" wegen mied, schreiben: „Nizza elegant? Ja, so sehr, daß ich täglich früh mit dem leeren Korb auf den Markt gehe, da meine Köchin nicht dazu kommt, und, den Arm voll herrlicher Gemüse und Früchte, unter denen ein strammes Hühnerbein auch mal hervorlugt, nach Hause komme. So elegant ist Nizza. . ."

Doch ich lege die beiden Briefbände aus der Hand, denn die Lust zum Zitieren wächst bei der Lektüre unaufhaltsam. Auf zwei ganz unwesentliche Versehen, die dem kenntnisreichen Herausgeber untergelaufen sind, will ich nur der Ordnung halber noch aufmerksam machen. Der II, 50 erwähnte „junge Wolf" ist nicht der Musikhistoriker Johannes Wolf, sondern der Komponist Leopold Carl Wolf. Und Rubinstein hat nicht, wie II, 15 angemerkt wird, in seinen historischen Konzerten die gesamte Klavierliteratur in zweimal sieben Abenden im Überblick dargestellt, sondern in einmal sieben Abenden; aber er hat diese sieben Konzerte, die ihres

Preises wegen nicht jedem zugänglich waren, in einigen Städten ohne Erhebung von Eintrittsgeld wiederholt und dazu nur Musiker und Musikstudierende eingeladen.

Die Wagnerbiographie von Max Koch ist sehr behäbig angelegt: der erste Band von ziemlich 400 Oktavseiten reicht nur bis zum Ende des ersten Pariser Aufenthalts und schließt mit der Rückkehr Wagners nach Deutschland, es werden also mindestens noch zwei ebensolche Bände nötig sein, um das Werk zu Ende zu führen. Mindestens! Nun muß ich gestehen, daß ich die Notwendigkeit einer solchen Biographie nicht recht einsehe, denn das Tatsachenmaterial über Wagners Leben ist ja in dem monumentalen Werk von Glasenapp mit einem solchen Bienenfleiß zusammengetragen, daß darin kaum mehr etwas zu tun bleibt; eher wäre es nötig, kleinere Schriften zu verfassen, die das künstlerische Wesen Wagners breitern Volksschichten näher brächten, etwa in der Art von Bürkners hübschem Buch. Freilich hat Koch keine landläufige Lebensbeschreibung bringen wollen. Er knüpft an Goethes Wort an, daß es die Hauptaufgabe der Biographie sein solle, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenanschauung daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Und Koch meint, dies sei für Wagner noch zu tun, wir würden ihm erst gerecht, wenn wir den Musiker Wagner als eine der größten Erscheinungen innerhalb der Geschichte der deutschen Dichtung, des deutschen und europäischen Dramas zu erfassen suchten, unter der Voraussetzung, daß das Drama aus den allgemeinen nationalen und kulturellen Verhältnissen hervorgeht und seinerseits wieder auf sie zu wirken bestimmt ist. In diesem Sinn will er Wagners Lebensgang betrachten und dabei gerade auf die kleinen Quellen und Bächlein, welche dem künftigen Strom in seinem jugendlichen Laufe zufließen, besonders achten.

Die Erscheinung „Richard Wagner" hat jedoch bereits Chamberlain aus ihrer Zeit entwickelt, und zwar hat er die Persönlichkeit des großen Dramatikers mit Künstlergeist umfangen und ihr Monument mit Künstlerhand gestaltet. Koch dagegen sucht dem Problem auf philologischem Wege beizukommen, ohne daß ihm, so scheint mir, seine Lösung recht gelungen wäre. Er will nämlich zu viel beweisen und verwirrt dadurch die einfachen Entwicklungslinien. Bei jedem Schritt, den er tut, hält er inne, schaut um sich, sieht nach rückwärts, nach vorwärts und kommt so nur schwer von der Stelle, der Gang wird stockend, mühsam. Obwohl er ausdrücklich sagt, daß die verschiedenen Einwirkungen und Anregungen auf ein großes Menschendasein ihre Bedeutung erst dadurch erlangen, daß eine gewaltige Persönlichkeit geboren wurde und sich in Taten auslebte, zu deren fortschreitender Entwicklung diese von außen kommenden Einflüsse beitragen dürfen, so habe ich doch den Eindruck, daß in dem Buche die Schöpferkraft des Genies mit einem viel zu geringen Posten in Rechnung gestellt wird — so weit sich so etwas nach dem vorliegenden Bruchteil des ganzen Werkes behaupten läßt. Die Belesenheit und das Wissen des Verfassers sind erstaunlich, aber wenn ich zusammenrechne, was ich durch die Lektüre gewonnen habe, so ist das Resultat eine große Hochachtung vor dem Wissen Kochs, dagegen eine ziemlich undeutliche Vorstellung von der Persönlichkeit Richard Wagners, was doch gewiß nicht der Zweck der Mühe war. Das liegt nun an der Überhäufung des Buches mit Detail und an dem Bestreben des Verfassers, für alles und jedes, was in der Künstlerschaft Wagners Ereignis wird, Anregungen und Einflüsse nachweisen zu wollen; es gewinnt so schließlich den Anschein, als sei der ganze Wagner nur ein Ergebnis jener Anregungen und Einflüsse.

Dann kommt hinzu, daß ja sehr vieles von diesen Anregungsnachweisen nur Hypothese ist; mit „er wird haben", „er hat wahrscheinlich", „man darf annehmen, daß" geht der Verfasser gar zu ausgiebig vor. So lesen wir: „Wenn Adolf Wagner seinem Neffen von der Aufführung des von den Theatern zurückgewiesenen Schauspiels

‚Eginhard und Emma' erzählte, so wurde von dem leidenschaftlichen Bewunderer der Fouquéschen Werke ganz sicher auch seines Freundes Nibelungen-Trilogie und der Wunsch, sie gespielt zu sehen, erörtert. In Richard Wagners Nibelungenring treten offensichtlich Anklänge an den ersten Teil von Fouqués ‚Held des Nordens' hervor. Wir können also auch für des Meisters gewaltigste Dichtung erste Anregungen im Verkehr zwischen Onkel und Neffen entdecken." O, o! Und dabei wissen wir doch aus Wagners Briefen und Schriften ganz genau, wie er zum „Ring des Nibelungen" gekommen ist.

Über Wagners Universitätszeit heißt es unter anderm: „Durch die Erzählungen seines Oheims ‚wird' die Lust in ihm geweckt sein, eine Vorlesung des berühmten Philologen Hermann zu hören; da er sich auf der Kreuzschule für die durch Creuzers Symbolik hervorgerufenen Streitigkeiten interessierte[1]), wird er ‚vermutlich' auch von Hermanns Gegenschriften Kenntnis genommen haben; auch Flathes Vorlesungen über griechische Mythologie ‚würden in den Interessenkreis wenigstens des Dresdner Gymnasiasten Wagner gefallen sein'; er ‚konnte' auch bei Krug allerlei Philosophisches hören, und ‚wird durch seinen Onkel auch wohl in Erfahrung gebracht haben', daß Krugs Gattin einstens als Wilhelmine v. Zeugen die Braut des unglücklichen Heinrich v. Kleist gewesen war." So geht es weiter, es werden uns auf mehreren Seiten alle Vorlesungen aufgezählt, die auf Wagner ‚Anziehungskraft ausgeübt haben könnten', aber nirgends kann nachgewiesen werden, daß er auch nur eine von ihnen wirklich besucht hat. Was kann das nun wohl für einen Zweck haben? Viel besser orientiert uns Richard Wagner selbst mit einem einzigen Satz über seine Studentenzeit, indem er sagt, er habe die Universität zwar mit der Absicht bezogen, Philosophie und Ästhetik zu hören, aber fortfährt: „Von dieser Gelegenheit, mich zu bilden, profitierte ich so gut als gar nicht; wohl aber überließ ich mich allen Studentenausschreitungen, und zwar mit so großem Leichtsinn und solcher Hingebung, daß sie mich bald anwiderten."

Das will Koch nun allerdings nicht glauben, er meint vielmehr: „Die späteren Kenntnisse Wagners, insbesondere seine stets regen philosophischen Interessen zeigen, daß er die Studentenzeit doch nicht so unausgenützt verstreichen ließ, wie es nach seiner Selbstanklage scheinen möchte." Also Kenntnisse kann man sich wirklich nur auf der Universität aneignen, nicht etwa durch Selbststudium? Stünde nicht auf dem Titelblatt, daß Koch Universitätsprofessor ist, nach dieser Äußerung würde ich's gewußt haben.

Bedauerlich ist es, daß dem Verfasser so gar kein Künstlerblut in den Adern fließt, und daß er zur Musik augenscheinlich nur entfernte Beziehungen hat. Denn sonst würde er nicht in dem immer wiederkehrenden Paukenschlag der von Dorn gespielten Wagnerschen Ouvertüre „den ersten noch ungeschickten Ansatz in Anwendung der musikalischen Leitmotive" sehen, würde sich nicht bei der Besprechung von Wagners ersten Kompositionen auf Rud. M. Breithaupt und W. Tappert berufen, sondern lieber selbst nachschauen, würde nicht die B-dur-Sonate mozartisch finden, da sie doch Beethovenschen Vorbildern nachgeformt ist und besonders im Larghetto dem langsamen Satz von Beethovens D-dur-Sinfonie Schritt für Schritt folgt, und würde vielleicht manches andre noch anders geschrieben haben, z. B. nicht von der „Notwendigkeit" einer Neubearbeitung des „Don Juan" sprechen, wo wir doch heute erkannt haben, daß die Originalfassung für die Aufführung des „Don Juan" das einzig mögliche ist, und auch nicht bei Gelegenheit von Wagners erstem Aufenthalt in Prag meinen: Da (Fr. Dionys) Weber gerade zwischen 1830 und 1839 die vier Teile seines ‚Theoretisch-praktischen Lehrbuchs der Harmonie und des Generalbasses' erscheinen ließ, dürfen wir Wagners Beschäftigung mit dem Lehrbuch als *sicher*, als *wahrscheinlich* auch die mit Webers ‚Theoretisch-praktischem Handbuch der Tonsetzkunst' voraussetzen." Ach nein! Vielmehr ist hundert gegen eins zu wetten, daß Wagner diese Bücher nie gelesen hat, denn er war doch Komponist, Künstler, nicht Theorieschüler, und trug sich bereits mit großen Opernplänen. Daß ein Komponist die Vervollkommnung seines Künstlertums in dem Studium von Lehrbüchern

[1]) D. h. das Interesse Wagners für Creuzer war doch nur ein negatives, denn aus einem Brief an Lewald erfahren wir, daß er der „Creuzerschen Symbolik Tod schwur".

und nicht vielmehr im Studium von Kunstwerken und im eignen Schaffen sucht, das kann eben nur jemand annehmen, der der Kunst meilenfern steht.

Was mich an dem Buch unangenehm berührt, ist der gereizte Ton, mit dem Koch über alle spricht, die andrer Meinung sind als Wagner, oder die sich seinen Werken gegenüber ablehnend verhalten haben. Heinrich Dorn ist „einer der bösartigsten Feinde und Verleumder des Meisters," Clara Schumann hat gegen ihn einen „bittern, anhaltenden Haß gehegt und betätigt", der „hochmütig pedantische Moritz Hauptmann" ist der „richtige Beckmesser", usw. Ihren Gipfel erreichen diese ausfallenden Bemerkungen in einer Äußerung über die bekannte Erklärung einiger Künstler gegen Brendels „Neue Zeitschrift für Musik." Koch spricht über den Beschluß des Frankfurter Bundestages, der die Schriften des sogenannten „Jungen Deutschlands" verbot, und fährt fort: „Wie hätte Wagner damals ahnen können, daß fünfundzwanzig Jahre später gegen die von ihm selbst und Liszt geschaffene „neudeutsche Richtung" in der Musik ein ähnliches, Vergangenheit und Zukunft verdammendes Ketzergericht ergehen sollte! Der berüchtigte Aufruf, mit dem 1860 Brahms, Julius Otto Grimm, Joachim und Bernhard Scholz den Bann über Wagner und die Grundsätze wie Erzeugnisse der weimarischen Schule aussprachen, ist ein würdiges Seitenstück zu der monumentalen Torheit des Bundestagsbeschlusses."

An dieser Ausführung ist alles falsch: die Tatsachen, der Vergleich und der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt. Erstens: der „berüchtigte Aufruf" ist niemals erlassen worden, sondern er ist, noch ehe die Verfasser unter sich über den Wortlaut einig waren, und noch ehe sie den bestimmten Entschluß gefaßt hatten, ihn überhaupt zu veröffentlichen, entweder gestohlen oder von einem Unehrlichen ausgeliefert und im Berliner „Echo" abgedruckt worden. Es ist charakteristisch für die Leute, die wegen jener Erklärung in Aufregung geraten, daß noch keiner von ihnen über die eminente Unanständigkeit dieses Verfahrens sich entrüstet hat. Zweitens: zwischen dem Bundestagsbeschluß und diesem Aufruf bestünde, selbst wenn er von den Urhebern veröffentlicht wäre, nicht die mindeste Analogie, denn der Bundestag hatte in der Tat die Macht in der Hand, die Schriften des Jungen Deutschland zu verbieten, während es sich hier nur um die Äußerung einer Meinung, einer künstlerischen Überzeugung handelte, die einer andern Meinung entgegentrat, aber ohne auch nur im geringsten imstande zu sein, jene andre Meinung zu hindern. Ferner war die Erklärung zunächst gegen Brendels Zeitschrift gerichtet, die fortwährend die Meinung verbreitete, es stimmten im Grunde die ernster strebenden Musiker mit der von ihr vertretenen Richtung überein, und es wäre überhaupt, namentlich in Norddeutschland, der Streit für und wider die sogenannte Zukunftsmusik, und zwar zugunsten derselben, ausgefochten. Gegen diese Entstellung der Tatsachen nun protestierten die Unterzeichner des Aufrufentwurfes und fügten hinzu, daß sie die in der Brendelschen Zeitschrift ausgesprochenen Grundsätze nicht anerkennten und die Produkte der Führer und Schüler dieser Richtung „als dem innersten Wesen der Musik zuwider, nur beklagen oder verdammen könnten". Und da steht nun Koch auf dem Standpunkt, daß die „Neudeutschen" zwar das Recht hatten, ihre Meinung wöchentlich einmal in alle Welt hinauszuschreien, daß die andern aber, die ihre Überzeugung doch ebenfalls für berechtigt halten durften, stillschweigen mußten. Ist ein solcher Mangel an Einsicht denn wirklich heute noch möglich? Es kann doch kein unterrichteter Mensch bei dem jetzigen Stand der Kunstwissenschaft noch von Recht oder Unrecht sprechen, wenn zwei verschiedene Kunstanschauungen sich feindlich gegenüberstehen, so wenig ein philosophischer Geist behaupten wird, in religiösen Überzeugungen könne einer dem andern, der Jude dem Christen, der Mohammedaner dem Juden gegenüber, im Recht oder im Unrecht sein! Die „monumentale Torheit", deren Koch Brahms und Joachim mit dreistem Mut bezichtigt, ist also gewiß nicht auf seiten dieser Männer zu finden, sondern — bei jemand anderm.

Das lustigste ist aber, daß Koch selber gelegentlich auf „unsre heutigen Modekomponisten" einen Seitenhieb führt und ihnen vorwirft, daß sie so ziemlich das

Gegenteil von dem befolgten, was Wagner rät, nämlich nie eine Tonart zu verlassen, solange sie irgend ihre Gedanken noch in ihr ausdrücken könnten, daß er also hier dasselbe etwa tut, was er andern Leuten so sehr verdenkt. Denn wie, wenn „unsre heutigen Modekomponisten" von einer späteren Generation zum Range eines Wagner erhoben würden, — was bei der Flüssigkeit des Kunstgefühls gewiß nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt — und wenn ihre Biographen nun wiederum Max Koch als „hochmütig-pedantischen Beckmesser" abtäten? So wäre des Schimpfens kein Ende! Und ich dächte doch, vom Schimpfen in Sachen Wagner hätten wir noch gerade genug.

Man verzeiht heftige Worte aber gern einem Schriftsteller wie Glasenapp, der die Kämpfe um Richard Wagners Kunst mit durchgefochten und bei der Abfassung seiner großen Biographie sich noch in erregter Kampfesstimmung befunden hat; daß er in den späteren Auflagen dies charakteristische Moment nicht tilgen mochte, wird ihm der Leser nicht verübeln, selbst wenn er finden sollte, daß Glasenapp denen Unrecht tut, die aus Überzeugung dem Wirken Wagners entgegentraten. Das Neue kann sich doch nur im Kampf durchsetzen; die Kunst ist mir immer verdächtig, die sofort mit offnen Armen empfangen wird, denn gewöhnlich zeigt es sich bald genug, wie flach sie war. Und Kampf ist noch am ehesten geeignet, die große Masse, die der Kunst gegenüber für gewöhnlich dumpf und stumpf bleibt, aufzurütteln und zur Anteilnahme zu zwingen.

Dieser fünfte Band vom „Leben Richard Wagners" behandelt den wichtigsten Abschnitt, nämlich „Bayreuth", die Geschichte des ersten Festspiels mit dem, was sich unmittelbar anschloß, die pekuniären Bedrängnisse des Meisters und seine Sorgen, wie der große Fehlbetrag zu decken sei. Glasenapp hat alles, was von Einzelschriften über diese Periode erschienen ist, auf das sorgsamste benutzt, soweit es ihm für seine Zwecke dienlich schien, aber naturgemäß auch vieles unerwähnt beiseite gelassen, denn es ist ihm durchaus zuzustimmen, wenn er sagt: „Das Bedeutende liegt niemals in der Masse der Einzelheiten; aus der materiellen Anhäufung vieler kleiner Züge, selbst wenn ihre Echtheit zu erweisen wäre, wird niemals ein Bild des Großen entstehen."

Im Beginn des Buches werden die Porträts der Männer, von denen Wagner in Bayreuth selbst die tätigste Förderung erfuhr, Munckers, Feustels und dessen Schwiegersohns Groß, mit liebevoller Wärme gezeichnet, dann die Vorarbeiten für die ersten Festspiele mit ihren tausend verdrießlichen Kleinigkeiten geschildert und endlich vom großen Ereignis selbst erzählt, das so viele künstlerische Erhebungen brachte und in eine so bittere Enttäuschung auslief. Aber in keiner andern Periode seines Lebens zeigte Wagner wohl so deutlich erkennbar, eine wie riesenhafte geistige Spannkraft, welche Energie und Zähigkeit des Charakters er besaß, als gerade hier. Nicht allein, daß er alle Hemmnisse siegreich überwand, er fand auch unter all den Geschäften noch Zeit und Sammlung zu eigener produktiver Tätigkeit, und ließ, selbst als alles zusammenzubrechen schien, den Mut nicht sinken, sondern kämpfte sich hocherhobenen Hauptes durch die pekuniäre Niederlage hindurch. Neben der Darstellung der Hauptereignisse nimmt Glasenapp dann mancherlei Exkurse vor und teilt über Persönlichkeiten, die mit Wagner in engere Berührung traten, Näheres und immer Interessantes mit, wobei unter anderm auch recht gute Bemerkungen über das Verhältnis Nietzsches zu Wagner abfallen. Über Niemann sagt der Verfasser einmal: „Niemanns geniale Veranlagung hatte eine Beschränkung: er konnte durch fremde Unterweisung, selbst durch die des Meisters, nichts lernen, er konnte alles nur aus sich herausbringen, der ganze umfassende Probenapparat, die hohe Schule des Bayreuther Stils war nichts für ihn, er störte ihn nur." Umgekehrt — nicht eine Beschränkung seiner Anlagen war dies, sondern der Beweis dafür, daß er eine wirklich geniale Natur war; denn nur was der reproduzierende Künstler aus dem eigenen Innern gewinnt, ist sein wirklicher Besitz, und nur durch ihn erlangt er die Kraft, zu rühren und hinzureißen. Das hat Niemann Richard Wagner so teuer gemacht, und das macht ihn auch uns unvergeßlich.

Carl Krebs.

γ. **Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour.** Von Pierre del Rothac. Deutsch von Dr. Th. Müller-Fürer. Berlin, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Marquise de Pompadour. Von Carry Brachvogel. Leipzig, Friedrich Rothbarth. O. J.

Gleichzeitig erschienen diese beiden Werke über einen oft behandelten Stoff, beide aber anziehend und wertvoll in ihrer Art. Wenn Rothac ein auf Grund der Quellen eingehend entworfenes Lebensbild vorlegt, so begnügt sich Brachvogel mit einer Skizze, die sich in das Gesamtwerk „Die Frau" einzufügen hat. Beide haben die Tendenz, die unhistorische Legendenbildung durch Geschichte zu ersetzen; wenn das dem Leser sich erst allmählich aufdrängt, so liegt der Grund in dem Stoffe, der zu pikant ist, als daß die Darstellung davon unbeeinflußt bleiben könnte, und beide Schriftsteller geben sich diesem Zwang offenbar auch nicht ungern hin. Schließlich bleibt der Eindruck, daß die Marquise nur verstanden und gerecht beurteilt werden kann auf dem Hintergrund einer Zeit und einer gesellschaftlichen Schicht, der praktisch jede Vorstellung von der Heiligkeit der Ehe fehlt; daß sie den König, der zur Schwermut neigt, durch ihre geistigen Vorzüge mehr noch als durch ihre körperlichen zu fesseln und zu unterhalten verstand; daß sie als Mitglied des freigeistigen und antijesuitischen Kreises ihre ausgeprägte historische Stellung hat, und daß, „wenn der König in 19 Jahren 36 Millionen für sie ausgab, mit ihr die ganze Kunst Frankreichs von der königlichen Goldflut getrunken hat und sie bei ihrem Tode an barem Geld nur 37 Louisdors hinterließ" (Brachvogel S. 77).

γ. **Handelsgeschichte des Altertums.** Von Professor E. Speck, Oberlehrer am Realgymnasium in Zittau. Drei Bände. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1901—1906.

Wir haben den ersten Band dieses Werkes im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahre 1901 besprochen; nunmehr liegt das Ganze bis zum Jahre 476 n. Chr. vor. Im ersten Bande hat Speck die Handelsgeschichte der orientalischen Völker dargestellt; der zweite ist den Griechen, der dritte den Karthagern, Etruskern und Römern gewidmet. Man darf dem Verfasser das Zeugnis nicht versagen, daß er mit großem Fleiß aus den besten zurzeit vorhandenen Werken das Wesentliche gesammelt und trotz des weitschichtigen Stoffes eine sehr angenehm lesbare Darstellung geliefert hat. Freilich will uns scheinen, als ob er die Partien, in denen er den allgemeinen Hintergrund der Handelsbeziehungen schildert, hätte erheblich kürzer fassen dürfen; manchmal sieht es fast so aus, als ob er geradezu einen Abriß der alten Geschichte habe schreiben wollen. So wird z. B. bei den Karthagern (Bd. III, erste Hälfte, S. 124 ff.) auch das abgehandelt, was wir von der geistigen Kultur der Karthager wissen; wir erhalten eine nicht sehr kurze Übersicht über die punischen Kriege usw. Daß Speck auch die neuesten Ergebnisse der Ausgrabungen umsichtig zu Rate gezogen hat, nimmt man öfters wahr; so weist er (Bd. III, 1, S. 171) darauf hin, daß in den karthagischen Gräbern Erzeugnisse ägyptischer Kunst gefunden worden sind, und daraus der Verkehr Karthagos mit Ägypten — zu Wasser und gewiß auch zu Lande über die Kyrenaika — festgestellt ist. Bezüglich der bei den Toten gefundenen Amulette sagt er (Bd. III 1, S. 125) richtig, daß sie die Grabesruhe sichern sollten. Die Entdeckungsfahrt des Pytheas wird (Bd. II, S. 474) etwas kurz abgetan; Thule wird nicht auf Norwegen, sondern auf die Shetlandsinseln bezogen.

γ. **Aus Krieg und Frieden.** Kulturhistorische Bilder aus einem Familienarchiv. Von Heinrich Freiherrn v. Langwerth-Simmern. Wiesbaden, August Deffner. 1906.

Vier Lebensbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert werden uns hier aus den Akten des Langwerth-Simmernschen Archivs vorgeführt, das eines Soldaten aus der Zeit der Raubkriege Ludwigs XIV.; das eines katholischen Prälaten um 1700; das der Mutter des Reichsfreiherrn v. Stein, Henriette Karoline v. Langwerth-Simmern; endlich das Ernst Eberhard Kunos v. Langwerth-Simmern, der in der „deutschen Legion" gefochten hat und bei Talavera als Brigadegeneral unter Wellington am 28. Juli 1809 gefallen ist. Das Buch enthält reichhaltige und interessante Beiträge zur Kriegs- und Kulturgeschichte, für die man dem Verfasser zu Dank verpflichtet ist. Steins Mutter erscheint als eine Frau von sehr guten Absichten, die den Strömungen der Zeit sich nicht verschloß, heftig und eigenwillig, aber mit den Jahren ausreifend und sich läuternd, so daß sie schließlich dem Familienkreise ihren Stempel aufdrückte. Die Religion war von Jugend auf ihr Halt; darin wurzelten ihre Liebe, ihre Treue und ihr Mitgefühl.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, naheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alvor. — Das neue Shakespeare-Evangelium. Von Peter Alvor. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Mit 5 Porträts, 4 Unterschriften und 2 Brieffaksimiles. Hannover, Adolf Sponholtz. 1907.

Arelrod. — Hermann Sudermann. Eine Studie von Ida Arelrod. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Barre. — La menace allemande. Par André Barre. Paris, Louis Michaud. S. a.

Barres. — In deutschen Heeresdiensten. Von Maurice Barrès. Autorisierte Übersetzung von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm. 1907.

Bartels. — Deutsche Literatur. Einsichten und Aussichten. Von Adolf Bartels. Leipzig, Ed. Avenarius. 1907.

Bierbaum. — Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings. Von Otto Julius Bierbaum. Zwei Bände. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Bleibtreu. — Der wahre Shakespeare. Von Karl Bleibtreu. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Body. — Aus eines Mannes Mädchenjahren. Von R. D. Body. Vorwort von Rudolf Presber. Nachwort von Magnus Hirschfeld. Berlin, Gustav Riede Nachf. O. J.

Braun. — Die belgischen Jesuitenkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Gotik und Renaissance. Von Joseph Braun. Mit 73 Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Bresler. — Religionshygiene. Von Joh. Bresler. Halle, Carl Marhold. 1907.

Constantin. — Le rôle sociologique de la guerre et le sentiment national. Par A. Constantin. Paris, Alcan. 1907.

Coynart. — Une petite nièce de Lauzun. Par Ch. de Coynart. Paris, Hachette et Cie. 1907.

Daenell. — Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von E. Daenell. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Daudet. — Lettres du Cte. Valentin Esterhazy à sa femme. 1784—1792. Avec une introduction et des notes par Ernest Daudet. Paris, Plon. 1907.

Dejean. — Un préfet du consulat. Jacques-Claude Beugnot. Par Etienne Dejean. Paris, Plon. 1907.

Deroulede. — Kriegstagebuch 1870. Von Paul Deroulede. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Budapest, G. Grimm. 1907.

Deussen. — Die Geheimlehre des Veda. Ausgewählte Texte der Upanishads. Aus dem Sanskrit übersetzt. Von Paul Deussen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1907.

Dohna. — Napoleon im Frühjahr 1807. Ein Zeitbild vom Burggrafen und Grafen Hannibal zu Dohna. Mit einem Vorwort von Georg Burggrafen zu Dohna-Finckenstein und mit 14 Abbildungen. Leipzig, Georg Wigand. 1907.

Donath. — Physikalisches Spielbuch für die Jugend. Zugleich eine leichtfaßliche Anleitung zu selbständigem Experimentieren und frohlichem Nachdenken. Von B. Donath. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 166 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1907.

Ebner-Eschenbach. — Aus meinen Schriften. Ein Buch für die Jugend. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Ebner-Eschenbach. — Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Ebner-Eschenbach. — Zwei Komteßen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Achte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Enthoven. — Lob der Heilkunst. Ein Vortrag des Desiderius Erasmus von Rotterdam. Aus dem Lateinischen übertragen und erläutert von Ludwig Enthoven. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Erinnerung, Zur, an B. A. Tuncer. 1749—1807. — Eine Auslese aus seinen Gedichten nebst einigen seiner Vignetten. Bern, gedruckt bei Gustav Grunau. 1907.

Estève. — Byron et le romantisme français. Par Edmond Estève. Paris, Hachette et Cie. 1907.

Ferry. — De Moukden à Nancy. Par Edmond Ferry. Paris, Chapelot et Cie. 1907.

Frimmel. — Beethoven. Studien von Th. von Frimmel. II. Bausteine zu einer Lebensgeschichte des Meisters. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Fröhlich. — Kleines Lexikon der deutschen Nation. Eine Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte. Von Franz Fröhlich. Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1907.

Fromm. — Lieder und Bewegungsspiele für das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin gesammelt, zusammengestellt und bearbeitet von Else Fromm. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1907.

Fuchs. — Deutsche Form. Betrachtungen über die Berliner Jahrhundertausstellung und die Retrospektive. Mit einer Einleitung: Von den letzten Dingen in der Kunst. Von Georg Fuchs. Zweite Auflage. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Greve. — Maurermeister Jakob Haus. Roman von Felix Paul Greve. Berlin, Karl Schnabel. 1907.

Grimm. — Homers Ilias. Von Herman Grimm. Zweite Auflage (in einem Bande). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Guttreu. — Geldmenschen. Schattenbilder nach dem Leben gezeichnet von Fritz Guttreu. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Hamelin. — Essai sur les éléments principaux de la représentation. Par O. Hamelin. Paris, Alcan. 1907.

Henkel. — Hermann und die Cherusker. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fr. Henkel. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Jacobsen. — Ebbe und Flut. Erzählung aus der Zeit der Vereinigung Schleswig-Holsteins. Von Johannes Jacobsen. Flensburg, G. Soltau. O. J.

Iros. — Von Liebe und Leid. Gedichte und Skizzen von Ernst Iros. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Kästner. — Sozialpädagogik und Neuidealismus. Grundlagen und Grundzüge einer echten Volksbildung mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rudolf Euckens. Von O. Kästner. Leipzig, Roth und Schunke. 1907.

Kamilaar. — Frauen von heute. Novellen von Gisela Kamilaar. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Kiesinger. — Die Vertagung, Schließung und Auflösung des deutschen Reichstages in ihren rechtlichen Voraussetzungen und Wirkungen. Von W. Kiesinger. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1907.

Kilian. — Goethes „Faust" auf der Bühne. Beiträge zum Probleme der Aufführung und Inszenierung des Gedichtes. Von Eugen Kilian. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Kjölenson. — Nachfolge Goethes. Von Hjalmar Kjölenson. Leipzig, Richard Wolte. 1907.

Klemperer. — Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke. Von Victor Klemperer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Kremer. — Neinia. Denkversuche. Von O. K. Kremer. Wien und Leipzig, Eduard Beyer. 1907.

Kreyer. — Leo Kasso. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Max Kreyer. Bauer, Oskar Hellmann. O. J.

Krüger. — Das Papiergeld. Seine Idee und ihre Träger. Von Gustav Krüger. Gießen, Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.

Krümmel. — Handbuch der Ozeanographie. Von Otto Krümmel. Erster Band. Stuttgart, J. Engelhorn. 1907.

Külpe. — Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung von Oswald Külpe. Mit einem Bildnisse Kants. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Lavertenz. — Der letzte Wendenfürst. (Die Sage von Schlonerin.) Historischer Roman aus dem zwölften Jahrhundert. Von Ritter Lavertenz. Mit Zeichnungen von O. A. Groß. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Verlagsanstalt „Kosmos". O. J.

Lavertenz. — Eine lustige Orientfahrt. Von Victor Lavertenz. Reich illustriert. Leipzig, Friedrich Kirchner. O. J.

Lebenswerte. — Illustrierte Essays für reife Menschen. Herausgegeben von Elisar von Kupffer und Eduard von Mayer. — Heft I. Olympia und Golgatha. Von Elisar von Kupffer. — Heft II Das Märchen der Naturwissenschaft. Von Eduard von Mayer. — Heft III. Heiland Kunst. Ein Gespräch in Florenz. Von Elisar von Kupffer. — Heft IV. Der Dienst des Geldes. Wie werde ich reich? Von Eduard von Mayer. Jena, Hermann Costenoble.

Magne. — Madame de Villedieu. (Hortense des

[illegible] I & II. Par Emile Magne. Paris, [illegible] du Mercure de France. 1907.

Marthaler Tagebuchblätter, II. — Herausgegeben von [illegible]. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta [illegible]. 1907.

Maugras. — La marquise de Boufflers et son fils le chevalier de Boufflers. Par Gaston Maugras. Avec un portrait en héliogravure. Troisième édition. Paris, Plon. 1907.

Menke-Glückert. — Goethe als Geschichtsphilosoph und die geschichtsphilosophische Bewegung seiner Zeit. Von E. Menke-Glückert. Mit einer Einführung zu den Beiträgen von Karl Lamprecht. Leipzig, R. Voigtländer. 1907.

Miegnet. — Die Einsamen. Novellenfolge von Wilhelm Miegnet. Minden i. W., J. C. C. Bruns. [illegible].

Naaff. — Zehn Sommer. Lieder und Gedichte aus dem Lebensbuche eines Wandernden. Von Anton August Naaff. Sechste Sammlung. Wien, „Lyra"-Verlag. 1906—07.

Nehls. — Der Weg zur Sonne. Geschichten und Märchen von Hans Nehls. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Noad. — Deutsches Leben in Rom 1700—1900. Von Ernestine Noad. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Ollan. — Schutt. Von Fr. Ollan. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Pfeiler. — Lehrbuch für den Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten. Von W. Pfeiler. Vierter, fünfter und sechster Teil. Breslau, Ferdinand Hirt. 1904—1907.

Poritzky. — Meine Hölle. Von J. E. Poritzky. Berlin (Sammlung menschlicher Dokumente), Schleswiger Ufer 6.

Pourpardin. — Les institutions politiques et administratives des principautés lombardes de l'Italie méridionale. Étude suivie d'un catalogue des actes des princes de Bénévent et de Capone. Par René Poupardin. Paris, Honoré Champion. 1907.

Prorók. — Ketzereien. Keimzellen einer Philosophie. Von Julian Prorók. Dorpat und Leipzig, Fritz Schledt. O. J.

Rauch. — Mit Graf Waldersee in China. Tagebuchaufzeichnungen von Fedor von Rauch. Mit drei Skizzen und zehn Anlagen. Berlin, F. Fontane & Cie. 1907.

Ritter. — Die Philosophen. Lustspiel in vier Akten von Karl Ritter. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Rodenberg. — Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Roeder. — Michelangelo. Ein Beitrag zu seinem Seelenleben von Oswald Roeder. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Ruemann. — Psyche Tyrannos. Von Wilhelm Ruemann. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Samson-Himmelstjerna. — Betrachtungen von H. v. Samson-Himmelstjerna. I. Ewigkeit. — II. Über Geistesfreiheit. Dorpat und Leipzig, Fritz Schledt. 1907.

Sauder. — Eine Gymnasiasten-Tragödie in vier Aufzügen. Von Robert Sauder. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Schaukal. — Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten. Mitgeteilt von Richard Schaukal. Zweite verbesserte Auflage. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Schirokauer. — Junges Volk. Roman von Alfred Schirokauer. Berlin, F. Fontane & Co. 1907.

Schmidt. — Geduld. Von Richard Schmidt. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Schmidt-Steinbeniels. — Wen soll ich heiraten? Eine neue Antwort auf eine alte Frage. Von Schmidt-Steinbeniels. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Schmidt — Möller — Radczwill. — Schönheit und Gymnastik. Zur Ästhetik der Leibeserziehung. Von F. A. Schmidt, R. Möller, M. Radczwill. Mit 40 Bildern. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Schnackenburg. — Zeitgedichte und Epigramme. Von Max Schnackenburg. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Schneider. — Kultur und Denken der alten Ägypter. Von Hermann Schneider. Leipzig, R. Voigtländer. 1907.

Schüler. — Staatsanwalt Alexander. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Karl Schüler. Berlin, L. Treuer & Co. L. J.

Schultz. — Altjonische Mystik. Erste Hälfte. Von Wolfgang Schultz. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1907.

Schwingel. — Fips der Schneider und andere lustige Possen und Schwänke. Von Paul Schwingel. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Solger. — Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Von K. W. F. Solger. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Sonnenfels. — Wanderlieder. Von Falk v. Sonnenfels. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Spiro. — Geschichte der Musik. Von Friedrich Spiro. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Sternberg. — Fahnen. Gedichte von Leo Sternberg. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Stieber. — Ein Paar aus dem großen Gewimmel. Neue Geschichten festgehalten von Ferdinand Stieber. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. 1907.

Stolzenburg. — Gedichte. Von Wilhelm Stolzenburg. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Strasburger. — Mit auf die Lebensreise. Weisheiten und Torheiten. Von Egon Hugo Strasburger. Berlin, Schall und Rentel. O. J.

Strzygowski. — Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für jedermann. Von Josef Strzygowski. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Thiele. — Mutterschaft. Schauspiel in drei Akten von Adolf Eberhard Thiele. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1907.

Ticho. — Aus Stunden der Sehnsucht. Gedichte von Robert Ticho. Brünn, L. u. A. Brecher. 1907.

Unold. — Monismus und Klerikalismus. Von J. Unold. Bradwede i. W., W. Brettenbach. 1907.

Viebig. — Absolvo te. Roman von Clara Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1907.

Violet. — Violets Berufswahlführer. Der Jurist inner- und außerhalb des Staatsdienstes. Eine Übersicht über sämtliche auf Grund des juristischen Studiums ergreifbaren Berufe. Stuttgart, Wilhelm Violet. 1907.

Voll. — Vergleichende Gemäldestudien. Von Karl Voll. Mit 50 Bildertafeln. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Waldeck. — Metamorphose im Batonverwald. Komödie in fünf Aufzügen. Von Oskar Waldeck. Wien, Szelinski & Co. 1907.

Werner. — Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. Von Adolf Werner. Berlin und Leipzig, Walther Rothschild. 1907.

Widmann. — Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und in Italien. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 1907.

Wilkins. — Doctor Gordon. By Mary E. Wilkins. London, T. Fisher-Unwin. 1907.

Wirtschafts-Atlas unserer Kolonien zu Grotewold: unser Kolonialwesen und seine wirtschaftliche Bedeutung. Bearbeitet von Sprigade und M. Moisel. — Herausgegeben vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee, wirtschaftlichen Ausschuß der deutschen Kolonial-Gesellschaft Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz.

Wolfer. — Gedichte. Von Friedrich Wolfer. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Zabel. — Russische Kulturbilder. Erinnerungen und Erlebnisse von Eugen Zabel. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Ziebarth. — Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf einer Tafel. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.131

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY